

Knaur.

Jörg  
Kastner

# Engels- papst

MYSTERYTHRILLER



**Jörg Kastner**

# **Der Engelspapst**

# Buch

Am Beginn des neuen Jahrtausends gibt ein neuer, offenbar liberal gesinnter Papst der Welt Hoffnung. Umso größer ist das Entsetzen, als hinter den Mauern des Vatikans der Kommandant der Schweizergarde ermordet wird.

Alexander Rosin, der Neffe

des Toten, registriert  
Ungereimtheiten in der  
offiziellen Version des  
Tathergangs und beginnt  
zusammen mit der jungen  
römischen Journalistin Elena  
Nachforschungen  
anzustellen. Dabei stoßen sie  
auf die Spur einer  
Geheimgesellschaft und  
eines geheimnisvollen  
Smaragds.

Alle Hinweise führen

schließlich zu einer  
ungeheuerlichen Frage: Ist  
der neue Pontifex der bereits  
im Mittelalter prophezeite  
Engelspapst – oder der  
Antichrist?

ISBN: 3502113572

Verlag: Scherz

Erscheinungsjahr: 2000

**Dieses E-Book ist nicht zum  
Verkauf bestimmt!!!**

Via Leone IV.

den Vulkanischen Museen

Vulkanische Museen  
Befriedungshof

Vulkanische Museen  
Observatorio Romano  
Via di Porta Anglica

Cortile della Pigna  
Hauptpost

Papstliche Druckerei  
die S. Anna dei Palafrenieri

seine der Schweizer Garde

Vulkanischer Palast

Damenhof

Vulkanische Kapelle

Sala Regia

Palazzo di Braccio

Cortile dei Bernini

Peterson

Piazza Pio XII.

Petersonplatz

Pallo della Compagnie

Botanischen

Postamt

Pallo della Compagnie

S. Maria della Pietà

Sakristei

Audienzhalle

Piazza Santa Maria

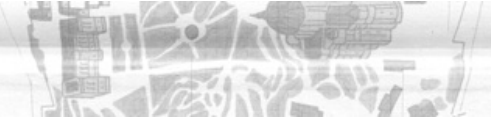
Largo di Porta Cavalleggeri

Zugang zu

Klo

Klo

Klo



mit der Wärmeschicht



*Für Andrea und Roman  
Hocke,*

*ohne die Rom nur eine Stadt  
geblieben wäre.*

*Weiterer Dank gilt meiner  
Frau Corinna, die Rom mit  
mir erkundet und das  
Manuskript kritisch gelesen  
hat.*

JK



*Ich will dir die Schlüssel des  
Himmelreichs geben, und was  
du auf Erden bindest, wird  
auch im Himmel gebunden  
sein, und was du auf Erden  
löst, wird auch im Himmel  
gelöst sein.*

*(Matthäus 16.19)*

*Das Verlorene werde ich  
suchen, das Versprengte  
zurückholen, und das  
Verwundete verbinden, und  
das Schwache werde ich*

*stärken; aber das Fette und  
Starke werde ich vertilgen  
und werde es weiden mit  
Gericht.*

*(Hesekiel 34.16)*

*Der Fremde erblickt am Ende  
des rechten Halbrunds  
merkwürdige Gestalten, die  
Kleider aus roten, gelben und  
blauen Tuchstreifen tragen:  
es sind die guten Schweizer,  
mit Hellebarden bewaffnet, in  
der Tracht des 15.*

*Jahrhunderts.*

*Damals bildeten die  
Schweizer die Hälfte aller  
europäischen Heere, und  
zwar die tapferere; daher der  
Brauch, Schweizer zu halten.*

*(Stendhal, Wanderungen in  
Rom)*

# *Prolog*

« *Habemus papam!* – Wir  
haben einen Papst! » Als  
Monsignore Gianfranco  
Tamberlani,  
Kardinalprotodiakon und  
Vorsitzender der  
Apostolischen Signatur, auf  
dem Balkon der  
Vatikanbasilika die  
feierlichen Worte ins  
Mikrofon sprach, atmete die  
vieltausendköpfige Menge

auf. Dicht  
zusammengedrängt hatten  
die aus allen Erdteilen zum  
Konklave nach Rom  
gereisten Gläubigen trotz des  
Nieselregens auf dem  
Petersplatz ausgeharrt.  
Herbeigelockt von den  
dicken weißen Rauchwolken,  
die knapp eine Stunde zuvor  
aus dem kleinen Schornstein  
der Sixtinischen Kapelle  
aufgestiegen waren. Dort  
hatten, unbeachtet von den

majestätisch über ihren  
Häuptern schwebenden  
Gestalten auf den  
leuchtenden Deckenfresken  
Michelangelos, die drei als  
Wahlprüfer ausgelosten  
Kardinäle die anonymen  
Stimmzettel und alle  
Aufzeichnungen der  
Wahlversammlung  
vorschriftsmäßig im alten  
Ofen der päpstlichen  
Hauskapelle verbrannt.  
Zusammen mit den Stäbchen,

deren chemische  
Zusammensetzung dem  
Rauch das unverkennbare  
Weiß verlieh.

Der alte Kardinal Tamberlani  
war, als er den Balkon betrat,  
für einige Sekunden der  
meistbeachtete Mann Roms  
und der ganzen christlichen  
Welt. Auf dem Petersplatz  
und vor Millionen  
Fernsehschirmen hatten  
Christen nicht nur der

römisch-katholischen  
Konfession mit  
angehaltenem Atem darauf  
gewartet, dass der  
dienstälteste Diakon unter  
den Kardinälen, dem die  
Verkündung des  
Wahlergebnisses oblag, sich  
endlich zeigte. Allen  
düsteren Prophezeiungen  
zum Trotz, dass mit dem Tod  
des letzten Papstes, der  
ausgerechnet am Karfreitag  
verschieden war, das Ende



des Papsttums, der römisch-katholischen Kirche und der ganzen Menschheit gekommen sei, hatten die im Konklave versammelten Kardinäle sich auf einen Nachfolger geeinigt.

Der weiße Rauch bewies es.

« *Habemus papam!* »

Das tausendfache Raunen und Flüstern vor Sankt Peter explodierte in einem

gigantischen Jubelschrei. Der alte ägyptische Obelisk, der sich aus der Mitte der Menge in den trüben Aprilhimmel reckte, und die Heiligenfiguren auf den Kolonnaden rings um den Platz schienen regelrecht zu erbeben.

Immer mehr *Porporati* - «Purpurne», wie der Volksmund die Kardinäle aufgrund ihrer scharlachroten

Soutanen nannte –

drängten sich auf den Balkon. Allerdings trugen sie statt des leuchtenden Purpurs die schwarzen Talare, die für die Sedisvakanz, die papstlose Zeit, vorgeschrieben waren. Nur die breiten Schärpen und die Kopfbedeckungen waren in der Ehrenfarbe der Kardinäle gehalten. Ob Schwarz oder Rot, die obersten Vertreter der

heiligen römischen Kirche interessierten die Gläubigen in diesem Augenblick nicht im Geringsten.

Unzählige Augenpaare suchten das Gewühl auf dem Balkon nach dem Mann in der weißen Soutane ab, der Farbe der Unschuld und der Reinheit, des ungebrochenen Lichts und der unbedingten Wahrheit – in der Farbe des Papstes.

Nun lenkte ein von  
Trommelwirbeln begleiteter  
feierlicher Aufzug vor der  
Vatikanbasilika die  
Aufmerksamkeit auf sich.  
Die Schweizergarde, seit  
fünfhundert Jahren  
Beschützerin des Heiligen  
Vaters, hatte zu Ehren des  
neu gewählten Oberhirten  
ihre im Blau-Gelb-Rot der  
Medici gehaltene  
Galauniform angelegt. Für  
gewöhnlich war die

prachtvolle            altertümliche  
Aufmachung            mit        den  
schwarz                glänzenden,  
federbuschbesetzten Helmen  
und den langen Hellebarden  
eine        Touristenattraktion  
ersten Ranges, aber an  
diesem Tag konnte sie die  
Menge nicht lange fesseln.

Ein Stück weißer Soutane  
schimmerte zwischen dem  
Schwarz und Rot der  
Kardinäle hindurch. Jeder,

der es sehen konnte, wusste,  
dass dort, noch verborgen vor  
den Augen der  
Öffentlichkeit, der neue  
Papst stand.

Kardinal Tamberlani breitete  
die Arme zu einer Ruhe  
einfordernden Geste aus und  
wiederholte: «Wir haben  
einen Papst – Kardinal Jean-  
Pierre Gardien ...»

Er hatte den Namen kaum  
ausgesprochen, als seine

Stimme trotz der  
leistungsstarken  
Lautsprechanlage erneut  
vom Geschrei der Menge  
übertönt wurde. Längst nicht  
alle jubelten.

Viele fragten verwirrt, ob sie  
den Namen richtig  
verstanden hätten und wer  
dieser Kardinal Gardien  
überhaupt sei. Auch die zu  
Hundertern  
zusammengekommenen



Reporter blätterten eilig in ihren Listen mit den *Papabili*, den aussichtsreichsten Kandidaten für die Nachfolge Petri. Vergebens. Erfahrene Vatikanbericht-erstatter hatten vor Beginn des Konklaves ihre eigenen Kandidatenlisten mit denen von Kollegen abgeglichen und über die am häufigsten auftauchenden Namen gründlich recherchiert.

Kardinal Gardien jedoch hatte nicht zu den Favoriten gehört.

Nur im Verzeichnis aller an der Papstwahl teilnehmenden Kardinäle war er vermerkt: Jean-Pierre Gardien, Franzose, acht-undfünfzig Jahre alt, Präsident des Rates zur Förderung der Einheit der Christen und davor Erzbischof von Marseille. Mit diesen spärlichen

Informationen versehen,  
sprachen die Live-  
Berichterstatter in die  
Mikrofone; andere Reporter  
zückten die Handys, um ihre  
Berichte durchzugeben.  
Routiniert machten sie aus  
der Nachricht im  
Handumdrehen eine  
Sensation: Wieder einmal  
war ein Nichtitaliener zum  
Papst gewählt worden, er war  
für das hohe Amt  
verhältnismäßig jung – und

zudem ein krasser  
Außenseiter!

Zu erklären war das nur mit  
der langen Dauer des  
Konklaves.

Vor neun Tagen waren die  
Wahlberechtigten – alle  
Kardinäle, die jünger als  
achtzig waren –  
zusammengekommen, um  
sich mit einer Mehrheit von  
mindestens zwei Dritteln  
plus einer aller Stimmen auf

einen Nachfolger des verstorbenen Oberhirten zu einigen. Zur Wahl trafen sie sich in der Sixtinischen Kapelle, die restliche Zeit verbrachten sie im nicht minder streng von der Außenwelt abgeriegelten Hospiz der heiligen Marta, an der anderen Seite des Petersdoms. Vier Wahlgänge pro Tag waren zugelassen, und viermal trat als Zeichen einer nicht erfolgten

Einigung schwarzer Rauch  
aus dem Schornstein, am  
ersten, am zweiten und auch  
am dritten Tag. Am vierten  
Tag spähte niemand  
neugierig in den Himmel  
über der Sixtinischen  
Kapelle; nach den  
Vorschriften für das  
Konklave diente dieser Tag  
dem Beten und vor allen  
Dingen Besprechungen unter  
den Kardinälen. An den  
nächsten drei Tagen kam es

wieder zu jeweils vier Wahlgängen, und zwölfmal stieg tiefschwarzer Rauch in den Himmel über der Ewigen Stadt. Erneut gab ein Ruhetag Zeit für Spekulationen. Die Presse mutmaßte, der konservative und liberale Flügel könnten sich nicht auf einen gemeinsamen Kandidaten einigen. Und jetzt, als ein krasser Außenseiter zum neuen Pontifex gewählt war, schien

diese Annahme bestätigt.  
Beide Lager hatten lieber  
einen unscheinbaren und, wie  
sie hofften, leicht zu  
beeinflussenden Dritten  
gewählt als den bevorzugten  
Kandidaten des anderen  
Flügels.

Für die nächste Sensation  
sorgte der  
Kardinalprotodiakon, als er  
über den neuen Papst bekannt  
gab: «... der den Namen



Custos gewählt hat.»

Custos? – Mit allem hatte man gerechnet. Mit einem neuen Clemens, Benedikt, Pius oder Gregor. Mit einem weiteren Leo, Paul oder Johannes. Auch mit einem Doppelnamen, wie er zum ersten Mal von Albino Luciani und dann von seinem Nachfolger Karol Wojtyla, Johannes Paul I. und II., gewählt worden war.

Aber Custos?

Wieder huschten die Finger der Journalisten über Listen oder tippten den Namen eilig ins Suchprogramm eines Notebooks.

Ein Custos war dort nicht zu finden, und schon ergingen die Reporter sich in Spekulationen über die Bedeutung des Namens: Wächter, Hüter, Aufseher ...

Papst Custos wartete nicht, bis sie mit ihrer Aufzählung fertig waren. Er trat an Tamberlanis Platz, direkt an der Balkonbrüstung, und gierig zoomten tausend Kameras auf den Mann in Weiß. Die jungfräuliche Soutane, angefertigt vom päpstlichen Hofschneider Gammarelli, ließ den feingliedrigen Körperbau nur erahnen. Vor jeder Papstwahl schneiderte Gammarelli drei

Soutanen, eine kleine, eine mittlere und eine große. Für den neuen Pontifex war die mittlere groß genug.

Die schmalen Augen blickten in einer Mischung aus Neugier und Unglauben auf die jubelnde Menge hinunter, aber nicht auf sie herab. Ein Blick, der Scheu verriet vor dem Amt, das ihm die anderen Kardinäle – und Gott, wie man sagte –

überantwortet hatten. Doch zugleich ein fester, verantwortungsbewusster Blick. Später hätte wohl beinahe jeder aus der riesigen Menge gesagt, der neue Oberhirte habe ihm persönlich tief in die Augen gesehen, in die Seele.

Als Custos der Stadt Rom und dem ganzen Erdkreis den Segen *Urbi et Orbi* erteilte, wuch der tosende Jubel einer

stillen Ergriffenheit. Die Augen der Gläubigen hingen an den Lippen des Papstes, als habe der Prälat Jean-Pierre Gardien mit der Nachfolge Petri nicht nur die Stellvertretung Gottes auf Erden übernommen, sondern sei selbst von göttlichem Atem gestreift worden. Schnell wurde allen klar, dass dieser Papst ein ganz besonderer Mensch war.

Erst recht, als er dem Segen eine persönliche Ansprache folgen ließ, keine vorgefertigte Rede, sondern Worte, die spontan und von Herzen kamen. Offene, ungewöhnliche Worte, die manch erfahrenen Vatikan korrespondenten und besonders die Kardinäle auf dem Balkon zu einem Stirnrunzeln veranlassten.

Wer geglaubt hatte, mit dem

neuen Papst würde die alte Ruhe und Ordnung in den Vatikan zurückkehren, sah sich grob getäuscht. Custos würde für frischen Wind sorgen, im Heiligen Stuhl und in der ganzen Weltkirche.

Aber niemand ahnte zu diesem Zeitpunkt, dass den außerordentlichen Worten schnell außerordentliche Ereignisse folgen sollten.



Ereignisse, die den Vatikan  
und die gesamte Christenheit  
bis in die Grundfesten  
erschüttern würden.

# 1

*Donnerstag, 30. April*

Wolken verdüsterten die Abenddämmerung; es war, als bräche die Nacht früher herein. Angestrengt spähte Heinrich Rosin auf die enge Fahrbahn, die von den Lichtspeeren der Scheinwerfer aus dem Dunkel gerissen wurde. Vorsichtig lenkte er den

Lancia über den schmalen  
Kiesweg, die einzige  
Durchfahrt an der Baustelle.

Rechts neben ihm gähnte der  
Abgrund. Als das  
knirschende Geräusch unter  
den Reifen verstummte und  
der Wagen wieder über die  
asphaltierte Bergstraße rollte,  
atmete er auf.

Dunkler Wald säumte die  
Straße zur Linken, und  
dunkel lag die alte Kirche

zwischen den Bäumen. Nicht ein Fenster war erleuchtet, fast wäre er vorbeigefahren. Als das Scheinwerferlicht über die brüchigen Mauern glitt, kamen ihm Zweifel, ob er den Mann, den er suchte, tatsächlich hier finden würde. Das halb verfallene Gebäude sah nicht aus, als beherberge es ein menschliches Wesen.

Rosin stellte Licht und Motor ab, stieß die Fahrertür auf

und griff nach der Kassette, die auf dem Rücksitz lag. Doch dann zögerte er, starrte den schmucklosen Kasten an und fragte sich, ob er das Richtige tat. Der neue Papst hatte sein ganzes Weltbild ins Wanken gebracht, mehr noch, es umgestürzt. Er hatte den Heiligen Vater bekehren wollen, aber Papst Custos war ein ungewöhnlicher Mann, ein sehr ungewöhnlicher. In langen

Gesprächen hatte er ihn, Heinrich Rosin, davon überzeugt, dass er den falschen Weg beschritt. Mit seinem Entschluss, sich auf die Seite des Heiligen Vaters zu stellen, war er auch zu der Erkenntnis gelangt, dass die Kasette an einen sicheren Aufbewahrungsort gehörte. Doch jetzt fiel es ihm schwer, das lang gehütete Geheimnis einem anderen zu überantworten.

Er gab sich einen Ruck, stieg aus dem Wagen und ging langsam auf die Kirche zu. Mehrere Anbauten wirkten ebenso düster und abweisend wie das alte Hauptgebäude selbst.

Gottverlassen. Als er auf dem Vorplatz stehen blieb und sich suchend umsah, erschreckte ihn eine heisere Stimme.

«Sind Sie das, Bruder

Heinrich?»

Die Stimme kam von links.  
Rosin drehte sich um.  
Zwischen zwei lang  
gestreckten Gebäuden stand  
eine Gestalt, so finster, als  
wollte sie mit der Nacht  
verschmelzen.

Er hatte die Stimme erkannt.  
Als er näher trat, erkannte er  
auch das Gesicht, obwohl es  
sich sehr verändert hatte. Die  
Haut spannte über den



Knochen wie bei einem Totenschädel, der sich für einen nächtlichen Spukauftritt notdürftig den Anschein eines menschlichen Antlitzes gab. Die schwarze Soutane stammte aus Tagen, in denen ihr Träger ein kräftigerer Mann gewesen war; sie war viel zu weit. Die Augen des Geistlichen lagen hinter dicken Brillengläsern wie hinter einem Schutzwall.

«Sie sehen schlecht aus, Monsignore. Geht es Ihnen nicht gut?

Sind Sie krank?»

«Nur an der Seele. Den Grund sollten Sie kennen, Bruder Heinrich, zumindest ahnen. Ich kasteie meinen Körper in der Hoffnung, dass die Seele gesundet.» Das Zucken seiner Mundwinkel war die Andeutung eines Lächelns. «Hat Gott mir

nicht verziehen? Sind Sie gekommen, um meiner Qual ein Ende zu bereiten?»

«Was meinen Sie, Monsignore?»

«Pater genügt, ich bin kein Benefiziat mehr. Falls Förmlichkeiten noch eine Rolle spielen.» Der Geistliche seufzte.

«Was ich meine? Ich frage Sie, ob der Orden Sie

geschickt hat mit dem Auftrag, einen Abtrünnigen zu bestrafen, ihn zum Schweigen zu bringen.»

Nachdem er sich von seiner Überraschung erholt hatte, sagte Rosin: «Zum Schweigen bringen? Ganz im Gegenteil, Pater, ich brauche Ihre Hilfe.»

Er musste sich daran gewöhnen, den Geistlichen einfach nur

«Pater» zu nennen; zu lange hatte er ihn als «Monsignore», als seinen Beichtvater im Vatikan, gekannt.

Der Pater bat ihn in einen der Anbauten, in einen kleinen, kargen Raum, und zündete eine Kerze an. Im flackernden Schein der Flamme, die sich auf den Brillengläsern spiegelte, wirkte das ausgezehrte

Gesicht noch geisterhafter.

«Was mich zu Ihnen führt, ist ein Geheimnis, größer als alles, was ich Ihnen je anvertraut habe», begann Rosin umständlich, noch nach den passenden Worten suchend. «Auch wenn Sie nicht mehr mein Beichtvater sind, muss ich doch um Ihr Schweigen bitten, nicht weniger als ...»

«Sie können sich auf mich

verlassen, Bruder Heinrich, falls ich Sie noch so nennen darf. Aber ich habe dem Orden den Rücken gekehrt und weiß nicht, ob Sie mit Ihrem Anliegen zu dem Richtigen gekommen sind.»

«Gerade deshalb habe ich Sie aufgesucht, Pater. Auch ich habe dem Orden den Rücken gekehrt. Er weiß es nur noch nicht —

hoffe ich. Wenn er es aber

erfährt, ist das hier außerhalb  
des Vatikans besser  
aufgehoben.» Rosin schob  
die Kassette über den kleinen  
Tisch; der Geistliche machte  
keine Anstalten, sie zu  
berühren. Rosin zog einen  
kleinen Schlüssel aus der  
Hosentasche und legte ihn  
auf die Kassette. «Über den  
Inhalt will ich Ihnen nichts  
sagen, Pater, aber ich muss  
Sie warnen.



Falls Sie sich darauf einlassen, die Kassette für mich aufzuheben, kann das gefährlich werden.»

Leicht befremdet, als sei ihm die ganze Sache unangenehm, starrte der Geistliche auf die Kassette. «Was soll ich mit dem Schlüssel?»

«Wenn ich, aus welchen Gründen auch immer, nicht dazu komme, sie wieder an

mich zu nehmen, müssen Sie entscheiden, was mit ihr geschieht. Wenn Sie meinen, Sie müssten den Inhalt kennen, benutzen Sie den Schlüssel.»

Der Pater schüttelte den Kopf. «Ich will nicht wissen, was darin ist. Ich weiß ohnehin schon zu vieles, das meine Seele belastet. Damals, als ich die Geheimnisse des Ordens zu

erfassen begann, habe ich einen Weg in die Kapelle gefunden.»

«Die Kapelle?»

«Die unterirdische Kapelle. Als ich sie sah, wusste ich, dass all die Gerüchte um den Sohn Gottes nicht bloß Gerüchte sind.

Auch wenn ich nicht alles verstand – ich habe begriffen, dass der Orden einem

finsternen Weg folgt. Ich habe den Anführer des Treffens an der Stimme erkannt.»

Rosin zog die Brauen zusammen. «Wenn *er* das wüsste, wären Sie nicht mehr am Leben, Pater.»

«Ich weiß. Vielleicht habe ich den Vatikan auch deshalb verlassen. Weil ich feige bin. Aber ich habe mir immer eingeredet, ich sei hier in die Berge gegangen, weil ich den

Orden nicht länger unterstützen wollte.»

«Ich bin erst in den letzten Tagen zur Einsicht gelangt. Leider sehr spät.»

«Hat das mit dem neuen Pontifex zu tun?»

Rosin nickte. «Ich will versuchen, ihm zur Macht über das Geheimnis der Kapelle zu verhelfen, aber wenn die, die wir unsere

Brüder genannt haben, davon erfahren, kann niemand sagen, wie es ausgeht. Dann müssen andere sich bemühen, die Wahrheit ans Licht zu bringen.» Er zeigte auf die Kassette. «Da drin findet sich ein Schlüssel zur Wahrheit.»

Zweifelnd starrte der Pater auf den Kasten. «Was soll ich damit tun, falls ...»

«Ein Unglück geschieht?»  
Rosin zuckte mit den

Schultern.

«Fragen Sie Gott um Rat, den wahren Gott.»

Der Geistliche sah ihn traurig an. «Das tue ich schon seit Jahren.»

Rosin bemühte sich um ein aufmunterndes Lächeln. «Wir alle sind nur Menschen, Pater. Schwache Menschen. Aber gerade in der Menschlichkeit kann unsere

Stärke liegen. Wollen Sie mir helfen?»

«Ja.»

Erleichtert stand Rosin auf und reichte ihm die Hand. «Ich hoffe, wir sehen uns wieder. Falls nicht, dann hören Sie auf die Stimme Ihres Herzens, Pater. Es wird Gottes Stimme sein.»

Als Rosins Wagen hinter den Bäumen der nächsten



Biegung verschwand, stand der Geistliche vor der Kirche und starrte ihm nach. Seine dünnen Lippen formten tonlos Worte: «Spricht Gott überhaupt noch zu den Menschen?»»

*Freitag, 1. Mai*

Das quälende Traumgesicht  
verschwand in einer grellen  
Explosion, und eine  
Flutwelle gleißenden Lichts  
riss Alexander aus dem  
unsteten Kosmos seines  
Unterbewusstseins. Eben  
noch hatte er neben dem  
Todgeweihten in der  
einmotorigen Cessna

geessen, den sicheren Tod vor Augen und doch unfähig, in den Lauf des Schicksals einzugreifen, jetzt lag er in seinen zerwühlten Laken, erschöpft und schweißgebadet wie in all jenen Nächten, in denen der Tod seine Träume beherrschte.

Diesmal versank die Sonne der Zerstörung nicht hinter dem Horizont des Erwachens,

wollte nicht mit den Trümmern der zerfetzten Einmotorigen verglöhnen.

Doch zumindest ihre Blendkraft ließ nach, als sie die Konturen von Alexanders doppeltem Deckenstrahler annahm. Jemand hatte das Licht in seiner kleinen Stube angeschaltet. Einer der schwarzen Kunststoffstrahler zeigte auf die geöffnete Tür; in seinem Licht stand die

muskulöse Gestalt Utz  
Rassers, der stets wirkte, als  
wollte sein Brustkorb mit  
jedem Atemzug die Uniform  
sprengen. Jetzt, da er vom  
schnellen Laufen schnaufte  
und seine Brust sich heftig  
hob und senkte, schien der  
Stoff tatsächlich zum  
Zerreißen gespannt.

Im ersten Augenblick dachte  
Alexander, sein Kamerad sei  
ebenso verschwitzt wie er.

Dann erkannte er, dass die Feuchtigkeit nicht nur auf Rassers Gesicht glitzerte.

Regentropfen bedeckten die dunklen Schnürschuhe und die dunkelblauen Wollstrümpfe, die blaugraue Hose, den schwarzen Umhang und das schwarze Barett, das beim Laufen unvorschriftsmäßig weit in den Nacken gerutscht war.

Alexander erinnerte sich,

dass Utz in dieser Nacht Wachhabender Korporal draußen an der Porta Sant'Anna war. Ein nicht gerade beliebter Job, wenn Petrus die Schleusen öffnete.

Wenn Utz Wache hatte, durfte er nicht hier sein.

Nachlässigkeiten im Dienst wurden vom Kommandanten der Schweizergarde unnachgiebig geahndet. Alexander begriff, dass etwas

nicht stimmte, fuhr hoch und saß kerzengerade in seinem schmalen Bett. In Rassers breitem Gesicht zeigten sich Verstörung und Unsicherheit, Regungen, die Alexander bei so ziemlich jedem anderen Gardisten eher vermutet hätte als bei dem bodenständigen Bauernsohn aus dem Oberwallis.

«Was ist los?», stammelte er.

Die roten Leuchtziffern



seines Radioweckers zeigten  
00.22 Uhr an. In seinem Kopf  
überstürzten sich die  
aberwitzigsten  
Vorstellungen, angefangen  
bei einer Gasexplosion im  
Apostolischen Palast bis hin  
zu einem Terroranschlag auf  
den Vatikan.

Utz keuchte: «Zieh dich an!»

Noch halb benommen, sprang  
Alexander aus dem Bett und  
griff nach der Uniform, die er

säuberlich auf dem einzigen Stuhl platziert hatte. Es war die blaugraue Alltagsuniform, wie auch sein Kamerad sie trug. Die bunte Medici-Tracht legten sie nur zu besonderen Wachdiensten an. Einen Augenblick überlegte er, ob er die verschwitzten Sachen, die er trug, Boxershorts und T-Shirt, wechseln sollte, doch die absolute Dringlichkeit in Rassers

Blick sprach dagegen.

«Probealarm?», fragte Alexander, während er in die Uniformhose stieg.

Er glaubte selbst nicht daran. Gerade bei einem Alarm hätte Utz seinen Posten nicht verlassen dürfen. Der FvD, der Feldweibel vom Dienst, wäre durch die Flure gelaufen und hätte gelärmt wie die Posaunen von Jericho. Aber nichts

dergleichen.

In den übrigen Stuben der  
Kaserne herrschte  
Friedhofsruhe.

«Nein, das nicht», antwortete  
Utz zögernd. Er wich  
Alexanders Blick aus, als  
fürchte er sich vor der  
Antwort.

«Was dann, verdammt?»  
Alexander schlang den  
braunen Ledergürtel um das

Wams und zog ihn fest.

«Wirst schon sehen, Alex.  
Mach hin!»

Alexander hatte sich kaum  
das Barett mit dem  
Rangabzeichen eines  
Adjutanten übergestülpt, da  
packte Utz ihn am Arm und  
zog ihn aus dem Zimmer. Er  
konnte nicht einmal mehr  
nach seinem Umhang greifen  
und das Licht löschen. Im  
Erdgeschoss stand der

Feldweibel vom Dienst vor seinem kleinen verglasten Wachbüro und winkte die beiden, die mit jedem Schritt zwei Treppenstufen auf einmal nahmen, vorbei. Kurt Mäder war ein abgeklärter Städter aus einer der wenigen alten Katholiken-familien Berns. Umso beunruhigender fand Alexander seine ratlose Miene.

Verwirrt registrierte er, dass

Utz ihn nicht zum Vordereingang führte, wo das Sant'Anna-Tor lag. Er hatte vermutet, dass es an Rassers Posten zu einem Vorfall gekommen war, der seine Anwesenheit erforderte. Als er Utz auf den Innenhof der Kaserne folgte, fiel ihm auf, wie viele Fenster im gegenüberliegenden Gebäude mit den größeren Wohnungen der Offiziere und der verheirateten Unteroffiziere

erleuchtet waren.

Und dann glitt sein Blick auf den Apostolischen Palast, dessen hohe Mauern die der Gardekaserne weit überragten. In dem Bereich, in dem die Privatgemächer des Heiligen Vaters lagen, brannten ebenfalls ungewöhnlich viele Lichter.

Utz hatte seine Verwunderung bemerkt und erklärte: «Die Vigilanza



bringt den Papst zur  
Sicherheit in einen anderen  
Trakt.»

Trotz des heftigen Regens,  
der auf sie herabprasselte,  
blieb Alexander mitten auf  
dem Hof stehen, legte den  
Kopf in den Nacken und  
starrte zur drei Stockwerke  
über ihnen liegenden  
Wohnung Seiner Heiligkeit  
hinauf.

«In Sicherheit? Die

Vigilanza?»

«Auf dem Gelände des Vatikans sind Schüsse gefallen. Du weißt, dass die Sicherheitsvorschriften für diesen Fall eine sofortige Verlegung Seiner Heiligkeit verlangen.»

Alexander warf einen Blick über die Schulter zu den Schlafräumen der Schweizer. Um Mitternacht war Zapfenstreich gewesen; die

Fenster waren alle dunkel.

«Der Schutz des Heiligen Vaters obliegt uns, aber die Garde schläft!»

«Befehl», sagte Utz.

«Von wem?»

«Parada und von Gunten.»

«Warum?»

«Weil die Garde in die Schießerei verwickelt ist.»  
Ehe Alexander die nächste

Frage stellen konnte, zerrte Utz ihn weiter. «Los, du wirst erwartet!»

Bevor sie das andere Ende des Hofes erreichten, waren sie nass bis auf die Knochen, ohne dass Alexander es auch nur bemerkte. Rassers knappe Antworten beschäftigten ihn; statt ihm zu helfen, hatten sie ihn eher noch mehr verwirrt.

Die Vigilanza, die zweite

Sicherheitstruppe im  
Vatikan, befand sich in  
ständiger Konkurrenz zur  
Schweizergarde. Die  
Polizisten der Vigilanza  
durchweg Italiener, hielten  
die Schweizer mit ihrem  
traditionellen militärischen  
Zeremoniell, ihren  
überladenen Galauniformen  
und den alten Hellebarden für  
so etwas wie Zinnsoldaten,  
im tatsächlichen Einsatz  
kaum zu gebrauchen. Die

Schweizer wiederum, die seit  
fünfhundert Jahren unter  
Einsatz ihres Lebens die  
Sicherheit des Papstes  
garantierten, hätten eine  
Aufstockung des eigenen  
Mannschaftsbestandes lieber  
gesehen als die Etablierung  
einer zweiten Wachtruppe  
auf dem Boden der  
Vatikanstadt.

Nachdem Papst Paul VI.  
1970 die Ehrengarde, früher

Nobelgarde genannt, die  
Palatingarde und die  
Päpstliche Gendarmerie  
aufgelöst hatte, war ein  
moderner Wachdienst  
entstanden. Vornehmlich aus  
Mitgliedern der früheren  
Gendarmerie gebildet, hatte  
der neue Dienst 1991 seine  
endgültige Ausformung und  
den Namen «Vigilanzakorps  
des Staates der Vatikanstadt»  
erhalten.

Die traditionsbewussten Schweizer verachteten die vergleichsweise junge Wachtruppe, die ihnen den Rang ablaufen wollte. Schweizer und Vigilanzamänner setzten einander zu, wo sie nur konnten. Alexander spürte beim schnellen Gehen noch immer den stechenden Schmerz in seinem rechten Unterschenkel, da, wo ihn beim letzten Fußballspiel der



Schweizer gegen die  
Vigilanza ein  
rattengesichtiger Italiener  
gefoult hatte. Der Ball war  
zwanzig Meter entfernt  
gewesen.

Alexander hatte sich mit  
einem Ellbogenstoß in die  
Magengrube gerächt. Der  
Schiedsrichter war erbost auf  
ihn zugekommen, und keine  
dreißig Sekunden später hatte  
der FC Guardia nur noch

neun Feldspieler auf dem Platz gehabt.

Jetzt erteilte Riccardo Parada, der Chef des Vigilanzakorps, den Schweizern sogar Befehle? Und warum hatte Utz nicht den Kommandanten der Schweizer erwähnt, sondern seinen Stellvertreter, Oberstleutnant von Gunten? Soweit Alexander wusste, war der Kommandant

daheim. In seiner Wohnung oben unter dem Dach brannte Licht. Am befremdlichsten jedoch war, dass vor dem Offizierswohnhaus, einem Gebäude der Schweizergarde, zwei schwer bewaffnete Gendarmen der Vigilanza Wache hielten.

Sie drückten sich, vor dem Regen Schutz suchend, an die Hausmauer neben dem Hintereingang, und jeder

presste eine  
Maschinenpistole mit vorn  
am Lauf angeschraubtem  
Scheinwerfer und 40-Schuss-  
Stangenmagazin gegen die  
blaue Uniformjacke, unter  
der sich das Schulterpolster  
mit der Dienstpistole  
deutlich abzeichnete. Die  
beiden kaum handgroßen  
Scheinwerfer flammten  
gleichzeitig auf und stachen  
den Schweizern in die Augen.

Die Gardeadjutanten blieben stehen, und Utz nannte ihre Namen. «Oberstleutnant von Gunten und Generalinspektor Parada erwarten uns.»

Die Vigilanzaschnösel sprachen nicht mit jedem. Einer winkte sie mit seiner kurzläufigen Beretta-MP weiter. Die Schweizer schlüpfen zwischen ihnen hindurch ins Trockene. Hastige Schritte hallten

durch den Hausflur, begleitet von hektischen Stimmen. Ein starker Luftzug zeigte an, dass der Vordereingang offen stand. Von dort waren Motorengeräusche und krachende Autotüren zu hören. Im Treppenhaus wären sie fast mit zwei Männern zusammengestoßen, die es ebenfalls eilig hatten, nach oben zu kommen. Einer war Vizeinspektor Aldo Tessari, der stellvertretende

Vigilanzakommandant. Der andere, Folco Lafranchi, war der offizielle Fotograf des *Osservatore Romano*; er hatte seine Fotoausrüstung bei sich.

Tessari wandte sein spitzes Vogelgesicht Alexander zu und sagte mit kummervoller Miene: «Mein aufrichtiges Beileid, Signor Rosin.» Dann stürmte er, gefolgt von dem Fotografen, die Treppe

hinauf.

Stirnrunzelnd sah Alexander ihm nach und blickte dann seinen Kameraden an.

«Gleich wirst du alles verstehen, Alex.» Auch Utz machte sich auf den Weg nach oben.

Alexander stieß einen unwilligen Seufzer aus und folgte ihm.

Er wischte mit dem Unterarm



über seine Augen, aber das Bild verschwand nicht. Was er sah, war wie ein Albtraum, doch hätte er aus einem Albtraum wenigstens erwachen können. Mit bösen Träumen kannte Alexander sich aus.

Die beiden Männer im Flur der Kommandantenwohnung lagen dort wie im Schlaf. Es war ein Schlaf, aus dem es kein Erwachen gab.

Der ältere, mit angegrautem Haar und panisch aufgerissenen Augen, war Oberst Heinrich Rosin, Kommandant der Schweizergarde. Er trug Zivil: hellbraune Mokassins, grüne Socken, eine bequeme braune Hose und ein grünes Polohemd, das auf der Brust zerfetzt und blutgetränkt war. Der rechte Mokassin war halb vom Fuß gerutscht.

Es sah aus, als hätte der Oberst, durch den ersten Schuss zu Fall gebracht, versucht, dem Attentäter kriechend zu entkommen. Der zweite Schuss hatte dann sein Leben ausgelöscht. Der rechte Fuß hatte sich entweder im Todeskampf oder bei dem Versuch, außer Reichweite des Killers zu gelangen, in der dicken Wolle des Läufers verhakt.

Der jüngere Mann, bekleidet mit Puma-Turnschuhen, Levi's-Jeans und einer schwarzen Lederjacke, musste der Mörder sein.

Er lag auf dem Bauch. Ein Teil des Kopfes fehlte, das blonde Haar war blutverklebt. Offenbar hatte er sich nach den Schüssen auf Rosin die Waffe in den Mund gesteckt und abgedrückt. Der weggesprengte Teil seines

Schädels hing als formlose Masse an der weißen Raufasertapete. Der Killer war auf den Bauch gefallen. Der rechte Arm mit der Waffe lag halb unter ihm begraben. Der Kopf war zur Seite gedreht, die Augen blickten ebenso gläsern wie die des Kommandanten.

Merkwürdig erschien Alexander, dass der Mörder hinter seinem Opfer lag,

schon halb im Wohnzimmer.  
Von hier aus konnte er  
unmöglich auf den in die  
Wohnung flüchtenden  
Kommandanten geschossen  
haben. Und wer floh vor  
seinem Mörder, indem er auf  
ihn zulief?

Noch merkwürdiger aber  
war, dass der Killer ein  
Kamerad war, Gardeadjutant  
Marcel Danegger.

Alexander konnte einfach

nicht begreifen, was er im gelblichen Licht der schlangenartig gewundenen Flurlampe vor sich sah. Seine Gedanken kreisten um das seltsame Bild, ohne zu irgendeinem Ergebnis zu gelangen. Nur unterschwellig hörte er, was Parada, Tessari und von Gunten redeten.

«Der Chef ist in Sicherheit», meldete Tessari; er sprach vom Papst. «Plan Giovanni.»

«Was heißt das?», fragte von Gunten.

«Jedes Geheimversteck für den Chef trägt einen anderen Namen», erklärte Parada.

«Das weiß ich», schnarrte der Oberstleutnant aus dem Kanton Uri. Seine raue Kommandostimme verriet den ehemaligen Offizier der Panzergrenadiere. «Welches Versteck verbirgt sich hinter der Bezeichnung Giovanni?»



«Je weniger das wissen, desto besser», versetzte Parada kühl.

«Zum Glück hat der Apostolische Palast über zehntausend Räume.»

«Ich bin der stellvertretende Kommandant der Schweizergarde. Und wie es aussieht, obliegt mir nun die Befehlsgewalt. Ich habe ein Recht ...»

«Ein Schweizergardist läuft Amok und erschießt seinen Kommandanten», fuhr Riccardo Parada dazwischen. «Wer garantiert mir, dass nicht noch mehr Schweizer eine Schusswaffe haben und mordlüstern durch den Vatikan laufen?»»

Von Guntens kantiger Körper straffte sich, jeder Zentimeter trotz der zivilen Kleidung ein Soldat. «Wollen

Sie etwa auch mich verdächtigen?»

«Das Vigilanzkorps garantiert die Sicherheit Seiner Heiligkeit.» Parada war lauter geworden, klang aber beherrscht.

«Jedes überflüssige Wort kann diese Sicherheit gefährden.»

Nach einer kleinen Pause fügte er schärfer hinzu: «Ich

bin der Sicherheitschef des Vatikans. Drei Tote in einer Nacht genügen mir!»

*Drei Tote.*

Die Worte hämmerten in Alexanders Kopf, wieder und wieder, wie eine Endlosschleife. Sein Herz raste, Hitze stieg in ihm auf.

Er hatte in seiner Verwirrung Juliette vergessen! Eine fürchterliche Ahnung befiel

ihn, eine Erklärung dafür, weshalb Danegger fast im Wohnzimmer lag.

Er sprang über die beiden Toten hinweg und betrat das modern eingerichtete Wohnzimmer mit der angrenzenden Dachterrasse.

Vor dem mehrstufigen Glastisch, der von einer schwarzledernen Sitzgruppe umgeben war, lag Juliette Rosin. Sie hatte versucht zu

fliehen, aber das tödliche Projektil war schneller gewesen und hatte sie in den Rücken getroffen. Das Weiß ihres Pullovers stand in einem obszönen Kontrast zu dem roten Fleck rund um das Einschussloch.

Alexander kniete sich neben sie und drehte ihren Kopf so weit herum, dass er in ihre großen Augen sehen konnte. Kein Zweifel, seine Tante

Juliette war tot. Tränen stiegen ihm in die Augen.

Schon eine ganze Weile bemerkte er die Helligkeit, die immer wieder aus Richtung Flur aufzuckte. Jetzt waren die Blitze ganz nah und noch um einiges greller. Folco Lafranchi ging langsam um die Tote herum und nahm sie aus allen Richtungen auf. Das hohlwangige Gesicht des

Fotografen wirkte  
konzentriert und bar jeden  
Mitgeföhls. Die tote Frau des  
Gardekommandanten schien  
für ihn nicht mehr zu sein als  
ein Objekt seiner Arbeit.

Alexanders Blick glitt über  
Juliettes rabenschwarzes  
Haar, das der Todeskampf in  
wirre Strähnen zerfasert  
hatte, dann über den weißen  
Pullover mit dem grässlichen  
roten Fleck. Unwillkürlich



dachte er an das schlafende Schneewittchen und den vergifteten Apfel, das Symbol des Sündenfalls. Ein Barockgemälde, das er in der vatikanischen Pinakothek gesehen hatte, fiel ihm ein: Ein schwarz gewandetes Gerippe, der Tod, reckte nackten Männern und Frauen einen rot schimmernden Apfel entgegen. Hatte auch Juliette sich schuldig gemacht?

Ein neuer Blitz schnitt in seine düsteren Gedanken. Juliettes schwarzer Wollrock war über den schlanken, schwarz bestrumpften Beinen weit nach oben gerutscht. Für einen Augenblick hob Lafranchi den Kopf und blickte über seine Kamera hinweg auf die Tote, noch immer völlig ausdruckslos.

Zorn kochte in Alexander hoch. Er stieß sich vom

Boden ab.

Wie eine Raubkatze sprang er den Fotografen an und drückte ihn rücklings gegen die Wand. Lafranchis Kopf schlug gegen einen Zinnteller mit dem eingravierten Bildnis des verstorbenen Papstes. Der Teller löste sich aus der Halterung und fiel mit einem harten Scheppern aufs Parkett. Alexanders Hände umklammerten

Lafranchis Hals.

«Lass Juliette in Ruhe! So kommt sie nicht in die Zeitung. Sie ist tot, verstehst du? Tot!»

Lafranchis Antwort erstarb in einem dumpfen Gurgeln. Er bekam kaum noch Luft. Alexanders Daumen drückten gegen seinen Kehlkopf, ein Griff, den jeder Gardist im Nahkampftraining lernte. Wenn er den Druck erhöhte,

würde der Fotograf an seinem eigenen Adamsapfel ersticken.

Jemand packte Alexander hart an der Schulter und riss ihn nach hinten. Er taumelte und wäre gestürzt, hätte ihm nicht die Rückenlehne eines schweren Ledersessels Halt geboten. Erst jetzt fiel ihm auf, dass der würgende und keuchende Fotograf die Kamera umklammerte wie

ein Ertrinkender den  
Rettungsring.

«Hör auf, Alexander!», rief  
Utz Rasser, der ihn  
zurückgerissen hatte. «Was  
soll das?»

«Ich will nicht, dass sie in  
die Zeitung kommt – nicht  
so.»

Von Gunten, Parada und  
Tessari betraten den Raum  
und der Sicherheitschef

erklärte: «Ich habe Signor Lafranchi kommen lassen. Die Tatortfotos sind nicht für d e n *Osservatore* bestimmt, sondern für unsere Akten. Sie werden dem Andenken an Ihre Tante keinen Abbruch tun, Adjutant Rosin.»

Indem er ihn mit seinem militärischen Rang ansprach, erinnerte Parada Alexander daran, dass er der Schweizergarde angehörte.

Und ein Gardist hatte Haltung zu bewahren, selbst in einer Situation wie dieser.

«Wird die Polizei keinen Fotografen mitbringen?», fragte Alexander matt.

Parada lächelte ihn kalt an.  
«Wir sind die Polizei.»

«Ich meine die römische ...»

«Der Fall ist eindeutig», fiel von Gunten ihm ins Wort.  
«Es ist entschieden worden,



dass eine Hinzuziehung der  
römischen Behörden nicht  
erforderlich ist.»

Alexander bohrte seinen  
Blick in die grauen Augen  
seines Vorgesetzten. «Wer  
hat das entschieden?»

«Kardinal Musolino —  
nachdem ihm die Sachlage  
geschildert wurde.»

Musolino war als  
Kardinalstaatssekretär der

zweitmächtigste Mann im Vatikan. Sein Wort war, wie das des Papstes selbst, Gesetz.

«Der Kardinal ist also schon unterrichtet ...» Alexanders Zorn war so gut wie verraucht, der Verstand gewann die Oberhand über die Gefühle. «Wann ist ... das hier passiert?»

«Gegen dreiundzwanzig Uhr vermutlich», antwortete

Parada.

«Ein paar Nachbarn der Rosins wollen zu dieser Zeit Schüsse gehört haben. Aber die Leichen wurden erst eine halbe Stunde später entdeckt, als Oberleutnant Schnyder mit seiner Frau nach Hause kam und sich über die offene Wohnungstür wunderte.»

«Und die Schüsse?», entfuhr es Alexander.

«Im Fernsehen lief ein  
Kriegsfilm. Auch der  
Apparat in dieser Wohnung  
war eingeschaltet.»

Alexander sah Juliette an,  
blickte dann zum Flur und  
schüttelte den Kopf. «Wieso  
ist der Fall eindeutig?  
Warum sollte Danegger das  
getan haben?»

«*Dass* er es getan hat, ist  
eindeutig», beharrte Parada.  
«Und sein Motiv ist auch

nicht gerade unklar. Wie ich hörte, hatte er häufig Streit mit seinem Kommandanten.»

«So ist es», bestätigte von Gunten. «Danegger hat sich einige Nachlässigkeiten zuschulden kommen lassen. Mehrmals ist er verspätet in die Kaserne zurückgekehrt, einmal sogar eine ganze Nacht fortgeblieben. Als Oberst Rosin ihn zur Rede stellen wollte, wurde er

aufsässig.»

«Er fühlte sich von meinem Onkel ungerecht behandelt», sagte Alexander, «hat schon lange vergeblich auf die Benemeranza-Medaille wartet. Ich glaube, er ist der einzige Gardeadjutant, der diese Auszeichnung nicht besitzt.»

«Kein Wunder bei seiner laxen Dienstauffassung», schnaubte von Tunten.

«Oberst Rosin war kurz davor, Danegger zu degradieren oder unehrenhaft aus der Truppe zu entlassen. Das hat er mir erst vor wenigen Tagen erzählt.»

Paradas breites Gesicht hellte sich auf. «Na, da haben wir doch ein wunderbares Motiv. Vielleicht hat Danegger von Oberst Rosins Absichten gehört und wollte sich in einer Kurzschlusshandlung

rächen.»

«Kurzschlusshandlung?»

Alexander sah den Sicherheitschef zweifelnd an. «Danegger muss sich die Waffe besorgt haben.

Das sieht mir eher nach einer geplanten Tat aus.»

«Zu seiner Entscheidung, Oberst Rosin zu töten, kann er in einem Kurzschluss gelangt sein», sagte Tessari.



«Gleichwohl kann er die Tat kühl und überlegt vorbereitet haben. Es gibt genügend Morde, die nach einem ähnlichen Muster abgelaufen sind.»

«Hat er seine Dienstwaffe benutzt?», fragte Alexander.

«Das haben wir noch nicht festgestellt», antwortete Tessari.

Alexander trat auf den Flur.

Als er an Lafranchi vorbeiging, fing er sich einen finsternen Blick ein. Seit dem Handgemenge hatte der Fotograf kein Bild mehr geschossen.

Als Alexander sich über Danegger beugte, rief Tessari:

«Berühren Sie die Waffe nicht! Wir wollen sie auf Fingerabdrücke untersuchen.»

«Haben Sie also doch Zweifel?»

«Bloße Routine.»

Vorsichtig fasste Alexander den Toten an der Schulter an und drehte ihn so weit herum, dass er die Waffe sehen konnte. «Eine SIG 75, die Dienstwaffe der Garde. Sie wird nur zu besonderen Zwecken ausgegeben und ist sonst in der Waffenkammer verschlossen.»

«Er wird sich die Pistole heimlich besorgt haben», meinte Tessari. «Hatte er Zugang zu der Waffenkammer?»»

«Nein», warf Utz Rasser entschieden ein. «Ich bin der Waffenwart.»»

Parada, der neben Utz stand, fragte ihn: «Hat Danegger versucht, sich heimlich Zugang zur Waffenkammer zu verschaffen? Oder hat er

sie um eine Waffe gebeten?»

«Das hat er nicht. Er hat genau gewusst, dass er damit bei mir auf Granit beißen würde. Davon, dass jemand versucht hätte, heimlich in die Waffenkammer zu gelangen, weiß ich nichts.»

«Die Aufsicht über die Waffenkammer ist eine Vertrauens-stellung», erklärte von Gunten. «Adjutant Rasser hat diese

Position nicht aus Zufall  
inne.»

Als Alexander aufstand, fiel  
sein Blick auf Heinrich  
Rosin.

Das grüne Poloshirt war  
verrutscht und gab an der  
rechten Seite eine Handbreit  
nackter Haut frei. Seltsame  
rote Punkte, die aussahen wie  
kleine Wunden, bildeten dort  
ein Muster, das nichts mit  
den Schussverletzungen zu

tun hatte. Die Wunden waren älter.

«Was ist das?», sagte Alexander halblaut, mehr zu sich selbst, während er sich über seinen Onkel beugte.

«Oberst Rosin ist sehr gläubig gewesen. Er hat zuweilen einen Bußgürtel getragen.»

Die Antwort kam vom Treppenabsatz außerhalb der

Wohnung, wo sich eine dürre  
Gestalt im schwarzen Anzug  
und mit weißem  
Römerkragen durch die  
Gruppe entsetzter Nachbarn  
zwängte.

Franz Imhoof, der Kaplan der  
Schweizergarde, trat mit  
zögernden Schritten näher.  
Das schmale  
Gelehrten Gesicht wirkte noch  
blasser als sonst. Die  
wässrigen Augen hinter den



runden Brillengläsern waren weit aufgerissen; in dem flackernden Blick lag Bestürzung.

«Was meinen Sie damit, Monsignore Imhoof?», fragte Tessari sofort.

Imhoof schien erstaunt. «Sie kennen keinen Bußgürtel?»

«Ich bin Polizist, kein Geistlicher.»

«Ein Bußgürtel ist ein

Metallband mit nach innen gerichteten Dornen. Man trägt es um die Hüften oder, als kleinere Ausgabe, um den Oberschenkel. Der Schmerz hilft einem, die alltäglichen weltlichen Probleme nicht so wichtig zu nehmen und sich auf den Glauben zu besinnen.»

In Tessaris Raubvogelgesicht zuckte es, als müsse er ein Grinsen unterdrücken. «Sie

scheinen aus Erfahrung zu sprechen, Monsignore.»

«Wer glauben will, muss leiden.» Der Kaplan wandte sich Alexander zu. «Ihr Leid allerdings, Adjutant Rosin, ist eins, dessen Sinn menschlicher Geist nur schwer zu erfassen vermag.

Ich bin gekommen, um mich Ihrer anzunehmen. Das heißt, falls Sie meine Hilfe benötigen.»

Alexander schluckte einen Kloß in seinem Hals hinunter. «Ich fühle mich zurzeit nicht in der Lage zu beten.»

Imhoof nickte verständnisvoll. «Die Zeit wird kommen, und ich werde für Sie da sein. Suchen Sie mich auf, sobald Ihnen danach ist, zu jeder Tages- und Nachtzeit. Und jetzt verlassen Sie diesen

schrecklichen Ort und versuchen Sie, zur Ruhe zu kommen. Das ist ein Befehl.»

Er sprach in freundschaftlichem Tonfall, aber er durfte, obwohl er Geistlicher war, den Schweizern Befehle erteilen. Als Gardekaplan bekleidete er den Rang eines Oberstleutnants und stand damit nach dem Kommandanten und seinem

Stellvertreter in der  
Befehlshierarchie an dritter  
Stelle.

Utz trat vor. «Ich kann  
Alexander begleiten. Ich  
muss ohnehin wieder zu  
Sant' Anna.»

«Einverstanden», sagte  
Oberstleutnant von Gunten,  
und Utz schob seinen  
Kameraden sanft auf den  
Flur. Kaum waren sie  
draußen, zuckte ein greller

Blitz durch die Wohnung.

Der Regen trommelte unvermindert heftig auf die Dächer der drei Kasernentrakte. In den Schlafräumen der Gardisten herrschte Dunkelheit. Alexander stand unter dem Schutz eines schmalen Dachvorsprungs und blickte über den Kasernenhof zum Wohnhaus der Offiziere und Verheirateten. Die

erleuchteten Fenster waren verwaschene Flecke hinter den Regenschleiern, die beiden Vigilanzamänner am Hintereingang kaum zu erkennen.

Er wusste nicht, wie lange er hier schon stand. Zeit war bedeutungslos für seine Gedanken, die in der Vergangenheit weilten, bei seinem Onkel Heinrich und bei Juliette. Aber auch bei



seinem Vater, den er ebenso überraschend verloren hatte.

Zehn Jahre war das her, doch die Albträume hörten nicht auf.

Tief sog er die kühle Nachtluft ein. Seine unregelmäßigen Atemzüge entsprachen seiner Erregung. Er hatte Utz gebeten, ihn auf dem Hof allein zu lassen; er hatte trotz des Regens frische Luft tanken wollen, und Utz

war nach einem letzten besorgten Blick auf den Kameraden zunächst zur Waffenkammer gegangen, um zu überprüfen, ob sie ordnungsgemäß verschlossen war. Es sei alles in Ordnung, hatte er Alexander noch zugerufen, und dann war er zum Sant' Anna-Tor gegangen, wo die Kameraden schon auf ihn warteten.

Seit ihrem gemeinsamen

Wehrdienst bei den  
Fernmeldern waren  
Alexander und Utz  
befreundet. Als Alexander,  
der Familientradition  
folgend, in die  
Schweizergarde eintrat, war  
Utz mehr aus persönlicher  
Verbundenheit denn aus  
Überzeugung mitgekommen.  
Vielleicht hatte auch  
Fernweh eine Rolle gespielt,  
Utz war bis dahin kaum über  
das Wallis hinausgekommen.

In Rom hatte sich gezeigt, dass mehr in ihm steckte als ein auf die Welt neugieriger Bauer. Er versah seinen Dienst in der Garde mit großer Hingabe. Wie von Gunten gesagt hatte: Utz war nicht zufällig der *Armiere*, der Waffenwart.

Im Rücken den kalten Mauerstein, vor sich den prasselnden Regen, stand Alexander still in seinem

geschützten Winkel und konnte nicht anders, als wieder und wieder an die drei Toten da drüben zu denken. Mörder und Ermordete, vereint im ewigen Schlaf.

Er stellte sich vor, wie Marcel Danegger über den nachtdunklen Hinterhof geschlichen war und – vom Regen durchnässt und zum Töten entschlossen – an der Wohnungstür des

Kommandanten geklingelt hatte. Hatte er die SIG 75 schon in der Hand gehalten, als Heinrich Rosin öffnete, oder hatte der Oberst Daneggers Absicht erst erkannt, als dieser in den Flur trat? Spätestens als die beiden Schüsse auf Heinrich Rosin abgefeuert wurden, musste Juliette neugierig geworden sein. Sie war zum Flur gelaufen.

Vielleicht hatte Danegger sie erst zu diesem Zeitpunkt bemerkt.

Ihre Blicke hatten sich getroffen – er zum Töten entschlossen, sie in der Erkenntnis, dem Tod geweiht zu sein. Auch die Flucht zurück ins Wohnzimmer hatte Juliette nicht retten können. Wohin hätte sie im Dachgeschoss fliehen sollen? Der Schuss in den Rücken

hatte ihrer Angst ein Ende  
gesetzt.

Alexander sah ihr schönes  
Gesicht mit den hohen  
Wangenknochen, den  
leuchtenden Augen und den  
vollen Lippen vor sich, sah  
ihr Lächeln, ihre  
regelmäßigen Zähne, roch  
den Duft ihres Parfüms,  
spürte ihre Wärme. All das  
hatte der Tod mit einem  
Sensenhieb in den Schlund



der Vergangenheit befördert.  
Der Schmerz wollte ihn fast  
zerreißen; immer wieder  
schrie er sein trotziges,  
aufgebrachtes «Nein!» in das  
Rauschen des Regens.

Seine Fäuste hieben auf die  
Mauer ein, bis Schmerz zu  
Betäubung wurde. Ganz  
allmählich kehrten seine  
Gedanken in geordnete  
Bahnen zurück – und er  
erkannte, dass die ganze

Geschichte keinen Sinn  
ergab. Nichts passte  
zusammen!

Er lief in den Regen, wollte  
zurück zu den Toten, um  
Oberstleutnant von Gunten,  
Parada und Tessari seine  
Zweifel vorzutragen. Doch  
schon nach wenigen Schritten  
hielt er inne und blickte zu  
dem Kasernentrakt, in dem  
die Waffenkammer lag.

Durch den Regenvorhang

schimmerte ein schwaches, unstetes Licht. Es kam aus einem der Kellerfenster, die zur Waffenkammer gehörten. Es war gegen halb zwei Uhr morgens, regulär hatte dort um diese Zeit niemand etwas zu suchen. Alexander änderte seine Richtung und lief auf das tanzende Licht zu.

Er wollte keine Zeit verlieren und alarmierte deshalb nicht den Feldweibel vom Dienst,

als er das Kasernengebäude betrat. Eine kleine Treppe führte zum Untergeschoss. Hier brannte kein Licht, aber das hatte er auch nicht erwartet. Das Leuchten, das er gesehen hatte, stammte unzweifelhaft von einer Taschenlampe.

Wer auch immer sich in der Waffenkammer zu schaffen machte, er hatte etwas zu verbergen.

Auf dem dunklen Gang setzte er vorsichtig einen Fuß vor den anderen. Nur mit Mühe bezwang er seine Erregung. Dass Danegger seinen Onkel aus dienstlicher Frustration erschossen hatte, glaubte er nicht. Er war sich noch nicht einmal sicher, ob er Danegger für den Mörder halten sollte. Dass ausgerechnet in dieser Nacht ein Eindringling in der Waffenkammer zugange war,

konnte kein Zufall sein.

Die äußere Zugangstür war nur angelehnt, das Vorhängeschloss lag auf dem Boden. Alexander hob es auf und betastete es. Der Bügel war mit einem Bolzenschneider durchgetrennt worden. Am Türschloss war keine Beschädigung zu erkennen, aber das konnte an der Dunkelheit liegen. Von der

Nachtbeleuchtung im  
Treppenhaus des  
Erdgeschosses drang kaum  
mehr als ein schwaches  
Glimmen bis nach hier unten.  
Er bückte sich und legte das  
Vorhängeschloss geräuschlos  
zurück auf den Boden.

Langsam zog er die dicke  
Eisentür auf. Das Büro mit  
den Ausgabebüchern war  
dunkel. Undeutlich  
zeichneten sich die Umrisse

des Schreibtisches und des  
Bücherregals ab. Der  
schwache papierene  
Kanzleigeruch kam gegen  
den schweren Dunst von  
Eisen und Waffenöl, der aus  
dem Magazin drang, kaum  
an. Langsam drehte  
Alexander den Kopf und ließ  
seinen Blick über die  
Silhouetten der Möbel  
gleiten, bis er sicher war,  
allein zu sein.



Er durchschritt den kleinen Raum, zog die gläserne Durchgangstür zur eigentlichen Waffenkammer auf, starrte und lauschte in die Finsternis. Das unstete Licht war erloschen, und er hörte nur sein eigenes, zu schnelles Atmen. Doch er war nicht allein. Vielleicht sprachen archaische Sinne auf eine Gefahr an, die mit Augen und Ohren nicht wahrzunehmen war. Er

spürte, dass sich noch jemand hier aufhielt. seine Nackenhaare stellten sich auf, kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Seine linke Hand tastete an der Wand entlang, bis sie den Lichtschalter fand. Kurz verharrte sie auf dem glatten Kunststoff. Alexander atmete tief durch und drückte auf den Schalter. Die klobigen Lampen flammten auf und tauchten das Magazin in

zähes Gelb.

Lange Reihen altertümlicher  
Waffen und Rüstungen:  
zweihundert Jahre alte  
Gewehre mit aufgepflanzten  
Bajonetten, unglaublich  
lange Musketen und aus dem  
sechzehnten Jahrhundert  
stammende  
Granatwerfergewehre mit  
oberschenkel-dicken Läufen,  
Partisanen und Hellebarden,  
Bidenhänder und Säbel,

Pickelhauben und Morillons und die schweren Harnische, die immer noch zur Grangala der Gardisten gehörten. Es sah aus wie der Fundus einer Filmgesellschaft, die sich auf Historien-schinken spezialisiert hatte. Die modernen Waffen und die dazugehörige Munition wurden in Panzerschränken verwahrt, die allesamt verschlossen waren.

Und zwischen all den Schränken, Regalen, Truhen und Waffenständern gab es genug finstere Ecken, in denen sich jemand verbergen konnte.

Langsam ging Alexander durch das Magazin. Ein Schatten löste sich aus dem Spalt zwischen zwei Panzerschränken und sprang ihn an. Auch im Licht der Deckenlampen war die

Gestalt kaum deutlicher zu erkennen. Sie blieb ein schwarzer, gesichtsloser Schemen, die rechte Hand erhoben, darin eine gut zwanzig Zentimeter lange Winkeltaschenlampe.

Alexander sah den Angreifer zu spät, um rechtzeitig auszuweichen. Der Schlag mit der schweren Lampe traf zwar nicht seinen Kopf, sandte aber einen stechenden

Schmerz durch seine linke Schulter. Beim Sprung zur Seite blieb er mit einem Fuß in einem hölzernen Waffenständer hängen. Er verlor das Gleichgewicht und stürzte. Die Mütze rutschte ihm vom Kopf.

Einige Hellebarden und Bidenhänder lösten sich aus dem Ständer und kippten unter lautem Scheppern um. Laut genug, dass der

Feldweibel vom Dienst es hörte?

Etwas Schweres fiel auf Alexander. Der Aufprall raubte ihm für Sekunden den Atem, schwarze Flecken tanzten vor seinen Augen. Aber auch als sie verschwanden, konnte er kein Gesicht erkennen. Der andere hatte eine schwarze Biwakmütze auf, die nur schmale Schlitze für Augen,



Nase und Mund frei ließ. Er trug einen Rollkragenpulli, eine Rangerhose mit großen aufgesetzten Taschen, Stiefel und Lederhandschuhe, alles in Schwarz. Der Mann kauerte auf ihm und holte zu einem weiteren Schlag mit der Winkellampe aus.

Alexander warf den Kopf zur Seite und riss sein rechtes Knie hoch. Der Maskierte stöhnte laut auf, als der Stoß

ihn zwischen die Beine traf. Keine Sekunde später hörte Alexander einen metallischen Aufschlag, in den sich ein helles Klirren mischte.

Die Winkellampe war dicht neben seinem rechten Ohr auf eine der steinernen Bodenplatten geschlagen, und das handtellergroße Glas war zerplatzt.

Er schlug den anderen mit der Faust mitten ins Gesicht

und vernahm ein neuerliches Stöhnen. Der Unbekannte war lange genug mit seinem Schmerz beschäftigt, dass Alexander ihn abschütteln konnte. Doch als er auf den Beinen stand, hatte der Maskierte sich auch schon erhoben. Er hatte eine der auf den Boden gefallenen Hellebarden ergriffen, hielt die altertümliche Waffe, die mit ihrer Verbindung aus Axtschneide, Spießklinge

und Haken zum Schlagen und Stoßen wie auch zum Wegziehen geeignet war, als sei er darin geübt, und machte einen Ausfallschritt auf Alexander zu.

Der sprang zurück und riss eine Hellebarde aus dem Waffenständer. Der Maskierte setzte ihm nach und führte die Axtklinge zum Schlag. Alexander parierte, indem er seine Waffe

hochriss und gegen die  
gegnerische drückte. Dass  
der Fremde den Umgang mit  
der unhandlichen Waffe  
außerordentlich gut  
beherrschte, zeigte er, als er  
seine Hellebarde mit einer  
geschickten Körperdrehung  
von Alexander löste, sie in  
derselben Bewegung  
herumriss und Alexander den  
Schaftfuß in die rechte Seite  
rammte.

Alexander ignorierte den stechenden Schmerz. Der Unbekannte erwies sich als gefährlicher Gegner; tatsächlich stieß er mit der Hellebardenspitze nach. Doch genau das hatte Alexander erwartet. Er drehte sich zur Seite und der Stoß ging ins Leere.

Auch er war im Hellebardenkampf geübt. Aus der Ausweichdrehung

heraus drückte er die Waffe des Gegners mit seinem Hellebardenschaft nach unten. Eine weitere schnelle Drehung, ein Griff in den Nacken des Maskierten, und Alexander warf ihn über die Hüfte.

Mit einem dumpfen Geräusch fiel der Fremde auf den Scheitstock, auf dem früher zum Strafdienst verurteilte Gardisten Holz

gehackt hatten. Nun, da Brennholz nicht mehr benötigt wurde, bestand die Strafübung im Zerhacken verschlissener Uniformen. Danegger hatte sich dieser nervtötenden Aufgabe auf Oberst Rosins Geheiß hin mehrfach widmen müssen. Mit dem Beil, das in dem Holzblock steckte, hatte er den Stoff in zehn Zentimeter breite Streifen zerschnitzelt.



Der Maskierte hatte im Fallen seine Hellebarde verloren und wollte, halb auf dem Block liegend, nach dem Beil greifen.

Alexander war schneller und drückte die Spitze seiner Waffe gegen die muskulöse Brust unter dem schwarzen Pullover.

«Fass das Beil nicht an!»

Der Maskierte erstarrte in der

Bewegung, die rechte Hand nur fünf Zentimeter von dem Beil entfernt. In dem schlechten Licht und unter der etwas verrutschten Biwakmütze waren seine Augen kaum zu sehen. Trotzdem meinte Alexander, im Blick seines Gegners Verwirrung und Furcht zu lesen.

«Jetzt nimm die Mütze ab, mit der Linken!», befahl

Alexander im stoßweisen Rhythmus seines keuchenden Atems. «Ganz ruhig, ohne jede Hektik!»

Die behandschuhte Linke wanderte langsam höher.

Gleichzeitig veränderte sich der Blick des Maskierten; die Augen schienen aufzuleuchten.

Es war ein Warnsignal, doch Alexander bemerkte es zu

spät.

Wer auch immer sich in seinem Rücken angeschlichen hatte, er war sehr leise gewesen. Jetzt stand er hinter Alexander, der nicht mehr wahrnahm als einen Schatten.

Ein Schlag auf seinen Hinterkopf löschte alles aus. Ihm war, als falle er in ein unendlich tiefes Loch. Ein Grab, aus dem ihm Heinrich

Rosin, Juliette und Marcel  
Danegger zuwinkten. Und  
sein Vater.

# 3

Es war wie das Auftauchen aus einer Nebelbank. Die Schleier verzogen sich quälend langsam, und ebenso langsam nahm die Welt feste Konturen an. Das Erste, was er sah, war das matte Schwarz des Doppelstrahlers unter der Decke. Die Lampe war ausgeschaltet, doch es war taghell in seinem Zimmer. Er drehte den Kopf.

An der Wand neben dem Bett  
hingen drei Fotos, von der  
Sonne schon ausgebleicht.

Das älteste Bild zeigte vor  
einem künstlichen  
Atelierhintergrund ein  
Brautpaar; die beiden  
umarmten einander leicht  
verkrampft und lächelten  
ebenso leicht verkrampft in  
die Kamera. Der  
Brautschleier umrahmte ein  
madonnenhaft schönes

Gesicht mit großen, ausdrucksstarken Augen. Ein paar freche rotbraune Locken, die sich unter dem Schleier hervorstahlen, nahmen dem Gesicht die Strenge. Der Bräutigam, mit akkurat geschnittenem dunklem Haar, war auch im Hochzeitsfrack durch und durch Soldat. Obwohl mehr als einen Kopf größer als seine Braut, brachte er es kaum fertig, sich ein wenig



zu ihr hinunterzubeugen. Seine Haltung war gerade, fast steif, als hätte er den Schaft einer Hellebarde verschluckt. Seine Gesichtszüge waren ebenmäßig und unter dem Lächeln ernst und entschlossen. Man sagte Alexander nach, er sei seinem Vater sowohl äußerlich als auch dem Wesen nach sehr ähnlich.

Das Foto war über dreißig Jahre alt. Kein Jahr nach der Hochzeit war Isabelle Rosin gestorben, bei Alexanders Geburt.

Alexander war die ersten Jahre bei den Eltern seiner Mutter aufgewachsen und dann in ein Internat geschickt worden.

Markus Rosin hatte sich als allein stehender Angehöriger der Schweizergarde schlecht

um den Sohn kümmern können. Und daran, seinen Beruf aufzugeben, hatte er nicht einmal einen Sekundenbruchteil lang gedacht. Seit Generationen waren die Rosins Soldaten und Schweizergardisten. Und sie waren stolz darauf.

Markus Rosin besonders. Er hatte dem Heiligen Vater mit solcher Inbrunst gedient, dass er als erster Rosin zum

Gardekommandanten aufstieg. Das zweite Foto zeigte ihn in tadelloser Grangala-Uniform mit dem letzten Papst auf dem Damasushof, während seiner Vereidigung als neuer Kommandant. Das war vor dreizehn Jahren gewesen.

Alexander, der stolz im Publikum gestanden hatte, hörte heute noch, wie sein Vater traditionell in drei

Sprachen seinen ersten  
Tagesbefehl verkündete:  
«Viva il papa! Es lebe die  
Schweiz!

Honneur et fidélité!»

Das dritte Foto war drei Jahre  
später entstanden. Diesmal  
trug Alexander die Uniform  
der Schweizer Armee, und  
sein Vater war zur  
Vereidigung des Rekruten  
erschienen. Der Fotograf  
hatte den Augenblick

festgehalten, in dem der Vater dem Sohn zur Gratulation die Hand reichte. Obwohl die Aufnahme leicht verwackelt war, spürte man Markus Rosins Steifheit und Distanz, als fühle er sich nicht recht wohl. So war es immer gewesen, wenn er Zivil getragen hatte.

Die Begegnungen zwischen Vater und Sohn waren nicht sehr häufig gewesen, und

auch während der wenigen  
zusammen verbrachten  
Ferien hatten sie die Kluft  
nicht zu überwinden  
vermocht. Einige  
gemeinsame Tage und  
Nächte änderten nichts daran,  
dass jeder sein eigenes Leben  
führte. Inzwischen bedauerte  
Alexander, dass sie einander  
nicht näher gekommen  
waren.

Bei seiner Vereidigung

hatten sie sich zuletzt  
gesehen. Kurz darauf war  
Oberst Markus Rosin  
unerwartet verstorben, und  
sein jüngerer Bruder  
Heinrich hatte seine  
Nachfolge als  
Gardekommandant  
angetreten. Heinrich Rosin  
war es auch gewesen, der  
Alexander gedrängt hatte,  
nach dem Wehrdienst zur  
Garde zu kommen. Am  
Abend von Alexanders



Vereidigung als Gardist, wie stets an einem sechsten Mai, hatte der Onkel ihm seine Hoffnung bekundet, er werde dereinst der dritte Gardekommandant sein, der den stolzen Namen Rosin trage.

Seit fünfhundert Jahren dienten die Rosins in der päpstlichen Garde, seit Albert Rosin aus Zürich unter Hauptmann Kaspar Röist den

Papst gegen deutsche Landsknechte und spanische Söldner verteidigt hatte.

«Wie geht es dir, Alex?» Erst jetzt wurde Alexander bewusst, dass er nicht allein war. Utz Rasser saß in Alltagsuniform an dem kleinen Tisch, auf dem sein Barett lag, und blätterte in der vorletzten Ausgabe von *Facts*; Alexander hatte das heimatliche Magazin

abonniert. Besorgt blickte er Alexander an. «Mann, das Pflaster ist ja fast größer als dein Kopf. Wer immer das Schwein war, er hat dir gehörig was verpasst.»

« *Die Schweine*», sagte Alexander, nachdem er seine Erinnerungen zusammengekramt hatte. Vorsichtig befühlte er seinen Hinterkopf und ertastete das mächtige Pflaster.

«Natürlich mehrere, hätte ich mir denken können. Von einem allein lässt sich ein Alexander Rosin nicht unterkriegen.» Utz ließ das Magazin auf die zerkratzte Tischplatte sinken und grinste ihn an. «Schmerzen?»

«Nein, nicht richtig, nur so ein dumpfes Drücken.»

«Der Arzt hat dir was gegen die Schmerzen gegeben. Die Tabletten liegen hier auf dem

Tisch, falls es schlimmer werden sollte. Er kommt am späten Nachmittag noch mal vorbei, um nach dir zu sehen.»

«Weshalb?»

«Na, weshalb wohl, King Kong? Du könntest dir zum Beispiel eine nette kleine Gehirnerschütterung eingehandelt haben. Was ist überhaupt passiert?»

Als Alexander seinen Bericht beendet hatte, stieß Utz einen beichtwürdigen Fluch aus.  
«Mist auch, dass ich zu spät gekommen bin!»

«Keine Rätsel jetzt, Utz.»

«Als mein Wachdienst zu Ende war, bin ich noch mal runter zur Waffenkammer. Ich hatte keine Ruhe wegen ... wegen ...»

«Wegen der Morde.»

«Ja. Als ich die offene Tür sah, war mir gleich ganz anders.

Ich bin zum FvD gelaufen und habe Verstärkung geholt. Du hast neben dem Scheitstock gelegen, bewusstlos und mit einer blutigen Wunde am Hinterkopf. Im ersten Moment dachte ich, es hätte noch einen Toten gegeben!»

«Haben die beiden Typen

etwas mitgehen lassen?»

Utz legte den rechten Ellbogen auf die Tischplatte und stützte das Kinn auf die Hand. «Das kann man wohl sagen. Das Ausgabebuch für die Handfeuerwaffen fehlt.»

«Dann lässt sich nicht mehr feststellen, ob es Unregelmäßigkeiten bei der Aus- und Rückgabe der SIGs gegeben hat!»



«Du sagst es, weiser Fürst», seufzte Utz und fügte seinem Beichtregister einen weiteren unflätigen Fluch hinzu. «Jetzt bleibt alles an mir hängen. Ich kann nicht beweisen, dass ich korrekt gehandelt habe.»

«Ich bin mir sicher, dass du dir nichts hast zuschulden kommen lassen. Aber warum stiehlt jemand dieses Buch?»

«Vielleicht, um den Verdacht auf mich zu lenken.»

«Oder um jemand anderen aus der Schusslinie zu bringen.

Was ist mit deinem Stellvertreter in der Waffenkammer?»

«Marc Tanner?» Utz schüttelte den Kopf. «Immerhin ist er wegen seiner Vertrauenswürdigkeit für den Posten ausgewählt worden.»

«Aber er ist ein  
Welschschweizer. Wie  
Danegger. Beide stammen  
aus dem Unterwallis, wenn  
ich mich recht erinnere.

Sie haben sich gut  
verstanden.»

«Selbst wenn sie befreundet  
waren – das spricht noch  
nicht automatisch für eine  
Komplizenschaft.»

«Vielleicht hat Tanner

seinem Freund einen  
Gefallen getan, ohne zu  
ahnen, was der vorhatte?»

«Dann müsste er reichlich  
blöd sein. Eine SIG mit  
vollem Magazin rückt man  
doch nicht raus, ohne den  
Zweck zu kennen!»

Die Unterhaltung bereitete  
Alexander mehr  
Kopfzerbrechen als seine  
Wunde, die nur ein sanftes,  
regelmäßiges Pochen

aussandte.

«Hoffen wir, dass die Untersuchung die Wahrheit ans Licht bringt», seufzte er.

«Was für eine Untersuchung?»

«Blöde Frage, Utz, die Morduntersuchung natürlich.»

«Sie wird noch heute offiziell abgeschlossen. Wetter-Dietz hat für heute Nachmittag eine

Pressekonferenz

angekündigt. Die großen  
Fernsehsender und die  
lokalen Infostationen werden  
zur Live-Übertragung  
anrücken. Das ist doch mal  
was anderes als die ewig  
gleichen Paraden und  
Kundgebungen zum Tag der  
Arbeit. Die könnten sie auch  
aus der Konserve zeigen.»

Monsignore Wetter-Dietz  
war der Pressesprecher des

Vatikan, ein Deutscher, und entsprechend hölzern fielen seine Presseerklärungen aus. Angeblich hatte ihm der Ruf, ein absolutes Sprachgenie zu sein, zu der Stellung verholfen. Aber was nützte es, zehn oder zwölf Sprachen zu beherrschen, wenn die darin übermittelte Botschaft trocken war wie eine Hostie?

Nur beiläufig wurde Alexander bewusst, dass

heute der 1. Mai war. Was Utz über den Abschluss der Morduntersuchung gesagt hatte, brachte ihn aus der Fassung.

«Man kann so eine Sache nicht an einem Tag abschließen!»

«Der Vatikan kann. Die umstrittenen Äußerungen des neuen Papstes haben schon genug Staub aufgewirbelt. Einen ungünstigeren



Zeitpunkt für ungeklärte Morde im Vatikan könnte es gar nicht geben. Deshalb hat das Staatssekretariat beschlossen, die Affäre so schnell wie möglich beizulegen.»

«Das Staatssekretariat oder Kardinal Musolino?»

Utz antwortete mit einer höchst berechtigten Gegenfrage:

«Gibt's da einen Unterschied?»

Nach kurzem betretenen Schweigen setzte Alexander erneut an: «Bei einem Mord innerhalb der Garde hat der Gardekommandant – oder sein Stellvertreter – auch ein Wörtchen mitzureden. Musolino wird es nicht wagen, über von Guntens Kopf hinweg zu entscheiden.»

«Oh, Seine Eminenz würde das sehr wohl wagen, braucht es aber nicht. Unser neuer kommissarischer Kommandant –

Musolino hat von Gunten in dieser Stellung bestätigt – hat die Entscheidung Seiner Eminenz befürwortet. Ich kann ganz gut mit Schnyder, der hat es mir brühwarm erzählt.»

Oberleutnant

Roland

Schnyder war Adjutant in der Gardekommandantur und daher auch über geheime Vorgänge stets gut unterrichtet.

Alexanders Hände gruben sich in die Bettdecke. «Soll das heißen, Musolino hat von Guntens Zustimmung erkauft, indem er ihm die Nachfolge auf den Posten meines Onkels zusicherte?»

Utz verzog keine Miene. «So

etwas öffentlich zu  
behaupten wäre,  
strafrechtlich gesehen, üble  
Nachrede oder Verleumdung.

Und dienstlich würde es ein  
Disziplinarverfahren geben,  
das sich gewaschen hat.»

«Verstanden», brummte  
Alexander, als er sich aus  
dem Bett schwang. «Ich  
werde mich diplomatisch  
verhalten.»

«Wobei?»

«Bei meiner Unterredung mit  
unserem neuen  
Kommandanten.»

«Der Arzt hat dir strikte  
Bettruhe verordnet!»

«Hilf mir beim Anziehen!»

Alexander erstarrte, als er  
das Büro des  
Gardekommandanten betrat.  
Heinrich Rosin war noch  
keine vierundzwanzig

Stunden tot, und Anton von Gunten saß so selbstverständlich in dem schwarzen Lederstuhl hinter dem Schreibtisch, als nehme er diesen Platz seit Jahrzehnten ein.

Dieser Anblick ärgerte Alexander viel mehr, als er ihn verwunderte. Es war ein offenes Geheimnis, dass von Gunten sich selbst als den besseren Kommandanten

betrachtete.

Nach alter Tradition kamen die Gardekommandanten aus dem Schweizer Adel, dem von Gunten angehörte. In jüngster Zeit hatte es Ausnahmen von dieser ungeschriebenen Regel gegeben, so auch Markus und Heinrich Rosin. Traditionsbewusste Kleriker und Angehörige des Schweizer Adels hatten das



noch nie gern gesehen und  
würden hochofrenut sein,  
wenn Anton von Gunten  
offiziell zum neuen  
Kommandanten ernannt  
wurde.

Der Raum erinnerte an ein  
Heimatmuseum. Dicht an  
dicht hingen an den Wänden  
die Porträts der  
Gardekommandanten,  
angefangen beim ersten,  
Kaspar von Silenen, der die

Garde von 1506 bis 1517 befehligt hatte, und seinem Nachfolger Markus Röist, der, um sein Amt als Bürgermeister von Zürich zu behalten, seinen Sohn Kaspar – das dritte Bild – als Stellvertreter nach Rom gesandt hatte. Das letzte, geradezu fotorealistische Gemälde zeigte Markus Rosin. Bald würde ein Bildnis Heinrich Rosins hinzukommen.

Alexander kannte die  
Gesichter, ohne den  
jeweiligen Namen darunter  
zu lesen. Von Silenen, von  
Meggen, Segesser von  
Brunegg, Pfyffer von  
Altishofen, Meyer von  
Schauensee; Schweizer  
Adelsfamilien, die mehr als  
einen Kommandanten  
gestellt hatten. Brannte von  
Gunten darauf, eine neue  
Dynastie zu begründen?

«Setzen Sie sich, Alexander, nur keine Förmlichkeiten.» Der Oberstleutnant wies auf den Besucherstuhl. Mit einem verkniffenen Lächeln sagte er: «Ich weiß nicht, ob ich Sie tadeln soll, weil Sie entgegen ärztlichem Rat schon wieder herumlaufen, oder ob Sie Lob verdienen, weil Ihr Diensteifer größer ist als Ihre Schmerzen. Wollen Sie mir berichten, was in der Waffenkammer

geschehen ist?»

Alexander wiederholte, was er schon Utz Rasser erzählt hatte.

«Ein sehr bedenklicher Vorfall», seufzte von Gunten. «Umso besorgniserregender, als er zeitlich mit diesem schrecklichen Doppelmord zusammenfällt.»

«Wohl nicht nur zeitlich», wandte Alexander ein und

beugte sich vor. «Wichtiger erscheint mir der inhaltliche Zusammenhang.»

«Und der wäre?», fragte der Oberstleutnant im Tonfall unschuldiger Neugier.

«Mit allem Respekt, aber das liegt doch auf der Hand.»

«Sie meinen das verschwundene Waffenbuch?»

«Genau.»

Von Gunten zuckte mit den Schultern. «Danegger kann es kaum genommen haben.»

«Nein. Er war es ja auch nicht, der mich da überwältigt hat.

Der Vorfall beweist, dass er Komplizen hatte – wenn er überhaupt für den Mord verantwortlich ist.»

«Wie können Sie das bezweifeln, Alexander? Sie

haben die Leichen gesehen.  
Und die Waffe in Daneggers  
Hand.»

«Mehr noch, ich habe  
Danegger angefasst, weil ich  
mir die Waffe anschauen  
wollte. Erinnern Sie sich,  
Herr Oberstleutnant?»

«Ja, ich war dabei.»

«Und – Sie wissen auch, wie  
es letzte Nacht geschüttet  
hat.»



«Ja. Und?»

«Danegger muss über den Kasernenhof gekommen sein. Er hätte völlig durchnässt sein müssen, aber ich weiß, dass er knochentrocken war. Wie erklären Sie sich das?»

Von Gunten zuckte mit den Schultern. «Vielleicht hatte er einen Schirm dabei.»

«Hat man bei den Leichen einen Schirm gefunden?»

«Nicht dass ich wüsste. Er kann ihn irgendwo im Haus abgestellt haben.»

«Auch dann müsste man ihn gefunden haben.»

«Ich werde mich bei Parada danach erkundigen», versprach von Gunten.

«Also teilen Sie meine Bedenken?»

«Keineswegs. Die Fakten sprechen für sich. Danegger

hielt die Tatwaffe in der Hand, und er hatte ein Motiv.»

«Ich weiß nicht», brummte Alexander unentschlossen. «Sie sagten in der letzten Nacht, mein Onkel habe Danegger degradieren oder unehrenhaft entlassen wollen. Ich selbst habe erst vor zwei Tagen mit meinem Onkel über Danegger gesprochen und er hat nichts dergleichen

erwähnt.»

«Überlegungen, die wir hier im Stab anstellen, hängen wir nicht an die große Glocke.»

«Dann dürfte Danegger auch nichts davon gewusst haben, was bedeutet, dass sie als Mordmotiv wegfallen.»

«Vielleicht hat Oberst Rosin ihm gegenüber eine Andeutung gemacht, um ihn zur Räson zu bringen. Aber

dieser Hitzkopf hat sich wohl nur noch mehr aufgeregt, was Ihren Onkel und Ihre Tante das Leben gekostet hat.»

Alexander kam sich vor, als renne er gegen eine Wand aus Stahlbeton.

«Aber die beiden Unbekannten in der Waffenkammer», versuchte er es noch einmal. «Wie passen die in das Bild?»

«Ich bin Soldat, kein Polizist, aber ich vermute, sie haben gar nichts mit der Sache zu tun.»

«Seltsam, dass sie dann ausgerechnet das Ausgabebuch für die Handfeuerwaffen mitgenommen haben.»

«Das kann ein Ablenkungsmanöver sein. Sie wollten Daneggers Bluttat nutzen, um ihre eigentlichen

Absichten zu verdecken.»

«Und was waren das für Absichten?»

«Ich schätze, das werden wir niemals erfahren, schließlich haben Sie die beiden verscheucht. Jedenfalls sind außer dem Waffenbuch und Daneggers SIG keine weiteren Gegenstände als gestohlen gemeldet worden.»

Alexander sah sein

Gegenüber eindringlich an.  
«Herr Oberstleutnant, auch  
wenn Sie meine Zweifel  
nicht teilen, bitte ich Sie, die  
Untersuchungen in dem  
Mordfall noch nicht  
einzustellen!»

Für eine kleine, von  
Schweigen erfüllte Ewigkeit  
trafen sich die Blicke beider  
Männer, bis von Gunten sich  
mit einer abrupten Bewegung  
aus dem Stuhl stemmte. Fast



automatisch strichen seine Hände die Uniform glatt. Er wirkte wie ein Lehrer vor der Tafel, als er vor der Kommandantengalerie Aufstellung nahm und auf die Bilder wies.

«Hier sind mehr Ruhm und Ehre versammelt, als manch große Armee sie für sich verbuchen kann. Immer haben die Schweizer treu zum Heiligen Vater gehalten,

unter Einsatz ihres Lebens  
und oft genug auch unter  
Hinnahme ihres Todes. Die  
Garde hat weiß Gott  
schwierige Zeiten durchlebt,  
aber auf ihre Treue konnte  
Seine Heiligkeit sich stets  
verlassen. Was letzte Nacht  
geschehen ist, könnte das  
Vertrauen des Papstes in uns  
zum ersten Mal erschüttert  
haben. Wie kann er einer  
Wachtruppe trauen, deren  
Angehörige sich gegenseitig

über den Haufen schießen?  
Es gibt nur einen Weg,  
diesen Vorfall zu bereinigen.

Wir. müssen die dunkle  
Wolke, die über unserer Ehre  
und Zuverlässigkeit hängt,  
vertreiben, und zwar so  
schnell wie möglich!»

«Auch wenn Zweifel bleiben  
an der ... der Natur dieser  
*Wolke?* »

«Zweifel?»      Von      Gunten

bellte wie ein Ausbilder auf dem Exerzierplatz. «Ich hege keine Zweifel. Und Generalinspektor Parada auch nicht. Wenn der Sicherheitschef des Vatikans die Affäre für aufgeklärt hält, sehe ich keinen Grund, meine Zustimmung zu verweigern. Im Gegenteil, ich ...»

Das melodiose Summen des Telefons unterbrach ihn. Irritiert blickte der

Oberstleutnant für einige Sekunden auf seinen Schreibtisch. Dann griff er mit energischer Geste nach dem Hörer und meldete sich im selben schroffen Tonfall, den er Alexander gegenüber angeschlagen hatte. Gleich darauf schluckte er heftig und nahm förmlich Haltung an.

«Ja, es geht ihm besser», sagte er fast stammelnd.

«Doch, er ist gerade bei mir, Heilig ...» Wieder schluckte er schwer und stammelte: «J-Ja, ich werde das sofort veranlassen, Heiliger Vater.» Wie geistesabwesend legte er auf.

«Heiliger Vater?», wiederholte Alexander.

«Ja, ich glaube es kaum, er telefoniert höchstpersönlich. Da steht uns noch einiges bevor.» Fast hätte von

Gunten sich bekreuzigt.

«Unorthodox, sicher», meinte Alexander, «aber ich glaube, auch Johannes Paul I. hat schon eigenhändig zum Telefon gegriffen.»

«Nun, Papst Custos hat noch mehr unorthodoxe Einfälle. Er will Sie sehen, Alexander.»

«Mich? Aber ich bin nur ein einfacher Gardeadjutant.»

«Sagen Sie das Seiner  
Heiligkeit.»

«Wann?»

«Jetzt.»

Sie gingen über den  
Damasushof. Der  
Nieselregen war stärker  
geworden, doch Alexander  
merkte es kaum. Wie in  
Trance folgte er dem  
Vorgesetzten und versuchte  
noch immer zu begreifen,



wie der Oberstleutnant seine Zweifel an Daneggers Schuld hatte zurückweisen können, ohne mit der Wimper zu zucken. Und zugleich fragte er sich, warum der Heilige Vater ihn sprechen wollte.

Dass man mit Kardinal Jean-Pierre Gardien einen Mann der ungewöhnlichen Ideen auf den Stuhl Petri gesetzt hatte, war schon bei seiner ersten Ansprache nach der

Amtsübernahme deutlich  
geworden. Wohl kaum  
jemand hatte erwartet, dass  
der neue Papst sich als Erstes  
für alle Verfehlungen seiner  
Vorgänger und auch, quasi  
im Vorgriff, seiner selbst  
entschuldigen würde. Er hatte  
angekündigt, die katholische  
Kirche werde zu Beginn des  
neuen Jahrtausends neue  
Wege gehen und sich  
rückbesinnen auf das, was  
Jesu Lehre ausmache.

Worte, die Anlass zu tausenderlei Spekulationen boten.

Papst Custos verteilte das Ungewöhnliche gleich en gros.

Wenige Tage nach seiner Wahl hatte er erklärt, er werde sich für eine Begegnung der Oberhäupter aller großen Religionen einsetzen, damit ein Weg gefunden werde, die

zahlreichen  
Glaubenskonflikte überall  
auf der Welt zu mindern.  
Dann wieder hatte der Papst  
während einer abendlichen  
Fernseh-Liveshow zu einer  
Telefonumfrage mit dem  
Thema «Ist harter Sex besser  
als weiche Liebe?»  
angerufen. Fassungslos hatte  
die Fernsehnation zugehört,  
als Custos freimütig  
plaudernd erklärte, er sei in  
dieser Frage natürlich kein

Fachmann aus Erfahrung, doch er könne sich nicht vorstellen, dass etwas Hartes auf Dauer angenehmer sei als etwas Weiches; auf sein Kopfkissen treffe das jedenfalls nicht zu. Viele hatten gelacht, die Presse hatte ihre Schlagzeile für den nächsten Tag, das Volk liebte den Papst für solche Offenheit. Und die Kurie zitterte vor seinem nächsten Streich.

Der Apostolische Palast verschluckte die beiden Männer, und ein Fahrstuhl brachte sie in den dritten Stock. Hier lagen die Privatgemächer des Papstes, bewacht von zwei Gardisten und zwei Gendarmen. Alle vier salutierten vor dem Oberstleutnant, wobei der Gruß der Vigilanzamänner recht lässig ausfiel.

Der vierschrötige Mann mit

dem rötlichen Gesicht und dem noch rötlicheren Haar, der Alexander und von Gunten hereinwinkte, war ein weiterer Grund für das Gerede über die seltsamen Ansichten und Methoden des neuen Papstes. Don Ovasius Shafqat war schon vor der Papstwahl der Privatsekretär von Kardinal Gardien gewesen. Einem Kardinal mochte man nachsehen, dass er einem irischen

Trunkenbold vertraute – denn genau in diesem Ruf stand Shafqat –, dem Papst sah man es gewiss nicht nach.

In einem kleinen, aber gemütlichen Empfangsbereich mit mannshohen Topfpflanzen, Korbsesseln und einem reich bestückten Zeitschriftenständer streckte Shafqat eine seiner rötlich behaarten Pranken aus. Es



wirkte mehr wie das  
Ausfahren einer Schranke  
denn wie eine Einladung,  
Platz zu nehmen.

«Wenn Sie hier warten  
möchten, Herr  
Oberstleutnant. Ich habe von  
Seiner Heiligkeit nur den  
Wunsch gehört, Adjutant  
Rosin zu sprechen.»

Mit versteinerter Miene  
setzte sich von Gunten. Er  
hatte – in der Annahme, dass

der Besuch Alexanders beim Papst etwas mit den nächtlichen Anschlägen zu tun habe — fest damit gerechnet, ebenfalls zum Heiligen Vater vorgelassen zu werden.

Alexander folgte dem irischen Geistlichen durch einen geräumigen Saal und spürte, wie seine Knie wacklig wurden. In Formation vor dem Papst

anzutreten oder vor seinem Palast Wache zu stehen war eine Sache – ihn zu einem Gespräch unter vier Augen zu treffen eine andere. Shafqat blieb vor einer hohen Tür aus massivem Holz stehen und klopfte laut an. Ein kurzes

«Herein» von jenseits der Tür, Shafqat öffnete, ließ Alexander eintreten und schloss die Tür von außen.

Der quadratische Raum war

das private Arbeitszimmer des Papstes und zugleich seine private Bibliothek. Die Wände waren vom Boden bis zur Decke mit voll gestopften Bücherregalen zugestellt. Es roch angenehm altmodisch nach Papier, Leim und Druckerschwärze. Der Papst stand auf einer kleinen Leiter und blätterte in einem Buch.

Nun stellte er es weg und drehte sich zu seinem

Besucher um, zu hastig wohl:  
Die Leiter geriet ins Wanken  
und mit ihr der Heilige Vater.  
In der weißen Soutane sah er  
mit den Hilfe suchend  
ausgestreckten Armen aus  
wie ein riesenhafter weißer  
Vogel, der panisch mit den  
Flügeln schlug. Alexander  
sprang herbei und legte die  
Hände um die Hüften des  
Papstes. Der stützte sich auf  
die breiten Schultern des  
Gardisten und kletterte herab

auf sicheren Boden.

«Es stimmt also», sagte er in seiner Muttersprache.

«Was?», platzte es aus Alexander heraus, bevor ihm einfiel, dass es sich nicht geziemte, mit dem Heiligen Vater ohne Begrüßung und dann noch in derart flapsiger Art zu sprechen.

«Dass die Schweizergarde die Stütze des Heiligen

Stuhls ist.

Sie haben es gerade bewiesen, mein Sohn.»

Alexander kniete nieder und küsste den Fischerring des Papstes. Der zog ihn schnell wieder auf die Füße.

«Wenn schon, müsste ich Sie ehren, Adjutant Rosin, nach allem, was Sie letzte Nacht zu erleiden hatten. Nehmen Sie doch Platz.»

Alexander folgte ihm zu zwei schweren braunen Ledersesseln, zwischen denen ein hölzerner Beistelltisch mit einer Cognacflasche und zwei Gläsern stand. Der Papst schenkte ein.

«Oh, ich hoffe, Sie dürfen überhaupt ein Glas trinken. Sie sind ja in Uniform.»

«Ich weiß nicht», erwiderte Alexander verwirrt. «Sie ...



ich meine, Heiligkeit sind der Oberbefehlshaber.»

Der Papst stieß ein trockenes Lachen aus. «Ich muss mich noch an vieles gewöhnen. Nicht nur, dass ich der Führer der größten Glaubensgemeinschaft auf diesem Planeten bin, nein, auch die kleinste Armee der Welt hört auf mein Wort. Dabei beherrsche ich kein einziges militärisches

Kommando. Zum Wohl! Das ist jetzt ein Befehl.»

Sie tranken und es tat Alexander gut. Wärme durchströmte ihn. Eben, als er dem Papst zu Hilfe gesprungen war, hatte sich das wackelige Gefühl in seinen Beinen verstärkt, und ein schmerzhafter Stich war durch seinen Kopf gefahren. Jetzt, in dem bequemen Sessel und mit dem

päpstlichen Cognac im Magen, fühlte er sich zwar unwirklich, aber ein wenig wohler.

«Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie Leid mir die schreckliche Geschichte mit Ihrem Onkel und Ihrer Tante tut.» Der Papst sprach weiterhin französisch und schien zu wissen oder zu ahnen, dass der Schweizer diese Sprache besser

beherrschte als Italienisch.  
«In den letzten Tagen hatte  
ich intensive Gespräche mit  
Oberst Rosin, und wir sind  
uns dabei sehr nahe  
gekommen.

Es ist schwer, ihn zu  
verlieren. Für Sie noch viel  
mehr als für mich.»

Alexander gab ihm Recht,  
begriff aber noch immer  
nicht, worauf sein Gastgeber  
hinauswollte. Einerseits

schien ihm der ganze Aufwand mit dem Privatempfang übertrieben, wenn der Heilige Vater ihm nur sein Beileid aussprechen wollte, andererseits lag in den Worten des Papstes mehr. Unterschwellig nahm er es wahr, doch als er es herauszufiltern versuchte, kehrte der stechende Schmerz in seinem Kopf zurück. Es war wie in der Nacht, als ihn der Schlag auf

den Hinterkopf traf; als würde sein Schädel gespalten.

Das Glas fiel ihm aus der kraftlosen Hand, der Cognac sickerte in den hellen Teppich. Er streckte die Hand nach dem Glas aus, doch sein Körper bewegte sich wie in Zeitlupe: kriechend langsam und schwerfällig. Wenn sie auch langsam erfolgte, die Bewegung ließ sich nicht

mehr aufhalten. Er fiel nach vorn und rutschte aus dem Sessel. Alles um ihn herum verzerrte sich, wuchs und schrumpfte, verlor seine Konturen in einem Ungewissen Wabern, wie eine Wüste unter gnadenloser Sonne.

Und da war der große weiße Vogel, der sich über ihn beugte.

Alexander fühlte, wie die

Hände des Heiligen Vaters  
sanft über seinen Kopf  
strichen. Langsam und  
feinfühlig glitten die Finger  
über seine Haut, als folgten  
sie geheimen, nur dem Papst  
sichtbaren Spuren.

Der Schmerz ließ nach,  
machte einer Wärme Platz,  
wie sie zuvor mit dem  
Cognac durch seinen Körper  
geflossen war. Nur war diese  
Wärme intensiver und



allgegenwärtig. Er fühlte sich von ihr umhüllt wie von einer riesigen Decke aus Liebe und Geborgenheit. Das Gefühl des Aufgehobenseins und Geliebtwerdens verdrängte Schmerz und Trauer. Er schloss die Augen und wünschte, dieses Gefühl möge ewig anhalten. Alle schlechten Gedanken und Empfindungen verblassten in Bedeutungslosigkeit. Nie zuvor hatte er gespürt, dass

Liebe und Zuversicht so viel mehr bedeuteten als Wut, Furcht und Zweifel.

Als er die Augen öffnete, lag er noch immer auf dem Boden, und sein Kopf war in den Schoß des Papstes gebettet, der ihn mit einem besorgten Lächeln ansah.

«Geht's wieder besser, Alexander? Ich glaube, Sie haben sich doch ein wenig zu viel zugetraut, als Sie aus

dem Bett gestiegen sind.»

«Ja ... es tut mir Leid ...  
Heiligkeit ...»

Peinlich berührt von der Vorstellung, die er dem Papst geboten hatte, schickte er sich an aufzustehen. Custos stützte ihn.

Alexander hob sein Barett vom Boden auf, setzte es auf und sagte: «Ich glaube, ich muss Ihnen danken, Heiliger

Vater. Sie haben mir die Schmerzen genommen, nicht wahr?»

Das Lächeln des Papstes wirkte entschuldigend wie das eines Jungen, den man bei einem Streich ertappt hat. «Ein Familienerbe, verstehen Sie?»

«Nein», antwortete Alexander und glaubte, in den Augen des Heiligen Vaters einen Anflug von

Enttäuschung zu bemerken.

«In Ihnen kämpfen viele widerstreitende Gefühle», fuhr der Papst fort. «Sie empfinden große Wut auf andere und auf sich selbst. Hängt das mit den schrecklichen Morden zusammen?»

«Ja, Eure Heiligkeit.»

«Aber warum hegen Sie solche Wut gegen sich

selbst?

Glauben Sie denn, Sie hätten die Tat verhindern müssen?»

«Nein. Wie hätte ich das können? Ich wusste nicht, was Danegger vorhatte.»

«Ja, natürlich. Ich will jetzt nicht weiter in Sie dringen, Alexander, wenn Sie etwas bedrückt, können Sie jederzeit zu mir kommen, ist ein ernst gemeintes

Angebot.»

«Danke, Heiliger Vater.»

Der Papst legte den Zeigefinger der rechten Hand vor seine Lippen. «Sagen Sie um Himmels willen nicht weiter, was ich eben getan habe, Alexander. Ich will nicht, dass die Christenheit mich mit der heiligen Jungfrau von Lourdes verwechselt. Und was die Presse erst daraus machen

würde. *Der Rasputin vom Vatikan.* Nein, wirklich, Sie müssen mir versprechen zu schweigen!»

Custos hielt ihm die schmale Hand entgegen. Als Alexander sie ergriff und drückte, fühlte er sich wie ein Schüler, der mit einem Kameraden einen kindischen Pakt schließt. Aber in den Augen des Papstes lag tiefer Ernst.



Der Heilige Vater geleitete ihn zur Tür, und auch beim Gehen spürte Alexander nicht mehr die geringsten Beschwerden.

Shafqat eilte herbei und Custos kehrte in seine Bibliothek zurück. Von Gunten hockte mit unmilitärischer Lässigkeit in seinem Korbsessel und blätterte gelangweilt in einer Zeitschrift.

Sein Blick war alles andere als wohlwollend. Im Lift fragte er:

«Mein Gott, Alexander, was haben Sie so lange getrieben? Sie waren über eine Stunde bei ihm.» Erstaunt blickte Alexander auf die Uhr. Von Gunten hatte Recht; er musste längere Zeit weggetreten gewesen sein.

Der Vorgesetzte wiederholte die Frage.

«Ich darf nicht sagen, was so lange gedauert hat.»

«Wieso nicht? Ich bin Ihr Kommandant!»

«Und Seine Heiligkeit ist mein oberster Dienstherr. Ich musste dem Heiligen Vater Stillschweigen versprechen.»

Von Gunten maß ihn mit einem undefinierbaren Blick. Zum ersten Mal schien er so etwas wie Respekt vor

Alexander zu verspüren.  
Furcht konnte es kaum sein.

«Legen Sie sich hin und  
ruhen Sie sich aus», sagte der  
Oberstleutnant, als die  
Liftkabine mit leichtem  
Ruckeln im Erdgeschoss  
hielt.

«Den Befehl habe ich schon  
erhalten.»

Alexander legte sich  
befehlsgemäß ins Bett, aber

er schlief nicht. Unaufhörlich dachte er an die Begegnung mit dem Heiligen Vater. Eine eigenartige Aura umgab diesen Mann. Er hatte so gar nichts Vergeistigtes, wie man es vom abgeklärten Oberhirten der Christenheit erwartete. Vielmehr hatte er Alexander behandelt wie seinesgleichen.

Und dann seine seltsamen Fähigkeiten. Natürlich hatte

Alexander von Menschen gehört, die über heilende Kräfte verfügten. Was davon Schwindel und Wahrheit war, hatte ihn nie sonderlich interessiert. Aber der Papst hatte ihm nicht nur den Schmerz genommen, er hatte auch in seiner Seele gelesen, und das erschütterte Alexander. Der Heilige Vater mochte sein oberster Dienstherr und sein geistiger Hirte sein, aber selbst ihm

mochte er nicht mitteilen,  
was ihn seit letzter Nacht  
bedrückte.

Er konnte es niemandem  
sagen, solange er sich nicht  
über seine Gefühle im Klaren  
war.

Seine Gedanken kreisten  
weiter um den Papst und um  
die Frage, über welche Kräfte  
Custos gebot. Die Antwort  
lieferte vielleicht der Arzt,  
der am Nachmittag kam und

keine Verletzungen mehr feststellen konnte.

«Weder innerlich noch äußerlich. Auch die große Kopfwunde ist vollkommen verheilt. Das ist wie ein Wunder!», stellte der Arzt kopfschüttelnd fest.

Da Alexander dienstfrei war, blieb er in seinem Zimmer und schaltete den Fernseher ein. Gerade noch rechtzeitig, um die Presseerklärung des



Vatikansprechers  
mitzubekommen. Zur  
Einstimmung lief ein Bericht  
über die nächtliche Bluttat,  
wahrscheinlich zum  
hundertsten Mal an diesem  
Tag. Fotos zeigten die drei  
Toten zu Lebzeiten. Von  
Heinrich Rosin und Danegger  
wurden zudem  
Filmaufnahmen anlässlich  
einer Parade der  
Schweizergarde  
eingebildet. Alexander sah

sich an Daneggers Seite stehen. Der Anblick versetzte ihm einen Stich.

Ein Schnitt auf eine nicht mehr ganz junge, stark geschminkte Moderatorin im grellgrünen Kostüm: «Der Vatikan hat als autonomer Staat auch das Recht, die Ermittlung und Verfolgung von Straftaten auf seinem Hoheitsgebiet unabhängig von der italienischen Justiz

durchzuführen. Im Fall des ermordeten

Gardekommandanten hat man auf Amtshilfe seitens der italienischen Behörden verzichtet und die Angelegenheit ungewöhnlich schnell zum Abschluss gebracht. Der

Vatikansprecher, Monsignore Wetter-Dietz, wird uns jetzt erklären, warum.»

Der Konferenzraum im

Pressesaal des Heiligen Stuhls kam ins Bild. Alle beim Heiligen Stuhl akkreditierten Journalisten – es waren etwa vierhundert –, die so genannten Vatikanisten, schienen zusammengekommen zu sein und drängten sich Schulter an Schulter. Der Saal für die Pressekonferenzen war nur mit zweihundert Sitzplätzen ausgestattet. Er und der gesamte Pressesaal lagen

nicht im Vatikan, sondern kurz vor dem Petersplatz in der Via della Conciliazione. Offiziell aus Platzgründen, aber wohl auch, weil die Kurie Horden von herumschnüffelnden Journalisten im Herzen der Christenheit vermeiden wollte.

Monsignore Wetter-Dietz trat ein, ein knochiger Mann in dunklem Anzug. Der

Römerkragen verriet die  
Zugehörigkeit zum  
geistlichen Stand. Die  
Journalisten verstummten,  
als er unter dem Wappen des  
Vatikanstaats Platz nahm. Es  
zeigte die Tiara, die  
dreifache Papstkrone, mit  
den beiden hinten  
herabhängenden Streifen und  
darunter die gekreuzten,  
durch eine Kordel  
verbundenen Schlüssel. Die  
Tiara, früher die

Krönungskrone der Päpste, war das Symbol der dreifachen Macht des Papstes als *Vater der Fürsten und der Könige*, als *Rektor der Welt* und als *Stellvertreter Christi auf Erden*. Der zweifache Schlüssel verkörperte die Vollmacht Jesu für den Apostel Petrus und seine päpstlichen Nachfolger, zu binden und zu lösen. Auf die in Matthäus 16.19 beschriebene Szene gründete

sich das gesamte Papsttum.

Während die Kameras  
surrten und die Blitzlichter  
noch zuckten, begann  
Wetter-Dietz in ebenso  
akzentfreiem wie  
monotonem Italienisch, die  
Geschehnisse  
zusammenzufassen. In  
trockenen Worten gab er die  
wesentlichen Fakten wieder,  
bemüht, sich jeder  
Spekulation und jeder auch



nur ansatzweise blumigen  
Schilderung zu enthalten.

«So tragisch dies alles auch  
ist, so wenig geheimnisvoll  
ist es zugleich. Mit der  
Abneigung, die Marcel  
Danegger aufgrund der  
dienstlichen Differenzen  
gegen seinen Kommandanten  
verspürte, ist seine Handlung  
als Überreaktion eines  
nervlich überlasteten jungen  
Mannes hinreichend

motiviert. Da die kriminaltechnische Untersuchung keine weiter gehenden Anhaltspunkte zutage gefördert hat, ist der Untersuchungsrichter des Vatikans zu der Entscheidung gelangt, das Verfahren abzuschließen.»

Ein paar Sekunden herrschte Schweigen. Die Journalisten mussten erst begreifen, dass es das schon gewesen war.

Dann brach ein Wortgewitter los, das Wetter-Dietz mit stoischer Gelassenheit über sich ergehen ließ. Schließlich beruhigten sich die Journalisten und einzelne Fragesteller kamen zu Wort.

Ob es keine politische Motivation für das Attentat gebe? Nein, sagte der Vatikansprecher, eine solche sei nicht ersichtlich.

Oder ob Sex im Spiel

gewesen sei? Ob mit dem Mord vielleicht etwas vertuscht werden sollte? Warum das Verfahren so ungewöhnlich schnell abgeschlossen werde?

Wetter-Dietz schmetterte alle Versuche, die Angelegenheit aufzubauschen, mit ebenso trockenen wie bestimmten Worten ab. Nur einmal geriet er sichtlich in Erregung.

Eine junge Journalistin,

deren attraktives  
südländisches Gesicht  
Alexander auffiel, fragte:  
«Was ist mit dem Einbruch  
in die Waffenkammer der  
Schweizergarde? In welchem  
Zusammenhang mit der  
Mordtat steht dieser  
Vorfall?»

Der Einbruch war von  
Wetter-Dietz mit keiner  
Silbe erwähnt und, soweit  
Alexander wusste, offiziell

der Presse nicht bekannt gegeben worden.

Hilfe suchend kaute der Vatikansprecher an seiner Unterlippe, und dann erklärte er mit unsicherer Stimme: «Dazu kann ich nichts sagen, ich weiß nichts von einem solchen Einbruch.»

Dass er log, war offensichtlich.

*Sonnabend, 2. Mai*

Gelblicher Dunst lag über Rom, als der Kleinbus aus der Porta Sant'Anna auf die Via del Porta Angelica rollte. Die Insassen, junge Männer in Jeans, Pullovern oder Lederjacken, drückten sich tief in die Sitze, und viele schlossen die Augen. Bei dem Wetter hatte die Ewige

Stadt ihnen nichts zu bieten. Die meisten wären an diesem nasskalten Morgen froh gewesen, ihre wachfreie Zeit in der Kaserne verbringen zu können, im Fitnessraum oder vor dem Notebook.

Vielleicht war Alexander der Einzige, der sich freute. Als der Bus an der hohen Umfassungsmauer der Vatikanstadt entlangfuhr, erschien ihm das Gelände



dahinter wie ein Gefängnis.  
Die Fahrt zum  
Sicherheitsunterricht  
bedeutete ihm eine  
willkommene Ablenkung. Er  
hatte kaum schlafen können  
und seit der Übertragung der  
Pressekonferenz am  
gestrigen Nachmittag  
unaufhörlich gegrübelt.

Beim Abendessen in der  
Gardekantine war  
Oberstleutnant von Gunten

an Alexander herangetreten und hatte ihm mitgeteilt, man habe keinen Schirm gefunden, den Danegger in der Mordnacht benutzt haben könnte. Aber das habe nichts zu bedeuten. Sollte es bewussten Schirm gegeben haben, könne er auf vielfältige Weise abhanden gekommen sein. Von Gunten hatte ihn zu seiner raschen Genesung beglückwünscht und ihm angeboten, einige

Tage Sonderurlaub zu nehmen. Alexander hatte abgelehnt. Er wollte nicht noch mehr Zeit zum Grübeln haben. Lieber wollte er am normalen Gardeleben teilnehmen, insgeheim in der Hoffnung, dabei einen Hinweis zu entdecken, der ihm helfen würde, den trüben Nebel zu vertreiben, der über den Morden lag.

Auf der anderen Seite des

Tibers stand der Verkehr kurz vor dem üblichen Morgeninfarkt. Utz Rasser lenkte den Bus mit solchem Geschick durch das Gewühl, als sei er auf Roms Straßen aufgewachsen; und wer in Rom mit dem Auto vorankommen wollte, brauchte Nerven aus Stahl.

Vor dem Polizeiseminargebäude an der Piazza Farnese wäre es

eng geworden, hätte es nicht  
einen abgetrennten und zum  
Glück unbesetzten  
Busparkplatz gegeben.  
Während Utz noch rangierte,  
entdeckte Alexander den  
weinroten Fiat Tempra von  
Commissario Donati. Am  
Ende der Parkreihe stand ein  
dunkelblauer  
Kleintransporter mit dem  
Schriftzug einer  
Straßenreinigung. Hinter  
beschlagenen Scheiben saßen

zwei Arbeiter, mit dem zweiten Frühstück und der Morgenzeitung beschäftigt.

«Los, alles raus!», drängte Utz und stieß die Tür auf. «Ich will ins Haus kommen, bevor es zu regnen anfängt.»

Angeführt von Alexander und Utz, stiefelte ein Dutzend unlustiger Gardisten in das Seminargebäude. Der alte Pförtner nickte nur müde, als Utz seinen Spruch aufsagte,

und widmete sich wieder den Sportseiten der Zeitung. Der Seminarraum lag im zweiten Stock, die Fenster gingen zu einem spärlich begrünten Innenhof hinaus. Jetzt war davon nichts zu sehen.

Commissario Donati hatte die Rollos heruntergezogen und war damit beschäftigt, einen Diaprojektor einsatzbereit zu machen.

Im Licht der Neonröhren

wirkte der Morgen noch trister.

Donati begrüßte sie mit knappen Worten, während er die letzten Vorkehrungen für den Unterricht traf. Seine Bewegungen waren effektiv, wenn auch ungelenk; sein linkes Bein bestand vom Knie an abwärts aus Aluminium oder etwas Ähnlichem. Das Bein aus Fleisch und Blut, das einmal



dort gegessen hatte, war von einer Mafiabombe zerfetzt worden, acht Jahre zuvor in Mailand. Donati hatte damals in dem Ruf gestanden, einer der schärfsten und erfolgreichsten Mafiajäger Italiens zu sein. Die Autobombe hatte alles verändert. Donatis Frau und seine beiden Kinder waren umgekommen, er selbst erst nach langer Zeit in den Dienst zurückgekehrt, aber

nicht nach Mailand. Jetzt unterrichtete er in Rom junge Polizisten und die Schweizergarde.

Donati war mit seinen Vorbereitungen fertig, drehte sich auf dem Absatz um und deutete auf Utz Rasser: «Warum beschützen Sie einen Tyrannen?»

«Wie?», stammelte Utz.

«Ich möchte von Ihnen

wissen, weshalb es Ihr Beruf ist, einen Tyrannen zu beschützen.»

Utz grinste Donati an. «Sie müssen mich verwechseln, Commissario. Ich diene in der Schweizergarde, nicht in der Waffen-SS.»

«Ich weiß, dass Sie ein Schweizergardist sind»,  
erwiderte Donati.  
«Beantworten Sie bitte meine Frage. Warum setzen Sie und

Ihre Kameraden Ihr Leben  
aufs Spiel, um einen  
Tyrannen zu beschützen?»

«Aber ... der Papst ist kein  
Tyrann!»

Donatis schmale Lippen  
verzogen sich zu einem  
schiefen Lächeln. «Ein  
potenzieller Attentäter wird  
das Gegenteil behaupten.  
Und gerade das macht ihn  
gefährlich. Wer aus tiefster  
Überzeugung einem

Menschen nach dem Leben trachtet, bewegt sich jenseits von Logik und Menschlichkeit. Damit müssen Sie immer rechnen, meine Herren!»

Der Polizist nahm einen Zettel von seinem Tisch auf und las vor: «*Ich bin verzweifelt. Und warum? Weil ich das getan habe, wofür Brutus geehrt worden ist und was Teil zu einem*

*Helden gemacht hat. Aber ich, der ich einen größeren Tyrannen getötet habe, als sie ihn jemals kennen gelernt haben, werde als gemeiner Mörder angesehen. »* Donati legte den Zettel weg und blickte in die Runde: «Nun, was meinen Sie, wer hat das geschrieben?»

Die Gardisten schwiegen ratlos, einige rätselten laut:

«François Ravillac, der

Mörder Heinrichs VI.?)» —  
«Oder der Mörder Heinrichs  
III., dieser  
Dominikanermönch.» — «Ja,  
Jacques Clement hieß er  
doch.» — «Nein, den hat  
Heinrichs Garde nach dem  
Attentat aufgespießt. Der  
hatte gar keine Zeit mehr  
zum Schreiben.» —  
«Vielleicht war es dieser  
Gerard, der Wilhelm den  
Schweiger erschossen hat?  
Der wurde erst später

hingerichtet.»

Als die Antworten verebbten, schaltete Donati den Diaprojektor ein. Die Leinwand zeigte das Abbild einer alten Schwarzweißzeichnung: fünf Personen in der Theaterloge. Im Vordergrund saßen eine Frau und ein Mann. Die Frau rang ergriffen die Hände, während der kinnbärtige Mann mit seinem Stuhl zur



Seite kippte. Schräg hinter ihm stand ein Mann mit Schnurrbart und feuerte aus einem albertümlichen Derringer auf seinen Kopf. In der linken Hand hielt der Attentäter ein großes Messer. Hinter der verzweifelten Frau standen eine zweite, jüngere Frau und ein Offizier; beide wirkten höchst erschrocken.

«Ist die Situation bekannt?», fragte Donati.

Der Feldweibel Kurt Mäder meldete sich: «Der Mord an Abraham Lincoln, vierzehnter April 1865, Ford-Theater in Washington.»

Donati nickte und zog einen Laserpointer aus der Jackentasche. Der rote Laserpunkt heftete sich an die Brust des Attentäters. «John Wilkes Booth hatte leichtes Spiel. Vor der Präsidentenloge stand keine

Wache. Nach der Tat sprang er von der Loge auf die Bühne und schrie: *Sic semper tyrannis!* – So geschehe es allen Tyrannen!»

Der rote Punkt erlosch, und es herrschte Schweigen, bis Alexander sagte: «Dann ist die Sache klar. Booth ist derjenige, der sich für einen neuen Brutus oder Wilhelm Teil gehalten hat.»

«Aber Lincoln war doch kein

Tyrann!», entgegnete jemand im Halbdunkel hinter Alexander.

«Für die heutige Geschichtsschreibung nicht und auch nicht für die Mehrheit der öffentlichen Meinung damals, aber für Booth und seine Kumpane war er es», erklärte Donati. «Sie waren glühende Anhänger der konföderierten Sache und bereit, alles zu

tun, um den Siegeszug der Union ins Gegenteil zu verkehren. Was ich eingangs vorgelesen habe, schrieb Booth in sein Tagebuch, als er sich nach dem Mord an Lincoln vor seinen Häschern versteckte.»

Donati schob das nächste Dia zwischen Objektiv und Sammellinsen. Es war ein Foto des toten Mahatma Gandhi, der von Trauernden

mit Blütenblättern  
geschmückt wurde.

«Gandhi war also auch ein  
Tyrann?», fragte Utz und  
lachte trocken.

«In den Augen seines  
Mörders mit Sicherheit»,  
erwiderte Donati ohne jede  
Spur von Heiterkeit. «Der  
Hindu Nathuram V.

Godse, der Gandhi  
erschossen hat, hat in seinem

Prozess erklärt, er und seine beiden Komplizen hätten in der Überzeugung gehandelt, dass Gandhi den Tod verdient habe, weil er das gewaltsame Vorgehen von Hindus gegen moslemische Mitbürger kritisiert habe. Selbstverständlich hielten die radikalen Hindus ihre Gewaltanwendung für legitim – und Gandhi für einen Tyrannen, weil er ihnen ihr vermeintliches Recht

streitig machte. Diese Ansicht hat Godse und seine Komplizen zwar nicht vor dem Strick bewahrt, aber eben auch Gandhi nicht vor den tödlichen Kugeln. Die *Große Seele*, die durch ihre Lehre und ihr Beispiel den uralten Kreislauf von Hass und Gewalt durchbrechen wollte, wurde gerade dadurch zur Bedrohung – zum Tyrannen – in den Augen derer, die auf Hass und



Gewalt setzten.»

Das dritte Dia zeigte ein Chaos aus Explosionen und Rauch.

Ein Mann im hellen Hemd floh vor dem Inferno, direkt auf die Betrachter am – Am Hintergrund, halb vom Rauch verhüllt, standen Luftabwehrraketen auf ihren Rampen. Dazwischen sah man einen Mann mit angelegtem Sturmgewehr.

«Wer kennt diese Szene?»,  
fragte Donati.

Ohne zu überlegen,  
antwortete Alexander: «Das  
Attentat auf Anwar as-Sadat,  
Kairo, am zehnten Oktober  
1981.»

«Sechster Oktober»,  
berichtigte Utz.

«Korrekt», lächelte Donati.  
«Wer weiß etwas über die  
Attentäter?»

Diesmal antwortete Utz wie aus der Pistole geschossen.

«Ägyptische Soldaten. Sie hatten sich in die Militärparade eingeschmuggelt, die Präsident Sadat zur Feier der Kanalüberquerung von 1973 abhielt. Sie sind von ihrem Armeewagen gesprungen, haben Handgranaten geworfen und das Feuer eröffnet.»

«Gut», lobte Donati.  
«Motiv?»

«1973 war Sadat für die Ägypter noch ein Kriegsheld gewesen und hatte sie im Jom-Kippur-Krieg über den Suezkanal geführt», fuhr Utz fort. «Und dann wurde aus dem Falken eine Taube; er reiste sogar nach Jerusalem, um dort Golda Meir und Moshe Dayan zu umarmen. Das passte den

unversöhnlichen  
Judenfeinden in Ägypten  
nicht. Mit dem  
Friedensabkommen von  
Camp David hatte Sadat sein  
Todesurteil unterschrieben.»

«Sehr treffend formuliert»,  
sagte Donati und zeigte  
weitere Dias von  
Ermordeten: John F.  
Kennedy, Martin Luther  
King, Jizchak Rabin. «Sie  
alle haben sich für Frieden

und Verständigung eingesetzt und sind damit für jene, die Hass und Gewalt predigen, zur Bedrohung, zu Tyrannen geworden.»

Er schaltete den Diaprojektor aus, das Licht wieder ein und schrieb die Namen an die T a f e l : *Lincoln, Gandhi, Kennedy, King, Sadat, Rabin.* Und darüber schrieb er *Wer Frieden sät ...*

«Männer wie diese sechs

schweben in der größten vorstellbaren Gefahr. Die Feinde des Friedens sind von Natur aus gefährlich. Wenn sie sich aber in die Enge gedrängt fühlen, wenn aus Verblendung blinder Hass wird, ist mit dem Undenkbaren zu rechnen. Aus diesem Grund ist auch der Heilige Vater ständig vom Tod bedroht. Das Attentat, das Ali Agca auf Johannes Paul II. verübte, hat

das                      eindrucksvoll  
demonstriert. Ihr Job, meine  
Herren, ist an Undankbarkeit  
kaum zu überbieten. Ihr Chef  
ist ein Friedenstyrann auf  
Lebenszeit.

Niemand mag von mehr  
Menschen geliebt werden,  
aber niemand wird auch von  
mehr Menschen gehasst.  
Daran sollten Sie in jedem  
Augenblick Ihres Dienstes  
denken, ganz egal, wie



eintönig Ihnen das tägliche  
Einerlei aus Wacheschieben,  
Auskunfterteilen und  
Posieren für  
Touristenkameras erscheinen  
mag. Die Bombe geht gerade  
dann hoch, wenn man am  
wenigsten damit rechnet. —  
Ich weiß, wovon ich  
spreche.»

Bei den letzten Worten hatte  
er die Hände in die  
Hosentaschen geschoben;

Alexander glaubte bemerkt zu haben, dass sie zitterten.

Utz meldete sich zu Wort:  
«Wenn das vehemente Eintreten für den Frieden wirklich so gefährlich ist, müsste Jesus Christus so attentatsgefährdet gewesen sein wie all die anderen zusammen.»

«Ganz recht.» Als Donatis Blick sich auf Utz richtete, schien es, als kehrte er von

einer langen Reise zurück.  
«Wir wissen verdammt  
wenig über den historischen  
Jesus, nicht wahr? Gut  
möglich, dass man häufiger  
versucht hat, ihn auf  
gewaltsame Weise aus dem  
Weg zu räumen. Wenn Sie es  
genau betrachten, werden Sie  
feststellen, dass der Verrat  
von Judas Iskariot nichts  
anderes war als ein Attentat,  
nur eins der ganz perfiden  
Art. Statt mit der blanken

Klinge zuzustoßen, hat Judas sein Opfer geküsst. Er hat nicht selbst den Dolch gezückt, sondern die Drecksarbeit den von ihm herbeigeholten Schergen überlassen.»

Der Commissario drehte sich zur Tafel um und schrieb in großen, fetten Buchstaben unter die sechs Namen JESUS.

Mäder brummte: «Würde

Jesus heute leben, käme er bestimmt nicht mit einem Kuss davon.»

Donati hatte ihn gehört und fuhr herum: «Gewiss nicht. Ohne Sie kränken zu wollen, meine Herren, aber die ganze Schweizergarde könnte ihn nicht beschützen. Würde der Messias zurückkehren, wäre er aufs höchste gefährdet. Er wäre für Millionen oder gar Milliarden von Menschen der

Staatsfeind Nummer eins,  
und zwar nicht nur für  
NichtChristen.»

«Wie meinen Sie das,  
Commissario?», fragte  
Alexander.

«Die Christen haben oft  
genug untereinander Krieg  
geführt, ihre Kirchen sind  
gespalten. Vielleicht würde  
jede christliche Kirche  
versuchen, den  
wiedergekehrten Sohn Gottes

für ihre Zwecke zu  
vereinnahmen. Die, denen  
das nicht gelänge, hätten  
allen Grund, ihn zu  
verteufeln – oder unschädlich  
zu machen.»

Donatis Worte über einen  
wiedergekehrten Messias  
beschäftigten Alexander  
noch, als sie wieder im Bus  
saßen und Utz verzweifelt  
versuchte, das Gefährt von  
dem zwischen-zeitlich

zugeparkten Stellplatz auf die Straße zu lavieren. Starker Regen klopfte gegen die Scheiben. Der blaue Kleintransporter stand noch an seinem Platz; die beiden Straßenreiniger pausierten entweder noch immer oder schon wieder.

Alexander sah, wie Donati unter einem großen Schirm aus dem Gebäude trat, in der Linken eine Aktentasche. Der



einst gefürchtete Mafiajäger  
sah aus wie ein  
Finanzbeamter, der zur  
Mittagspause ging. Er  
steuerte auf seinen Tempra  
zu.

Alexander sprang auf und  
stieß die Schiebetür auf.

Utz sah ihn erstaunt an.  
«He?»

«Du brauchst bestimmt noch  
fünf Minuten, um hier

rauszukommen. Ich habe noch eine Frage an Donati.»

Alexander lief zu dem weinroten Fiat. Donati hatte die Aktentasche unter den Arm geklemmt, um eine Hand für den Autoschlüssel frei zu haben.

«Auf ein Wort, Commissario.»

«Ja?»

Alexander drängte sich zu

ihm unter den Schirm. «Ich bin der Neffe von Oberst Rosin.»

«Ich weiß. Mein Beileid.»

«Könnten Sie sich vorstellen, dass mein Onkel aus ähnlichen Gründen ermordet wurde wie ... wie Gandhi, Sadat und die anderen?»

Donatis Stirn unter dem früh ergrauten Haar legte sich in Falten. «Ich dachte, einer von

Ihren Kameraden hätte ihn wegen dienstlicher Querelen erschossen.»

«Das ist die offizielle Version», erwiderte Alexander und sah aus dem Augenwinkel, wie sich die Türen des blauen Transporters öffneten.

Kurz zuvor war der Motor angesprungen. Zwei Männer in blauen Overalls stiegen aus. Jeder hielt ein seltsames

Gerät in den Händen; auf den ersten Blick sah es aus wie jene Druckluftpistolen, mit denen Laub und Abfälle vor die Kehrmaschinen geblasen werden. Aber die Männer trugen keinen Ohrenschutz und hatten keine Pressluftbehälter auf dem Rücken. Und an ihren Geräten saßen keine Schläuche. Die Geräte waren etwa achtzig Zentimeter lang. Zwischen Griff und

Schulterstütze hing eine große Trommel. Über dem Lauf befand sich ein zweigeteilter Tragegriff. Die Mündung sah aus wie das unten abgeschrägte Endstück eines Auspuffrohrs.

«Haben Sie Zweifel an der Darstellung des Pressespre ...»

Weiter kam Donati nicht. Alexander sprang ihn an und riss ihn mit sich auf das

schmutzige, nasse Pflaster. Sie rollten hinter den Toyota Corolla, der vor Donatis Fiat parkte. Der Commissario verlor seine Aktentasche, und sein Schirm verbog sich unter dem Gewicht der beiden Männer zu einem abstrakten Kunstwerk.

Keine Sekunde später vermischte sich ein Hagel aus Schrot und Glassplittern mit dem Regen, und die

Scheiben des Tempras waren zerstört. Die trockenen Detonationen der beiden Gasdruckwaffen klangen wie das Kläffen altersschwacher Hunde. Auch die Scheiben des Corollas gingen zu Bruch, und etwas zerrte rau an Alexanders Kragen. Ein daumenlanges Stück seiner Wildlederjacke wurde weggefetzt.

«Mit der nächsten Salve



erwischen sie uns!», zischte Donati.

Er rollte zwei Meter zur Seite, hielt plötzlich eine Beretta mit beiden Händen im Anschlag und feuerte fünfmal kurz hintereinander aus liegender Position. Der Commissario war ein erfahrener Schütze. Wie im Lehrgang hatte er sein Körpergewicht ein wenig auf die rechte Seite verlagert,

sodass der Kopf auf dem rechten Bizeps ruhte. Die optimale Schussposition für einen am Boden liegenden Rechtshänder.

Und er traf, wie Alexander sah. Er hätte besser den Kopf einziehen sollen, aber er spähte neugierig durch die Lücke zwischen den beiden beschädigten Fahrzeugen.

Einer der beiden Attentäter knickte zusammen und ging

in die Knie. Der andere gab einen weiteren Schuss auf die Stelle ab, von der Donati geschossen hatte. Aber der Polizist war schon weitergerollt und kauerte im Eingang des Seminargebäudes. Die Schrotladung, die über das Pflaster spritzte, hätte ihn regelrecht durchsiebt.

Der Attentäter zog seinen verletzten Komplizen in den

Kleintransporter und schwang sich auf den Fahrersitz. Der Wagen stieß so hastig zurück, dass er einen auf der anderen Straßenseite parkenden Lancia rammte. Der Motor heulte auf, und der Transporter preschte davon. Donati sandte ihm zwei Kugeln hinterher, ohne erkennbaren Erfolg.

Die Gardisten waren aus dem

Kleinbus gesprungen,  
standen auf der Straße und  
starrten dem flüchtigen  
Wagen entgeistert nach.  
Nicht weniger konsterniert  
schaute der Pförtner drein,  
der auf die Straße gelaufen  
kam.

Donati zog sich an der  
Hauswand hoch und rief ihm  
zu:

«Lösen Sie Alarm aus,  
Paolo!» Leiser fügte er

hinzu: «Wenn es wohl auch zu spät ist.»

Das Einzige, was von dem Spuk übrig geblieben war, war die seltsam geformte Gasdruckwaffe des verwundeten Attentäters, die mitten auf der regennassen Straße lag.

«Eine automatische Gasdruckflinte der Pancor Corporation,  
Typenbezeichnung

Jackhammer», erklärte der kahlköpfige Waffenspezialist im Hauptquartier der römischen Polizei am Fuß des Quirinals. Voller Bewunderung betrachtete er die in Plastikfolie eingeschweißte Waffe. «Das Kunststoffgehäuse umfasst Rohr und Verschluss, gleichzeitig bildet es Pistolen- und Tragegriff. Dadurch wird die Waffe stabil und handlich.»

Seine Finger glitten fast liebevoll über das Gehäuse und blieben auf der Trommel liegen. «Eine

Revolvertrommel für zwölf Schuss

Zwölferschrotpatronen, wird einfach an die Waffe geklemmt. Die

Schrotmunition hat auf eine Entfernung von bis zu vierzig Metern eine verheerende Wirkung. Ein Wunder, dass Sie beide nur ein paar



Schrammen            abbekommen  
haben.»

Alexander            und            Donati  
standen            mit            dem  
Waffenspezialisten in einem  
muffigen Polizeibüro und  
starrten mit einer Mischung  
aus            Faszination            und  
Schrecken auf die klobig  
wirkende, aber erstaunlich  
leichte Waffe. Seit dem  
Attentat war eine Stunde  
vergangen, und bis jetzt gab

es außer der Pancor Jackhammer und dem Kleintransporter keine Spur. Den Wagen hatte man vor einer Viertelstunde an der Stazione Termini, dem römischen Hauptbahnhof, gefunden. Ob die Täter mit einem anderen Fahrzeug, zu Fuß oder mit dem Zug verschwunden waren, blieb pure Spekulation. Die einzige Hoffnung für die fieberhaft fahndende Polizei war der

Umstand, dass einer der Männer schwer verwundet sein musste und demzufolge vielleicht jemandem aufgefallen war. Der Beifahrersitz des Transporters war blutgetränkt.

«Wer benutzt so eine Waffe?», fragte Donati.

«Wer wohl?» Der Kahlkopf lächelte dünn. «Profis. Sie haben es doch erlebt. Killer,

die töten wollen, ohne Rücksicht auf Verluste. Diese Waffe trägt man nur für einen gezielten Einsatz bei sich. Sie ist zu groß, und auch die sperrige Schrotmunition lässt sich nicht in großer Zahl unauffällig mitführen, es sei denn, man läuft mit einem Rucksack durch die Gegend.»

Donati starrte auf die Gasdruckflinte. «Ist bekannt,

ob die Organisierten diese Waffe verwenden?»

«O ja! Vor zwei Jahren hat es in Mailand einen Carabinieri beim Ausheben eines Mafianestes zerrissen. Ein flüchtender Organisierter hat als Abschiedsgruß eine Jackhammer-Trommel zurückgelassen.»

«Na und?», fragte Alexander verständnislos.

Der Kahlkopf grinste wie ein Autoverkäufer, der die technischen Finessen des neuesten Luxusschlittens anpreist. «An der Trommel lässt sich ein Druckzünder befestigen, wirklich eine hübsche Idee von Pancor. Damit wird aus der Trommel, wenn man sie auf den Boden legt, eine Schützenmine. Als der Carabiniere drauftrat, sind alle zwölf Schrotpatronen auf einmal

hochgegangen. Seine Einzelteile mussten förmlich von den Wänden gekratzt werden.»

«Ich erinnere mich an die Geschichte», brummte Donati. Sein finsternes Gesicht verriet, dass er an ein anderes Mailänder Attentat dachte, eins, das sich vor acht Jahren ereignet hatte.

«Ich verschwinde mit dem Prachtstück.» Der

Waffenspezialist griff nach  
der eingeschweißten  
Jackhammer und ging zur  
Tür.

«Auf die ballistische  
Untersuchung freue ich mich  
schon.»

Donati war ans  
regenverschmierte Fenster  
getreten und sah hinunter auf  
das Verkehrsgewühl rund um  
das Polizeipräsidium, das  
von drei großen Straßen



umgeben war. Als er sich umdrehte, bückte er sich und klopfte gegen seine Prothese. Es gab ein hohles Geräusch. «Selbst wenn man so etwas durchgemacht hat wie ich, wird man im Laufe der Jahre leichtsinnig. Die Organisierten wissen das und lassen sich Zeit. Hauptsache, sie kriegen einen. Acht Jahre. Wie lange solcher Hass schwelen kann ...» Er setzte sich auf den Schreibtisch und

starrte Alexander an. «Sie haben mir das Leben gerettet, Signor Rosin.

Wieso haben Sie so schnell geschaltet?»

«Die beiden Killer saßen schon in dem Transporter, als wir ankamen. Zwei Stunden sind ein bisschen viel für ein zweites Frühstück. Und gerade im dicksten Regen auszusteigen und mit der Arbeit zu beginnen ist so

unitalienisch wie nur  
irgendetwas.

Außerdem ist mir  
aufgefallen, dass sie vor dem  
Aussteigen den Motor  
angelassen hatten.»

«Sie haben Recht, das hätte  
ich auch bemerken müssen.  
Autos sind gefährlich!»

«Autos?»

Donati nickte. «Früher waren  
es Kutschen. Solange ein

potenzielles Attentatsopfer  
sich zu Hause aufhält,  
vielleicht sogar unter  
Bewachung, kann es sich  
relativ sicher fühlen. Aber  
auf der Straße ist alles  
möglich. Heinrich IV. saß in  
einer offenen Kutsche, als  
Ravailiac auf ihn einstach.  
Johannes Paul II. fuhr im  
offenen Wagen durch die  
jubelnde Menge und bot Ali  
Agca ein herrliches Ziel.  
Heydrich hat es im Auto

erwischt und auch den österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand.

Und natürlich John F. Kennedy. Noch gefährlicher als die Fahrt im Wagen ist allerdings das Ein- und Aussteigen.»

«Wieso?»

«Unordnung und Ablenkung. Zwei Faktoren, die Attentätern sehr gelegen

kommen. Leibwächter müssen sich neu formieren, wenn die Schutzperson in den Wagen steigt oder herauskommt.

Man streckt eine helfende Hand aus und achtet nicht auf die Umgebung. Das Opfer selbst ist ebenfalls abgelenkt. Im September 1975 schoss in San Francisco ein Attentäter auf den amerikanischen Präsidenten Gerald Ford, als

der gerade in eine Limousine steigen wollte. Im März 1981 traf es in Washington Präsident Reagan, als er auf dem Weg von einem Hotel zum wartenden Wagen war. Wir können Bunker und gepanzerte Limousinen bauen, auch der Papst hat sein kugelsicheres Papamobil, aber der Weg von oder zu einem Wagen bleibt höchst gefährlich.»

Eine rothaarige junge  
Polizistin im zerknitterten  
Kostüm trat ein und  
berichtete, der blaue  
Kleintransporter sei der im  
Aventin ansässigen  
Reinigungsfirma an diesem  
Morgen gestohlen worden.

Als sie das Büro wieder  
verlassen hatte, fragte  
Donati: «Wie deutlich haben  
Sie die Killer gesehen,  
Signor Rosin?»



«Nicht sonderlich gut. Es ging alles sehr schnell, und dann der Regen. Ich habe vor allem auf die Waffen geachtet.»

«Geht mir ähnlich. Lassen Sie uns trotzdem versuchen, ob unser Botticelli etwas damit anfangen kann. Kommen Sie!»

Donati führte ihn ein Stockwerk tiefer in einen mit Computertechnik voll

gestellten Raum. Alexander blieb unklar, ob der Spitzname «Botticelli» dem Computer galt oder dem Mann mit der hellen Künstlermähne, der mit Hilfe modernster Software Phantombilder erstellte. Routiniert steuerte er die Maus, um die Gesichter auf dem blauen Monitor nach den Angaben von Alexander und Donati zu verändern. Nasen und Ohren wuchsen

und schrumpften, Haare wucherten und verschwanden in Sekundenbruchteilen. Zum Schluss hatten sie zwei Bilder von einer Genauigkeit, die Alexander verblüffte.

Beide Männer waren zwischen fünfundzwanzig und dreißig, beide bartlos. Der Verletzte hatte ein rundes Gesicht und ein fliehendes Kinn, der andere kantige Gesichtszüge und ein

vorspringendes, tief  
eingekerbtes Kinn.

«Sieht ein bisschen aus wie  
Kirk Douglas», meinte der  
Mann am Computer.

Die Abgleichung der  
Phantombilder mit den  
polizeieigenen Speichern  
sowie denen von Europol,  
Interpol und FBI brachte kein  
positives Ergebnis. Oder wie  
Donati es ausdrückte: «Die  
beiden sind offenbar

unbeschriebene Blätter. Da kann man nichts machen.»

Als sie den Computerraum verlassen hatten, drehte er sich zu Alexander um. «Signor Rosin, Sie haben mich etwas gefragt, bevor die Killer uns unterbrachen.»

«Ja, wegen meines Onkels. Aber vielleicht ist jetzt nicht der rechte Zeitpunkt, um ...»

«Wieso nicht? Ihr Onkel

musste sterben. Wir haben es weit gehend unbeschadet überstanden. Worüber sollten wir uns also beklagen?»

Er zündete sich einen Zigarillo an, Alexander lehnte ab. «Sie sprachen von der offiziellen Version. Was ist Ihre private Ansicht?»

«Ich habe keine Theorie, nur Zweifel.»

«Weshalb?»

Alexander erzählte, dass Daneggers Kleider trotz des starken nächtlichen Regens knochentrocken gewesen waren. Und er berichtete von dem Einbruch in die Waffenkammer, obwohl von Gunten befohlen hatte, den Vorfall geheim zu halten. Er vertraute Donati. Irgendjemandem musste er sich anvertrauen.

Der Commissario stieß zwei, drei dichte Rauchwolken aus.

«Ich an Ihrer Stelle hätte auch Zweifel, Signor Rosin.»

«Ja, aber wer und was steckt dahinter, wenn Danegger es nicht getan hat?»

«Solange der wahre Schuldige sich nicht zu erkennen gibt, können Sie ihm nur über das Motiv näher kommen. Sie haben mich



gefragt, ob Ihr Onkel aus ähnlichen Gründen ermordet worden sein könnte wie die Männer, über die wir im Unterricht gesprochen haben. Warum?»

«Weil ich mich frage, ob der Anschlag meinem Onkel als Person gegolten hat oder vielmehr seiner Stellung und damit mittelbar auch dem Papst.»

«Eine sehr gute Überlegung.»

«Aber was sollte der Mord an meinem Onkel bewirken?», fragte Alexander zweifelnd.

«Schwer zu sagen bei den wenigen Anhaltspunkten. Vielleicht war es eine Warnung.»

«Eine Warnung? An wen?»

«An den Papst. Eine eindringlichere Warnung kann man sich doch kaum vorstellen: Wir haben den

Kommandanten deiner  
Leibgarde umgebracht und  
genauso können wir dich  
jederzeit umbringen.»

«Wenn das so wäre, was will  
der wahre Mörder mit seiner  
Warnung dann erreichen?»

«Finden Sie es heraus und  
Sie haben ihn.»

Während er im Scampolo auf  
Utz Rasser wartete, dachte  
Alexander über seinen

Besuch beim Papst und sein Gespräch mit Donati nach. Wenn der Mord an seinem Onkel tatsächlich eine Warnung für Papst Custos darstellte, dann war es wahrscheinlich, dass der Heilige Vater etwas wusste oder ahnte.

Warum hatte er Alexander zu sich kommen lassen? Um ihn zu warnen oder um herauszubekommen, ob er im

Bilde war?

Das Scampolo war ein schummriges Lokal mitten im Borgo Pio, im «frommen Dorf». Das urwüchsige Viertel direkt gegenüber dem Sant'Anna-Tor hatte allen Abriss- und Modernisierungsversuchen widerstanden. Selbst Mussolini hatte es nicht beseitigen können, als er ganze Straßenzüge

niederwalzen ließ, um Platz für die Via della Conciliazione zu schaffen. Zahlreiche Lokale drängten sich in der alten Pilgersiedlung aneinander. In einigen aßen Mitarbeiter des Vatikans, andere waren zu Touristenfallen mutiert. Das Scampolo hatte seinen ursprünglichen Charme bewahrt. Der Wirt zählte mehr auf treue Stammkundschaft als auf

durch Handzettel und  
Lockvögel herbeigeschaffte  
Touristenströme.

Alexander, der an einem im  
Halbschatten liegenden  
Ecktisch saß, nippte lustlos  
an seinem Grappa, sah zur  
Tür und dann auf die Uhr.  
Gleich halb neun, und um  
acht hatte Utz kommen  
wollen. Von Gunten hatte ihn  
gebeten, das verschwundene  
Waffenbuch aus dem

Gedächtnis zu  
rekonstruieren, so gut es eben  
möglich war. Es konnte nur  
Flickwerk sein, und auch das  
nur für die letzten Wochen,  
aber Utz wollte es trotzdem  
versuchen. Anscheinend hielt  
ihn die Arbeit länger auf, als  
er geglaubt hatte.

Nach seiner Rückkehr in den  
Vatikan war Alexander zu  
von Gunten beordert und  
über den Anschlag auf der



Piazza Farnese befragt worden.

Der Oberstleutnant hatte sich erleichtert darüber gezeigt, dass Alexanders Name in den Medien nicht gefallen war: «Nach dem Mord an Oberst Rosin hat die Garde schon genug zwielichtige Schlagzeilen gemacht.»

Im Fernseher über dem Tresen lief ein Bericht über den heutigen Anschlag. Zum

Glück waren Donati und die  
Gardisten schon fort  
gewesen, als das  
Kamerateam eintraf.  
Ausführlich wurden die  
beiden zerschossenen Wagen  
gezeigt, zersplitterte  
Scheiben, zerfetzte  
Armaturen, durchlöchernte  
Polster. Der kahlköpfige  
Waffenspezialist hatte Recht  
gehabt: Es grenzte an ein  
Wunder, dass sie mit heiler  
Haut davongekommen waren.

Der Moderator im Studio berichtete, dass die Täter noch immer flüchtig seien und dass es keine näheren Hinweise auf ihre Identität gebe. Es werde aber angenommen, dass es sich um einen Racheakt der Mailänder Mafia gegen Commissario Donati handele.

Der folgende Filmbeitrag rollte die Ereignisse auf, die sich acht Jahre zuvor in

Mailand zugetragen hatten. Ein Foto zeigte Stelvio Donati und seine Familie bei einem Straßenfest. Donati sah zwanzig Jahre jünger aus, sein Haar war dunkel, die Haut straff, seine Augen leuchteten. Selbst die jetzt so schmalen Lippen wirkten voller, lebendiger. Seine Frau war hübsch, ein wenig üppig, mit kurzen blonden Locken. Der Sohn schien nach ihr zu kommen, die kleine Tochter

nach dem Papa.

Das nächste Foto zeigte die Zerstörung. Man sah nur das ausgebrannte Wrack eines Autos, aber das genügte, um einen Eindruck der schrecklichen Explosion zu bekommen. Es war nach einem Sonntagsausflug geschehen, Donati hatte etwas getrunken, und deshalb hatte seine Frau sich ans Steuer gesetzt.

Er war noch nicht ganz eingestiegen, als sie den Zündschlüssel herumdrehte – und den Zünder der Bombe auslöste. Allein aus diesem Grund war er am Leben geblieben.

«Eine schreckliche Geschichte. Man sollte nicht glauben, dass Menschen zu so etwas fähig sind.»

Die junge Frau, die vor Alexander stand, war sehr

attraktiv.

Das kurz geschnittene dunkle, fast schwarze Haar, die ausgeprägten Wangenknochen und die dunkle Färbung der Haut verliehen ihr ein südländisches Aussehen. Das Gesicht kam Alexander bekannt vor, aber er konnte es nicht einordnen. Die Frau wirkte außerordentlich groß, was an den hohen Absätzen

ihrer schwarzen Pantoletten liegen mochte.

Ihre langen, schlanken Beine steckten in engen schwarz-grauen Nadelstreifenjeans. Über dem hautengen pinkfarbenen Top trug sie einen zur Hose passenden Jeansblazer.

«Reichlich voll hier.» Sie warf einen verzweifelten Blick über die gut besetzten Tische. «Bei Ihnen ist nicht



zufällig noch ein Platz frei?»

«Zufällig doch.» Alexander lächelte und fand es plötzlich gar nicht mehr bedauerlich, dass Utz sich verspätete. «Möchten Sie was trinken?»

«Gern. Eine Cola, bitte.»

Alexander rief es der Bedienung hinter dem Tresen zu.

«Ich heiße Elena.»

«Alexander.»

«Ihr Name klingt so wenig  
italienisch wie Ihre  
Aussprache.

Gehören Sie zur  
Schweizergarde?»

Er lachte. «Sind Sie  
Hellseherin?»

Sie lachte auch. «Nein, nur  
mittelmäßig intelligent. Der  
Vatikan ist bloß einen  
Steinwurf entfernt. Ihr Alter

und Ihr Haarschnitt, dazu Ihr Name und Ihr, Verzeihung, etwas gebrochenes Italienisch.»

Die Bedienung brachte die Cola, und der Fernsehmoderator berichtete, das heutige Attentat sei nach dem Sicherheitsunterricht für Angehörige der Schweizergarde verübt worden.

Elenas Augen weiteten sich.

«Tatsächlich? Waren Sie etwa dabei?»

Alexander nickte.

«Und? Wie ist es gewesen?»

«Nicht schön.»

Weiter sagte er nichts, um klarzustellen, dass ihm das Thema nicht behagte.

Sie reagierte sofort. «Ich wollte nicht zu neugierig sein. Sprechen wir von etwas

anderem. Wie wird man  
Schweizergardist?»

«Sie kämen nicht in Frage.»

«Weil ich eine Frau bin?»

«Ja. Außerdem sprechen Sie  
zu gut Italienisch und sind,  
wenn Sie Ihre Schuhe  
ausziehen, etwas zu klein für  
den Job.»

«Das heißt was?»

«Nur Schweizer können

Schweizergardisten werden.»

«Klar, ist ja nicht die  
Fremdenlegion. Und weiter?»

«Voraussetzungen sind beste  
Gesundheit und eine  
Mindestgröße von  
einsvierundsiebzig. Ein  
Gardist muss seinen  
Militärdienst bei der  
Schweizer Armee abgeleistet  
haben. Er muss römisch-  
katholisch sein und die  
mittlere Reife oder eine

abgeschlossene  
Berufsausbildung sowie  
einen untadeligen Ruf  
vorweisen.»

«Der letzte Punkt klingt  
lustig. Wie macht man das?»

«Man geht zu seinem Pfarrer  
und lässt sich den  
untadeligen Ruf schriftlich  
bestätigen.»

«Natürlich. Und weiter  
braucht es keine

Voraussetzungen?»

«Ein Gardist muss ledig und darf nicht schwul sein.»

In Elenas grünen Augen blitzte es auf. «Das sind zwei besonders interessante Punkte, finde ich.»

«Die Kurie sieht das genauso.»

Wieder lachten sie beide. Alexander genoss es. Zum ersten Mal seit der



Mordnacht fühlte er so etwas wie Normalität.

Einmal nicht an Heinrich und Juliette denken, einfach nur unbeschwert sein, mit einer Frau lachen. Noch dazu mit einer, die ihm ausnehmend gefiel.

Deshalb war er, als Utz hinter Elena auftauchte, ganz und gar nicht begeistert. Verwirrt beobachtete er, wie Utz die Frau unsanft an der Schulter

packte und vom Stuhl hochriss.

«Was suchen Sie hier?», fuhr Utz sie an. «Lassen Sie uns in Ruhe!»

Sein Griff war so fest, dass Elena vor Schmerz das Gesicht verzog. Alexander sprang auf und stieß Utz von ihr weg. Die Bedienung und die übrigen Gäste starrten verwundert zu ihnen herüber.

«Bist du verrückt geworden,  
Utz?»

«Nein, du, dass du dieser  
Schnüfflerin                      Auskunft  
gibst!»

«Schnüfflerin?»

«Hat sie dir nicht gesagt,  
dass sie Journalistin ist?»

Plötzlich wusste Alexander,  
wo er Elena schon gesehen  
hatte.

Sie war die Vatikanistin, die Monsignore Wetter-Dietz auf der Pressekonferenz nach dem Einbruch in der Waffenkammer gefragt hatte.

«Ich muss mich schon wieder entschuldigen», sagte sie nun.

«Ich hätte gleich mit der Wahrheit rausrücken sollen. Ich heiße Elena Vida und bin Redakteurin beim *Messaggero*. Außerdem bin

ich beim Pressesaal des Heiligen Stuhls akkreditiert.»

«Sie haben Ihren Spruch aufgesagt, jetzt können Sie gehen!», brummte Utz.

Elena beachtete ihn nicht. Ihr Blick heftete sich auf Alexander.

«Bitte, reden Sie mit mir! Ich weiß, dass etwas nicht in Ordnung ist. Was genau ist vorletzte Nacht in der

Waffenkammer  
vorgefallen?»

«Sie war auch am Sant'Anna-Tor und hat versucht, die Kameraden auszuquetschen», erklärte Utz. «Sie hat sich nach dir erkundigt, Alex.»

Alexander sah Elena an. «Ist das wahr? Sie haben gewusst, wer ich bin?»

«Ja, aber ich ...»

«Gehen Sie jetzt bitte!»,

unterbrach er sie. «Die Cola übernehme ich. Manch einer hat für seine Beschränktheit ein höheres Lehrgeld hinblättern müssen.»

Er fühlte sich gekränkt. Die heitere Seifenblase, in der er für kurze Zeit geschwebt und seine Sorgen vergessen hatte, war jäh zerplatzt. Unbeschwertheit hatte sich in Lüge und Misstrauen verwandelt.

Im Gehen wandte Elena sich noch einmal um. «Alexander, ich meine es gut mit Ihnen.»

«Natürlich», antwortete er kalt. «Jedenfalls so lange, wie es Ihre Auflage hebt. Buona sera!»

Als sie allein waren, sagte Utz: «Da bin ich gerade noch rechtzeitig gekommen. Die Kleine dachte wohl, sie kann dich mit ihren Katzenaugen und ihrem Knackarsch um



den Finger wickeln.»

«Fast wäre es ihr gelungen»,  
sagte Alexander leise.

«Kein Wunder, das Biest  
sieht verdammt gut aus.» Utz  
grinste verschwörerisch.  
«Trinken wir was?»

«Betrinken wäre mir lieber.»

«Das ist der beste Vorschlag,  
den ich heute gehört habe.»  
Utz wandte sich zur Theke  
um und bestellte eine Karaffe

vom roten Hauswein.

Ein scharfer Abendwind pfiff  
um die alte Kirche in den  
Albaner Bergen. Das  
Blattwerk der Bäume  
raschelte unablässig im Auf-  
und Abschwellen einer  
geisterhaften Melodie. Oder  
war es das Rauschen seines  
eigenen Blutes, das er hörte,  
weil er die Hände gegen  
seine Ohren presste? Mit  
geschlossenen Augen, die

Ellbogen auf die fleckige  
Platte des einfachen  
Holztisches gestützt, saß der  
einstige Monsignore da und  
versuchte, seine Gedanken zu  
ordnen. Einmal schreckte er  
hoch, weil er glaubte, das  
Brummen eines Motors  
gehört zu haben. Die weit  
heruntergebrannte Kerze auf  
dem Tisch, um die sich ein  
Kranz zerschmolzenen  
Wachses gebildet hatte,  
entriss nur einen Teil der

Wohnküche dem Dunkel. Als der Geistliche zum Fenster ging, stolperte er über eine Kiste mit Äpfeln. Er drückte die Nase gegen das fleckige Fensterglas, aber draußen war nichts zu sehen. Kein Scheinwerferlicht, kein Strahl einer Taschenlampe.

Nur die Schatten der Nacht, die im diffusen Mondlicht verschwammen.

Wahrscheinlich war es kein

Automotor gewesen, sondern nur der heftige Wind, der durch die Kronen der alten Eichen und Steinlinden fuhr.

Seine Unruhe war nur zu erklärlich. Zwei Abende zuvor hatte Heinrich Rosin ihn besucht, und jetzt war der Oberst tot. Der Geistliche zweifelte nicht daran, dass es einen Zusammenhang gab zwischen dem Mord und der mysteriösen Kasette, die der

Oberst ihm zur  
Aufbewahrung gegeben hatte.  
Die Offiziellen im Vatikan  
mochten noch so viel von der  
Kurzschlusshandlung eines  
überforderten Gardisten  
faseln, der Pater erkannte die  
Handschrift des Ordens. Die  
Angehörigen jener  
unheilvollen Vereinigung,  
der er selbst einmal angehört  
hatte, waren noch nie  
zimperlich gewesen, wenn es  
darum ging, ihre Interessen

zu wahren. Er hatte aus dieser Erkenntnis die Konsequenzen gezogen – so wie jetzt Heinrich Rosin.

Abrupt wandte er sich um und starrte auf das gelbe Licht der Kerze. Was sollte er tun? Erst heute hatte er aus der Zeitung von Rosins Tod erfahren. Was auch immer der Gardekommandant gegen den Orden unternommen hatte, jetzt lag alles in den

Händen des Paters. Und eine Entscheidung konnte er nur treffen, wenn er wusste, was Rosin ihm anvertraut hatte.

Er ging in seine spartanisch eingerichtete Schlafkammer, zog die Kasette unter dem rostigen Bettgestell hervor und trug sie zurück in die Küche, wo er sie auf den Tisch stellte. Dann knöpfte er seine zerschlissene Soutane auf und zog den Schlüssel



aus einer Innentasche. Nach einem kurzen Augenblick des Zögerns steckte er ihn ins Schloss.

Ein Buch lag in der Kasette, ein verblüffend altes Buch. Es war jahrhundertealt, das sah er sofort. Die altertümliche Handschrift war in Deutsch abgefasst. Er beherrschte diese Sprache recht gut, konnte sie aber besser sprechen als lesen.

Doch er hatte Zeit.

*Geheimer Bericht des  
Guardiknechts*

*Albert Rosin aus Zürich  
über die*

*merkwürdigen Ereignisse,  
deren Zeuge*

*er zu Zeiten der Heiligen  
Liga von*

*Cognac in Rom und  
andernorts wurde*

## *Dessen erster Teil*

Benvenuto Cellini, dieser eingebildete Narr von einem Goldschmied, trägt die Schuld an dem ganzen Unglück. Wäre er nicht mit seinen Schießkünsten so vorwitzig gewesen, hätte das Schlimmste verhindert werden können, das glaube ich sicher.

Ohne den hitzköpfigen Florentiner wäre Tausenden

von Menschen der qualvolle  
Tod, wäre etlichen  
Kaufleuten und Bankherren  
der Raub ihrer sämtlichen  
Habe, wäre unbescholtenen  
Jungfrauen der gewaltsame  
Verlust ihres allerhöchsten  
Gutes und wäre Rom, der  
Mutter aller Städte, die  
unbändige Verwüstung und  
Ausplünderung erspart  
geblieben.

Elender, hochnäsiger Cellini!

Doch sollte ich diesen Bericht, der die bekannten Ereignisse von der Plünderung Roms verknüpft mit solchen Vorkommnissen, die nur wenige Eingeweihte bezeugen könnten, etwas früher beginnen, nämlich am fünften Mai Anno Domini 1527, als der heilige Tag des Herrn die langen Abendschatten über Rom sah – und vor seinen Toren die endlosen Heerschlangen des

zerlumpten Söldnerpacks,  
das zum Sturm auf die Ewige  
Stadt rüstete.

Begonnen hatte das Unglück  
mit dem unaufhaltsamen,  
verheerenden Marsch gen  
Rom jenes gewaltigen  
kaiserlichen Heeres, das  
entstanden war, als sich zu  
Beginn des Februars  
Frundsbergs deutsche  
Landsknechte bei Piacenza  
mit den italienischen und

mehrheitlich spanischen  
Söldnern des heimatlosen  
Herzogs von Bourbon  
vereinigten. Kaiser Karl hatte  
den mächtigen Haufen von  
mehr als zwanzigtausend  
wüsten Reisläufern  
ausgesandt, um die Heilige  
Liga von Cognac zu  
bezwingen. So nannte sich  
das Bündnis, zu dem sich  
unser allergnädigster Papst  
Clemens VII. mit dem  
allerchristlichsten König

Franz von Frankreich, mit dem Herzog von Mailand, mit Florenz und mit der Republik Venedig aus Sorge um den Frieden in der Christenheit und die Freiheit der italienischen Länder zusammengetan hatte. Das war ein Jahr vor jenem unheilvollen Sonntag gewesen, an dem das feindliche Heer vor Rom erschien.



Ich, der Zürcher Albert Rosin  
aus des Heiligen Vaters  
treuer Schweizer Leibwache,  
stand an jenem Sonntagabend  
nebst meinen Kameraden auf  
den Mauern des Vatikans und  
sah mit zunehmender Sorge,  
wie die Neronischen Wiesen  
sich mit den Kaiserlichen  
füllten. Selten hat man solch  
einen abgezehrten,  
zerrissenen Haufen erblickt.  
Kaum ein Mann, dessen  
Kleidung heil, dessen

Rüstung vollständig war. Viele gingen barhäuptig, nur das verfilzte Haar über den hageren Gesichtern, deren vor Mordlust und Raubgier verblendete Augen gierig zu uns herüberstarrten. Mit ein wenig Erleichterung nahmen wir zur Kenntniss, dass der deutsch-spanische Heerhaufen weder schweres Geschütz noch Belagerungsgerät mit sich führte. All das hatten die

Landsknechte, die schon seit langem ihres Soldes harrten, wie unsere Kundschafter bereits berichtet hatten, zurück nach Ferrara geschickt, um möglichst schnell nach Rom zu gelangen, das sie reich an Schätzen und schwach an Verteidigern wähten.

Zu Recht!

Ohne den Heiligen Vater eines Fehlers zeihen zu

wollen, ist der Gedanke wohl nicht falsch, dass er unklug handelte, als er die zweitausend Recken des Giovanni dalle Bande und eine gleiche Zahl Eidgenossen aus seinen Diensten entließ. War es ihm wirklich so schwer gefallen wie dem stets mittellosen Kaiser Karl, den Sold aufzubringen? Jetzt fehlten uns die Männer wie einem Blinden das Licht.

Als die Kaiserlichen näher und näher gegen Rom vorrückten, hob der Papst eiligst Milizen aus und bat die Reichen und Edelblütigen um ihre Hilfe bei der Verteidigung der Stadt. Viele schickten ihre Bewaffneten nur zögerlich oder gar nicht, weil sie ängstlich waren und es vorzogen, sich im Schutz der Wachen in ihren Palästen zu verschanzen, einer zwanzigtausendköpfigen

Feindesschar standen drei-  
oder viertausend schlecht  
gerüstete Verteidiger  
gegenüber. Und wir  
Schweizer Guardiknechte,  
stolze wenige 189 Mann.

Die Sonne sank draußen an  
der Tibermündung ins  
Tyrrhenische Meer, müde des  
Anblicks immer neuer  
Heerscharen, die Rom wie  
eine lebendige Mauer  
umschlossen.

Unterhändler des Herzogs von Bourbon ließen neue Hoffnung aufkeimen, dass Rom verschont werden möge. Ich stand neben dem geöffneten Tor, durch das sie zum Apostolischen Palast ritten. Unter den Hauptleuten bemerkte ich eine Gestalt, die vom Kopf bis zu den Füßen in einen dunklen Mantel gehüllt war und noch dazu einen Rapphengst ritt. Mantel und Fell waren von

derselben Nachtschwärze,  
sodass mir Reiter und Ross  
als ein einziges Wesen  
erschieden, wie ein  
Kentauros. Und obgleich mir  
ein Blick in das Gesicht des  
schwarz Gewandeten  
verwehrt blieb, spürte ich  
Gefahr von ihm ausgehen.  
Mir war, als drücke ein  
unsichtbares Schwert gegen  
meine Kehle.

Als Knechte herbeigelaufen



kamen, die Pferde zu halten,  
und die Unterhändler aus den  
Sätteln stiegen, verrutschte  
für einen Augenblick die  
Kapuze des Schwarzen, und  
es war ein Anblick, der mich  
schaudern machte. Ein  
hartes, entschlossenes  
Gesicht mit scharfen Kanten  
und tiefen Falten. Gnadenlos  
stachen zwei dunkle Augen,  
in denen ein Höllenfeuer  
loderte, aus dem  
erschreckenden Antlitz.

Unsere Blicke kreuzten sich kurz, und ich senkte den meinen. Als ich erneut zu den Unterhändlern spähte, hatte der Fremde sein Gesicht wieder verhüllt.

Ich ließ die Furcht erregende Gestalt nicht aus den Augen, als wir die Gesandtschaft zu Papst Clemens führten. Unser Hauptmann höchstselbst, der mir wohlgesinnte Herr Kaspar Röist aus meiner

Heimat Zürich,  
kommandierte die  
Begleitung.

Der Heilige Vater erwartete uns unter der Bewachung getreuer Kameraden, an deren Spitze Herkules Göldli stand. Clemens VII. verharrte ruhig unter dem Baldachin aus rotem Damast, von dem goldene Fransen hingen. In würdevoller Haltung saß er, umringt von Kardinälen und

Bischöfen, edelblütigen Herren und Sekretären, auf seinem mit rotem Samt bezogenen Stuhl, die edlen Züge vollkommen gelassen. Fast spöttisch schienen seine Mundwinkel zu zucken, als die rauen Kriegersleute in seiner Gegenwart ihre Schritte verlangsamten, so als wüssten sie nicht recht, ob sie sich ihrem geistigen Oberhaupt oder dem Erzfeind ihres Kaisers

gegenübersahen.

Keiner der Gesandten hatte, wie die Sitte es erfordert hätte, Mütze und Handschuhe im Vorzimmer abgegeben, und keiner war an der Schwelle zum Konsistorium auf die Knie gesunken.

Jetzt aber, im Angesicht Seiner Heiligkeit, besannen sich zumindest einige der Feinde auf ihre Christenpflicht. Sie

entblößten ihre Häupter,  
fielen vor dem Papst auf die  
Knie und küssten seine Füße,  
die auf einem roten  
Tuchkissen ruhten. Die das  
taten, waren durchweg  
spanischer und italienischer  
Abkunft, während die von  
Luthers Ketzereien  
verseuchten Deutschen dem  
Heiligen Vater die  
Ehrerbietung verweigerten.

Und auch der Vermummte

traf keine Anstalten, das Haupt der Christenheit gebührend zu grüßen. Aufrecht und starr wie eine Säule stand er im Hintergrund, als ginge ihn all das nichts an.

Aus der Gruppe deutscher Hauptleute löste sich ein Mann von vielleicht dreißig Jahren und annehmbarem Aussehen, dessen Kleider trotz des langen Marsches

recht sauber und heil  
erschieden. Er trat vor den  
Papst und stellte sich in  
durchaus verständlichem  
Italienisch als Sebastian  
Schertlin vor, was  
allgemeinen Eindruck  
machte. Ich hatte bereits von  
dem erfahrenen Soldaten  
gehört, der sein Handwerk  
beim alten Frundsberg erlernt  
hatte. Als studierter Mann  
verstand der Herr Schertlin  
sich auf den Umgang mit



dem Federkiel ebenso wie auf die Handhabung des Schwertes – was ich mir selbst in aller Bescheidenheit auch zubilligen möchte. Er hatte bei der Vertreibung des Herzogs Ulrich von Württemberg ebenso wie bei der Niederwerfung der deutschen Bauern mitgetan, hatte in den Türkenkriegen und bei Pavia gefochten und war für seine großen Taten in jener bekannten Schlacht

zum Ritter geschlagen  
worden.

Vor dem Papst war er so  
kühn wie im Felde,  
unverblümt verlangte er die  
Zahlung von  
dreihunderttausend Scudi  
«als Lohn für meine  
wackeren Soldaten und die  
Gefolgschaft meiner  
Kameraden hier», wie er sich  
auszudrücken beliebte.

«Als Lohn, sagt Ihr?» Papst

Clemens beobachtete ihn mit unverhohlenem Spott. «Nun, wir wüssten nicht, warum wir die Söldner entlohn sollten, die Kaiser Karl angeworben hat, um den Frieden der Christenheit zu stören. Uns und der Kirche haben sie wohl kaum einen Dienst erwiesen.»

Der Hauptmann Schertlin erwiderte ruhig und ernst: «Nicht für einen bereits

geleisteten Dienst verlangen wir den Lohn, sondern für einen, den wir noch erbringen werden.»

«Ihr sagt seltsame Dinge, Hauptmann.» Clemens blickte in die Runde und erntete von den Mutigsten seiner Gefolgschaft ein pflichtschuldiges Lächeln. «Gewiss könnt Ihr uns sagen, worin dieser wichtige zukünftige Dienst bestehen

soll.»

«Das ist leicht erklärt: Wenn wir das geforderte Geld erhalten, das uns für Hunger, Kälte, Regen und Mühsal entschädigt, werden wir von Rom abmarschieren, ohne dass auch nur einem Menschen in der Stadt ein Leid geschehen ist.»  
Handelte es sich auch um bedeutungsschwere Worte, blieb Sebastian Schertlin

dabei doch so ruhig, als habe er lediglich einen Becher Wein und ein Stück Fleisch bestellt.

Der Papst beugte sich vor, und ein lauernder Ausdruck trat in sein Gesicht. «Und was habt Ihr für den Fall anzukündigen, dass wir Eurer unverschämten Forderung nicht nachkommen?»

«Wir werden diese Stadt einnehmen und zerstören,

und alle, die in ihr wohnen, werden sterben. Mit ihrem Hab und Gut ist unser Sold gesichert.»

«Und Ihr meint, wir werden uns nicht verteidigen?»

«Ihr werdet uns nicht lange standhalten», antwortete Schertlin in einem Tonfall, in dem man unverrückbar feststehende Tatsachen verkündet. «Fünf oder zehn von uns kommen auf einen

von euch. Wir haben nichts zu verlieren, sind hungrig und wollen endlich unseren Sold.»

«Wenn Ihr die Summe erhaltet, ist der Rückzug Eurer Truppen dann gewiss?»

Der Hauptmann nickte. «Der Prinz von Oranien und der Herzog von Bourbon verbürgen sich dafür.»

Clemens stieß einen



schweren Seufzer aus. «Eure Forderung ist ungerecht und überzogen, aber wir wollen ein Blutvergießen vermeiden und erklären uns bereit, zweihunderttausend Scudi an Eure Männer auszuzahlen.»

«Dreihunderttausend!»

«Das ist zu viel!», rief der Papst voller Wut. Jede Selbstbeherrschung war von ihm abgefallen.

«Eher zu wenig in Anbetracht der Strapazen, die wir auf uns nahmen, um nach Rom zu kommen.»

«Niemand hat Euch gerufen!»

«Und doch sind wir hier, und nur mit dreihunderttausend Scudi in den Taschen gehen wir wieder fort.»

«Ihr seid unverschämt!»

«Und in der Überzahl.»

Clemens sank auf seinen Stuhl zurück und sagte leise:

«Dreihunderttausend Scudi können wir nicht aufbringen. Nehmt die angebotenen zweihunderttausend oder versucht Euer Glück in der Schlacht.»

«Das werden wir, und das Glück wird mit uns sein.»

«Aber nicht Gott!», schrie der Heilige Vater durch den

Saal, und es klang wie ein Fluch. Ein paar der spanischen und italienischen Hauptleute zuckten unübersehbar zusammen.

Da trat der Vermummte vor und streifte seine Kapuze ab. Der Anblick seiner harten Züge zog Kardinäle, Bischöfe, Ritter und Soldaten gleichermaßen in den Bann. Sie alle starrten ihn an wie eine Ausgeburt des Teufels.

Und seine Stimme, kalt und  
klirrend wie zwei  
zusammentreffende Klingen,  
unterstrich diese Wirkung  
noch: «Eure Heiligkeit  
mögen gestatten. Es gibt für  
Euch eine Möglichkeit, die  
fehlenden hunderttausend  
Scudi auszugleichen.»

Der Auftritt des Mannes war  
umso wirkungsvoller, als er  
sich bislang völlig ruhig  
verhalten hatte. Es war, als

sei ein Dämon aus dem  
Nichts aufgetaucht und  
mitten unter die  
Versammelten gefahren.  
Auch der Heilige Vater,  
unser Papst, war weit davon  
entfernt, seine ruhige,  
überlegene Haltung  
zurückzugewinnen.

«Sprecht!», forderte er den  
Fremden, der sich nicht  
einmal vorgestellt hatte, mit  
krächzender Stimme auf.

«Verzeiht meine Vorsicht, aber was ich zu sagen habe, ist allein für die Ohren Eurer Heiligkeit bestimmt.»

Diese Worte trugen dem Mann in der dunklen Kutte misshutige, wenn nicht feindselige Blicke der kaiserlichen Hauptleute ein, doch keiner von ihnen wagte es, seinen Unmut in Worte oder gar Taten zu kleiden.

Auch das Gesicht des Papstes

verfinsterte sich. «Ihr und Eure Begleiter habt mich schon genug verhöhnt, so braucht Ihr auch jetzt keine Rücksicht zu nehmen. Sagt ruhig vor allen, was Ihr vorzubringen habt.»

Statt zu antworten, trat der Unbekannte flink unter den Baldachin und beugte sich über den Heiligen Vater. Kaspar Röist, Herkules Göldli und ich sprangen



augenblicklich hinzu, die beiden Erstgenannten mit gezücktem Schwert, ich mit der Hellebarde, deren Spitze ich gegen den Hals des Fremden drückte.

«Rührt Euch nicht, sonst stoß ich zu!», fuhr ich ihn an und war bereit, meine Warnung mit Blitzesschnelle in die Tat umzusetzen.

Meine übrigen Kameraden hatten ihre Klingen gegen die

Hauptleute gerichtet, und für bange Augenblicke sah es so aus, als sollte die Unterhandlung in einem Gemetzel enden.

Der schwarz Gewandete verzog den Mund zu einem schiefen, freudlosen Lächeln. «Deine Entschlossenheit ehrt dich, Schweizer, aber ich habe nicht vor, Seiner Heiligkeit Gewalt anzutun. Ich bin nicht einmal

bewaffnet. Nur um zu vermeiden, dass meine geheimen Worte an unbefugte Ohren dringen, näherte ich mich dem Heiligen Vater.»

Langsam streckte er seine Hände aus den weiten Ärmeln, um zu zeigen, dass er keine Waffe in ihnen verborgen hielt.

«Wir danken dir, mein Sohn», sprach Papst Clemens

mich an.

«Aber wir glauben diesem Fremdling. Wenn er seine Worte unbedingt flüstern will, so soll er es tun.»

Zögernd wich ich zurück und ebenso zögernd folgten mir unser Hauptmann Kaspar Röist und sein Leutnant Herkules Göldli. Wachsam und mit Sorge beobachteten wir, dass der Schwarze sich über unseren Heiligen Vater

beugte wie ein riesenhafter Rabe, der nach seiner Beute pickt. Für einen Augenblick meinte ich wirklich, der Fremde werde Seine Heiligkeit auf der Stelle verschlingen, und kalte Schauer rieselten mir über den Rücken.

Der Papst war unversehrt, als der Schwarze wieder neben die Hauptleute trat, jedenfalls äußerlich. Sein Gesicht aber

war aschfahl geworden, die Augen flackerten wie die eines in die Enge getriebenen Wildes, und die Hände umfassten in krampfhaften Zuckungen die Armlehnen seines Stuhls. Jetzt blickte auch er den Fremden an wie den Leibhaftigen.

«Nun», sagte der Unheimliche mit forderndem Unterton. «Wie steht Eure Heiligkeit zu dem

Vorschlag?»

Unser Heiliger Vater rang nach Luft und musste mehrmals ansetzen, bis seine bebenden Lippen endlich die Worte formten:

«Wer ... wer seid Ihr? Und woher wisst Ihr das?»

«Mein Name ist nicht wichtig, doch wenn es Euch gefällt, so nennt mich Abbas de Naggera. Woher ich es

weiß, ist ebenso wenig von Belang. Von Bedeutung ist nur, *dass* ich es weiß!»

«Ihr könnt es nur wissen, so Ihr mit den bösen Mächten im Bunde seid!»

Der Schwarze stieß ein triumphierendes Lachen aus. «Dann gebt Ihr also zu, dass ich die Wahrheit traf!»

Clemens biss auf seine Unterlippe und schwieg. Als



er sich wieder gefangen hatte, sagte er: «Was Ihr sucht, befindet sich nicht hier. Ich habe es fortschaffen lassen, als der Heerhaufen in die Nähe von Rom gelangte.»

«Ihr solltet wissen, dass sich versündigt, wer lügt, Heiligkeit.»

Der Papst wollte etwas erwidern, aber der dreiste Kerl, der sich Abbas de Naggera nannte, schnitt ihm

das Wort ab: «Ich weiß, dass Ihr lügt. Und meine Geduld ist am Ende. Also antwortet mir: Geht Ihr auf meinen Vorschlag ein oder nicht?»

Es gab niemanden im Konsistorium, dessen Augen nicht am Heiligen Vater gehangen hätten. Mochte auch keiner außer ihm und dem Herrn de Naggera wissen, worüber sie stritten, so waren zwei Dinge doch

uns allen klar: Was der Schwarze vorgeschlagen hatte, war so ungeheuerlich, dass Clemens nicht darauf eingehen konnte. Und ging er nicht auf den Vorschlag ein, würde er Rom und womöglich alle Menschen in dieser Stadt der Raubgier und Mordlust des verwahrlosten Söldnerhaufens opfern.

Lange schien es, als könne der Papst sich nicht zu einer

Entscheidung durchringen.  
Doch dann richtete er sich  
mit einer ruckartigen  
Bewegung auf, als wollte er  
aufspringen und seinen  
Widerpart zu Boden  
schmettern.

«Ich kann nicht tun, was Ihr  
verlangt!»

«Dann stirbt Rom», erwiderte  
der andere.

«Vielleicht wird Rom

sterben, aber eines ist sicher:  
Eure schwarze Seele wird  
niemals ins Himmelreich  
gelangen, nicht in tausend  
Jahren!»

«Ihr mögt Recht haben»,  
sagte Abbas de Naggera  
ernst. «Aber wo immer ich  
für meine Sünden büße, Ihr  
werdet nicht fern sein,  
Heiligkeit.»

Mit dieser Dreistigkeit  
wandte er sich zum Gehen,

und die Hauptleute schlossen sich ihm an. Als wir die Gesandtschaft aus dem Vatikan reiten sahen, ahnte ich, dass uns Schreckliches bevorstand. Aber noch lagen die Abendschatten zwischen uns und dem blutigen sechsten Mai. Dem Tag, an dem die meisten meiner Kameraden sterben und ich die Bekanntschaft des unglückseligen Goldschmieds Cellini

machen sollte.

Lange nachdem die  
Gesandten des Herzogs von  
Bourbon längst jenseits  
unserer Mauern  
verschwunden waren, stand  
Papst Clemens der Schrecken  
noch ins Gesicht geschrieben.  
Nicht der Schrecken  
angesichts dessen, was Rom  
und uns allen drohte, sondern  
die Furcht vor dem, was  
Abbas de Naggera ihm

zugeraunt hatte. Allen, die Zeugen dieser Begegnung gewesen waren – den Kardinälen und Bischöfen, den Sekretären und uns Guardiknechten –, verlangte er das Versprechen ab, darüber stillzuschweigen. Und wenn ich diesen Geheimen Bericht dennoch verfasse, so deshalb, weil ich glaube, die Kenntnis über die merkwürdigen Ereignisse im Jahre des Herrn 1527 könnte



eines fernen Tages von Wichtigkeit sein. Ich ergreife die Feder in der festen Absicht, dass niemand diese Aufzeichnungen zu lesen bekommt außer meinen Söhnen und deren Söhnen. Sie mögen, so schwer sie auch an der Verantwortung vor sich und Gott dem Allmächtigen zu tragen haben werden, entscheiden, ob sie anderen davon künden sollen oder nicht.

Es ward Nacht, und der Heilige Vater und seine hohen Würdenträger beteten und sangen in der Sixtinischen Kapelle zu Gott dem Herrn um Gnade und Beistand. In bitterem Gegensatz zu ihren heiligen Gesängen stand der Lärm aus der Stadt, diesseits und jenseits der Mauern, wo Verteidiger und Belagerer ihre Vorkehrungen trafen. Vom Hügel des Janikulus,

den die Landsknechte und  
Söldner eingenommen  
hatten, glomm der Schein  
unzähliger Feuer Unheil  
verkündend zu uns herüber.  
Wir schliefen wenig in dieser  
Nacht. Auch wer nicht  
Wache hielt, tat kaum ein  
Auge zu und dachte bang an  
das, was der Morgen  
unweigerlich über Rom  
bringen würde – den Ansturm  
der wüsten Meute.

Kaum schob sich blasses  
Morgenrot über die östlichen  
Dächer und Zinnen, da griff  
der Feind von allen Seiten an.  
Angetrieben von  
Trommelschlag und  
Flötenklang, von  
Kriegsgeschrei und  
Spottgesang, wälzte er sich in  
so großer Zahl und mit  
solcher Macht vorwärts, dass  
der Fall unserer Mauern  
nichts anderes war als eine  
Frage verrinnender Stunden.

Die Männer des Herzogs von Bourbon waren über Nacht nicht untätig gewesen und hatten sich aus Weidenruten und den Latten zerbrochener Zäune einfache, aber höchst nützliche Sturmleitern gebaut. Schnell erreichten sie den Tiber, und nur die braunen Fluten hielten sie dort auf. Trossknechte plünderten die Wassermühlen und schleppten schwere

Getreidesäcke an Land, bevor sie Feuer an die Gebäude legten. Die Kaiserlichen brachten erbeutete Geschütze in Stellung und erwiderten unseren Beschuss, der große Lücken in ihre Reihen riss.

Doch Gott im Himmel schien uns verlassen zu haben. Er sandte dichten Morgennebel aus, der den Männern an unseren Geschützen das Zielen unmöglich machte.

Verhüllt von den grauen Schwaden konnten die Feinde den Ponte Sisto überqueren und ins Borgo-Viertel eindringen. Nur der Kampf Mann gegen Mann hätte sie jetzt noch aufhalten können, doch dazu waren wir viel zu wenige. Und der Morgennebel hatte sich noch nicht verzogen, als die Feinde der Christenheit in den Vatikan einfielen.

«Der Papst!», schrie Hauptmann Röist, als die Angreifer Sankt Peter und den Vatikanpalast bedrängten. «Bringt unseren Heiligen Vater in Sicherheit, in die Engelsburg!»

Der trutzige Koloss von Castel Sant'Angelo reckte seine mächtigen Mauern durch den Nebeldunst wie ein ungeschlachter Riese. Schon einige Monate zuvor, als die



aufrührerischen Herren von Colonna durch Rom zogen, hatte Seine Heiligkeit sich dort mit Erfolg verschanzt. In der Burg lagerten Vorräte und Munition für lange Zeit. Im Verlauf der letzten Nacht waren viele große Truhen mit den Habseligkeiten des Papstes und seiner Kardinäle in die Festung geschleppt worden. Alles war vorbereitet, das Haupt der Christenheit erneut an den

sicheren Ort zu bringen.

«Wo ist Papst Clemens?», fragte Kaspar Röist besorgt.

«Er betet in der Sixtinischen Kapelle, immer noch oder schon wieder», antwortete Herkules Göldli.

«Dann geht zu ihm und bringt ihn zur Engelsburg», befahl der Hauptmann. «Und benutzt den Passetto!»

Der Passetto, der kleine

Korridor, war ein Teil der alten Stadtmauer Papst Leos IV., den Papst Nikolaus III. zu einem ver-deckten Gang ausbauen ließ, welcher den Vatikan mit der Engelsburg verband. Oben standen römische Bogner und Arkebusiere auf der bezinnten Mauer und schleuderten Pfeile und Bleikugeln in die Menge der immer zahlreicher herandrängenden Feinde.

Während der Leutnant Göldli mit einer Schar von Guardiknechten zur Sixtinischen Kapelle eilte, warf der Hauptmann Röist sich den heranrückenden Landsknechten entgegen. Dass es Deutsche waren, verriet das laute Geschrei, mit dem sie diesen Luther zum Papst ausriefen.

Ich selbst hatte von Röist den Befehl erhalten, mich mit

einer Rotte Männer in Reserve zu halten, um mögliche Lücken in unserem schwachen Verteidigungsring zu schließen. Und das war auch bitter nötig, denn die Schar des Hauptmanns wurde rücklings von einer zweiten Gruppe Feinde eingeschlossen. Jetzt war es an meinen wenigen Männern und mir, den Hauptmann und die Seinen zu retten.

Es war ein wüstes  
Durcheinander, ein einziges  
Hauen und Stechen, und  
schon bald waren unsere  
Klingen und Rüstungen,  
unsere Hände und Gesichter  
blutverschmiert. Rings um  
mich herum starben die  
Kameraden mit der  
Tapferkeit wahrer Schweizer.

Als ich mir mit der  
Hellebarde einen Weg durch  
die Landsknechte gekämpft

hatte, sah ich meinen Hauptmann. Aus mehreren Wunden blutend, war er in die Knie gesunken. Zwei Landsknechte, von denen einer den Bidenhänder und der andere den langen Spieß führte, bedrängten ihn, und er verteidigte sich mühsam mit Schwert und Dolch. Gerade hatte er die breite Klinge des Bidenhänders abgewehrt, da wollte der Spießer in seinem Rücken ihm den Todesstoß

versetzen. Ich stürmte vor und stieß einen lauten Schrei aus, um seine Aufmerksamkeit von Kaspar Röist abzulenken.

Der rotbärtige Spießer bemerkte mich und ließ tatsächlich vom Hauptmann ab, um sich mir zuzuwenden. Das linke Bein vorgereckt, übte er einen Ausfall und streckte mir die blutige Eisenspitze seiner Waffe



entgegen, als sei ich dumm  
genug, geradewegs  
hineinzurennen. Ich hatte den  
Punkt genau berechnet, an  
dem ich meinen Ansturm  
beenden musste, um dem  
Stoß zu entgehen. Kaum  
stand ich, da sauste auch  
schon meine Hellebarde auf  
den Schaft des Spießes herab,  
und mein gekrümmter  
Reißhaken entriss dem  
erstaunten Landsknecht seine  
Waffe.

Strauchelnd ging er zu Boden. Als er sich ächzend erhob und nach dem Schwert an seiner Seite fasste, war ich längst bei ihm.

Das stählerne Beil meiner Hellebarde, das auf seinen Rücken krachte, spaltete den Plattenharnisch in zwei Teile. Wieder wurde der Rotbart auf den Boden geschleudert, bäuchlings lag er zu meinen Füßen. Mit dem nächsten

Schlag drang meine Hellebarde so tief in seinen Rücken ein, dass ich die Knochen bersten hörte. Ein wildes Zucken lief durch seinen Leib, dann lag er still und tot vor mir.

Und Kaspar Röist?

Auch er lag am Boden, inmitten einer unaufhörlich größer werdenden Blutpfütze. Neben ihm war der Landsknecht niedergestreckt,

der den Bidehänder geführt hatte. Seine Hände umklammerten den Schwertknauf noch, aber in seiner Kehle klaffte eine tiefe Wunde.

Als ich mich über meinen Hauptmann beugte, schlug er, dessen Wunden nicht zu zählen waren, die Augen auf und fragte mit leiser, zitternder Stimme: «Wo ist der Heilige Vater?»

Ich blickte zum Passetto hinüber und sah Herkules Göldli mit den Seinen nahen. Bei ihnen befanden sich Kardinäle und Bischöfe sowie Papst Clemens, der auf einem großen Schimmel saß. Fabien Maurois, der französische Stallknecht des Heiligen Vaters, führte das Tier am Zügel. Vermutlich hatte man den Schimmel geholt, damit Seine Heiligkeit im Falle einer

Gefahr leichter entkommen konnte. Ich hielt es dennoch für keinen guten Einfall, gab man Clemens auf diese Weise den Blicken des Feindes doch allzu deutlich preis.

«Er wird gleich in Sicherheit sein», beruhigte ich den Hauptmann, um den es schlecht bestellt war. Nur sofortige Ruhe und Pflege konnten ihm noch helfen. Ihn

durch den langen Fluchtweg  
bis zur Engelsburg zu  
bringen war zu gefährlich.

Gottlob hatten unsere  
Schweizer die Landsknechte  
samt und besonders  
niedergemacht, wenn auch  
um den Preis schrecklicher  
Verluste. Ich rief drei  
Männer herbei und  
beauftragte sie, den  
Hauptmann in sein Quartier  
und in die Obhut seiner

Gemahlin, der Frau Elisabeth  
Klingler, zu bringen. Sie  
trugen ihn davon, und es war  
das letzte Mal, dass ich  
Kaspar Röist sah. Später kam  
mir zu Ohren, dass eine  
Meute Spanier den  
Verwundeten vor den Augen  
seiner Gemahlin auf  
grausame Weise  
niedergemetzelt hatte.

Diese spanischen Teufel!

Sie erwiesen sich als



hundertmal schlimmer als die deutschen Landsknechte. So auch jetzt, als plötzlich eine Schar von ihnen der Gruppe um den Heiligen Vater entgegenstürmte, ohne Kriegsruf und Schlachtgesang, was sie noch viel unheimlicher erscheinen ließ. Und dann sah ich, was sie antrieb: Ein Mann in schwarzer Kutte, wohl kein anderer als Abbas de Naggera, stand hinter dem

Haufen und zeigte mit  
ausgestrecktem Arm auf  
Seine Heiligkeit.

Herkules Gödlis Mannen  
gerieten in arge Bedrängnis,  
obschon der hünenhafte  
Leutnant, der den Namen des  
wackeren Halbgottes mit  
vollem Recht trug, den  
Bidenhänder in einem fort  
kreisen ließ und einen  
Angreifer nach dem anderen  
mit zerfetzter Brust,

zerrissener Kehle oder  
abgeschlagenem Haupt  
niedermähte. Doch die  
Spanier kannten kein Zögern  
und kein Zaudern, als hätte  
der unheimliche Schwarze  
ihnen durch einen geheimen  
Zauber jede Furcht  
genommen. Vielleicht aber  
war der Schrecken, der von  
ihm ausging, auch viel größer  
als jede Todesfurcht.

Der Schimmel scheute und

durchbrach mit lautem  
Wiehern die Reihen der  
unermüdlich Kämpfenden.  
Hätte Papst Clemens sich  
nicht an der Mähne  
festgehalten, wäre er wohl  
aus dem Sattel geschleudert  
worden. Einige Spanier  
verfolgten ihn.

Ich sammelte die wenigen  
Männer um mich, die aus  
meiner Rotte und des Kaspar  
Röists Schar noch übrig und

zum Kämpfen in der Lage  
waren, und wir eilten dem  
Heiligen Vater entgegen.

Ein Spanier blieb stehen,  
legte die Armbrust an, zielte  
kurz und schoss. Schon  
glaubte ich den Heiligen  
Vater verloren, doch der  
Bolzen fuhr in den Hals des  
Schimmels. Das Ross  
strauchelte unter  
verzweifelterm Gewieher und  
kam zu Fall.

Papst Clemens wurde aus dem Sattel geschleudert und stieß gegen eine Mauer.

Zwei Feinde sprangen über das kläglich schreiende, sich am Boden wälzende Ross und erreichten den sich mühsam aufsetzenden Papst als Erste. Ungehindert hätten sie mit ihren blutverschmierten Klingen sein Leben auslöschen können, aber seltsamerweise schienen sie

das nicht zu wollen. Sie zerrten den Papst auf die Füße, wollten ihn offenbar lebendig fangen. Als Clemens das erkannte, wehrte er sich und riss sich los. Er stolperte und fiel abermals an der Mauer zu Boden.

Mit zwei Gefährten, dem Hans Gutenberg aus Chur und dem Ueli Zaugg aus Glarus, erreichte ich den

Schauplatz. Unsere  
Übermacht schien für den  
Heiligen Vater die Rettung  
zu sein.

Da blieb der Ueli mit einem  
erstickten Aufschrei stehen,  
ließ sein Schwert fallen und  
fasste mit beiden Händen an  
seinen Kopf. Der spanische  
Armbruster hatte  
nachgeladen und seinen  
Bolzen meinem Kameraden  
ins linke Auge gejagt. Der



Unglückliche fiel zu Boden und wand sich in heftigen Schmerzen. Der verwünschte Armbruster ließ die Waffe fallen und zog einen Katzbalger, um seinen Kameraden zu Hilfe zu eilen. Nun war die Übermacht auf deren Seite.

Der Gedanke an meinen verwundeten Gefährten machte mich rasend, und ich sprang dem Armbruster

entgegen. Meine Hellebarde  
besaß eine größere  
Reichweite als sein Schwert.

Noch bevor er seine  
Kameraden erreichte,  
durchtrennte meine  
Beilklinge seinen Hals, und  
sein Haupt rollte über den  
Boden.

Der kopflose Spanier, aus  
dessen Hals das Blut  
sprudelte, blieb aufrecht  
stehen und hob noch den

Katzbalger zum Schlag,  
bevor er endlich  
zusammenbrach und sein  
verdientes Ende nahm.

Hans Gutenberg musste  
derweil sich und den Papst  
gegen die beiden anderen  
Feinde verteidigen. Als er  
abermals die Hellebarde  
schwang, um den  
Schwerthieb des einen  
abzuwehren, erachtete der  
andere Spanier die

Gelegenheit für günstig, den Hans mit seiner Partisane zu durchbohren. Ich kam gerade noch zur rechten Zeit und konnte den Partisanenschaft mit einem schnellen Hieb zerschmettern. Während der hohlwangige Söldner überrascht auf seine zerbrochene Waffe starrte, rammte ich ihm meine Stahlspitze in den Unterleib. Er brach zusammen und jaulte wie ein geprügelter

Hund.

Nun hatte Gutenberg sich von dem zweiten Spanier gelöst und riss ihn mit dem Hellebardenschaft von den Füßen. Eine geschickte Drehung und ein daraus hervorgehender Schlag mit der Beilklinge, und er spaltete dem Söldner das Haupt.

Unser Heiliger Vater dankte Hans und mir mit

überschwänglichen Worten.

Noch einmal hatten es unsere  
tapferen Schweizer  
Guardiknechte geschafft, den  
Feind zurückzudrängen. Der  
Weg zum Passetto war frei,  
der düstere Abbas de  
Naggera nirgends mehr zu  
erblicken. Als habe er sich in  
Luft aufgelöst, nachdem sein  
finsterer Plan fehlgeschlagen  
war. Tote und Verwundete  
bedeckten den heiligen

Boden des Vatikans.  
Darunter viele, die manches  
Mal Seite an Seite mit mir  
gefochten hatten. Ein ganzer  
Haufen Gefallener lag nahe  
der Basilika rund um den  
großen Obelisk mit der  
goldenen Kugel, in der die  
Asche des Julius Caesar  
ruhte.

Vergebens suchte ich nach  
der Leiche des düsteren  
Spaniers und eine unheilvolle

Ahnung beschlich mich: Er war weder gefallen noch geflohen, vielmehr hatte er sich zurückgezogen, um mit stärkerer Söldnermacht zurückzukehren. Abbas de Naggera wollte Papst Clemens zweifellos lebendig in seine Gewalt bringen, aus einem Grund, den wohl nur sie beide kannten.

Das laute Krachen einer Kanone irgendwo in unserer



Nähe riss mich aus meinen Betrachtungen und ich rief: «Hans, wir müssen die Gelegenheit nutzen. Bringen wir Seine Heiligkeit in die Engelsburg!»

Mit meinem Schwert beendete ich die Qualen des Schimmels.

Auch Ueli Zaugg lag noch wimmernd am Boden, die Hände vors Gesicht gepresst. Zögernd hielt ich das

Schwert über ihn, doch dann stieß ich es zurück in die Scheide. Ich brachte es nicht über mich, den Waffenbruder zu erlösen. Wir konnten ihn nicht mit uns nehmen, mussten unsere ganze Aufmerksamkeit dem Papst widmen, dem jederzeit neue Gefahr drohen konnte.

Er hatte sich beim Sturz am Bein verletzt und Hans Gutenberg stützte ihn. Ich

ging mit wachsam erhobener Hellebarde voran, und wir erreichten den Passetto gerade rechtzeitig, um einem neuen spanischen Sturmangriff zu entkommen.

Bevor ich in das kühle Gemäuer des Fluchtgangs eintauchte, erkannte ich draußen noch Abbas de Naggera, der jetzt im Sattel eines Rappen saß und seine Männer mit lautem Schreien

antrieb.

Er begriff, dass seine Beute ihm entwischt war, und sein zorniger Blick erschien mir schlimmer als das Mündungsfeuer einer Feldschlange.

Die Schützen über uns auf der Mauer hielten die Spanier auf, während unter dem Befehl des Herkules Göldli der Rest der Guardiknechte den Passetto betrat und den

Fluchtweg hinter sich  
verschloss. Endlich  
erreichten wir die  
Engelsburg, wo sich Soldaten  
und geflohene Römer  
ängstlich zusammendrängten.  
Der Anblick des geretteten  
Papstes gab ihnen neuen Mut.  
Mir aber war elend ums  
Herz, als Herkules Göldli uns  
zum Zählappell antreten ließ:  
Von 189 Schweizern waren  
nur 42 übrig.

Der Vatikan war in Feindeshand, und über dem Palast wehte Kaiser Karls gelbe Flagge mit dem doppelköpfigen schwarzen Adler. Außer den festen Mauern der Engelsburg schien ganz Rom von den Kaiserlichen überrannt. Die Morgennebel hatten sich verzogen, als ich neben Herkules Göldli und Hans Gutenberg auf der Matthäus-Bastion stand und Ausschau

hielt.

Überall loderten Feuer und stiegen Rauchsäulen auf, die sich über Rom zu finsternen Wolken zusammenballten.

Vergebens trachteten die Feinde danach, auch die Engelsburg zu nehmen. Ohne Unterlass schlugen unsere Geschütze breite Breschen in die Scharen von Söldnern und Landsknechten. Das Haupttor der Burg stand

offen und gewährte den Schutz suchenden Römern Einlass. Armselig und bemitleidenswert wirkten die verängstigten, von Wunden gezeichneten und vom Feuer geschwärzten Gestalten, die sich, oft mit letzter Kraft, durch den Toreingang schleppten.

Während unsere Bastionen mit ihren Hauptbüchsen, Kartaunen, Haufnitzen und



Feldschlangen die Masse des Feindes von der Engelsburg fern hielten, versuchten kleine, teils berittene kaiserliche Stoßtrupps, die den Geschossen zu entgehen vermochten, im Schutz des Flüchtlingsstroms in unsere Festung einzudringen. Einer dieser Trupps – schon wieder die verwünschten Spanier – gelangte gar bis vor das Tor.

Es war eine Reiterschar und

in ihrer Mitte erblickte ich Abbas de Naggera. Er trug noch die schwarze Kutte, aber die Kapuze war ihm vom Haupt gerutscht.

Ich ließ Göldli und Gutenberg einfach stehen und rannte, einen unchristlichen Fluch ausstoßend, über den Wehrgang zum Tor, wo ich den Torhüter anbrüllte, er solle endlich das Fallgitter herunterlassen.

Tatsächlich hatte sich die Schar des finsternen Spaniers erklecklich vergrößert. Ein ganzer Haufen Fußkämpfer hatte sich, wie aus dem Nichts gekommen, zu ihm gesellt. Vermutlich hatten sie sich als Flüchtlinge ausgegeben. Allein unseren Armbrustern, die in den beiden Prozessionskapellen am Brückenkopf postiert waren und deren Bolzen reiche Ernte unter den

Spaniern hielten, war es zu verdanken, dass die listigen Angreifer nicht durch das Tor kamen.

Endlich rasselte das Fallgitter zu Boden, und die letzten Flüchtlinge gelangten gerade noch hindurch. Das scharfe Gesicht des Herrn de Naggera, der abermals so kurz vor dem Ziel gescheitert war, verzerrte sich vor Wut.

Ich entriss einem Arkebusier

zu meiner Linken, der gerade nachgeladen hatte, die Waffe und legte auf den Spanier an. Eins glaubte ich fest: Dieser Mann war ein Dämon, oder doch zumindest beinahe. Ihn vom Antlitz dieser Erde zu tilgen schien mir ein größeres Verdienst zu sein als das Töten von hundert Söldnern. Kaum sah ich den Schwarzen vor meinem Lauf, drückte ich ab.

Eine Pulverwolke hüllte mich ein und biss in meine Augen, dass sie tränten. Als ich wieder klar sehen konnte, hatte Abbas de Naggera alle Mühe, sein scheuendes, aufsteigendes Ross wieder unter seinen Befehl zu bringen. Offenbar war meine Kugel dicht bei dem Rappen eingeschlagen.

«Der Schuss war nicht schlecht, aber viel zu hastig

ausgeführt», posaunte eine muntere Stimme in meinem Rücken.

Sie gehörte einem mit jungenhafter Frische auftretenden Burschen, unter dessen schief sitzender Mütze sich unbändige Locken hervorkringelten. Seine eigentlich ausgesuchte Kleidung war schmutzig und an einigen Stellen zerrissen, sein Gesicht

pulvergeschwärtzt. In der Hand hielt er eine Arkebuse mit spiegelglattem Rohr. «Ihr habt alle Anlagen zu einem guten Schützen, mein guter Schweizer, aber Ihr müsst noch lernen, Euch nicht aus der Ruhe bringen zu lassen. Hättet Ihr ein wenig länger gezielt, hättet Ihr statt zwischen die Hufe des Rappen genau zwischen die Augen des Reiters getroffen. Ich nehme doch an, dass Ihr



es auf den seltsamen Kauz im Kapuzenmantel abgesehen hattet.»

«Ja, das hatte ich», brummte ich.

Es ärgerte mich, dass ich den Schuss vertan hatte. Abbas de Naggera hatte sein Ross wieder in der Gewalt und zwang es von unserer Burg fort in Richtung Vatikan. Seine Männer folgten ihm. Ich war sicher, dass ich ihm

nicht zum letzten Mal  
begegnet war.

Zudem ärgerte es mich, dass  
der freche Kerl, der mit der  
letzten Flüchtlingsgruppe  
hereingelangt war, sich  
anmaße, mir Ratschläge zu  
erteilen. Er war keineswegs  
ein Soldat, sondern ein  
Goldschmied und Bildhauer.  
Ich kannte sein Gesicht und  
seinen Namen, weil er für  
Papst Clemens arbeitete.

Benvenuto Cellini stammte aus Florenz, wo er sich jedoch, wie man erzählte, wegen allerlei Händel nicht blicken lassen durfte.

Allerdings trug er die Arkebuse nicht zur Prahlerei mit sich herum. Er sollte ein beachtlicher Schütze sein und war während der großen Pest, um der verseuchten Stadt zu entfliehen, in die Ruinen gegangen, wo er seine

Schießkünste bei der Jagd auf Tauben vervollkommnet hatte.

«Dieser seltsame Spanier auf dem Rappen scheint der Anführer der Meute gewesen zu sein, ein wichtiger Mann offenbar.»

Cellini plauderte drauflos, als sei dies ein Tag wie jeder andere, als seien wir nicht von Tausenden Feinden umgeben. «Wirklich zu

schade, dass Ihr nicht getroffen habt, sonst hätten diese Hunde da draußen heute zwei gewichtige Führer verloren.»

«Wie meint Ihr das?», brummte ich unwillig.

«Nun, da Ihr so freundlich fragt, werde ich es Euch gern erzählen.» Er stellte sich in Positur, als wollte er seine Botschaft einer riesigen Menge verkünden. «Heute

Morgen war ich im Haus des Alessandro del Bene, der mich und meine Freunde gebeten hatte, sein Anwesen zu bewachen. Mein Freund Alessandro und ich, wir gingen mit zwei Begleitern auf Kundschaft, um herauszufinden, wie weit die kaiserlichen Mörder vorgerückt waren – und wären am Campo Santo beinahe mitten unter sie geraten. Wir dachten daran,

uns zu unserer Sicherheit zurückzuziehen, aber ich wollte das Feld nicht kampflos räumen und schlug vor, dem gottverfluchten Feind wenigstens eine hübsche Salve hinüberzuschicken. Es wurden sogar zwei Salven daraus, wobei ich auf einen Mann zielte, der sich trotz des Nebels deutlich über die anderen erhob. Vielleicht saß er zu Pferd, vielleicht sah ich

ihn auch deshalb so deutlich, weil er ein weiß leuchtendes Gewand über seiner Rüstung trug.

Der Mann fiel und seine Leute machten ein gehöriges Geschrei darum. Auf dem Rückzug teilte ein römischer Soldat uns mit, dass mein Blei in den heimatlosen Herzog gefahren war.»

«In den Herzog Karl von Bourbon?», fragte ich



atemlos.

|                  |          |
|------------------|----------|
| Cellini          | lächelte |
| selbstzufrieden. | «In      |
| ebenden.»        |          |

«Und ... ist er tot?»

«Seine Verwundung war so schwer, dass er ihr bald erlegen ist. Wenn Ihr mich fragt, hätte der Anführer dieser Schändermeute ruhig länger leiden können.»

Cellini stieß einen tiefen

Seufzer aus. «Sei's drum. Gottlob, und das ist die Hauptsache, ist er hinüber!»

Er schien sich wahrlich zu freuen, mir aber schwante Böses.

Seit Georg von Frundsberg seine Landsknechte verlassen hatte, geriet der Söldnerhaufen immer mehr aus der Ordnung. Unsere Kundschafter hatten berichtet, dass Frundsberg im

März vergeblich versucht hatte, seine über das Ausbleiben ihres Soldes erbosten Knechte zu beschwichtigen. Ihr Aufruhr hatte ihn derart erregt, dass ihn der Schlag getroffen hatte. Seiner Sprache und Kraft beraubt, hatte der alte Jörg zurück nach Ferrara gebracht werden müssen. Seitdem hatte Karl von Bourbon das Heer mehr schlecht als recht geführt.

Die Männer schienen ihm nur zu gehorchen, weil es ihnen eben gefiel. Immerhin, er wäre wohl der Einzige gewesen, dessen Stimme sie von den schlimmsten Gräueltaten abgehalten hätte. Nun, da er nicht mehr war, sah ich jede Hoffnung für Rom schwinden. Und für uns.

Das dümmliche Grinsen Cellinis verriet, dass er die Tragweite seiner eitlen Tat

nicht erfasste. Darum sagte ich zu ihm: «Wir müssen beide lernen. Ich schieße, ohne zu zielen, und Ihr, ohne zu denken.»»

Ein merkwürdiger Blick traf mich, als brauche der Dummkopf Zeit, meine Worte zu verstehen. Sein Lächeln erstarb. «Ihr seid doch bloß neidisch, Schweizer. Am liebsten würde ich Euch fordern!»»

Ich wies über die Brüstung hinaus zur anderen Seite des Flusses. «Fordert lieber die da drüben. Die weisen Euch bestimmt nicht ab.»

«Neidhammel!», keifte er, nahm seine Arkebuse hoch und stiefelte davon.

Ich blickte hinüber zum anderen Ufer des Tibers, wo die Kaiserlichen durch die Gassen strömten und unzählige Häuser in Rauch

aufgingen. Mir dämmerte, dass dieser schreckliche sechste Mai erst der Anfang des Übels war. Doch ahnte ich nicht, welche Gefahren vor mir lagen und dass dieser Geck Cellini in meinem Abenteuer eine wichtige Rolle spielen sollte.

*Mittwoch, 6. Mai*

Irgendein kritischer Geist hatte einmal gesagt, wenn diese Halle den Eingang zum Himmelreich darstelle, dann brauche Gott dringend einen neuen Architekten. Von außen betrachtet wirkte die Nervi-Halle wie ein Kinoalbtraum von Steven Spielberg. Ein gigantisches



Raumschiff schien zur Erde niedergeschwebt zu sein und den Vatikan als Landeplatz auserkoren zu haben. Die Ausmaße der Halle waren so gewaltig, dass sie mit zwei Dritteln ihrer Grundfläche über die Grenzen des vierundvierzig Hektar kleinen Stadtstaates hinausragte. Kalt, streng und funktional hoben sich ihre Mauern von den übrigen Gebäuden der Vatikanstadt

ab. Das Vorhaben des Architekten Pierluigi Nervi, die von Papst Paul VI. in Auftrag gegebene größte Audienzhalle der Welt in ihr altehrwürdiges Umfeld zu integrieren, war gründlich fehlgeschlagen.

Den Pilgern, die sich in bis weit auf den Petersplatz reichenden Schlangen geduldig auf die Halle zubewegten, war das

gleichgültig. Ihnen ging es  
einzig und allein darum, die  
erste Generalaudienz des  
neuen Papstes mitzuerleben.  
Petrus war gnädig mit den  
Schäfchen seines  
Nachfolgers: Seit einer  
Viertelstunde regnete es  
nicht mehr und durch die  
Lücken in der aufgerissenen  
Wolkendecke blitzten sogar  
ein paar vorsichtige  
Sonnenstrahlen.

Obwohl der Andrang in Anbetracht des neu gewählten Papstes und der Schlagzeilen über den Rosin-Mord besonders groß war, herrschte Routine vor. Straßenhändler, die Erfrischungen oder billigen religiösen Andenkenkitsch feilboten, klapperten die Menschengeschlangen ab. Hin und wieder tauchten junge Männer und Frauen in den Schlangen ein, um Sekunden

später einen Taschendieb in Handschellen zu einem der Polizeitransporter zu führen, die am Rand des Platzes standen.

Auch das war nichts Besonderes. Der Petersplatz gehörte zwar zum Staatsgebiet des Vatikans, aber aufgrund einer in den Lateranverträgen festgehaltenen Vereinbarung mit der italienischen

Regierung sorgte hier die  
italienische Polizei für  
Sicherheit. Bewaffnete  
Uniformierte sollten ganz  
direkt abschreckend wirken,  
während ihre Kollegen in  
Zivil die unvermeidliche  
Plage der Taschendiebe  
bekämpften.

Vor dem Eingang der  
Audienzhalle suchten  
Angehörige der Vigilanza die  
Taschen der Pilger nach

Waffen ab. Jeder musste seine Eintrittskarte vorweisen. Stichprobenartig verlangten die Vigilanzamänner das Vorzeigen der Pässe und überprüften, ob Name, Geburtsdatum und Passnummer auf der Eintrittskarte mit denen auf dem Ausweis übereinstimmten. Jeder, der an einer Generalaudienz des Papstes teilnehmen wollte,

musste sich mindestens einen Tag vorher unter Angabe seiner Personalien um eine Eintrittskarte bemühen. Der Vatikan gab die Daten an die italienische Polizei weiter, und die schickte sie auf der Suche nach Terroristen und gewalttätigen Psychopathen durch ihre Fahndungscomputer.

Sobald sie die Kontrollposten passiert hatten, betraten die



Gläubigen und die  
Neugierigen das Innere der  
Audienzhalle. Sie war einst  
zur Entlastung des  
Petersdoms gebaut worden,  
doch hatte sie mit einer  
Kirche wenig gemein. Einzig  
das bunte Glas der beiden  
ovalen Fenster in den  
Längswänden verbreitete  
einen Hauch alter  
Kirchenbaukunst. Ansonsten  
wirkte die weiträumige  
Konstruktion aus Spannbeton

von innen genauso kalt und  
funktional wie von außen.

Zu beiden Seiten eines schräg  
abwärts führenden Ganges  
erstreckten sich endlose  
Reihen von Klappsitzen aus  
schwarzem und grauem  
Plastik, höhenmäßig  
abgestuft wie in einem  
Theater.

Über sechstausend Menschen  
fanden hier üblicherweise  
Platz.

Jetzt allerdings hatte man ein paar tausend Sitze abmontiert, um über eine größere Zahl an Stehplätzen eine Aufnahmekapazität von mehr als zwölftausend Menschen zu erreichen. Zwischen den zweiundvierzig kahlen Doppelbögen, die das gewellte Dach trugen, saßen unzählige kleine Fenster, die das Tageslicht in winzige Inseln diffuser Helligkeit verwandelten. Keine

Kruzifixe, keine Fresken oder Wandteppiche mit religiösen Motiven schmückten den Raum.

Der Gang endete nach über achthundert Metern vor einer erhöhten Bühne mit einem Thron für den Papst und Stühlen für hohe geistliche Würdenträger. Nur hinter dem Thron gab es, abgesehen von den farbigen Seitenfenstern, einen

Hinweis darauf, dass diese Halle ein Haus Gottes war: die größte Bronzestatue der Welt, das von Pericle Fazzini geschaffene Relief des *Auferstandenen Christus*.

Die Pilger drängelten nach vorn, um einen der Sitzplätze zu ergattern. Gendarmen der Vigilanza sorgten dafür, dass die für Ehrengäste und Kranke abgesonderten vorderen Sitzreihen frei

blieben. Die Vatikanisten besetzten die in die Wand eingelassene Pressetribüne bis auf den letzten Platz. Auch jede der direkt neben der Tribüne liegenden Übertragungskabinen für Rundfunkreporter war belegt. Pressefotografen und Kamerteams verschiedener Fernsehsender tummelten sich am Rand der Bühne und konnten von der Vigilanza nur mühsam zurückgehalten

werden. Sämtliche bedeutenden Fernsehkanäle wollten Bilder von der ersten Generalaudienz des neuen Papstes einfangen, einige übertrugen das Ereignis sogar live.

Die Gendarmen schlossen die Tore, als Oberstleutnant von Gunten mit sechs seiner Gardisten vor dem Eingangsbereich aufmarschierte. Die

Ehrenwache für den Papst. Ihr gehörten auch Alexander Rosin und Utz Rasser an. Sie trugen Gala: die bunten Medici-Uniformen, weiße Handschuhe und die glänzenden Helme mit den roten Federbüschen. Die auf den ersten Blick sichtbare Bewaffnung bestand aus der Hellebarde und dem an der linken Seite hängenden Schwert. Nur wer genauer hinsah, entdeckte an ihren



Gürteln neben kleinen Funkgeräten das Reizgasspray. Bei einer so gewaltigen Menschenmenge, wie sie an diesem Tag in der Audienzhalle versammelt war, musste man jederzeit mit einem Zwischenfall rechnen.

Riccardo Parada, der einen grauen Dreiteiler trug, trat auf die Gardisten zu und begrüßte von Gunten. «Wir

lassen jetzt die Kranken und Behinderten ein. In fünf Minuten kann der Chef kommen. Ich bin gespannt, wie sein erster Auftritt in der Halle abläuft.»

«Ich auch.»

Anton von Gunten zeigte sich nicht nur wortkarg, er machte auch ein reichlich düsteres Gesicht. Alexander konnte ihn verstehen.

Wahrscheinlich war es eine Qual für den kommissarischen Kommandanten, diesen Tag durchzustehen. Es war der sechste Mai, der Tag des Sacco di Roma, der Ehrentag der Schweizergarde. Nach altem Brauch wurden an diesem Tag die jungen Rekruten mit großem Pomp auf dem Uamasushof vereidigt. Unter den Augen Hunderter Gäste, hoher

Geistlicher, Politiker und  
Militärs, Vertreter der  
Schweizerischen  
Eidgenossenschaft und  
natürlich der stolzen  
Angehörigen schworen die  
Rekruten im vollen  
Grangala-Harnisch auf die  
Gardefahne, *dem regierenden  
Papst und seinen  
rechtmäßigen Nachfolgern  
treu, redlich und ehrenhaft zu  
dienen, bereit, wenn es  
erheischt sein sollte, das*

*Leben für sie hinzugeben.*  
Auch Alexander hatte diesen Schwur geleistet. In diesem Jahr jedoch fiel die Jubelfeier aus. Zu drückend lastete der Mord am Gardekommandanten auf der Einheit und auf dem ganzen Vatikan. Erst gestern waren Heinrich und Juliette beigesetzt worden. Die Kurie hatte angesichts dessen eine fröhliche Feier für unangemessen erachtet. Die

Rekruten würden ihren Eid am Abend nur im Beisein des Gardekaplans und des kommissarischen Kommandanten leisten.

«Ich bin wirklich gespannt», wiederholte Parada, als sei ihm von Guntens Wortkargheit peinlich. «Die Kardinäle scheinen schon zu zittern, wenn sie nur an die unorthodoxen Methoden des Heiligen Vaters denken.»

Von Gunten erwiderte nichts. Offenbar hatte er nicht vor, sich auf eine Diskussion über das Verhältnis des Papstes zur Kurie einzulassen.

Frustriert wandte der Sicherheitschef sich ab und blickte hinüber zum Seiteneingang der Audienzhalle, durch den gerade die letzten Rollstühle geschoben wurden. Er zog ein Funkgerät aus der

Jackentasche und sagte:  
«Tessari für Parada. Wir sind  
bereit. Der Chef kann  
kommen.»

Keine fünf Minuten später  
fuhr eine kleine Kolonne  
schwarzer Limousinen vor,  
darin die hohen geistlichen  
Würdenträger und der Papst.  
Er saß mit seinem  
Privatsekretär im Fond eines  
gepanzerten Mercedes, der  
von dem alten Ferdinando



Zanni gesteuert wurde.  
Zanni, der zum  
Apostolischen Palast gehörte  
wie der Obelisk zum  
Petersplatz, hatte schon dem  
vorherigen Papst als  
Kammerdiener und  
Chauffeur gedient. Er galt als  
verlässlich und  
verschwiegen. Auf dem  
Beifahrersitz hatte Aldo  
Tessari Platz genommen.

Die Gardisten nahmen

Haltung an, und von Gunten  
salutierte vor dem  
aussteigenden Papst. Custos  
strich sein weißes Gewand  
glatt und begrüßte Parada  
und von Gunten.

«Ziemlich viel los da  
drinnen, wie?»

«Ja, Heiligkeit», antwortete  
Parada. «Die Halle platzt aus  
allen Nähten.»

Der Papst kratzte sich

verlegen am Hinterkopf.  
«Möge der Herr geben, dass  
die Leute mit mir zufrieden  
sind.»

Aus der Limousine hinter  
dem Wagen des Papstes war  
Kardinal Musolino gestiegen.  
Der Staatssekretär war groß  
und hager. Sein längliches,  
faltiges Gesicht wirkte so  
düster wie seine schwarze  
Soutane. Musolinos  
Amtsführung war

außerordentlich streng.

Hinter vorgehaltener Hand sprachen seine Untergebenen und andere Mitarbeiter des Vatikans schon mal von «Mussolini» oder nannten ihn «Duce».

Da der Staatssekretär sein Amt bis zum Tod des Papstes innehat, hatten nicht wenige im Vatikan die Hoffnung gehegt, mit dem neuen Papst werde auch ein neuer

Kardinal an die Spitze des vatikanischen Staatssekretariats rücken. Doch Custos hatte Domenico Musolino in seinem Amt bestätigt. Vermutlich war es für einen Pontifex wie ihn, der keine große Hausmacht im Vatikan besaß, wichtig, einen erfahrenen und respektierten Premierminister – wie man den Staatssekretär häufig bezeichnete

– zur Seite zu haben.

Alexander wusste nichts darüber, ob der Papst mit seinem Staatssekretär zufrieden war oder nicht. Doch es war ein offenes Geheimnis, dass die Äußerungen des Heiligen Vaters bei Musolino regelmäßig zu Wutausbrüchen führten. Auch die letzte Bemerkung des neuen Oberhirten hatte

ihn offensichtlich vergrätzt. Er blickte gen Himmel, als wollte er einen stillen Stoßseufzer aussenden, doch dann folgte er dem Papst in die Audienzhalle.

Zwei Gardisten hielten an der Außentür Wache, zwei blieben am oberen Ende des Ganges zurück. Utz und Alexander begleiteten den Papst nach unten. Bei ihnen waren Shafqat, von Gunten,

Parada und Tessari sowie ein Trupp der Vigilanza. Musolino und die anderen Würdenträger folgten in einigem Abstand.

Im Innern der Halle begann der Albtraum eines jeden Leibwächters. Tausende von Menschen sprangen jubelnd von ihren Sitzen auf und drängten an die Absperrgitter zu beiden Seiten des Mittelgangs. Fotoapparate



klickten im Takt von Sekundenbruchteilen, Blitze zuckten durch die Halle. Die Scheinwerfer der Fernsehteams warfen dem Papst und seinen Begleitern blendende Lichtbündel entgegen. Nach jedem Schritt blieb Custos stehen, schüttelte Hände und streichelte Kinderköpfe, auf dem Gesicht ein Lächeln, das nicht nur geduldig wirkte, sondern zutiefst erfreut über

die Begeisterung und Herzlichkeit, die man ihm entgegenbrachte.

Die Gardisten und Gendarmen hatten alle Mühe, die Gläubigen jenseits der Absperrungen zu halten. Den Papst dabei auch noch hundertprozentig vor einem Attentat schützen zu wollen war eine bloße Illusion. Jede der unzähligen vorschießenden Hände

konnte ein verstecktes  
Messer oder ein  
Säurefläschchen halten.  
Alexander starrte in die  
Gesichter, in die Augen, wie  
er es bei Commissario Donati  
gelernt hatte. Ein Attentäter  
verriet sich zuerst durch  
seine Augen. Noch bevor die  
Hand mit dem Messer  
vorschnellte oder der  
Zeigefinger sich um den  
Abzug krümmte, richtete der  
Blick sich auf das Opfer – in

jener seltsamen Starre, die den Entschluss zu töten begleitete.

Wer das rechtzeitig bemerkte, hatte wichtige Sekundenbruchteile gewonnen, sich schützend vor den Heiligen Vater zu werfen oder ihn zu Boden zu reißen.

Doch sie schienen vergeblich nach jenem verräterischen Blick Ausschau zu halten.

Ihre ganze Arbeit bestand darin, die jubelnde Menge zurückzudrängen. Besonders Ovasius Shafqat tat sich dabei hervor. Die Bärenpranken des kräftigen Geistlichen lösten immer wieder allzu fest zupackende Hände von den Armen des Papstes und schoben den Heiligen Vater mit sanfter Gewalt vorwärts.

Nach einer halben Stunde

erreichte Custos endlich die Bühne.

Als er auf dem Thron Platz nahm, verebbte das ohrenbetäubende Rufen, Singen und Händeklatschen. Gespannte Erwartung machte sich breit — unter den Gläubigen, den Journalisten und den hohen Geistlichen, die zu beiden Seiten des Papstthrons auf der Bühne saßen. Rechts des Papstes

hatten auch von Gunten, Parada und Tessari Platz genommen. Alexander nahm an dieser Seite Aufstellung, Utz links vom Thronpodest. Auf dem Podest saßen Musolino zur Rechten und der Kardinalprotodiakon Gianfranco Tamberlani zur Linken des Heiligen Vaters.

Shafqat stand schräg hinter dem Thron und wollte dem Papst eine Hand voll Papiere

reichen, Unterlagen für die Rede, aber Custos wies sie lächelnd zurück. Als er zu sprechen begann, sorgten die vor ihm aufgestellten Mikrofone dafür, dass seine Worte auch in der hintersten Ecke der gewaltigen Halle gehört wurden.

«Brüder und Schwestern, meine Kinder, mit freudigem Herzen habe ich euren Jubel und eure Begeisterung



vernommen. Doch der heutige Tag erfüllt mich auch mit Trauer. Es ist der sechste Mai, der Tag des Sacco di Roma. Damals, an jenem verhängnisvollen sechsten Mai im Jahre des Herrn 1527, wurden Rom und der Heilige Stuhl ein Opfer von Hass und Gewalt. Heute will ich nicht von der Vernichtung so vieler wertvoller Kunstschatze sprechen und auch nicht vom grausamen Tod zahlreicher

unschuldiger Frauen und Kinder, die den Plünderern in die Hände fielen. Sie alle haben unser ewiges Andenken verdient, doch ein schrecklicher Vorfall in jüngster Zeit lenkt unsere Aufmerksamkeit auf die Verteidiger der Freiheit der Kirche, auf die tapferen Männer der Schweizergarde.»

Auf dieses Stichwort

schienen die Vertreter von Fernsehen und Presse nur gewartet zu haben. Sie drängten an die Bühne, und Alexander hatte das unbehagliche Gefühl, dass diesmal er, Utz und von Gunten die Objekte ihrer Begierde waren. Doch er ließ sich vom Blitzlichtgewitter nicht irritieren, verzog keine Miene und sah stur geradeaus in den Zuschauerraum.

«Treue bis in den Tod haben die Schweizergardisten dem Heiligen Vater geschworen», fuhr der Papst fort. «Beim Sacco di Roma haben sie bewiesen, wie ernst es ihnen damit ist.

Hundertsiebenundvierzig Schweizer ließen ihr Leben, darunter ihr Hauptmann Kaspar Röist. Haben die Menschen seit jenen blutrünstigen Tagen etwas

dazugelernt? Keine Woche ist es her, dass wieder ein Kommandant der Schweizergarde auf grausame, blutige Weise sein Leben verloren hat. Diesmal sieht es nicht so aus, als sei er für den Heiligen Stuhl gestorben. Einer seiner eigenen Männer soll der Täter sein, dienstliche Misshelligkeiten das Motiv. Ist der Tod von Oberst Heinrich Rosin deshalb

weniger bedeutsam als der von Kaspar Röst?»

Custos legte eine bedeutungsschwere Pause ein, bevor er selbst die Antwort gab: «Ich sage nein, im Gegenteil. Wenn Oberst Rosin von einem seiner Untergebenen getötet wurde, dann zeugt diese schreckliche Tat davon, dass Unfriede und Uneinigkeit unsere Welt in Klauen halten. Klauen, die

sogar tief in die christliche Kirche gefahren sind. In jenen wüsten Tagen, da Rom der Zerstörung anheim fiel, wurde noch etwas viel Wichtigeres zerstört: die Einheit der Kirche. Es kam zu einer Spaltung, die bis heute fortbesteht. Eine Welt, in der ein Christ nicht neben dem anderen steht und in der ein Schweizergardist den anderen mordet, kann nicht von Gott gewollt sein. Aber

aus Zerstörung und  
Verzweiflung vermag Neues  
zu erwachsen. Die  
Plünderung Roms hat die  
Zeichen für eine Erneuerung  
der Kurie gesetzt, und die  
schreckliche Mordtat in den  
alten Mauern des Vatikans  
soll für uns alle ein Zeichen  
zur Besinnung und Umkehr  
sein. Dass der Bruder den  
Bruder und die Schwester die  
Schwester nicht ansieht,  
muss endlich ein Ende haben.



Die Spaltung der christlichen Kirche, ein halbes Jahrtausend alt, muss überwunden werden. Und vielleicht wird die Wiedervereinigung der Christen ein Zeichen für die ganze Welt sein, nicht länger im Hass gegen andere Rassen und andere Glaubensrichtungen zu verharren.

Darum verspreche ich an

dieser Stelle, alles dafür zu tun und jedes Opfer zu erbringen, um innerhalb meiner Amtszeit die christliche Kirche wieder zu vereinigen!»

Der einsetzende Jubel war groß, aber durchaus nicht alle frohlockten. Viele der hohen Kleriker saßen mit versteinerten Gesichtern da. Kardinal Musolino ballte die Hände zu Fäusten und

erweckte den Eindruck, sich  
mit aller Gewalt bezähmen  
zu müssen. Eine  
Wiedervereinigung der  
Katholiken mit den  
Protestanten mochte  
manchem kirchlichen  
Würdenträger so  
unwahrscheinlich  
vorkommen, wie es vor  
einigen Jahren noch die  
Wiedervereinigung  
Deutschlands gewesen war.  
Weitaus betroffener aber

blickten die Kurialen drein,  
die dem Papst zutrauten, dass  
er sein Versprechen  
verwirklichte. Ein  
Zusammengehen beider  
Kirchen unter Opfern konnte  
nur eins bedeuten: das  
Aufgeben kirchlicher  
Dogmen, die Verringerung  
der eigenen Macht.

Im neuerlichen Trubel gelang  
es einem Kind, sich zwischen  
den Fotografen und

Kameraleuten hindurchzuzwängen. Ein sechs oder sieben Jahre altes Mädchen in einem blauen Kleid kletterte vor Alexander auf die Bühne. Er wollte die Kleine festhalten, bevor sie das Papstpodest erreichte, aber Custos erhob sich mit einer unmissverständlichen Geste in seine Richtung. Der Schweizer sollte auf seinem Platz bleiben.

Der Heilige Vater beugte sich vor und setzte das Mädchen auf seinen Schoß. «Sag mir deinen Namen, Kind.»

Die Antwort kam zögerlich und leise: «Lea.»

Custos lächelte sie an. «Du möchtest mich also begrüßen, Lea.»

«Nein.»

Einige Zuschauer lachten und auch der Papst schmunzelte.

«Nein?», fragte er. «Weshalb bist du dann zu mir gekommen?»

«Weil du gesagt hast, dass du der ganzen Welt helfen willst.

Das stimmt doch, oder?»

«Ich will es versuchen, ja.»

Eine skeptische Falte bildete sich über der Nase des Mädchens. «Kannst du der Welt helfen oder nicht?»

«Das ist eine schwierige Aufgabe, besonders wenn die Welt sich nicht helfen lassen will. Siehst du das ein, Lea?»

Das Mädchen dachte angestrengt nach und nickte. «Natürlich ist das schwer. Aber du könntest es schaffen, nicht?»

«Mit ein wenig Glück und vor allem mit der Hilfe Gottes könnte ich das.»



«Die Welt ist ja auch groß und es gibt so viele Menschen», seufzte Lea verständnisvoll. «Einzelnen Menschen zu helfen ist bestimmt einfacher.»

«Das ist es.»

«Gut.» Die großen braunen Augen des Mädchens blitzten auf.

«Dann hilf bitte meiner Mama!»

«Wo ist sie denn?»

Lea zeigte in den  
Zuschauerraum. «Da unten.»

«Hat sie dich geschickt,  
damit du mich um Hilfe  
bittest?»

«Nein, ich bin einfach  
losgelaufen.»

«Und deine Mama konnte  
dich nicht festhalten?»

«Wie denn, wenn sie sich

nicht bewegen kann?»

«Ich verstehe», murmelte Custos. «Deine Mama ist krank, nicht wahr?»

«Ja. Sie ist gelähmt von dem Unfall, bei dem mein Papa gestorben ist. Er ist jetzt schon bei Gott, weißt du?»

«Sicher ist er da.» Der Papst setzte das Mädchen ab und erhob sich. «Bring mich zu deiner Mama, Lea.»

Fotografen und Kameralleute überschlugen sich fast, um einzufangen, wie der Papst mit dem kleinen Mädchen an der Hand von der Bühne stieg. Die Vatikanisten wären am liebsten von der Pressetribüne in den Zuschauerraum gesprungen.

Alexander entdeckte Elena Vida auf der Tribüne und schaute rasch weg. Der Gedanke an die Begegnung

mit der schönen Journalistin vor vier Tagen schmerzte ihn und lenkte ihn von seinen Aufgaben ab.

Leas Mutter war vom Hals an abwärts gelähmt. Ihr Rollstuhl stand zwischen anderen vor der vordersten Sitzreihe. Auf den Stühlen dahinter saßen die betreuenden Pfleger oder Angehörige. Custos beugte sich zu der gelähmten Frau

hinunter und sprach leise mit ihr. Er nahm sich Zeit und schien die Anwesenheit der vielen tausend anderen Menschen ganz vergessen zu haben. Unvermittelt schloss er die Frau in die Arme und drückte sie gegen seine Brust, wie ein Vater, der sein Kind in inniger Umarmung liebkost.

Alexander verfolgte die Szene gebannt und konnte

später nicht sagen, ob der Papst und die Frau eine Minute oder zehn in dieser engen Umarmung verharret hatten. Irgendwann erfasste den Heiligen Vater ein heftiges Zittern. Es sah aus wie ein plötzlicher Anfall von Schüttelfrost. Noch immer hielt er die Frau fest. Das Zittern wurde stärker.

Nun hielt es Alexander nicht länger auf seinem Platz.

Zeitgleich mit Don Shafqat sprang er von der Bühne – und kam gerade rechtzeitig, um den Papst aufzufangen. Wie von der Faust eines Unsichtbaren getroffen, löste Custos sich von der Frau im Rollstuhl und taumelte rückwärts. Hätte Alexander nicht die Hellebarde fallen gelassen und Seine Heiligkeit gehalten, wäre Custos zu Boden gegangen. Der Papst zitterte nach wie vor am



ganzen Leib, ein dicker Schweißfilm bedeckte seine Stirn und sein Gesicht. Er schien sich vollkommen verausgabt zu haben.

Als Shafqat den Geschwächten von der anderen Seite stützte, fiel Alexanders Blick auf Leas Mutter. Auch sie zitterte am ganzen Körper. Aber das war verständlich, hatte sie sich doch aus ihrem Rollstuhl

erhoben. Mit ungelenken Bewegungen trat sie zu ihrer Tochter und schloss sie in die Arme, wie es der Papst zuvor mit ihr getan hatte.

Fotografen und Kameramänner arbeiteten im Akkord, und der Saal war erfüllt von jubelnder Raserei. Jemand schrie: «Ein Wunder! Ein Wunder!»

Auch Utz Rasser hatte seinen Posten auf der Bühne

verlassen.

Er und Alexander stützten den geschwächten Papst auf dem Weg zum Hinterausgang. Don Shafqat setzte Fäuste und Ellbogen ein, um ihnen einen Weg durch die Pressemeute zu bahnen. Als sie den Saal verließen, tobte die Menge hinter ihnen noch immer vor Begeisterung.

Die Wagenkolonne stand

inzwischen am  
Hinterausgang der Nervi-  
Halle. Ferdinando Zanni hielt  
eine Tür des gepanzerten  
Mercedes auf und sah den  
erschöpften Papst besorgt an.

Willenlos wie eine Puppe  
ließ Custos sich in den Fond  
des Wagens bugsieren.

Shafqat setzte sich neben ihn  
und herrschte Zanni an: «Los,  
fahren Sie schon! Seine  
Heiligkeit braucht Ruhe. Und

die Presse kann jeden Moment hier auftauchen.»

Der Mercedes rauschte in Richtung Apostolischer Palast davon.

Würdenträger der Kurie traten aus dem Hinterausgang. Die Kardinäle Musolino und Tamberlani führten ein erregtes Gespräch mit Monsignore Wetter-Dietz.

«Wir müssen eine Erklärung abgeben», stammelte der Pressesprecher. «Mein Gott, die Sache ist live über acht Fernsehsender gegangen. Der Rest der Welt wird es spätestens in den Abendnachrichten sehen. Eine offizielle Presseerklärung ist unumgänglich.»

«Sicher, aber nicht sofort.»  
Musolino klang, als müsse er

sich gewaltsam zu Ruhe zwingen. «Wir werden ohne Hast überlegen, wie wir den Vorfall erklären. Jetzt nur keine Panik!»

«Sie haben gut reden, Eminenz», erwiderte Wetter-Dietz verbissen.

«Ich rufe Sie an, Monsignore.» Musolino stieg in den dunkelblauen Lancia, in dem Tamberlani bereits Platz genommen hatte. Der

Chauffeur vom vatikanischen Fahrdienst wollte die Tür schon zuschlagen, da blickte der Staatssekretär Alexander an. «Adjutant Rosin, begleiten Sie uns! Ich möchte mich mit Ihnen unterhalten.»

«Aber ... ich habe Dienst!»

«Als Kardinalstaatssekretär bin ich Ihr oberster Vorgesetzter, abgesehen von Seiner Heiligkeit, oder?»



«Ja, Eminenz.»

Musolino bedachte ihn mit einem kalten Lächeln. «Dann nehmen Sie es als Befehl, wenn Sie wollen. Steigen Sie ein!»

Alexander und Kardinal Musolino durchschritten endlose Säle voller christlicher Kunstwerke; man konnte den Eindruck gewinnen, das Staatssekretariat sei ein Teil

der Vatikanischen Museen.  
Auf dem Damasushof hatte  
Musolino sich von  
Tamberlani verabschiedet  
und war mit Alexander in den  
Trakt des Apostolischen  
Palastes getreten, der im  
dritten Stock die  
Räumlichkeiten des  
Staatssekretariats  
beherbergte.

Bis jetzt hatte er kein  
einziges Wort mit dem

Gardisten gesprochen. Das änderte sich, sobald sie in seinem Büro waren, das im Vergleich mit den Prachtsälen davor recht nüchtern wirkte. Ein großer Schreibtisch voller Akten und Papierstapel, ein Computer und mehrere Telefone zeigten an, dass in der Schaltzentrale der päpstlichen Verwaltung nicht repräsentiert, sondern gearbeitet wurde.

Musolino öffnete einen Wandschrank, der sich als kleine, aber feine Bar entpuppte, und ging mit einer Flasche Weinbrand und zwei Gläsern zu einer Sitzgruppe mit einem Glastisch. Dahinter stand eine einsame Zimmerkonifere. Er bot Alexander einen Platz an und setzte sich selbst, nachdem er ihnen eingeschenkt hatte.

Als der Kardinal ihm ein

Glas zuschob, hob Alexander abwehrend die Hand. «Danke, Eminenz, aber ich bin im Dienst.»

«Ich auch. Trotzdem brauche ich einen Schluck auf den Schreck. Sie sehen so aus, als ginge es Ihnen nicht anders. Also trinken Sie schon.»

Alexander trank und genoss die Wärme, die sich in seinem Innern ausbreitete. Die Anspannung, die er seit

der Begegnung des Papstes mit der gelähmten Frau gespürt hatte, fiel von ihm ab.

Er lehnte sich in dem Lederpolster zurück und hätte fast vergessen, dass der Mann, der ihm gegenüber saß und sein Glas in großen Zügen leerte, der Stellvertreter des Heiligen Vaters war.

Es klopfte und ein

korpulenter Mann in  
Priestertracht trat ein.

Mit unsicherem Blick sah er  
Musolino an.

«Was gibt's, Failoni? Ich  
hatte doch gesagt, ich will  
nicht gestört werden.»

«Ich weiß, Eminenz, aber  
dauernd ruft der Pressesaal  
hier an.

Die Leitungen brechen unter  
den Anfragen nach einer

Stellungnahme zur Audienz  
zusammen.»

«Eine Stellungnahme wird es  
erst auf der Pressekonferenz  
geben.»

«Und wann wird die  
stattfinden, Eminenz?»

«Wenn ich mir eine  
Stellungnahme überlegt  
habe.»

Musolinos Mitarbeiter schoss  
das Blut in den Kopf.



«Jawohl, Eminenz, ich werde Sie nicht mehr behelligen.»

Als Failoni gegangen war, wandte Musolino sich mit einem müden Lächeln an Alexander. «Wirklich eine dumme Geschichte. Als hätten wir im Augenblick nicht genug Ärger.

Aber wem sage ich das? Sie sind von der traurigen Affäre ja direkt betroffen. Ihr Onkel und Ihre Tante, nicht wahr?»

«Ja, Eminenz.»

Alexander versteifte sich. Mit einem Schlag war die Anspannung wieder da. Er hatte das Gefühl, dass jetzt der ungemütliche Teil begann. Musolino kam ihm vor wie eine Schlange, die ihr Opfer in Sicherheit wiegt, bevor sie unvermutet zustößt.

«Wirklich tragisch», seufzte der Staatssekretär. «Oberst Rosin war ein hervorragender

Mann. Ich möchte Sie zu Ihrer Haltung in dieser Angelegenheit beglückwünschen, Adjutant. Sie haben große Disziplin bewiesen, auch gestern bei der Trauerfeier. Ich habe Sie beobachtet.»

«Warum?»

«Eine gute Frage.» Musolino füllte die Gläser auf. «Allein aufgrund Ihres Namens sind Sie kein gewöhnlicher

Gardist. Seit fünfhundert Jahren dient Ihre Familie dem Heiligen Stuhl. Seine Heiligkeit hat heute vom Sacco di Roma gesprochen. Unter den Gardisten, die das Gemetzel überlebten und Papst Clemens in den Schutz der Engelsburg brachten, war Ihr Vorfahr Albert Rosin. Mit Ihrem Vater und Ihrem Onkel haben wir innerhalb weniger Jahre zwei der besten Kommandanten verloren, die

die Schweizer je hatten. Wir – ich und viele andere im Kardinalskollegium – würden uns glücklich schätzen, wenn eines Tages wieder ein Oberst Rosin die Garde befehligte, vielleicht ein Oberst Alexander Rosin.»

Alexander war verwirrt. Er hatte einen Angriff erwartet und erhielt stattdessen eine Art Lob. Wollte Musolino ihn einlullen?

«Ich fühle mich geehrt, aber ich bin nur Adjutant und weiß nicht, welche Wege der Herr für mich bereithält.»

Musolinos dunkle Augen wurden starr. Alexander musste an den Blick eines Attentäters denken. «Sie sind berufen, Alexander, so wie Ihre Vorfahren berufen waren. Sonst hätten Sie sich gar nicht erst für den Dienst in der Garde entschieden.

Gewiss werden Sie nicht der unmittelbare Nachfolger Ihres Onkels sein, aber eines Tages wird die Garde wieder auf das Kommando eines Rosin hören, da bin ich mir sicher. Ihre vorzügliche Haltung in dieser Sache beweist es. Immerhin haben Sie einiges durchgemacht. Erst der Doppelmord an Ihren Verwandten, dann der Überfall in der Waffenkammer, und zu

alledem werden Sie auch noch in das Attentat auf diesen Polizisten verwickelt. – Übrigens, glauben Sie noch immer, dass der Einbruch in der Waffenkammer etwas mit dem Mord an Ihrem Onkel und Ihrer Tante zu tun hat?»

Alexander griff zu seinem Glas, um Zeit zu gewinnen. Er fühlte sich wie auf dem Prüfstand, so als könne der



Kardinal mit seinem starren Blick Gefühle und Gedanken lesen. Und er spürte, dass von seiner Antwort mehr abhing, als er im Augenblick ermessen konnte.

Er trank nur einen kleinen Schluck und erwiderte: «Vermutlich hat Oberstleutnant von Gunten Recht, wenn er sagt, dass die beiden Vorfälle nichts miteinander zu tun haben.

Wer immer sich in der  
Waffenkammer zu schaffen  
gemacht hat – er hat den  
Aufruhr um die Morde  
genutzt und das Ausgabebuch  
für die Dienstpistolen  
mitgehen lassen, um den  
Anschein eines  
Zusammenhangs zu  
erwecken. Danegger ist  
schließlich tot und kann  
somit für den Vorfall in der  
Waffenkammer nicht  
verantwortlich sein.»

Musolino lächelte befriedigt.  
«Sie denken logisch und  
lassen sich nicht von  
irgendwelchen düsteren  
Gefühlen leiten, obwohl Sie  
allen Grund dazu hätten. Das  
gefällt mir sehr. Durch die  
leidige Vakanz der  
Kommandantenstelle wird es  
wohl bald zu einigen  
Beförderungen kommen. Ich  
denke, Sie sollten sich darauf  
einrichten, sich demnächst  
das Rangabzeichen eines

Leutnants ans Barett zu  
heften.»

«Danke, Eminenz, Ihr  
Vertrauen ehrt mich.»

Alexander zwang sich zu  
unverbindlicher  
Freundlichkeit. Aus  
irgendeinem Grund gelang es  
ihm nicht, sich ehrlich über  
die in Aussicht gestellte  
Beförderung zu freuen.

Der Kardinal beugte sich vor

wie ein Verschwörer. «Da wir gerade von Vertrauen reden, welchen Eindruck haben Sie von dem Vorfall in der Audienzhalle? Ganz unter uns natürlich, Sie können aufrichtig sein.»

«Ich verstehe nicht recht. Sie waren doch dabei, Eminenz.»

«Aber Sie haben den Heiligen Vater aufgefangen, standen ganz nahe bei ihm, haben ihn angefasst!»

«Ja ... und?»

«Haben Sie eine seltsame Ausstrahlung gespürt, eine Kraft, die von ihm ausging?»

Allmählich verstand Alexander. «Sie meinen, ob es sich um eine Wunderheilung gehandelt hat?»

«Das fragt sich derzeit die ganze Welt. Und natürlich auch ich.

Schließlich muss ich  
Monsignore Wetter-Dietz  
sagen, was er der  
Öffentlichkeit mitteilen soll.  
Ist der Papst ein Mann mit  
besonderen Kräften? Oder  
war die Frau gar nicht so  
krank, wie sie getan hat?»

«Ich denke, letzteren Punkt  
wird man durch ärztliche  
Atteste klären können.»

«Sicher. Aber was ist mit  
dem Heiligen Vater?»

«Das Einzige, was ich gespürt habe, war seine große Erschöpfung. Er war auf geradezu beängstigende Weise geschwächt.»

«Und sonst nichts?»

«Nein», antwortete Alexander ehrlich.

Musolinos Kiefer mahlten, sein Blick ging durch Alexander hindurch. Offenbar stellte die Antwort



ihn nicht zufrieden.

Schließlich fragte er: «Was war eigentlich vor fünf Tagen?»

«Wie meinen Sie das, Eminenz?»

«Seine Heiligkeit ließ Sie in sein Privatbüro kommen. Sie waren sehr lange bei ihm.»

«Das stimmt.»

«Ich weiß, dass es stimmt.»

Musolino wurde lauter.  
«Warum waren Sie so lange  
dort?»

«Das darf ich nicht sagen,  
Eminenz.»

Für einen Augenblick sah es  
so aus, als wollte der  
Kardinal aufspringen und ihn  
anbrüllen. Aber er  
beherrschte sich und fragte  
mit mühsam unterdrückter  
Erregung: «Warum dürfen  
Sie mir das nicht sagen,

Adjutant Rosin?»

«Weil ich Seiner Heiligkeit versprechen musste, Stillschweigen zu bewahren.»

«Als Kardinalstaatssekretär bin ich die rechte Hand des Heiligen Vaters. Mein Wort kommt gleich nach seinem.»

Alexander hielt dem bohrenden Blick stand. «Sie sagen es, Eminenz.»

Musolino lief genauso rot an

wie zuvor Failoni. Seine Mundwinkel zuckten, die Augen weiteten sich. Sekundenbruchteile später hatte er sich wieder unter Kontrolle.

Er erhob sich und sagte kalt: «Ihre Treue zum Heiligen Vater ehrt Sie, Adjutant Rosin. Das ist der Geist, von dem schon vor fünfhundert Jahren der Gardist Albert Rosin erfüllt war. Ich werde

es mir merken. Sollten Sie in irgendeiner Form Hilfe benötigen oder sich mir anvertrauen wollen, haben Sie keine Scheu. Ich bin immer für Sie da.»

Alexander stand auf und verabschiedete sich mit militärischer Knappheit. Unter den gegebenen Umständen konnte er mit dieser freundlichen Variante eines Rauswurfs mehr als

zufrieden sein.

Das Hilfsangebot des Staatssekretärs stimmte ihn angesichts der frostigen Wendung, die das Gespräch genommen hatte, allerdings skeptisch. Zumal er Ähnliches schon von Oberstleutnant von Gunten und von Monsignore Imhoof gehört hatte, und natürlich vom Heiligen Vater. Für seinen Geschmack gab es im

Vatikan entschieden zu viele Menschen, die ihm behilflich sein wollten, ohne dafür einen erkennbaren Grund zu haben.

# 6

*Mittwoch, 6. Mai,  
nachmittags*

Marcel Daneggers  
Beisetzung war nur ein  
Abglanz der Trauerfeier für  
Heinrich und Juliette Rosin,  
doch die Schweizergarde  
erwies auch dem toten  
Adjutanten ihren Respekt.

Die Särge des ermordeten  
Ehepaars waren, feierlich in



der Peterskirche aufgebahrt,  
von etwa zwanzig Kardinälen  
und über dreißig Bischöfen  
umringt gewesen, und  
Kardinal Musolino  
höchstpersönlich hatte die  
Totenmesse zelebriert.  
Alexander hatte das Ganze  
erlebt wie einen seiner  
häufigen Träume, in denen er  
dem Tod begegnete: intensiv,  
bedrückend und doch  
unwirklich, als wäre er von  
den Särgen mit den Toten

und von den vielen hundert Trauergästen durch eine dicke gläserne Wand getrennt. Er hatte Verwandte gesehen, die ihm nicht näher standen als die gesichtslosen Touristen, die er beim alltäglichen Wachdienst kontrollieren musste. Von einigen entfernten Onkeln, Tanten, Cousins und Cousinen wusste er kaum die Namen. Ihre Anwesenheit hatte ihm nur umso

schmerzlicher bewusst  
gemacht, dass Heinrich und  
Juliette die beiden letzten  
Menschen gewesen waren,  
denen er sich enger  
verbunden gefühlt hatte. In  
die Leere des Verlustes hatte  
sich das nagende  
Schuldgefühl gemischt, und  
er war froh gewesen, als die  
Gräber endlich zugeschüttet  
waren und die Nacht ihr  
schwarzes Tuch über die  
Kuppeln und Dächer der

Vatikanstadt warf.

An Marcel Daneggers Trauerfeier nahmen beileibe nicht so viele Menschen teil, auch keine Kardinäle und Bischöfe.

Monsignore Imhoof hielt den Trauergottesdienst in der Gardekapelle San Martino ab. Begleitet vom Trommeln des Regens auf das Dach, sprach der hochwürdige Herr Kaplan von der Tat eines

Verzweifelten und  
Verwirrten und von der  
Schuld, die ihre Erlösung in  
barmherziger Vergebung  
finde. Und er sprach von der  
Kameradschaft, die in der  
Schweizergarde hochgehalten  
werde und trotz der Bluttat  
auch dem Adjutanten gelte.  
Dass so viele Gardisten  
zugegen waren, bestätigte  
seine Worte. Hätte die Garde  
dem toten Kameraden die  
letzte Ehre verweigert, hätten

nicht zwei auf große  
Bidenhänder gestützte  
Gardisten in Galauniform am  
Kopfende des Sarges  
gestanden und wäre der Sarg  
nicht am Ende des  
Gottesdienstes von sechs  
uniformierten Gardisten aus  
Daneggers Geschwader auf  
den Friedhof getragen  
worden.

Auch Alexander trug die  
Galauniform und im

Gleichschritt mit den anderen folgte er dem Sarg. Wohl niemand hätte es ihm verübelt, wenn er an dieser Beerdigung nicht teilgenommen hätte, doch es fiel ihm nicht schwer, Danegger das letzte Geleit zu geben. Gestern, bei Heinrich und Juliette, war seine Brust wie zugeschnürt gewesen, und er hatte um jeden Atemzug ringen müssen. Heute war er beinahe

gelassen, allenfalls spürte er drängende Neugier, aber weder Schmerz noch Hass. Denn er hielt Marcel Danegger nicht für schuldig, auch wenn ihm die konkreten Beweise fehlten. Als der Sarg ins Grab hinuntergelassen wurde, war Alexander, als werde hier nicht der Täter beerdigt, sondern ein weiteres Opfer.

Ein Gardist nach dem



anderen trat an das Grab, um eine Schaufel Erde auf den Sarg zu werfen. Ihnen folgten Angehörige und Freunde des Toten, die Erde und Blumen in die Tiefe warfen.

Daneggers Eltern blieben lange vor dem Grab stehen, die Mutter in Tränen aufgelöst, der Vater mit steinernem Gesicht.

Ganz zum Schluss trat eine junge Frau im schwarzen

Hosenanzug vor, und ihre Hände zitterten, als sie einen Rosenstrauß in das Erdloch fallen ließ. Sie war zierlich. Ihr langes blondes Haar war mit einer schwarzen Schleife zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Einige Strähnen hatten sich gelöst und hingen ihr ins Gesicht. Ihre Augen waren verquollen, ihre Wangen gerötet; offensichtlich hatte sie viel geweint. Lange blieb sie vor

dem Grab stehen, bis sie sich abrupt umdrehte und in den Reihen der Trauernden untertauchte.

Alexander wandte sich an Utz Rasser, der neben ihm stand.

«Das Mädchen kommt mir irgendwie bekannt vor.»

Utz grinste schräg. «Du solltest deine Klamotten nicht immer in der Stadt

kaufen. Danegger war cleverer und hat sie sich geangelt. Sie heißt Raffaela und arbeitet als Verkäuferin im Magazin.»

Daneggers Freundin!  
Alexander fühlte sich wie elektrisiert.

Unterbewusst hatte er gehofft, auf der Beerdigung einen Hinweis zu finden, der ihn bei seiner Suche nach den wahren Hintergründen des

Mordes weiterbrachte. Wenn diese Raffaella mit Danegger gegangen war, wusste sie womöglich Dinge von ihm, die er seinen Kameraden nicht anvertraut hatte.

Er ließ Utz einfach stehen und bahnte sich einen Weg durch die Menge. Eilig folgte er der Frau, deren schwarz gekleidete Gestalt hinter dem Regenschleier mit dem dunklen Fleck einer

ausladenden Steineiche zu verschmelzen drohte. Er sah nur noch den blonden Schopf, der bei jedem Schritt auf und ab hüpfte.

Mit der linken Hand das schlingernde Schwert an seiner Hüfte festhaltend, begann er zu laufen. Was seine Kameraden dachten, kümmerte ihn nicht. Vermutlich glaubten sie, er habe es nicht länger

ausgehalten, am Grab des Mannes zu stehen, der seine Verwandten auf dem Gewissen hatte.

Als er die Steineiche erreichte, hatte er Daneggers Freundin aus den Augen verloren. Unter der belaubten Baumkrone blieb er stehen und suchte den Friedhof nach ihr ab. Er sah Bäume, Grabsteine und Statuen, aber keine Raffaela. Als eine

heisere Stimme ihn von hinten ansprach, fuhr er zusammen.

«Beneide die Toten, die hier liegen, nicht um ihre Ruhe, mein Sohn. Viele von ihnen mussten vor ihren Schöpfer treten, ohne ihre diesseitigen Angelegenheiten geregelt zu haben. Bei aller Trauer solltest du dich freuen, dass du Gelegenheit hast, deine weltlichen Dinge ins Reine



zu bringen.»

Alexander wandte sich um und erblickte einen durchnässten alten Mann in schwarzer Soutane. Er war mager, der Stoff seines viel zu weiten Gewandes warf zahllose Falten und verlieh ihm das Aussehen einer klerikalen Vogelscheuche. Das Gesicht lag halb im Schatten eines altertümlichen Priesterhuts, auf dessen

breiter Krempe sich der  
Regen sammelte. Auf der  
schmalen Nase saß eine  
Brille mit lupendicken  
Gläsern.

«Monsignore Borghesi!»,  
entfuhr es dem überraschten  
Schweizer.

«Pater», berichtigte der  
Geistliche mit seiner  
brüchigen Stimme. «Den  
Monsignore habe ich  
abgelegt, als ich den Vatikan

verließ.»

Giorgio Borghesi hatte zu den Benefiziaten gehört, den «Begünstigten». Papst Bonifatius VIII. hatte den Orden nach dem Jubeljahr 1300 eingesetzt, um den Kanonikerorden beim religiösen Dienst in der Peterskirche zu unterstützen. Soweit Alexander wusste, war Borghesi, als er noch im Vatikan lebte, der

Beichtvater seines Onkels  
gewesen. Das Letzte, was er  
über den Priestermonch  
gehört hatte, war das  
Gerücht, er habe sich in die  
Albaner Berge  
zurückgezogen. Umso  
erstaunter war er, dem Alten  
hier zu begegnen.

Alexanders Gesicht schien  
Bände zu sprechen, denn der  
Geistliche sagte: «Eigentlich  
wollte ich schon gestern

kommen, zur Beerdigung von  
Oberst Rosin und seiner  
Gemahlin, aber ich bin  
aufgehalten worden.  
Vielleicht ist es besser so.  
Bei der Bestattung soll ein  
ziemlicher Auftrieb  
geherrscht haben.»

«Ja», erwiderte der noch  
immer verwirrte Alexander.

«Kardinal Musolino, die  
Kurienkardinäle und  
Bischöfe ...»

«Gut, dass ich erst heute gekommen bin.» Borghesi blickte auf und sah Alexander an. Seine Augen wirkten hinter den dicken Brillengläsern seltsam verschwommen, aber vielleicht lag es auch nur an dem Schatten, den die Hutkrempe warf. «Was ich dir zu sagen habe, Alexander Rosin, ist nur für deine Ohren bestimmt. Und doch — eigentlich weiß ich nicht, ob

ich es dir überhaupt  
anvertrauen darf ...»

Alexander war plötzlich  
unwohl zumute. Die Szene  
hatte etwas Unheimliches.  
Der alte Benefiziat war wie  
ein Gespenst vor ihm  
aufgetaucht. Es war, als hätte  
der Regen alle anderen  
Menschen verschluckt. Nur  
dumpf, wie aus einem der  
Gräber heraus, drang die  
Musik der Gardekapelle an

Alexanders        Ohren.        Die  
Männer                        vom  
Musikgeschwader        spielten  
das    Lied        vom        guten  
Kameraden.

Er        fuhr        mit        der  
behandschuhten    Hand    in  
seinen    Kragen,    um    das  
Regenwasser    fortzuwischen,  
und    sagte    härter,    als    er    es  
eigentlich    wollte:    «Zum  
Rätselraten    bin    ich    nicht  
aufgelegt, Hochwürden.



Wenn Sie mir etwas zu sagen haben, ziehe ich klare Worte vor.»

«Es geht um deinen Onkel, vielmehr um sein Vermächtnis.»

«Sein Vermächtnis? Ich glaube, ich verstehe nicht ganz, Pater Borghesi.»

Statt sich näher zu erklären, blickte der Alte erschrocken über die Schulter, in die

Richtung von Daneggers Grab. Jetzt sah auch Alexander die dunkle Gestalt, die sich undeutlich zwischen den Büschen abzeichnete. Der oder die Unbekannte kam auf sie zu.

«Ich kann jetzt nicht mehr sagen, es ist zu gefährlich. Außerdem sollte ich es dir besser zeigen. Bitte bewahr Stillschweigen über unsere Begegnung. Zu niemandem

ein Wort, hörst du? Und besuch mich bald in Santa Maria a Lago di Albano!»

Eilig lief Borghesi davon, in dieselbe Richtung wie vorhin das Mädchen, und verschwand hinter Bäumen und Grabsteinen.

Statt seiner sah Alexander nur noch die verwitterte Statue eines Engels mit mahnend erhobener Hand und sorgenvollem Gesicht.

Der Störenfried, der unter die Eiche trat, schützte sich durch einen großen, stark gewölbten Schirm vor dem Regen. Mit seiner dünnen Gestalt und der Brille wirkte er wie eine jüngere Ausgabe des alten Benefiziaten. Hätte es nicht das Gebot des Zölibats gegeben, hätte man ihn für Borghesis Sohn halten können.

«Sie hätten vielleicht doch

nicht zu dieser Bestattung kommen sollen, Adjutant Rosin», sagte Gardekaplan Imhoof besorgt.

«Ich habe gesehen, wie Sie plötzlich davonliefen. Es war wohl zu viel für Sie.»

«Sie haben Recht, Monsignore. Ich habe die Belastung unterschätzt.»

«Ruhen Sie sich aus, Alexander. Niemand

erwartet, dass Sie zum  
gemeinsamen Essen  
erscheinen.»

«Ich werde Ihren Rat  
befolgen. Danke,  
Hochwürden.»

Alexander wollte schon  
gehen, da fragte Imhoof  
noch:

«Übrigens, mit wem haben  
Sie eben gesprochen? Von  
weitem sah er aus wie ein

Geistlicher, aber ich konnte ihn nicht erkennen.»

«Ich kannte ihn auch nicht», log Alexander. «Er hat sich nach dem nächsten Ausgang aus dem Vatikan erkundigt.»

«Dann kam er wohl nicht aus Rom?» In Imhoofs wässrigen Augen lag ein ungewohnt fester Blick, der etwas Prüfendes an sich hatte.

Alexander hielt dem Blick

stand und antwortete: «Es hatte nicht den Anschein.»

Warum hatte er Monsignore Imhoof angelogen? Die Frage beschäftigte ihn auf dem Weg zur Kaserne ebenso wie die, was Pater Borghesi eigentlich von ihm gewollt hatte. Zermürbten die Ereignisse der letzten Tage allmählich seinen Verstand, sodass er niemandem mehr traute, nicht einmal dem



# Kaplan der Garde?

Außerdem wollte ihm einfach nicht in den Kopf, wieso der Heilige Vater der gelähmten Frau vor aller Augen geholfen hatte. Ihn, Alexander, hatte er zu strengem Stillschweigen verpflichtet, was seine besonderen Kräfte anging, und jetzt zeigte er sie quasi vor der Weltöffentlichkeit! Irgendetwas musste in den

vergangene fünf Tagen  
geschehen sein.

In seinem Zimmer zog  
Alexander die durchnässte  
Uniform aus und schlüpfte in  
einen Jogginganzug. Er  
schaltete den Fernseher ein  
und nahm sich eine Dose  
Eistee aus dem kleinen  
Kühlschrank. Nach  
zweimaligem Umschalten  
fand er einen Sender, der die  
außerordentliche

Presseerklärung zur  
morgendlichen  
Generalaudienz übertrug.

Zu Beginn flimmerte ein  
Zuschnitt der  
Audienz über den  
Bildschirm. Der Schwerpunkt  
lag eindeutig auf der  
Begegnung des neuen Papstes  
mit dem kleinen Mädchen  
und seiner gelähmten Mutter.  
In Großaufnahme sah  
Alexander das überraschte,

unendlich glückliche Gesicht  
der geheilten Frau.

Wenn die Gefühle nur  
vorgetäuscht waren, hatte sie  
einen Oscar verdient. Die  
Kamera schwenkte auf den  
Papst, der von Alexander und  
Don Shafqat gestützt wurde.  
Das Gesicht des Heiligen  
Vaters war gezeichnet von  
der Erschöpfung, die  
Alexander aus nächster Nähe  
mitbekommen hatte.

Eine Moderatorin erklärte, noch immer habe man die Identität und die Krankheitsgeschichte der auf so wundersame Weise geheilten Frau nicht erhellen können. Sowohl der Vatikan als auch die römischen Behörden hüllten sich in Schweigen, teilte sie in vorwurfsvollem Ton mit. Und ein wenig schnippisch fragte sie, ob man nun vom Vatikansprecher Aufklärung

erwarten dürfe.

Bernhard Wetter-Dietz saß auf dem gewohnten Platz im Konferenzraum des Pressesaals und blickte mit unbewegter Miene auf Kameras und Vatikanisten. Die heftige Erregung seines Publikums prallte wirkungslos an ihm ab. In den gewohnt trockenen Worten berichtete er von der Generalaudienz und erwähnte

fast beiläufig, dass Papst Custos einer im Rollstuhl sitzenden Frau beim Aufstehen geholfen habe. Die Vatikanisten bestürmten ihn mit Fragen nach dem wunderbaren Charakter dieses Vorgangs. Er warf einen kurzen Blick auf das vor ihm liegende Manuskript. Natürlich war er vorbereitet. Er gestattete sich ein dünnes, überlegenes Lächeln – für seine Verhältnisse schon eine

## Art Gefühlsausbruch.

«Es gibt echte Wunder, zu denen von Gott Auserwählte befähigt sind, und es gibt Ereignisse, die uns wie Wunder erscheinen und gleichwohl mit menschlichem Verstand zu erklären sind. In früheren Jahrhunderten glaubten die Menschen, in der Berührung eines Herrschers oder Kirchenfürsten oder auch nur



seiner Kleidung liege eine  
Heil bringende Kraft. Selbst  
den Überresten von  
hingerichteten Verbrechern  
hat man diese Wirkung  
zuschrieben, und das Öl, in  
denen solch Unglückliche zu  
Tode gesotten wurden, hat  
man als heilendes Mittel  
verkauft. Bei tief religiösen  
Menschen mag dieser Glaube  
auch heute fortwirken und im  
Verein mit der emotionalen  
Anspannung, die eine

unmittelbare Begegnung mit  
Seiner Heiligkeit mit sich  
bringt, verloren geglaubte  
Kräfte in einem  
geschwächten Körper  
freisetzen.»

Für einen Augenblick  
schwiegen die Vatikanisten.  
Selbst die redengewandten  
Journalisten mussten die  
gedrechselte Erklärung erst  
verarbeiten. Dann prasselten  
Fragen über Fragen auf

Wetter-Dietz ein, die ihn  
sämtlich unbeeindruckt  
ließen. Seine Antworten  
klangen wie vorgefertigt:  
Nein, Hinweise auf  
wundersame Heilkräfte  
Seiner Heiligkeit lägen nicht  
vor.

Selbstverständlich könne  
man den Vorfall während der  
Generalaudienz rational  
erklären, er habe es doch  
eben getan. Er bedaure, aber

nähere Angaben über die Frau im Rollstuhl könne man schon aus Gründen des Datenschutzes nicht machen und natürlich auch deshalb nicht, weil Sitte und Anstand es verböten.

Es schien ganz so, als sei der Vatikan sprecher nicht aus der Fassung zu bringen. Bis eine junge Frau sich erhob, den Kopf mit dem kurz geschnittenen Haar

kämpferisch vorreckte und fragte: «Monsignore Wetter-Dietz, stimmt es, dass der Heilige Vater, als er noch Erzbischof von Marseille war, ähnliche angebliche Wundertaten vollbracht hat? Ich bin im Besitz von alten Pressemeldungen, die das belegen.»

Die starre Maske des Monsignore zerfiel. Für zwanzig, dreißig Sekunden

zeigte sich Erstaunen in  
seinem Gesicht, Erschrecken.

Die Hände, die er zuvor ruhig  
gefaltet hatte, zuckten  
unbeherrscht.

«Die Presseerklärung ... ist  
beendet!», brachte er  
schließlich stammelnd  
hervor. Dann erhob er sich  
und verließ den Raum wie  
von Dämonen gehetzt.

Eine Fernsehkamera zoomte

auf die Fragestellerin. Ihre Mundwinkel waren spöttisch nach oben gezogen und ihre grünen Augen blitzten triumphierend auf. Es war Elena Vida.

Als er auf dem Glockenturm stand und durch eine der bogen-förmigen Öffnungen nach Rom hinüberblickte, war er froh, wieder in den Bergen zu sein. Er hatte den kurzen Aufenthalt im

Vatikan als bedrückend empfunden, was nicht nur an dem Wolkengespinnst lag, das sich über der Ewigen Stadt zusammenzog. Hier draußen schien die Abendsonne, aber trotzdem war ihm kalt ums Herz. Die Bedrohung, die vom Vatikan ausging, streckte ihre unsichtbaren Finger auch nach ihm aus, spätestens seit Heinrich Rosins überraschendem Besuch.



Pater Giorgio Borghesi  
bückte sich, hob die lose  
Bodenplatte an und zog die  
Metallkassette aus ihrem  
Versteck. Er hatte sie auf den  
Glockenturm gebracht, bevor  
er nach Rom fuhr. Seine  
Schlafkammer erschien ihm  
als Aufbewahrungsort nicht  
sicher genug. Natürlich hätte  
er das Buch auch mitnehmen  
und dem jungen Rosin  
übergeben können. Vielleicht  
wäre er dann aller Sorgen um

Heinrich Rosins Vermächtnis ledig gewesen. Aber das hatte er zu riskant gefunden. Im Vatikan, im Herzen der Verschwörung, war Albert Rosins *Geheimer Bericht* nicht sicher. Gerade darum hatte Oberst Rosin die Kasette ja in die Berge gebracht.

Jetzt zweifelte der Pater an der Richtigkeit seines Handelns. Er war zu

Alexander Rosin gefahren, weil er geglaubt hatte, das Buch aus dem sechzehnten Jahrhundert sei bei einem Angehörigen der Familie Rosin am besten aufgehoben. Was aber, wenn der Gardeadjutant sich als zu jung, zu wenig gefestigt erwies? Konnte der Neffe des ermordeten Kommandanten da bestehen, wo sein Onkel versagt hatte?

An jenem Abend, als er die Kassette geöffnet hatte, war Borghesi mit seiner Lektüre nicht über das erste Drittel der Aufzeichnungen hinausgekommen. So groß sein Drang, die ganze Geschichte zu erfahren, auch gewesen war, seine Angst vor dem Wissen um das Geheimnis Albert Rosins hatte gesiegt.

Jetzt aber, da er erneut alles

in Zweifel zog, hatte er sich entschieden, auch den Rest zu lesen. Wenn Alexander Rosin versagte, war es vielleicht an ihm, Giorgio Borghesi, dem Bösen entgegenzutreten.

Also öffnete er die Kassette abermals, schlug das Buch auf und vertiefte sich in Albert Rosins Bericht.

*Geheimer Bericht des  
Guardiknechts*

*Albert Rosin aus Zürich  
über die*

*merkwürdigen Ereignisse,  
deren Zeuge*

*er zu Zeiten der Heiligen  
Liga von*

*Cognac in Rom und  
andernorts wurde*

*Dessen zweiter Teil*

Armes, gebranntes,  
geschändetes Rom! Wer noch

Tränen hatte, mochte weinen  
ob all der grausigen Untaten,  
die sich unter unseren Augen  
abspielten. Wir anderen  
standen Tag um Tag und  
Nacht um Nacht auf den  
Mauern der Engelsburg und  
mussten hilflos mit ansehen,  
wie der Stadt und ihren  
Bürgern Gewalt und Spott  
zuteil wurden. Ganze  
Straßenzüge gingen in  
Flammen auf. Nur die großen  
Paläste, in denen die Reichen

und Edlen sich mit ihrem Gefolge verschanzt hatten, blieben verschont, bildeten steinerne Inseln in dem Meer aus Feuer. Das hatte seinen guten Grund, wie wir bald erfuhren. Die Eingeschlossenen wurden von den Belagerern um hohe Lösegelder erpresst, so mancher nicht nur einmal. Und viele Paläste wurden, wenn in ihnen nichts mehr zu holen war, schließlich doch



gestürmt und verwüstet. Ein paar wenige Glückliche, die dem Mordbrand entkamen und in unsere Burg gelangten, berichteten davon.

Wir sahen das Leid der Menschen, die man auf offener Straße zu Tode quälte. Und noch des Nachts hörten wir die erbärmlichen Schreie der geschändeten Frauen, der adligen Töchter und der frommen Nonnen,

die man aus den Klöstern  
gezerrt und zur bösen Freude  
der                                   Besatzer  
zusammengetrieben     hatte.  
Gaben die Spanier sich dem  
Foltern und Morden auf  
besonders grausame Weise  
hin, so war es den  
lutherischen Deutschen ein  
wahrer Heidenspaß, unseren  
Heiligen Vater den Papst zu  
verhöhnern.     Zu lustigem  
Flötenklang führten sie vor  
unseren Mauern unheilige

Prozessionen auf, bei denen  
ein Esel die Papstkrone trug  
und verlotterte Strolche sich  
in                      erbeutete  
Kardinalgewänder      hüllten.  
Sie sangen sündige Lieder  
und ergingen sich wieder und  
wieder      darin,      diesen  
verwünschten Luther zum  
Papst auszurufen.

Ihr      schändliches      Treiben  
beschäftigte die Plünderer in  
solchem Maß, dass sie die

Engelsburg weitgehend unbehelligt ließen. Sie hatten die Festung mit Laufgräben umschlossen und gaben sich damit zufrieden, uns wachsam zu beäugen, wie auch wir nicht mehr tun konnten, als ihnen zuzusehen. Offenbar hielten sie Rom und den Vatikan für die leichtere Beute. Wir wiederum waren nur dreitausend an der Zahl, darunter viele nicht im Kampf erprobt, Herren aus

dem geistlichen Stand,  
Schreiber und Sekretäre. Die  
Hoffnung auf Entsatz  
schwand zusehends dahin.

Zwar lagerte der Herzog von  
Urbino mit dem Heer der  
Heiligen Liga von Cognac  
auf den Höhen vor Rom,  
doch traf er keine Anstalten,  
die Kaiserlichen zu  
vertreiben. Entweder war er  
nicht mit Mut gesegnet, oder  
er ließ sich, da er früher von

den Päpsten viel zu erdulden gehabt hatte, mehr von seinem alten Groll als von seiner jetzigen Pflicht leiten.

Wagten sich doch einmal ein paar vorwitzige Belagerer aus ihren Stellungen, brachte das treffliche Feuer unserer Geschütze sie rasch wieder zurück in die Gräben oder um den Kopf. Dieser Benvenuto Cellini, von dem ich bereits berichtete, mochte ein

Prahlhans sein, doch prahlte er nicht ohne Grund. Aufs Schießen und vor allem aufs Treffen verstand er sich wahrhaftig. Bald stieg er zu unserem besten Bombardier auf, dem die fünf Hauptstücke auf der höchsten Bastion unterstellt wurden, droben beim Engel, von wo aus man in alle Himmelsrichtungen blicken und feuern konnte.

Als an einem sonnigen  
Morgen ein etwa  
zehnköpfiger Reisigentrupp  
im gemächlichen Schritt und  
ohne zum Angriff erhobene  
Waffen über die  
Engelsbrücke auf die Burg  
zuhielt, ließ Cellini zwei  
seiner Geschütze laden und  
auf die Reiter richten.

Ich stand dicht bei den  
Geschützen und sah im  
hellen Morgenlicht, dass der



vorderste Reiter die  
Parlamentärsfahne  
schwenkte.

«Haltet ein, nicht feuern!»,  
schrie ich Cellini zu. «Seht  
Ihr denn nicht des  
Unterhändlers Fahne?»

«Doch, doch, sie ist ein  
hervorragendes Ziel. Gleich  
kann der Schweinehund  
damit dem Teufel zur  
Begrüßung winken.»

Und er ließ sich tatsächlich eine Lunte geben, um seinen Vorsatz auszuführen. Eilig sprang ich hinzu, riss ihm die brennende Lunte aus der Hand und trat sie mit meinem Absatz aus. Cellini funkelte mich höchst erbost an, und wir gerieten in ein Handgemenge, bis hinter uns ein Ruf erscholl: «Was soll das? Warum ringt ihr miteinander statt mit den Feinden?»

Wir wandten uns um und erblickten einen stattlichen Herrn in edler Kleidung. Es war der Edelmann Antonio di Santa Croce, dem unser Herr Papst sämtliche Bombardiere unterstellt hatte. Ich erklärte ihm den Grund unseres Streits und er gab mir Recht.

Nachdem er Cellini den Beschuss der Unterhändler ausdrücklich untersagt hatte, was mir einen vernichtenden

Blick des Getadelten eintrug, begab der Edelmann sich zum Quartier des Papstes, um ihn über die neue Entwicklung zu unterrichten. So kam es, dass die Reiter dank meines Eingreifens die Engelsbrücke ungeschoren überqueren konnten. Bald sollte ich mir wünschen, ich hätte den schießwütigen Narren gewähren lassen.

Weit über die Brüstung

gebeugt, starrte ich auf die Reiter hinunter und erkannte mehrere Gesichter. Es waren viele der Hauptleute, die am Abend des fünften Mai als Unterhändler in den Vatikan gekommen waren. Auch der Herr Schertlin befand sich unter ihnen sowie der unheimliche Abbas de Naggera. Der Spanier war nicht länger in das Gewand eines Mönchs gehüllt, sondern trug Mütze, Wams

und Hosen eines  
Kriegsmannes, aber alles in  
schlichtem Schwarz.

Wie sehr stach davon der  
Reiter an seiner Seite ab,  
auch er ein Spanier, der mir  
nur zu gut bekannt war.  
Rufino Ossori hieß der  
hagere Mann, der wenige  
Monate zuvor noch Seiner  
Heiligkeit als Sekretär  
gedient hatte. Dann hatte  
man ihn in der päpstlichen

Schatzkammer ertappt und ihn als vermeintlichen Dieb mit Schimpf und Schande entlassen. Jetzt ritt er mit stolzgeschwellter Brust auf einem Falben mit brokatverziertem Zaumzeug einher, ganz in rosa leuchtendes Tuch gewandet und das blanke Schwert in großspurigem Gehabe quer vor die Brust geschnallt.

Die Unterhändler wurden in

die Burg gelassen und zum Papst geführt, wo sie wohl eine Stunde blieben. Dann traten die Hauptleute ins Freie zu ihren Pferden und schienen auf jemanden zu warten. Zwei von ihnen fehlten: die Spanier Abbas de Naggera und Rufino Ossori. Als auch sie endlich auf den Hof traten, waren ihre Gesichter verschlossen. Offenbar war ihre Unterredung mit Papst



Clemens nicht zu ihrer Zufriedenheit ausgegangen. Nachdem sie ein paar Worte mit den wartenden Hauptleuten gewechselt hatten, saßen sie alle auf und ritten über die Engelsbrücke zum anderen Tiberufer hinüber. Das Funkeln in Cellinis Augen verriet, dass er nur zu gern ein paar Geschosse mitten in den Trupp gesandt hätte.

Während die Reiter sich jenseits der Brücke aufteilten und in verschiedene Richtungen zerstreuten, erhielten wir auf der Engelsbastion hohen Besuch. Clemens selbst erschien, an seiner Seite Herkules Göldli und Fabien Maurois, der vom Stallknecht zum engsten Berater des Papstes aufgestiegen war. Die Kardinäle waren ob unserer aussichtslosen Lage derart

zerstritten, untereinander und mit dem Heiligen Vater, dass Maurois' Rat ihm mehr galt als alles, was seine Purpurträger vorzubringen hatten.

Clemens sah verzweifelt aus, niedergeschlagen und zornig zugleich. Der hoch gewachsene Mann ging gebeugt und erschien dadurch viel kleiner. Seine Wangen waren von einem Bart

bedeckt, den er nicht mehr scheren ließ, seit Rom den Kaiserlichen in die Hände gefallen war.

«Ist der Verräter noch zu sehen?», rief er mit vor Erregung bebender Stimme.

«Von wem spricht Ihr, Heiliger Vater?», fragten Cellini und ich wie aus einem Mund.

«Von diesem hinterhältigen

Spanier, Rufino Ossori! Er war kein Dieb, wie wir dachten, jedenfalls nicht im üblichen Sinn. Er war nicht auf Gold und Silber aus, sondern auf das Geheimnis ...»

Der Papst schwieg plötzlich, als habe er in seiner Erregung zu viel gesagt.

Ich hatte die Stirn mit der flachen Hand beschattet und Ausschau nach Ossori

gehalten. Tatsächlich  
entdeckte ich ihn im Schatten  
der großen  
Handelsniederlassungen, wo  
er sich von seinen Begleitern  
getrennt hatte. Er hatte den  
Falben angehalten und redete  
unter großtuerischem  
Gestikulieren auf eine  
Gruppe Soldaten ein. In  
seiner rosafarbenen  
Geckentracht war er gut zu  
erkennen.

Als ich Seine Heiligkeit auf ihn aufmerksam gemacht hatte, wandte der Heilige Vater sich an den Goldschmied: «Könnt Ihr ihn treffen, Meister Cellini?»

«Ihr meint, mit meinen Geschützen?»

«Womit sonst!», schnaubte der Papst.

Cellini beschattete ebenfalls seine Augen und starrte über

den Tiber. «Es ist weit, aber es müsste möglich sein, vorausgesetzt, die Menge Pulver, die Schwere des Geschosses und die Ausrichtung des Geschützes stimmen.»

«Dann sorgt dafür, dass alles stimmt!», befahl der Papst.

«Fünfundzwanzig Scudi für Euch, wenn Ihr den Verräter trifft!»



Seine Augen glühten. In diesem Augenblick wirkte er nicht wie unser Heiliger Vater, sondern war ganz und gar ein zu allem entschlossener Feldherr des Hauses Medici. Einer, der gegen einen einzelnen Mann zu Felde zog.

Die in Aussicht gestellte Belohnung war fürstlich zu nennen.

Für die Summe hatte ein

einfacher Dienstbote zwei Jahre zu arbeiten. So ging Cellini denn auch mit wahrem Feuereifer an seine Aufgabe und wählte unter seinen fünf Hauptstücken des geeignete Geschütz aus. Er erteilte den Männern an den Geschützen Befehle, als habe er sein Lebtag nichts anderes getan.

Genau bemaß er die Pulvermenge, die mit der

Ladeschaufel ins Rohr befördert wurde, und wählte eigenhändig unter den Eisenkugeln die richtige aus. Dann gab er Anweisungen, das Rohr durch das Eintreiben von Keilen zu richten, und erklärte dem Papst: «Wegen der weiten Entfernung muss ich im hohen Bogen schießen, was ein schwieriges Unterfangen ist.»

«Aber Ihr werdet doch treffen?», erkundigte Clemens sich besorgt.

«Ja, so Gott mit mir ist.»

«Das ist er, mein Sohn. Dieser Mann dort drüben hat die heilige Kirche und damit unseren Gott im Himmel verraten.»

«Na, dann will ich's ihm geben!», knurrte der Goldschmied und legte die

Zündrute mit der  
glimmenden Lunte an die  
Zündpfanne.

Mein Blick flog zwischen  
Cellini und Ossori hin und  
her, und eine eigenartige  
Spannung ergriff mich. Jeden  
Augenblick konnte der  
Spanier sich bewegen,  
mochte der Falbe durch ein  
Tänzeln seine Stellung  
verändern, und sämtliche  
Mühe wäre vergebens

gewesen. Obgleich ich nicht wusste, welchen Verrat Ossori begangen hatte, schickte ich ein Stoßgebet gen Himmel, die Kugel möge ihr Ziel treffen.

Und dann krachte der Schuss. Eine Rauchwolke hüllte uns ein und nahm uns die Sicht. Wir wedelten mit den Händen, um den Rauch zu vertreiben, und starrten mit großen Augen zum anderen

Ufer hinüber. Was wir sahen, war so unglaublich, dass es nur auf eine Weise zu erklären war: Gott musste tatsächlich mit uns sein!

Der Falbe stieg aufgeschreckt mit den Vorderbeinen in die Luft und niemand hielt den Zügel. Nur der Unterleib mit den Beinen saß noch im Sattel, der übrige Teil des Spaniers fehlte.

Als der Eisenkugel keine

weiteren Geschosse folgten, kamen die kaiserlichen Soldaten langsam aus der Deckung und scharten sich aufgeregt um eine Stelle am Boden.

Der Papst starrte mit zusammengekniffenen Augen auf den Ort des Tumults und stellte mit befriedigtem Aufseufzen fest:

«Gelobt sei der Herr, dort liegt der Rest des Verräters!»



Erstaunt wandte ich mich an  
Cellini: «Wie ist das nur  
möglich?»

Der Goldschmied selbst  
schien nicht minder  
überrascht. «Ich weiß nicht  
recht. Vielleicht war es das  
Schwert. Er hat es mit  
blanker Klinge getragen; mag  
sein, dass es, von der Kugel  
getroffen, den Mann  
durchgeschnitten hat.»

Im Lager der Spanier

herrschte kein geringerer Aufruhr als bei uns. Es entsetzte sie, dass wir auf so große Entfernung einen ihrer Hauptleute in zwei Teile zerlegt hatten. In der Engelsburg hingegen, wo die Nachricht rasend schnell die Runde machte, brach lauter Jubel aus, als hätte Cellini mit seinem Schuss sämtliche Feinde erlegt.

Der Papst sah den

Bombardier hochzufrieden an. «Kommt mit mir, Meister Cellini. Wir haben etwas zu besprechen.»

Als der Goldschmied an mir vorüberging, zwinkerte er mir mit einem Auge zu und flüsterte: «Fünfundzwanzig Scudi!»

Nach einer halben Stunde kehrte er auf die Engelsbastion zurück und wirkte gar nicht mehr so

frohgemut.

«Was ist mit Euch?», fragte ich. «Hat Seine Heiligkeit Euch den versprochenen Lohn vorenthalten?»

«Nein, ich habe mehr bekommen, als der Papst mir versprochen hat.»

«Dann solltet Ihr Euch freuen.»

«Was ich zusätzlich erhielt, ist kein Silber, sondern ein

Auftrag.»

«Was für ein Auftrag?»

Cellinis besorgte Züge hellten sich auf und er bedachte mich mit einem vieldeutigen Grinsen. «Geht und fragt den Papst. Er selbst will es Euch sagen.»

«Der Papst? Was will er von mir?»

«Wenn Ihr so neugierig seid, Schweizer, dann nehmt die

Beine in die Hand!»

Ich befolgte den Rat und traf Clemens in seinem Speisesaal, wohin Fabien Maurois mich führte. Der Franzose ließ uns allein, und der Papst unterbrach meine Ehrbezeugungen mit einer Handbewegung.

«Lass das, mein Sohn, wir sind unter uns. Setz dich und iss mit mir. Du musst dich stärken für das, was vor dir

liegt.»

Der Tisch war in Anbetracht der Tatsache, dass es sich um die Tafel Seiner Heiligkeit handelte, einfach gedeckt: gebratenes Huhn, Brot, Bohnen, geschmorte Zwiebeln und Birnen in süßem Saft, dazu Wein und Wasser. Auch der Papst litt unter den Beschränkungen des Belagerungszustands. Da wir alle in den vergangenen

Tagen spärlich gelebt hatten, hätte ich die Einladung wohl durch herzhaftes Zugreifen ausnutzen sollen.

Jedoch verspürte ich keinen rechten Appetit, was an der ungewohnten

Tischgesellschaft liegen mochte, vor allem aber an der Ahnung, dass der Heilige Vater eine nicht unbedingt angenehme Mitteilung für mich hatte.



Während er Huhn und  
Zwiebeln aß, zeigte er wie  
beiläufig auf eine  
abgeschabte,  
eisenbeschlagene  
Holzschatulle und sagte  
kauend: «Hier drin ruht das  
größte Geheimnis der  
Christenheit, die Macht, die  
über unser aller Seelenheil  
entscheidet.»

Ich betrachtete den  
unscheinbaren Kasten, der

nicht größer war als eine Hand. Ihn anzufassen wagte ich nicht. Zudem war er durch drei Schlösser gesichert, sodass ich den Inhalt nicht hätte erspähen können.

«Frag nicht, was es ist», kam Clemens mir zuvor. «Deine Aufgabe ist nur, diese Schatulle zu beschützen und heil wieder zurückzubringen. Zusammen mit Meister

Cellini.»

«Zurück? Aber ...»

«Heute Nacht werdet ihr beide die Engelsburg verlassen», fuhr mein Gastgeber unbeirrt fort. «Es ist eine gefährliche Mission, von der nicht nur unser aller Wohl und Wehe hier in der Burg abhängt, sondern auch der Fortbestand der Christenheit. Als du mir beim Rückzug in die Burg

beigestanden hast, habe ich  
deinen Mut und deine  
Verlässlichkeit erkannt.  
Außerdem war ich es nicht  
allein, der dich für diese  
Aufgabe ausgewählt hat.»

«Wer denn noch?», wagte ich  
zu fragen.

«Meister Cellini schlug dich  
vor. Er scheint ebenso  
angetan von dir wie ich.»

Cellini! In diesem

Augenblick begriff ich den Grund seines unverschämten Grinsens und ich hätte ihn erwürgen mögen.

Vielleicht hätte ich Cellini tatsächlich erwürgt, wären nicht Fabien Maurois, Herkules Göldli und Hans Gutenberg bei uns gewesen. Zudem hatte ich Mühe mit dem schweren Leder der seltsamen Kleider, in die ich unbeholfen geschlüpft war.

Jede Regung, gleich ob mit Arm oder Bein, geriet ungelenk. Ich konnte mich kaum bücken, um die Stiefel auszuziehen, deren Sohlen zu allem Überfluss auch noch mit Blei ausgegossen waren. Es gelang nur, weil Gutenberg mir Hilfe leistete. Sein bärtiges Gesicht wirkte, durch die beiden Sehgläser vor meinen Augen betrachtet, trübe.

Selbst das Atmen fiel mir schwer. Schweiß bedeckte meine Stirn und mein Gesicht ob der ledernen Kappe, die mein Haupt umschloss. Schon zog Gutenberg mir die eigenartigen Handschuhe über, deren Finger durch dünne Lederhäute verbunden waren; meine Hände glichen den Füßen einer Ente.

«Was für ein Unsinn»,

brummte ich, und meine Stimme klang dumpf unter der Lederhaube. «Wie soll unsere Flucht aus der Engelsburg gelingen, wenn wir uns kaum rühren können?»»

Cellini, der die lederne Hose angezogen hatte, aber noch nicht das Wams mit der Haube, lächelte mir zu. «An Land mag diese Tracht hinderlich sein, aber unter



Wasser wird sie unser Fortkommen beschleunigen, ja überhaupt erst ermöglichen.»

«Habt Ihr's ausprobiert?», fragte ich.

«Bislang hat noch niemand die Anzüge erprobt», antwortete Maurois. «Wir haben sie für einen Fall wie diesen aufbewahrt.»

«Woher wollt Ihr dann

wissen, dass wir nicht  
elendig ertrinken?»,  
schnaubte ich.

«Meister Leonardo hat  
versichert, dass auf seine  
Entwürfe Verlass ist.»

«Meint Ihr diesen Leonardo  
aus Vinci, der lange Jahre in  
Mailand bei Ludovico il  
Moro und dann bis zu seinem  
Tod beim König von  
Frankreich in Diensten  
stand?»

«Den meine ich. Er war auch in Rom und hat damals dem Heiligen Vater diese beiden Anzüge als Dankesgeschenk überlassen.»

«Ein seltsames Dankesgeschenk! Wofür hat der Heilige Vater es erhalten?»

«Meister Leonardo durfte zu Studienzwecken Einblick in die Geheimsammlung des Vatikans nehmen.»

Meine Neugier in dieser Sache war weitaus größer als mein Verlangen, die lederne Unterwasserkleidung einer Tauglichkeitsprüfung zu unterziehen. Doch war jetzt auch Cellini in Wams und Haube gefahren und hatte die Schwimmhandschuhe übergestreift, sodass unserem Aufbruch nichts mehr im Wege stand. An den breiten Gürteln, die Wams und Hose verbanden, hingen große

Dolche in ledernen Scheiden  
und mehrere  
Ausrüstungsgegenstände  
sowie bei dem Goldschmied  
zusätzlich ein lederner Beutel  
mit der geheimnisvollen  
Schatulle. Ich warf einen  
letzten Blick in die Runde.  
Das nackte, kalte  
Kellergewölbe erschien mir  
geradezu heimelig, dachte  
ich an das bevorstehende  
Abenteuer, das, so meinte  
ich, nur damit enden konnte,

dass wir beide ertranken.

Cellini winkte uns zu, nahm von Göldli die Lanze mit der gebogenen Spitze entgegen und stieg als Erster in den Schacht, durch den bei Überschwemmungen das Wasser abfließen konnte. Ich wollte hinter dem Goldschmied nicht zurückstehen, griff nach meiner Lanze und schob mich ebenfalls in die düstere

Öffnung. Schon jetzt fiel mir  
das Atmen durch den  
Lederschlauch an meiner  
Kopfhaube schwer, wie sollte  
das erst unter Wasser  
werden!

Eiserne Sprossen, die in  
regelmäßigen Abständen in  
die gerundete Mauer  
geschlagen waren,  
erleichterten uns den  
Abstieg. Üblicherweise  
wurden sie von den Knechten

benutzt, die den Schacht bei Verstopfung zu reinigen hatten. Erst kurz über dem Wasser hörten die Eisensprossen auf. Cellini tauchte vor mir unter, und misstrauisch beäugte ich, ob noch Leben in ihm war. In gebückter Haltung kroch er durch den Schacht. Ich tat es ihm nach und wäre am liebsten sofort umgekehrt, als das Ende meines Atemschlauchs unter Wasser



geriet und sich dank Meister Leonardos ausgeklügelter Konstruktion verschloss.

Solange wir uns in dem Abflussschacht befanden, mussten wir mit der wenigen Luft in unseren Hauben und Schläuchen auskommen.

Es war nun vollkommen dunkel, aber wir konnten uns nicht verlaufen. So schnell wie möglich krochen wir voran, und irgendwann war

es mir gleichgültig, ob der Schacht jemals ein Ende nehmen würde. Meine Lungen, in die kaum noch frische Luft gelangte, brannten, und heftiger Schwindel überfiel mich wie ein Rausch. In diesem Rausch, der dem nach einem Übermaß an Wein ähnelte, wollte ich sterben.

Etwas packte mich und zog mich mit sich. Undeutlich

nahm ich wahr, dass es aufwärts ging, dass ich mich nicht länger bücken musste wie der Höfling eines osmanischen Herrschers.

Und endlich drang wieder Luft in meine Lungen, sodass ich gar nicht mehr aufhören wollte, schnell und heftig Atem zu schöpfen. Durch die nassen Sehgläser erblickte ich Cellini, und obwohl sein Gesicht durch die

Lederhaube verhüllt war, hätte ich schwören können, dass er grinste. Was mich weniger ärgerte als der Umstand, dass ich ausgerechnet ihm mein Leben verdankte. Hätte er mich nicht nach oben gezogen, wäre ich in dem gottverdammten Abflussrohr erstickt.

Eine Welle hob mich an, und mein Kopf wurde über die

Wasseroberfläche getragen.  
Ich sah den Lederschlauch  
mit der handtellergroßen  
Korkscheibe, die das obere  
Schlauchende über Wasser  
hielt. Und ich sah die  
düsteren Mauern der  
Engelsburg, die weiter hinten  
mit dem Nachtdunkel  
verschmolzen.

Vereinzelte Feuer hinter den  
Wällen sandten einen  
unwirklichen Lichtschein

aus.

Meine behandschuhte Rechte griff nach einem steinernen Brückenpfeiler, die Strömung sollte mich nicht fortschwemmen.

Der Pfeiler gehörte zu der Arkade, die der Burg am nächsten liegt. Zum anderen Ufer, wo das Licht zahlreicher Feuer von den Belagerern kündete, war es noch weit. Neben mir zeigte

Cellini zum linken Ufer. Ich nickte zum Zeichen, dass ich bereit war, und wir begannen unseren ungewöhnlichen Marsch.

Unsere bleigefüllten Schuhe hielten uns am Grund des Flusses.

Mal waren wir bis zum Kopf von Wasser eingeschlossen, dann wieder, wo der Tiber weniger tief war, lugten unsere Häupter hervor. Wir

hielten uns im Schatten der Engelsbrücke, die uns auch unter Wasser Orientierung bot. Meine Bewunderung für den verstorbenen Meister Leonardo war grenzenlos. Schon dass Cellini und ich unter Wasser atmen konnten, war ein Wunder.

Aber mehr noch, die schwere Lederkluft war im Wasser tatsächlich kaum hinderlich. Zwar konnten wir nicht so



schnell laufen wie ein Mann  
an Land, doch kamen wir  
zügig voran. In einer Hand  
hielt ich die Lanzenstange,  
mit der ich den Boden vor  
mir nach abgründigen Tiefen  
untersuchte, mit der anderen  
fuhr ich, die Finger gespreizt,  
durchs Wasser, und die  
feinen Lederhäute, die sich  
zwischen den Fingern  
spannten, beschleunigten  
mein Vorankommen.

Nachdem wir die letzte Arkade erreicht hatten, bewegten wir uns von der Brücke fort. Am Brückenkopf hatten die Kaiserlichen eine starke Wache aufgestellt, was es selbst im Schutz der Nacht höchst unklug erscheinen ließ, ausgerechnet hier den Fluss zu verlassen. Für dieses Unterfangen wählten wir eine abgeschiedene Einbuchtung aus, deren dichter Bewuchs

uns vor den Blicken der Landsknechte und Söldner schützte.

Das Ufer war hier sehr steil und in den schweren Lederanzügen kaum zu erklimmen. Nun kamen uns die mitgeführten Lanzen zupass. Die gekrümmten Eisenspitzen fanden am Ufer Halt, sodass wir uns an den Schäften aus dem Wasser ziehen konnten.

Gerade wollte ich Gott dem Herrn für seine Gnade danken, da lösten sich vier Gestalten aus dem Schatten einiger Silberweiden. Drei Landsknechte schleppten eine junge, sich heftig sträubende Frau zum Ufer, entweder um ihr Gewalt anzutun oder um sie zu ersäufen. Als sie uns erblickten, blieben die Soldaten stehen, Augen und Münder weit aufgerissen.

Wir mussten ihnen wie Fabelwesen erscheinen.

«Die Dämonen der Nacht entsteigen dem Fluss!», stieß einer der Männer mit schwerer Zunge hervor und zog seinen Katzbalger. «Zeigen wir ihnen, wie wir Landsknechte kämpfen!»

Offenbar hatten die berauscheden Getränke ihren Mut geschürt oder, was oft dasselbe ist, ihren

Verstand benebelt.

Während ein Mann die Frau festhielt, hob auch der dritte seine Waffe, einen Streithammer.

Ich trat, so schnell es mir in dem Lederanzug möglich war, nach vorn und holte mit der Hakenlanze aus. Der Haken verfang sich im Bein des Mannes mit dem Streithammer. Er fiel hin und rollte auf dem abschüssigen

Boden direkt vor meine Füße. Ein zweiter Hieb, und der Haken fuhr in den Hals des Feindes, wo er eine tiefe Wunde hinterließ. Ich griff nach dem großen Dolch an meinem Gürtel, beugte mich über den heftig Blutenden und vollendete mein Werk, indem ich ihm die Kehle vollends durchschnitt.

Cellini war ebenfalls erfolgreich. Der Wein

mochte die Angriffslust der Landsknechte beflügeln, aber er machte ihre Bewegungen auch langsam und fahrig. Cellini war dem wütenden Ansturm des Feindes ausgewichen, und jener fiel stolpernd in den Tiber. Jetzt stand der Goldschmied am Ufer und schlug wieder und wieder mit seiner Lanze auf ihn ein, bis der Landsknecht jämmerlich erstickt war.



Der dritte Soldat ließ die Frau los und wollte davonlaufen.

Falls es ihm gelang, Hilfe zu holen, waren wir in ernster Gefahr.

Mit den schweren Stiefeln konnte ich ihn niemals einholen, also schleuderte ich meine Lanze zwischen seine Beine und brachte ihn dadurch zu Fall.

Mein Versuch, in der Unterwasserkleidung auch an Land schnell voranzukommen, endete höchst unglücklich: Ich kam ins Stolpern und fiel auf den Landsknecht, der sich eben hochstemmen wollte. Wir rangen miteinander, und als ich es immerhin geschafft hatte, mich auf die Knie zu erheben, sah ich, wie Cellini sich mit gezücktem Dolch auf den Kaiserlichen stürzte

und ihm den Garaus machte.

Während der Soldat in seinem Blut verendete, zog ich die Handschuhe aus, löste den Gürtel und schälte mich aus Meister Leonardos ebenso nützlicher wie einengender Erfindung. Die Kleider, die ich darunter trug, waren nicht allein vom Schweiß durchnässt; gänzlich wasserdicht war der Anzug eben doch nicht. Auch Cellini

legte das Lederzeug ab.

Die Frau betrachtete uns mit einer Mischung aus Neugier und Furcht. Hatten wir sie auch vor den Kaiserlichen gerettet, flößten wir ihr doch offensichtlich Angst ein. Dass ihr Gemüt so leicht zu erschüttern war, wunderte mich nicht. Ihr einstmals prachtvolles, jetzt verschmutztes und zerrissenes Kleid und die

blutigen Schrammen in ihrem schönen Gesicht und auf ihren nackten Armen zeugten davon, dass sie einiges durchgemacht hatte.

Ihre Furcht war größer als ihr Vertrauen. Überraschend flink sprang sie auf und wollte die Uferböschung hinauflaufen. Cellini bekam gerade noch einen Fetzen ihres reich bestickten Samtkleides zu fassen, riss

sie zu Boden, warf sich auf sie und hob den Dolch, an dessen breiter Klinge noch das Blut des Landsknechts klebte. Ich sprang hinzu und hielt den Waffenarm des Goldschmieds fest.

«Seid Ihr des Teufels?», fuhr ich ihn im Flüsterton an. «Was hat das Kind Euch getan?»

« D a s *Kind* ist eine Soldatenhure», erwiderte

Cellini finster.

«Und wenn sie ihren Buhlen von uns erzählt, ist es im Handumdrehen aus mit uns.»

«Ihr habt Recht, ich bin für Geld zu kaufen», sagte die dunkel-haarige Schöne mit bebender Stimme. «Aber ich gebe mich nicht dem Landsknechtspack hin. Diese drei sind mit Gewalt über mich hergefallen. Ich glaube, sie wollten mich ertränken.»





«Und warum?», bellte Cellini.

«Vielleicht aus Hass auf m e i n e n *Buhlen*, den Kaufmann Giacomo Felisatti, der es fertig brachte, mit seinen größten Schätzen aus Rom zu fliehen, bevor sein Reichtum in die Hände der Plünderer fiel.»

Der Name des Kaufmanns war uns wohl ein Begriff, gab es in ganz Rom doch keinen

erfolgreicheren und  
bekannteren  
Weingroßhändler. Sein  
prächtiger Palast stand in  
jenem nahen Stadtteil, den  
man das Brückenviertel  
nennt und in dem auch unser  
Ziel lag.

Der Goldschmied sah die  
Frau noch immer zweifelnd  
an.

«Und Euch hat er nicht  
mitgenommen, Euer reicher

Buhle?»»

«Bei der Flucht war die Gemahlin ihm wichtiger als die Geliebte», antwortete die Kurtisane mit einem bitteren Unterton.

«Wie heißt Ihr?»», fragte ich.

«Caterina Coscia.»»

«Kennt Ihr Euch im Brückenviertel aus, Signorina Coscia?»»

Sie nickte. «Besser als in meiner Heimatstadt Pisa, wo ich immerhin fünfzehn Jahre gelebt habe, bevor ich nach Rom kam.»

«Dann wisst Ihr auch, wo die Kaiserlichen in diesem Viertel ihre Wachen postiert haben?»

«Wie sollte ich das nicht wissen? Noch vor kurzem haben diese Wachen mich verhöhnt, als die drei Teufel

mich verschleppten.»

«Sie wird uns führen!», sagte ich zu Cellini in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete. Die Kurtisane konnte uns in der Tat von Nutzen sein. Außerdem war sie viel zu schön, um zu sterben.

Der Goldschmied sah mich wütend an. «Wie Ihr wollt, Schweizer. Nehmt die Krähe meinethalben in Eure Obhut,

aber jammert nicht, wenn sie Euch die Augen aushackt!»

Wir wickelten schwere Steine in die Unterwasseranzüge und warfen sie in den Fluss, damit sie nicht unseren Feinden zum selben Zweck dienen konnten wie uns. Und so versank die einzigartige Erfindung des Meisters Leonardo im trüben Tiberstrom, um nie mehr

gesehen zu werden.

Bevor wir die beiden toten Landsknechte zu ihrem Kameraden ins Wasser warfen, beraubten wir sie ihrer Kleider. Die rochen zwar scheußlich, waren aber trockener als unser Zeug und mochten bewirken, dass die kaiserlichen Wachen uns in der Nacht für die Ihrigen hielten.

Als wir aufbrachen, erregte

Signorina Coscia in ihrer zerfetzten, alles andere als wärmenden Kleidung mein Mitleid.

Aber ihr jämmerlicher Aufzug kam uns gelegen. Sollten die feindlichen Wachen, denen wir womöglich begegneten, doch denken, wir führten eine Gefangene mit uns.

Glücklicherweise kam es nicht zu einem solchen



Zusammentreffen, was wir der Kurtisane verdankten. Sie führte uns durch schmale, finstere Gassen, weitab von den nächtlichen Feuern des Feindes. Ungeschoren erreichten wir unser Ziel, den vielleicht einzigen Palast im Brückenviertel oder gar in ganz Rom, der vor den Plünderern sicher war. Das großartige Eckgebäude war das Handelshaus der Fugger.

Wir stärkten uns mit Brot, Käse und kaltem Braten, und heißer Würzwein wärmte unsere kalten Leiber. Wir saßen beim Kamin, der eigens für uns beheizt wurde. Auch für Signorina Caterina Coscia wurde gesorgt, doch hielt sie sich in einem anderen Raum der großen Faktorei auf, wo eine Dienstmagd ihr zur Hand ging.

Am Kamin der Stube mit dem reichen Wandschmuck saßen Benvenuto Cellini und mir nur die beiden Faktoren gegenüber, der hochwerte Herr Christoph Muelich aus Augsburg sowie der hochwerte Herr Engelhard Schauer aus Nürnberg.

«Eine Flucht aus der belagerten Engelsburg», murmelte Muelich zum wiederholten Mal und

schüttelte ungläubig sein Haupt. «Das ist ein Ding, dass man's überall erzählen möchte, wär's nicht so geheim!»

Schauer wirkte nicht so begeistert. Er saß mit hängenden Schultern vor seinem Weinpokal, den er noch kein einziges Mal angerührt hatte, und wiegte den schmalen Kopf mit der vorspringenden Stirn

unentschlossen hin und her. Schließlich sah er erst uns und dann seinen Amtsbruder an. Die Augen waren unter den buschigen Brauen fast gänzlich versteckt, weshalb sein Blick düster und zugleich geheimnisvoll war.

«Ihr seid zwei verwegene Kerle, aber verwegen und gefährlich war es auch, zu uns zu kommen. Wir haben großes Glück gehabt, dass

der wütende Sturm der Landsknechte und Söldner an uns vorüberfegte. Viele, die sonst den Besatzern in die Hände gefallen wären, haben in der Faktorei Unterschlupf gefunden, und täglich werden es mehr. Das alles bringt Ihr mit Eurer Tollkühnheit in Gefahr.»

Cellini sah den Herrn Schauer mit gefährlich blitzenden Augen an. «Ihr

habt verschwiegen, warum  
Eure Faktorei vor Raub und  
Mord verschont geblieben  
ist. Zu Euch kommen die  
Plünderer, um ihre schwere  
Beute gegen leichte Wechsel  
einzutauschen. So macht Ihr  
mit der Not derer, die Ihr in  
Eure Obhut nehmt, auch noch  
ein Geschäft!»

Schauer sprang mit einem  
solchen Ruck auf, dass sein  
Pokal umstürzte und der

kostbare Wein die  
Tischdecke rot färbte.

«Wir gewähren Euch  
Unterschlupf, trockene  
Kleidung, Wein und Essen,  
und Ihr macht uns Vorwürfe!  
Ist das eines Ehrenmannes  
Art?»

Obwohl Cellini ruhig sitzen  
blieb, wirkte er angespannt  
und auf dem Sprung. Mit  
einem kalten Lächeln  
erwiderte er: «Ich war nie der



Meinung, dass sich nur Ehrenmänner in diesem Raum aufhalten.»

Als Schauer die Kränkung begriff, fuhr seine Rechte an die Seite Doch vergebens, er trug keine Waffe bei sich. Muelich zog seinen Amtsbruder zurück auf die mit weichem Fell ausgelegte Sitzbank.

«Gemach, gemach, Ihr Herren», sagte der

Augsburger beschwichtigend und sah zu uns herüber. «Wir sind Kaufleute und unserem Dienstherrn, dem werten Anton Fugger, verpflichtet. Er erwartet einträgliche Geschäfte, das dürft Ihr uns nicht vorwerfen. Nähmen wir das, was die Soldaten uns bringen, nicht gegen Wechsel in Empfang, wäre diese Faktorei keinen Tag länger sicher und auch nicht die Menschen, die hier in ihrer

Not Unterkunft gefunden haben. Und vergesst auch nicht, dass wir dem Papst ebenso in Geschäftsdingen verbunden sind wie dem allerkatholischsten König und Kaiser Karl.»

Muelich sprach nicht nur besänftigend, sondern auch wahr.

Nur das weit gespannte Netz der Fugger'schen Faktoreien ermöglichte den

reibungslosen Ablauf jenes  
Ablasshandels, mit dem  
unser Heiliger Vater der  
Papst den Neubau von Sankt  
Peter bestreiten wollte. Und  
dass König Karl ohne das  
Geld der Fugger nicht zum  
Kaiser gewählt worden wäre,  
wusste jedermann. Auf das  
Fugger'sche Geld waren alle  
angewiesen, wie feindselig  
sie einander auch  
gegenüberstehen mochten.

Es war der Grund dafür, dass die Faktorei eine ebenso sichere Festung war wie die Engelsburg. Und wohl auch dafür, dass Clemens VII. uns hierher gesandt hatte. Dies war ein neutraler Ort und, abgesehen von der Engelsburg, der einzige in Rom, an dem Cellini und ich uns sicher fühlen durften. Umso mehr erstaunte es mich, dass der Goldschmied unsere Mission nach dem

glücklich bestanden  
Fährnis der  
Tiberdurchquerung mit  
seinem herausfordernden  
Betragen grundlos  
gefährdete. An meiner Seite  
hing der Dolch, und am  
liebsten hätte ich das getan,  
was dem waffenlosen Herrn  
Schauer verwehrt war.

Zu meiner Erleichterung  
schien Cellini sich beruhigt  
zu haben.

«Dann machen auch wir ein Geschäft», schlug er vor und leerte einen Lederbeutel auf dem Tisch aus. In bunten Farben leuchtende Edelsteine rollten über das weiße Leinentuch. «Das gibt Euch der Papst, wenn Ihr uns ein Schiff zur Verfügung stellt.»

«Ein Schiff, wofür?», fragte Schauer, während sein Blick gierig über die Edelsteine glitt.

«Um nach Venedig und zurück zu gelangen.»

«Und was wollt Ihr in Venedig?»

«Das Herr Schauer, ist nicht Eure Sache», versetzte Cellini hart.

«Das ist es sehr wohl, bringen wir uns doch in Gefahr, indem wir Euch helfen. Sollte die Gefahr groß sein, wäre das Doppelte an



Edelsteinen angebracht.»

Nur mühsam wahrte Cellini die Beherrschung. «Werdet nicht unverschämt! Das ist genug, um ein Schiff zu *kaufen*», erwiderte er.

«Nicht in diesen aufregenden Tagen.»

Cellini griff in einen anderen Lederbeutel und zog ein versiegeltes Papier hervor, das er über den Tisch schob. Ich

erkannte auf dem Siegel das Fuggerwappen mit der doppelten Lilie.

«Das sendet Euch der Heilige Vater», sagte er.

Muelich erbrach das Siegel, faltete das Papier auseinander und las es in Ruhe. Dann schob er die Edelsteine über den Tisch, sodass sie vor Cellini und mir lagen.

«Nehmt die Edelsteine zurück, Ihr bekommt Euer Schiff, ohne zu bezahlen.»

«Was?», schrie Schauer auf und warf einen sehnsuchtsvollen Blick auf die im Licht des Kaminfeuers funkelnden Steine.

Dann sah er seinen Amtsbruder mit grimmiger Miene an. «Wie könnt Ihr das entscheiden, ohne meinen Rat einzuholen?»

«Dies ist ein Schreiben des Herrn Anton Fugger, in dem er Seiner Heiligkeit dem Papst für erwiesene Dienste jedwede Hilfe in jedweder Lage für die Person zusichert, die das Schreiben vorlegt. Lest selbst!»

Schauer las und brummte dann: «So steht es hier, und die Unterschrift scheint echt. Aber was für Dienste sind das, von denen unser Herr

spricht?»

Muelich hob ratlos die Hände. «Ich weiß es nicht und es geht uns auch nichts an. Fest steht nur, dass wir diesen beiden Herren zur Hilfe verpflichtet sind.»

«Aber in diesem Schreiben steht nicht, dass wir keine Bezahlung annehmen dürfen», beharrte Schauer.

«Wir nehmen keine

Bezahlung an, weil ich es so  
entschieden habe.» Muelich  
wandte sich uns zu und gab  
Cellini das Schriftstück  
zurück. «Ruht Euch ein paar  
Stunden aus, meine Gäste.  
Euer Schiff wird im  
Morgengrauen bereit sein.»

Als wir in dem Schlafrum,  
den ein Diener uns  
zugewiesen hatte, allein  
waren, schnürte der  
Goldschmied den

Lederbeutel mit den  
Edelsteinen sorgfältig zu.

Ich beobachtete ihn und  
wunderte mich laut: «Ich  
dachte, der Papst hätte in der  
Engelsburg kaum noch  
Vermögen.»

Cellini klopfte auf den  
Beutel. «Dies ist ein gut Teil  
dessen, was er noch hat. Ich  
habe die Edelsteine aus  
sämtlichen Kronen und  
Verzierungen

herausgebrochen und das Gold anschließend eingeschmolzen. Unser Heiliger Vater wird froh und dankbar sein, wenn wir ihm seinen Schatz zurückbringen.»

«Trotzdem wäre ich froh, wenn die Faktoren die Bezahlung angenommen hätten», murrte ich.

Cellini blickte mich an wie einen Narren. «Froh?



Weshalb?»

«Ich kann nicht glauben, dass ein Fugger'scher Faktor jemandem ohne Hintergedanken unentgeltlich zu Diensten ist.

Wisst Ihr nicht, was man zu dieser Frage sagt?»

«Nein, was?»

«An dem Tag, da ein Fugger Geld ablehnt, bricht das Jüngste Gericht herein.»

Cellini lachte laut, während er sich in seine Decke einrollte.

Gleich darauf ging sein Gelächter in ein lautes Schnarchen über.

Ich aber lag lange wach und fand erst in den Schlaf, als ich die beiden Faktoren aus meinen Gedanken verscheuchte und durch das schöne Antlitz der Kurtisane Caterina Coscia ersetzte.

Die Nachtruhe währte nur kurz. Die Morgensonne warf einen ersten blassen Schimmer über die Dächer Roms, als ein junger Diener uns weckte. Ich währte mich noch im Zwischenreich von Traumwelt und Wirklichkeit, erinnerte sein Gesicht mich doch überdeutlich an das der Kurtisane. Erst auf den zweiten Blick erkannte ich, dass tatsächlich die Geliebte des Kaufmanns Giacomo

Felisatti vor uns stand. Sie hatte ihren wundervoll geformten Leib in die Kleider eines Mannes gezwängt und ihren schwarzen Haarschopf unter einer Wollmütze verborgen. «Was soll der Aufzug?», fragte ich. «Ich kann mir kaum denken, dass in der ganzen Faktorei keine Weiberkleidung zu finden ist.»

«Ich will nicht auffallen,  
wenn wir das Haus  
verlassen.»

«Ihr müsst das Haus nicht  
verlassen», erwiderte ich.  
«Ich werde mit dem Herrn  
Muelich sprechen und Euch  
seinem Schutz empfehlen,  
bis die verdammten  
Plünderer Rom verlassen.»

Ein Schatten huschte über  
Caterinas Gesicht. «Nichts  
hält mich mehr in Rom.

Wohin soll ich gehen? Wem soll ich vertrauen? In Eurer Obhut fühle ich mich sicherer.»

«Ihr täuscht Euch. Meister Cellini und ich befinden uns auf einer gefährlichen Mission. Außerdem wisst Ihr nicht, wohin es geht und was uns dort erwartet.»

«Und sie darf es auch nicht erfahren», rief Cellini, der sich in seinem Bett

aufrichtete. «Wir haben ihr schon mehr als genug geholfen.»

Ich bemerkte, wie das schöne Antlitz sich noch mehr verdüsterte. Das gefiel mir ebenso wenig wie der Umstand, dass Cellini ihr und mir etwas befehlen wollte. Außerdem fühlte ich mich in Caterinas Gesellschaft recht wohl und würde sie, obgleich ich sie erst seit wenigen

Stunden kannte, sehr vermissen.

Aus all diesen Gründen sagte ich: «Sie kommt mit uns!»

«Ihr seid wohl toll!», brüllte Cellini, und seine Hand fuhr zum Griff des Schwertes, das er mit ins Bett genommen hatte.

Ich fürchtete den Streit mit ihm keineswegs, war aber der Ansicht, dass ein Zwist



unserer Sache nicht dienlich sein konnte.

Deshalb versuchte ich es mit einer List. «Denkt doch mal in Ruhe nach», sagte ich. «Wenn die Signorina hier zurückbleibt, wissen wir nicht, wem sie etwas über uns und unsere geheime Mission erzählt. Nur wenn wir sie mitnehmen, können wir sie überwachen.»

«Einfacher wär's, sie

abzumurksen», meinte Cellini und fügte hinzu: «Ihr ganz allein seid für das Täubchen verantwortlich!»

Ich lächelte zufrieden, denn das war mir nicht unlieb.

Christoph Muelich empfing uns mit einem fürstlichen Frühstück. Engelhard Schauer blieb der Tafel fern und ich vermisste ihn nicht. Muelich teilte uns mit, dass am Tiberhafen ein Schiff auf uns

warte. Wir sollten uns als Fugger'sche Bedienstete ausgeben, die eine Fracht von Schätzen, welche die Plünderer gegen Wechsel eingetauscht hatten, zum Augsburger Stammhaus der Fugger zu begleiten hätten.

Und so geschah es. Unangefochten gelangten wir auf das Schiff, und ungehindert fuhren wir unter der Flagge der Fugger den

Tiber hinab, bis das weite  
Tyrrhenische Meer sich vor  
uns im Sonnenlicht  
ausbreitete. Ich dankte dem  
Herrn im Himmel für seine  
Gnade und dachte bei mir,  
dass der Jüngste Tag  
vielleicht doch nicht  
angebrochen sei.

*Donnerstag, 7. Mai*

Er stand Utz Rasser gegenüber und wartete auf den Angriff. Das Aufblitzen in Rassers Augen hatte ihm verraten, dass die Attacke unmittelbar bevorstand. Alexander versuchte, locker und gleichzeitig konzentriert zu bleiben, aber es wollte ihm nicht gelingen. Utz

sprang vor und schlug die zur Faust geballte Rechte gegen Alexanders Hüfte. Alexander packte das kräftige Handgelenk, hielt es fest und zog den Gegner nach unten.

Zugleich verlagerte er sein Gewicht auf das linke Bein und ließ das rechte vorschnellen, um Rasser den Fuß in den Leib zu rammen. Genau darauf schien dieser gewartet zu haben.

Ruckartig befreite er seine Hand und packte, aus derselben Bewegung heraus, Alexanders Fuß. Er musste den Fuß nur noch verdrehen und schon verlor Alexander das Gleichgewicht. Er konnte sich gerade noch über die Schulter abrollen und empfand Dankbarkeit gegenüber den Matten, die den harten Boden bedeckten. Utz sprang auf ihn, gerade als er aufstehen wollte, und

presste ihn zurück auf die Matte. Er hätte den Druck des linken Beins nur geringfügig erhöhen müssen, um Alexander das Genick zu brechen. Es lag ganz im Belieben des Siegers.

*Mune-gatame!*

So hieß der Haltegriff, den Utz anwandte und den Alexander allen Anstrengungen zum Trotz nicht zu sprengen vermochte.



Schweiß perlte auf seiner Stirn und er stieß einen lautlosen Fluch aus.

Er hatte das Aufblitzen in Rassers Augen gesehen, hatte den Angriff vorausgeahnt, und doch hatte Utz ihn besiegt, zum achten oder neunten Mal schon an diesem Vormittag. Einmal am Boden, im stählernen Griff des muskulösen Gegners, musste Alexander aufgeben.

Seine Stärken waren Aufmerksamkeit und Gewandtheit, aber heute vermochte er sie nicht zu nutzen. Sein Verstand, ebenso wichtig für den Sieg wie die Muskeln, vielleicht sogar wichtiger, beschäftigte sich mit anderen Dingen.

«Aufstehen!»

Der kleine drahtige Mann, der die Anweisung im Kommandoton ausstieß, trug

wie seine Schüler einen  
Judogi.

Von allen sah er am ehesten  
aus wie jemand, der in den  
weißen Kampfanzug aus  
Baumwolle gehörte. Seine  
Gesichtszüge mit den  
schmalen Augen waren  
eindeutig asiatisch  
angehaucht. Der  
Nahkampflehrer hatte einen  
japanischen Vater und eine  
italienische Mutter, was ihm

den blumigen Namen  
Floriano Funakoshi  
eingetragen hatte.

Rassers helfend  
ausgestreckte Hand  
zurückweisend, erhob  
Alexander sich keuchend und  
wischte mit einem der weiten  
Jackenärmel über sein  
schweißverklebtes Gesicht.  
Funakoshi musste den Kopf  
in den Nacken legen, um ihn  
anzusehen, und doch hatte

Alexander den Eindruck, der kleine Mann sehe auf ihn herab.

Es war wieder ein trüber Tag, und in der Sporthalle der Schweizergarde waren die Neonleuchten eingeschaltet. In dem kalten Licht wirkte Funakoshi streng und gnadenlos wie ein mittelalterlicher Shogun, der kurz davor steht, einem unfähigen Samurai den Kopf

abzuschlagen. Seine Augen wurden noch schmaler, schienen die anderen Gardisten aus Alexanders Geschwader, die mit ihren Übungskämpfen beschäftigt waren, nicht mehr wahrzunehmen, konzentrierten sich ausschließlich auf Alexander.

«Signor Rosin, nicht wahr?»

Alexander schluckte und nickte.

«Ich habe ein gutes  
Gedächtnis für Namen.»  
Funakoshis einwandfreies  
Italienisch – er war in diesem  
Land aufgewachsen

– verscheuchte den Eindruck  
eines gestrengen Shoguns.  
«Ich vergesse kaum einen  
Namen, obschon ich sehr  
viele Schüler habe. Es ist  
eine Sache des Willens, des  
Verstandes – des Geistes.»  
Die Pause, die er einlegte,

unterstrich, dass es sich nicht um belangloses Geplapper handelte. «Sie haben die obligatorische Grundausbildung im Nahkampf längst hinter sich, die Teilnahme an meinen Kursen für Fortgeschrittene ist freiwillig, Signor Rosin. Weshalb haben Sie sich angemeldet und sind dann nicht anwesend?»

«Ich bin hier.»



«Hier ja, aber nicht anwesend. Ihr Körper ist nur ein Teil von Ihnen und, wie ich hoffe, nicht der wichtigste. Beim Judo jedenfalls kommt es auf den Verstand an, auf die Konzentration, und die hängt vom Willen ab. Wollen Sie Ihren Gegner nicht besiegen?»

«Doch», sagte Alexander lahm.

«Warum tun Sie es dann nicht?»

«Ich ... ich habe es versucht.»

«Das haben Sie nicht, nicht wirklich! Ihre Versuche, Signor Rassers Angriffe abzuwehren, waren genauso zögerlich wie jetzt Ihre Antworten. Ihr Körper hat zu spät und zu langsam reagiert, weil Sie in Gedanken woanders waren. Sie

unterliegen schon in der Kuzushi-Phase und lassen sich zu leicht aus dem Gleichgewicht bringen. Entsprechend einfach hat es Ihr Gegner in der Tsukuri- und der Kake-Phase, seine Technik einzusetzen.

Wenn Judo auch eine Kampfkunst ist, bei der es darauf ankommt, den gegnerischen Angriffen nachzugeben, muss man doch

von vornherein den festen Willen zum Sieg haben. Das Nachgeben hat nur Sinn, wenn die Kraft des Gegners gegen ihn gewendet, wenn er durch seine eigene Kraft besiegt wird!»

Zur Mittagszeit war die Gardekantine erfüllt von schweren Essensdüften, von den Stimmen der Gardisten und vom leisen Gedudel eines Radiosenders, der

italienischen Pop spielte.

Alexander und Utz standen in der Ausgabeschlange und reichten ihre Teller den Schwestern der «Kongregation von der Göttlichen Vorsehung Baldegg». Die Baldegger Schwestern waren längst eine Institution in der Gardekaserne und stellten, fortgeschrittenen Alters und jeder weiblichen

Verschönerungskunst abhold, keine Versuchung dar. So bodenständig wie ihr Erscheinungsbild war auch ihre Küche. Die Portionen waren reichlich bemessen, der Speiseplan allerdings so wenig abwechslungsreich wie der tägliche Wachdienst, den die Garde im Vatikan versah.

Utz entschied sich für Sauerbraten mit Kartoffeln und Rotkohl, Alexander für

Nudeln mit einer  
Hackfleischsauce – der  
ultimative Tribut, den die  
Schwestern der römischen  
Küche zollten. Utz ließ beim  
Cantiniere, dem  
pausbäckigen Feldweibel  
Villi Budjuhn aus dem  
Musikgeschwader, eine  
Karaffe mit dem  
goldfarbenen Gardewein  
füllen, der aus dem Gebiet  
der Castelli Romani kam. Er  
enthielt nicht viel mehr

Alkohol als Fruchtsaft,  
schmeckte aber gut. Und war  
günstig.

In früheren Jahrhunderten,  
als etliche Schweizer  
Regimenter in der Fremde  
gedient hatten, war das  
Tavernenrecht ebenso  
legendär gewesen wie die  
Tapferkeit der Reisläufer.  
Der Wein für die Soldaten  
durfte mit keinerlei  
Zuschlägen belastet werden,



ein Recht, auf das die Garde  
des Papstes noch heute  
pochte. Wie hatte ein  
Militärhistoriker mit nur halb  
zwinkerndem Auge  
geschrieben? *Kein Wein,  
keine Schweizer!*

«Nehmen wir den Ecktisch,  
da sind wir ungestört»,  
schlug Utz vor. «Ich denke,  
wir sollten miteinander  
reden.»

Der Vierertisch, den er

gemeint hatte, war als einziger unbesetzt.

An allen anderen Tischen saßen in kleinen Gruppen Gardisten in Zivil wie Alexander und Utz, im Arbeitsoverall, in der blaugrauen Alltagsuniform oder in der bunten Galauniform, über die sie zum Schutz gegen Verschmutzung blaue Kittel gestreift hatten. In der Regel

setzten sich diese Gruppen aus Angehörigen ein und desselben Geschwaders zusammen. Sie waren Stubenkameraden oder hatten zumindest dieselben Interessen.

Die Einteilung nach Interessengebieten war bei dem engen Dienstplan unumgänglich, wollte man zu gemeinsamen Übungsstunden für die

Fußballmannschaft oder den Musikzug kommen.

Neben dem Musik- und dem Fußballgeschwader, dem Alexander und Utz angehörten, gab es auch noch das Romandgeschwader mit den Romands, den Gardisten aus den französischsprachigen Gebieten der Schweiz. Da es zwischen den Romands und den übrigen Gardisten öfter

zu Streitereien kam, hatte es sich bewährt, die Welschschweizer von den Übrigen abzusondern.

Von seinem Platz aus konnte Alexander das große Gemälde von Robert Schiess sehen, das die Gästekantine schmückte. Es zeigte den Bischof von Sitten im Kanton Wallis, Kardinal Matthäus Schiner, der vielen als Vater der päpstlichen

Schweizergarde galt, obwohl schon vor seiner Zeit Schweizer für den Papst gefochten hatten. Bereits im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert hatten helvetische Söldner und Ehrenkompanien in päpstlichen Diensten gestanden, und das Jahr 1506, in dem Hauptmann Kaspar von Silenen 150 Schweizer, die neue Leibwache des Papstes Julius II., nach Rom

geführt hatte, galt als  
offizielles Gründungsjahr der  
Garde. Aber ohne Kardinal  
Schiner und sein Eintreten  
für ein Bündnis zwischen der  
Schweiz und dem Vatikan  
hätte sie wohl nicht lange  
Bestand gehabt.

Das Bildnis zeigte ihn hoch  
zu Ross, in glänzender  
Rüstung, mit rot leuchtendem  
Mantel und Hut, umgeben  
von seinen Soldaten, die jene

Waffen trugen, denen die Garde bis heute treu geblieben war: Schwerter und Hellebarden. Als die Spannungen zwischen Rom und Frankreich wuchsen, hatten die Frankreich zugeneigten westlichen Kantone der Eidgenossenschaft Schiner angefeindet. Er war nach Rom geflohen und dort zum Kardinal ernannt worden.



Es schien Alexander, als schwele der Streit zwischen den frankophonen Kantonen einerseits und den alten Kantonen Uri, Schwyz und Unterwalden andererseits bis heute fort, selbst innerhalb der Garde. Allein mit gesundem Menschenverstand war die Abneigung zwischen Romands und den anderen Gardisten nicht zu erklären. Aber konnte dieser irrationale Zwist den

Romand Marcel Danegger dazu getrieben haben, seinen Kommandanten und dessen Frau zu ermorden?

«Meister Funakoshi hat Recht. Dein Körper ist zwar hier, aber geistig bist du sonst wo.» Rassers Bemerkung riss Alexander aus seiner Versunkenheit. Er hatte die Nudeln noch nicht einmal angerührt, während Utz mit gewohnt kräftigem

Appetit seinen Teller schon halb geleert hatte. «Dass es dir nicht gerade blendend geht, ist klar, Alex, aber schließlich gibt es Freunde, mit denen man über seine Sorgen reden kann.»

«Reden holt meinen Onkel und meine Tante nicht aus dem Grab zurück.»

Utz nahm einen ordentlichen Schluck vom Gardewein und wischte mit dem Handrücken

über seine feuchten Lippen.  
«Aber Reden bewahrt dich  
vielleicht davor, mit deinen  
Gedanken bei den Toten  
festzukleben. Außerdem habe  
ich das Gefühl, dass dich  
noch mehr umtreibt. Vergiss  
nicht, dass wir uns schon ein  
paar Jährchen kennen.  
Gestern bei Daneggers  
Beerdigung bist du plötzlich  
weg wie ein geölter Blitz.  
Erst dachte ich, du hättest es  
einfach nicht länger

ausgehalten. Aber dann bin ich draufgekommen: Du bist der kleinen Blonden nach, Daneggers Freundin, nicht? Und das bestimmt nicht, weil du scharf auf sie bist. Willst du dich quälen, indem du dir in allen Einzelheiten von ihr erzählen lässt, wie wütend Danegger auf den Oberst war?»

«Ich weiß nicht, was sie mir sagen kann. Ich habe sie

nicht getroffen.»

Auch Alexander trank von dem Wein, der irgendwie schal schmeckte. Aber das lag wohl kaum an dem Getränk.

«Was denkst du denn, was du von ihr zu hören bekommst, wenn du sie triffst?»

Alexander hob die Schultern und ließ sie langsam wieder sinken. «Antworten.»

«Antworten, die dir noch mehr wehtun werden.»

«Mag sein, aber vielleicht helfen sie mir trotzdem, zur Ruhe zu kommen.»

«Die Antworten dieser Frau werden banal sein und dich enttäuschen. Was soll sie dir sagen? Bei Danegger hat es ausgesetzt, er hat durchgedreht. Und leider hatte er eine geladene SIG zur Hand. Das ist die ganze

Geschichte.»

Das eben bezweifelte Alexander, aber das sagte er nicht. Der Freund hätte ihn für verrückt erklärt und gesagt, er solle sich hüten, aus vagen Überlegungen etwas zu konstruieren, das man gut und gern eine Verschwörungstheorie nennen konnte. Noch hatte er nichts in der Hand, folglich brachte es nichts, darüber zu



reden, auch nicht mit Utz. Erst musste er den wenigen Spuren nachgehen, die er sah.

Utz leerte sein Glas und grinste den Freund an. «Wir nutzen den dienstfreien Rest des Tages und machen Rom unsicher, okay? Das wird dich aus deinen trüben Gedanken reißen.»

«Ein Kerl wie du kann Rom allein unsicher machen, Utz.»

«Und du?»

«Ich brauche Zeit für mich.»

«Von der ewigen Grübelei kriegst du noch graue Haare», maulte Utz.

Alexander wollte nicht grübeln, er wollte endlich etwas unternehmen. Seit dem Doppelmord an Heinrich und Juliette war er sich wie eine Schachfigur vorgekommen, von der Hand eines

unbekannten Spielers nach dessen geheimer Strategie hin und her geschoben. Mochte der Unbekannte auch weiterhin seine Züge tun, er, Alexander, würde von nun an seine eigene Strategie verfolgen und nur noch scheinbar der dumme Bauer sein, der geopfert wurde. Oder wie Funakoshi es ausgedrückt hatte: *Das Nachgeben hat nur Sinn, wenn die Kraft des Gegners*

*regen ihn gewendet, wenn er durch seine eigene Kraft besiegt wird!*

Wieder in seinem Zimmer, griff Alexander nach dem Handy und fragte die Auskunft nach der Nummer des *Messagero*. Dort stellte ihn eine geschäftsmäßig freundliche Frau zur Redaktion durch, wo sich eine nicht ganz so freundliche Männerstimme

meldete: «Pronto.»

«Signorina Vida, per favore.»

«Warten Sie einen Moment.»

Es klickte und ein alter Celentano-Song dröhnte durch die Leitung. Dann war wieder der Mann am Apparat: «Elena ist zurzeit nicht da. Soll ich etwas ausrichten?»

«Ja, ich möchte sie sprechen, am besten heute noch.»

Alexander hinterließ seinen Namen und seine Handynummer. Er streifte die Wildlederjacke über sein Baumwollhemd, steckte das Handy ein und verließ sein Zimmer. Bis Elena Vida sich meldete, würde er sich die blonde Raffaella vornehmen.

Der Himmel war nach wie vor verhangen, aber wenigstens regnete es nicht mehr. Es roch nach Frühling,

wenn auch nach einem Frühling, der sich nicht recht hervorwagte.

Alexander ging auf der Via del Governatorato durch die Vatikanischen Gärten und berauschte sich am Anblick des üppigen Grüns und an der schweren feuchten Luft, die von Blütenduft erfüllt war. Die Gerüche erinnerten ihn an beinahe vergessene Jugendtage, an gemeinsam

mit seinem Vater verbrachte  
Ferien. Wochen in freier  
Natur, die Markus und  
Alexander Rosin mit Fischen  
und Wandern, mit  
Bootspartien und  
Klettertouren ausgefüllt  
hatten. Nächte, in denen sie  
nebeneinander im Zelt  
gelegen hatten, einer dem  
Atem des anderen lauschend.  
Vater und Sohn nah  
beieinander und doch nie  
ganz zusammen. Und das



würde auch nicht mehr  
kommen.

Bevor der Schmerz zu groß  
wurde, verdrängte der  
Anblick des  
Gouverneurspalastes  
Alexanders Erinnerungen.  
Das lang gestreckte Gebäude,  
vor dem zahlreiche Autos  
parkten, beherbergte die  
Verwaltung des  
Vatikanstaats. Es wäre auch  
Amtssitz des

Staatsgouverneurs gewesen, hätte es einen solchen im Vatikan gegeben. Doch die letzten Päpste hatten keinen Gouverneur mehr ernannt und die Leitung der verwaltungstechnischen und wirtschaftlichen Dienste im Vatikan einer Kommission von Beamten anvertraut.

Alexander blieb stehen und betrachtete das überdimensionale Wappen,

das verschiedenfarbige Blumen auf dem Abhang vor dem Palast bildeten. Die vatikanischen Gärtner, die gleichfalls dem Governatorat unterstanden, wechselten die Blumen im Jahresverlauf regelmäßig aus, sodass innerhalb der grünen Bordüre immer blühende Pflanzen wuchsen. Unter dem Vatikanwappen mit Tiara, Kordel und den beiden Schlüsseln befand sich das

persönliche Wappen des Papstes: In den blauen Grund von Leberblümchen war mit gelben Winterlingen eine Waage gezeichnet; auf der einen Waagschale lag ein Stein, auf der anderen stand eine brennende Kerze.

Zum ersten Mal nahm er das neue Wappen, das Papst Custos sich ausgesucht hatte, bewusst wahr. Für einen Gardisten, der eines Tages in

den Offiziersrang aufsteigen wollte, war der Besuch von theologischen Seminaren Pflicht. Alexander kramte aus seinem Gedächtnis, was er über religiöse Symbole und ihre Bedeutung gehört hatte.

Blau galt als die am wenigsten materielle Farbe, als Medium der Wahrheit und Symbol der unbedingten Treue zur einmal erkannten

Wahrheit. Das Gelb der Waage war schon schwieriger zu deuten. Es konnte für die Sonne stehen oder für Gold, das ewige Metall. Dann war es im Wappen die Farbe der Ewigkeit.

Gelb war aber auch die Farbe der Missgunst und des Verrats, die Farbe des Judas, weshalb die verfolgten Juden früher gelbe Zeichen hatten

tragen müssen. Aber diese negative Deutung passte nicht zu der Waage, die für Gerechtigkeit stand, für Klugheit und Maß. Die Kerze als Lichtsymbol stand für die Verflechtung von Geist und Materie. Wie das Wachs mit der Flamme verschmolz, so verschmolz die Materie mit dem Geist.

Der Stein auf der anderen Waagschale jedoch gab

Alexander Rätsel auf. Eine Waage mit drei Steinen galt als Symbol der Heiligen Dreifaltigkeit von Gottvater, Sohn und Heiligem Geist.

Aber ein einzelner Stein? Dieses Zeichen war ebenso rätselhaft und geheimnisvoll wie der Träger des Wappens.

Während er noch über die Bedeutung des einzelnen Steins nachsann, umrundete er den Gouverneurspalast.



Das *Magazzino economato*,  
in dem Daneggers Freundin  
arbeitete, befand sich im  
Souterrain, und der Eingang  
lag an der Rückseite des  
Gebäudes mit Blick auf das  
Äthiopische Kolleg. Neben  
der *Annona*, dem  
vatikanischen Supermarkt,  
bildete das Magazin, wie die  
Gardisten es der Einfachheit  
halber nannten, die zweite  
große und günstige  
Einkaufsmöglichkeit im

Kirchenstaat. Hier gab es sämtliche Waren steuerfrei zu kaufen.

Alexander war als Schweizergardist nicht nur im Vatikan beschäftigt, was für eine Einkaufserlaubnis ausgereicht hätte, sondern für die Dauer seiner Dienstzeit auch Bürger des Vatikanstaats. Er zückte den Einkaufsausweis, den die Direktion der ökonomischen

Dienste im  
Gouverneurspalast  
ausgestellt hatte, und der  
Gendarm am Eingang sah  
sich den Ausweis genau an,  
bevor er ihn durchließ.  
Immer wieder versuchten  
Leute, mit gefälschten oder  
abgelaufenen Ausweisen  
mehr als die erlaubte Menge  
in den vatikanischen Läden  
einzukaufen, um die günstig  
erworbenen Sachen mit  
beachtlichem Gewinn in Rom

weiterzuveräußern.

Das Warenangebot im Magazin reichte von Kleidung für Männer, Frauen und Kinder über Schuhe und Lederwaren bis hin zu Tabakwaren und alkoholischen Getränken. Utz hatte etwas von Klamotten gesagt, also steuerte Alexander die Bekleidungsabteilung für Herren an. Im Gegensatz zu

anderen Geschäften gab es im Magazin weder aufdringliche Werbeplakate noch jene akustische Berieselung, die angeblich zum Kaufen animierte. Umso mehr fiel das Trällern seines Handys auf. Alexander zog sich vor neugierigen Blicken in den engen Gang zwischen Jacketts und Oberhemden zurück und nahm den Anruf entgegen.

«Elena Vida hier. Sie wollten mich sprechen.»

«Das will ich immer noch, am besten heute.»

«Warum plötzlich so eilig?»

«Heute habe ich Zeit. Ich bin dienstfrei.»

«Oh. Und einen konkreten Anlass gibt es nicht?»

«Doch, es geht um Ihren Auftritt gestern bei der

Pressekonferenz.»

«Was ist damit?»

«Wir sollten nicht am Telefon darüber reden.»

«Das stimmt. Ich habe noch einen Termin in der Nähe der Piazza Navona. Danach bin ich frei. Treffen wir uns dort, sagen wir, in drei Stunden?»

«Einverstanden. Und wo?»

«Café di Colombia», sagte

die Journalistin und beendete das Gespräch.

Zufrieden steckte Alexander das Handy zurück in die Jackentasche. Er setzte seine Suche nach Raffaella fort – und wäre fast mit ihr zusammengestoßen. Sie hatte am Boden gehockt und Ledergürtel aus einem großen Karton genommen. Als sie aufstand und sich Alexander gegenüber sah,



wich sie so abrupt zurück, dass sie über den Karton stolperte. Alexander konnte sie, bevor sie das Gleichgewicht verlor, gerade noch festhalten. Das war keine große Mühe, sie war ebenso leicht wie zierlich.

Auch heute trug sie das Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden. Das dunkle Kleid, fast mehr ein Kittel, war von der tristen Einheitsfarbe, mit

der alle Angestellten von Magazin und Annona bekleidet waren. An der Brust war ein Namensschild befestigt: *R. Sini*. Ihm fiel auf, dass Raffaella Sini sich nicht geschminkt, noch nicht einmal Lippenstift aufgelegt hatte.

Entweder war das Ausdruck ihrer Trauer oder eine Anweisung des Governatorats, die

verhindern sollte, dass die Geistlichen beim Einkauf auf sündige Gedanken kamen. Als einzigen Schmuck trug sie ein silbernes Kreuz an einer feingliedrigen Halskette. «Was wollen Sie von mir?» Raffaela sprach leise, mit vor Unsicherheit zitternder Stimme. Ihre geweiteten Augen starrten ihn furchtsam an.

Alexander ließ sie los und

antwortete ruhig: «Ich möchte ein paar Antworten.»

«Auf welche Fragen?»

«Zum Beispiel auf die, warum Sie sich vor mir ängstigen.»

«Das tue ich nicht.»

«Ich habe einen anderen Eindruck. Und das war schon gestern so, auf dem Friedhof, als Sie vor mir fortliefen.»

Sie überlegte kurz: «Ich wüsste nicht, was ich Ihnen sagen könnte.»

«Ich schon. Immerhin waren Sie mit dem Mann befreundet, der meinen Onkel und meine Tante erschossen hat.»

«Befreundet ...», hauchte sie. Es klang, als denke sie über den Begriff nach.

«Etwa nicht?», fragte

Alexander ein wenig lauter.  
«Ich spreche von Marcel  
Danegger, von dem Mann, in  
dessen Grab Sie gestern  
einen Rosenstrauß geworfen  
haben. Erinnern Sie sich,  
Signorina?»

«Ja, natürlich, Marcel ... Wir  
kannten uns.»

«Davon bin ich ausgegangen.  
Marcel und ich waren zwar  
Kameraden, aber Sie kannten  
ihn wohl besser als ich.»

«Ich weiß nicht.»

«Lassen Sie es uns herausfinden!»

Wieder weiteten sich ihre Augen. Diesmal galt ihr ängstlicher Blick nicht Alexander, sondern einem älteren, fast kahlköpfigen Mann in der tristen Uniform der Magazinangestellten, der hinter dem Gardisten aufgetaucht war.

«Ist etwas nicht in Ordnung, Raffaela?», fragte er.

«Alles bestens, Signor Martini, danke.» Raffaela lächelte krampfhaft.

Nach einem langen misstrauischen Blick auf Raffaela und Alexander zog Signor Martini sich zu den Anzügen und Westen zurück. Bevor sein rundlicher Kopf hinter einer Anprobekabine verschwand, wandte er sich



noch einmal zu ihnen um.

«Wir können jetzt nicht reden, nicht hier», sagte Raffaella leise, beinahe flehentlich.

«In Ordnung. Wann und wo treffen wir uns?»

«Ich könnte heute Abend erst ab zehn.»

«Ist mir recht, bis Mitternacht ist Ausgang. Aber das wissen Sie ja wohl,

Signorina. Wo finde ich Sie?»

«Ich habe im Trastevere zu tun. Treffen wir uns auf der hiesigen Seite des Ponte Sisto. Und jetzt gehen Sie, bitte!»

Er nickte und fischte einen braunen Gürtel aus dem Karton.

Laut sagte er: «Den nehme ich. Danke für die gute

Beratung, Signorina.»

Als er das Magazin verließ, war er sehr zufrieden. Raffaelas ängstliches Verhalten belegte, dass sie etwas zu verbergen hatte.

Was genau, das würde er am Abend herausfinden. Außerdem war er mit der Journalistin verabredet. Der kleine Bauer machte seine eigenen Züge, und Zug um Zug gewann er die Initiative.

Ein ohrenbetäubendes  
Rattern ließ ihn  
zusammenzucken. Die  
Bauarbeiter, die mit dem  
Ausbau der Tiefgarage  
beschäftigt waren, hatten ihre  
ausgedehnte Mittagspause  
beendet und taten das durch  
den Einsatz zweier  
Presslufthämmer in der Nähe  
des vatikanischen Bahnhofs  
lautstark kund. Erst ein paar  
Jahre zuvor war die  
unterirdische Garage

zwischen dem Bahnhof und der kleinen Kirche Santo Steffano degli Abissini gebaut worden, um das Gelände des Vatikans und besonders den Belvederehof von der ständig wachsenden Anzahl parkender Autos zu entlasten.

Nun sollte eine weitere Etage ausgebaut werden, um die Kapazität auf fünfhundert Stellplätze zu verdoppeln.

Das Gelände zwischen Stefanskirche und Bahnhof war mit Baufahrzeugen und Material voll gestellt. Statt des Atems des Heiligen Geistes wehte eine dichte, klebrige Staubwolke durch den Kirchenstaat.

In einem waren sich Römer und Touristen einig: Die Piazza Navona war der schönste Platz der Welt, zumindest wenn die Sonne

schien. Aber selbst jetzt, wo graue Wolken schwer auf Rom lasteten, war der große Platz mit den drei Brunnen von besonderem Charme; es schien, als hätten die Gebäude rings um die ehemalige Arena des Kaisers Domitian für trübe Tage wie diesen warmes Sonnenlicht gespeichert. Die Fassaden der meisten Häuser waren in jenem typisch römischen, leicht verwaschenen,

zuweilen ins Orange  
spielenden Ocker gehalten,  
das keine Sonne brauchte, um  
warm und heiter zu wirken.

Die fröhliche Stimmung  
sprang auf die Menschen  
über. Obwohl es für die  
Jahreszeit viel zu kühl war,  
tummelten sie sich rund um  
die Brunnen wie an einem  
heißen Sommernachmittag.  
Vor den Cafés standen Tische  
und Stühle. Man hatte sogar



Sonnenschirme aufgestellt, unter deren Dächern die pilzförmigen Gasheizer brannten und die Gäste mit wohliger Wärme einhüllten.

Alexander schlenderte quer über den Platz und genoss die gelöste Atmosphäre. Er hatte Zeit, war eine halbe Stunde zu früh dran. Erwartungsgemäß saß Elena Vida noch nicht im Café di Colombia. Er nahm draußen

am Rand der Piazza Platz und bestellte eine Caffe latte. Das Café lag mittig an der östlichen Längsseite des Platzes, gegenüber dem Vierströmebrunnen und der Kirche Sant' Agnese in Agone, deren nach innen gewölbte Fassade die westliche Längsseite der Piazza prägte.

Er sah den Touristen und Einheimischen zu, die sich

hier einträchtig entspannten, den Malern, die zwischen dem Vierströme- und dem Neptunbrunnen vor ihren Staffeleien auf Kundschaft warteten, und den Taschendieben, die auf der Jagd nach arglosen Opfern mit verstohlen-suchenden Blicken hin und her tigerten, ein jeder auf dem engen Raum seines eifersüchtig verteidigten Reviers. Ab und zu flatterten von einem

Brunnen      Tauben      auf,  
erschreckt von einer heftigen  
Bewegung oder angelockt  
von einem fallen gelassenen  
Stück Brot.

Ein Traum in Weinrot  
verstellte Alexander den  
Blick, als er den letzten Rest  
seines Milchkaffees trank.  
Elena Vidas Termin hatte  
offenbar nicht gerade in  
niedersten Kreisen  
stattgefunden, sonst hätte sie

kaum das elegante  
Wollkostüm mit dem  
farblich passenden Top  
gewählt. Lässig und doch  
schmeichelnd umspielte der  
Stoff ihren wundervollen  
Körper. Ihre Pumps hatten  
dieselbe Farbe wie das  
Kostüm und in ihrer  
Halskette wechselten sich  
Silberglieder mit rötlichen  
Holzperlen ab. Selbst der  
Lippenstift war weinrot.

«Darf ich mich setzen,  
Signor Rosin?»

Er sprang auf, rückte ihr  
einen Stuhl zurecht und  
sagte: «Sie waren schon mal  
bei Alexander, Signorina.»

«Und Sie sollten sich an  
Elena gewöhnen, Alexander.»  
Sie lächelte unverbindlich  
und kramte in ihrer  
schwarzen Umhängetasche.  
«Ich habe mich etwas  
verspätet, aber als ich an dem

Spielzeugladen hinten am  
Mohrenbrunnen vorbeikam,  
konnte ich nicht widerstehen.  
Ist er nicht süß?» Sie zog  
einen zwanzig Zentimeter  
großen Teddybären hervor,  
einen Winnie-the-Pooh, der  
ein blauweiß gestreiftes  
Nachthemd und eine  
Schlafmütze mit demselben  
Muster trug. Unter dem  
rechten Arm klemmte ein  
Kissen, mit der linken Pfote  
winkte er fröhlich. Elena

nahm eine kleine Schere aus einem schwarzen Etui und schnitt das Preisschild ab. Strahlend hielt sie den Teddy hoch. «So, mein Kleiner, jetzt brauchst du nicht mehr zu fürchten, dass du umgetauscht wirst!»

Als sie Alexanders irritierten Blick bemerkte, gluckste sie:

«Mein Hobby, ein Spleen, wenn Sie so wollen. Haben Sie keine Hobbys,



Alexander?»

«Derzeit habe ich für Hobbys weder Zeit noch Laune.»

Elena legte Winnie-the-Pooh sorgsam zurück in die Tasche und bestellte eine Cola.

«Zwei», rief Alexander dem Kellner nach.

Als er sich wieder der Journalistin zuwandte, war jede Fröhlichkeit aus ihren Zügen verschwunden.

Neugierig, aber kühl schaute sie ihn an.

«Mein Auftritt gestern bei der Presseerklärung hat Sie also irritiert. Warum?»

«Nun, Ihre Bemerkung über diese früheren Vorfälle, bei denen der Heilige Vater, hm, sagen wir, seltsame Fähigkeiten gezeigt haben soll, war ja wohl reichlich irritierend, selbst für den Vatikan sprecher.»

«In der Tat.» Elena grinste schelmisch. «Monsignore Wetter-Dietz persönlich hat nach seinem abgebrochenen Auftritt beim Herausgeber des *Messaggero* angerufen und sich über mich beschwert.»

«Mit Erfolg?»

«Klar.» Ihr Grinsen wurde breiter. «Mein Herausgeber hat mich ermuntert, tiefer zu graben. Wetter-Dietz' Anruf hat ihm gezeigt, dass ich auf

der richtigen Fährte bin.»

«Auf welcher Fährte?»

Sie zog die Stirn in Falten.

«Haben Sie den *Messagero* heute nicht gelesen?»

«Ehrlich gesagt, nein.»

Alexander war etwas verlegen. «Daran habe ich gar nicht gedacht.»

«Wie wollen Sie zu richtigen Schlussfolgerungen kommen, wenn Sie sich nicht mit den

Fakten vertraut machen?», fragte sie kopfschüttelnd und mit gespielter Strenge.

Dann griff sie erneut in ihre Tasche, zog eine Zeitung hervor und entfaltete sie vor Alexander. Ihrem Bericht über die erste Generalaudienz des neuen Papstes gehörte die Titelseite mit der fetten Schlagzeile

IST DER PAPST EIN  
HEILIGER?

«Ich kann mir vorstellen, dass das bei Wetter-Dietz und den Kardinälen der Kurie nicht auf Wohlwollen stößt», meinte Alexander und vertiefte sich in den Artikel. Den ersten Teil, der sich mit der Audienz beschäftigte, überflog er nur. Er war dabei gewesen, näher am Geschehen sogar als Elena. Interessant war für ihn der zweite Teil mit der Überschrift *Auch als Bischof*

*schon ein Wundertäter: Zum ersten Mal wurden die ungewöhnlichen Kräfte des Heiligen Vaters öffentlich, als er noch Jean-Pierre Gardien hieß und Erzbischof von Marseille war. Vor zehn Jahren brach der schwer herzkrankte Kaufmann Henri L., damals 58, bei einer von Bischof Gardien zelebrierten Messe zusammen. Bevor der eilends herbeigerufene Notarzt erschien, kümmerte*

*der Bischof sich um den Mann und barg ihn auf seinem Schoß. Als der Arzt eintraf war Monsieur L. wohlauf und behauptete, es gehe ihm blendend. Eingehende Untersuchungen im Krankenhaus ergaben, dass sein vorher so schwaches Herz stark und gesund war wie nie zuvor.*

*Der nächste in der französischen Presse*



dokumentierte Vorfall  
ereignete sich zwei Jahre  
später während einer  
Pfingstprozession. Die 56-  
jährige Bäuerin Hermine F.,  
die an schwerem Asthma litt,  
brach mit akuter Atemnot vor  
den Füßen des Bischofs  
zusammen. Wieder kümmerte  
Gardien sich persönlich um  
die Kranke, und wieder fühlte  
sie sich beim Eintreffen  
zweier Sanitäter so wohl wie  
nie zuvor. Über ihre weitere

*Krankengeschichte ist nichts bekannt.*

*Wieder zwei Jahre später, kurz bevor Gardien von Marseille zur Kurie nach Rom wechselte, wurde er in einen Verkehrsunfall verwickelt. Sein Chauffeur fuhr ein neunjähriges Mädchen an, das einem Ball hinterher auf die Straße gelaufen war. Augenzeugen berichteten von einer*

*schweren Kopfverletzung bei  
dem Kind, es sei  
blutüberströmt gewesen.  
Bischof Gardien sprang  
sofort aus dem Wagen und  
beugte sich über die  
Schwerverletzte.*

*Als die Ambulanz eintraf,  
waren die Wunden  
weitgehend verheilt, das  
Mädchen nur noch etwas  
benommen.*

*Sind Wunderheilungen*

*möglich? Ist der neue Papst ein Heiliger? Was sagt der Vatikan dazu? Lesen Sie weiter auf Seite 2.*

Alexander legte die Zeitung auf den Tisch. «Gibt es noch mehr Vorfälle, die Seine Heiligkeit als Wundertäter ausweisen?»

«Ich recherchiere noch. Es gibt Anzeichen dafür, dass weitere Wundertaten vertuscht worden sind.

Auffällig ist, dass alle drei von mir erwähnten Fälle, obwohl sie sich in breiter Öffentlichkeit ereigneten, in der französischen Presse ein erstaunlich geringes Echo fanden. Kaum mehr als ein Bericht pro Fall und dann keine weitere Erwähnung. Als hätte jemand eiligst den Deckel auf den Topf gedrückt, bevor die Suppe überkochte.»

«So wie Wetter-Dietz Ihren Herausgeber einschüchtern wollte.»

«Exakt. Aber menschliche Neugier und journalistische Recherche sind stärker als jede Heimlichtuerei.» Elena trank einen Schluck, lehnte sich zurück und legte ihre Beine übereinander, was den knielangen Rock zwei Handbreit nach oben rutschen ließ. Trotz dieser lässigen

Pose wirkte sie konzentriert, und ihr Blick ruhte unverwandt auf ihrem Gegenüber. «Wie ist das bei Ihnen, Alexander? Was treibt Ihre Neugier an? Warum interessiert Sie, welche unerklärlichen Taten Papst Gardien vollbracht hat?»

Elena nannte den Papst, wie es in Rom alter Brauch war, einfach bei seinem Familiennamen. Alexander

nahm das nur unterschwellig wahr. Er suchte nach einer Antwort, die Elena zufrieden stellen würde.

«Ich gehöre zur Leibwache des Heiligen Vaters. Um seinen Schutz zu gewährleisten, muss ich alles Ungewöhnliche wissen, das mit ihm zusammenhängt.»

«Wollen Sie mich verscheißen?», fragte Elena kühl. «Die Schweizergarde



besteht aus hundert Mann,  
aber nur einer sitzt hier vor  
mir. Warum Sie?»

«Glauben Sie nicht an den  
Zufall, Elena?»

«Ein kluger Mensch hat mal  
gesagt, der Zufall sei das  
vereinzelte Faktum. Häufen  
sich aber die Zufälle und  
steht man vor einem Berg  
von Fakten, ist man ein Narr,  
wenn man sich mit  
Verweisen auf den Zufall

abspeisen lässt.»

Alexander setzte sein  
betörendstes Lächeln auf.  
«So kluge Gedanken in  
einem so hübschen Kopf.»

«Die Macho-Tour zieht bei  
mir nicht.»

Er seufzte. «Also gut.  
Nennen Sie mir Ihre  
gehäuften Zufälle.»

Elena hielt ihre rechte Hand  
hoch und streckte bei jedem

Punkt einen der schlanken Finger aus, deren Nägel kurz geschnitten und farblos lackiert waren. «Erstens: Der Kommandant der Schweizergarde und seine Frau werden ermordet. Ihr Neffe heißt Alexander Rosin. Zweitens: In derselben Nacht wird in die Waffenkammer der Garde eingebrochen und ein Gardist von den unbekannten Tätern niedergeschlagen. Sein Name

ist Alexander Rosin.  
Drittens: Am übernächsten  
Tag scheitert auf offener  
Straße nur knapp ein  
Mordanschlag, ausgeführt in  
besten Mafiamanier.

Offizielles Opfer ist ein  
Polizist und ehemaliger  
Mafiajäger, Commissario  
Stelvio Donati. Neben ihm  
steht ein Schweizergardist  
namens Alexander Rosin.  
Viertens: Bei seiner ersten

Generalaudienz entpuppt  
Papst Custos sich als  
Wundertäter. Und wer  
interessiert sich brennend für  
den Vorfall?

Der Gardist Alexander Rosin.  
So viel zum Thema Zufall!»  
In ihrer Stimme mischten  
sich Triumph, Vorwurf und  
Spott.

Alexander beugte sich zu ihr  
und fragte leise: «Wer hat  
Sie über den Vorfall in der

Waffenkammer informiert?»

«Berufsgeheimnis. Eine einmal preisgegebene Quelle versiegt.

Sie bestätigen den Vorfall also?»

«Ja, verdammt!»

«Ist etwas gestohlen worden?»

«Das Ausgabebuch für die Handfeuerwaffen.»

Elenas Nasenflügel bebten. «Ich verstehe. Jetzt kann niemand mehr nachprüfen, wie Marcel Danegger an die Mordwaffe gekommen ist. Vorausgesetzt, die bei ihm gefundene Pistole ist die Mordwaffe. Was nicht heißen muss, dass er der Mörder ist.»

Bei dem letzten Satz fühlte Alexander sich wie vom Blitz getroffen. «Wie kommen Sie

darauf, dass Danegger unschuldig sein könnte?», fragte er mit nur mühsam unterdrückter Erregung.

«Die ganze Sache stinkt doch wie der Tiber im Hochsommer.

Der Vatikan hätte, um den Vorfall restlos aufzuklären, jedwede Unterstützung der italienischen Behörden haben können. Aber der Heilige Stuhl, in der Untersuchung



von Mordfällen so erfahren wie ein Kardinal im Kinderkriegen, klärt die Sache allein auf und kommt schneller zu einem Abschluss der Untersuchung, als Sherlock Holmes ‹Watson, reichen Sie mir das Vergrößerungs-glas› sagen kann. Und was ist Daneggers angebliches Motiv?

Dass er sich im Dienst zurückgesetzt fühlte!»

«Was passt Ihnen daran nicht?»

«Würde jeder, der sich in seinem Job zurückgesetzt fühlt, seinen Vorgesetzten erschießen, hätten wir in den Büros und Fabrikhallen dieser Welt mehr Leichen als Lebendige.»

«Nicht jeder hat eine Pistole zur Verfügung und nicht jeder hat einen psychischen Blackout.»

«Und Danegger soll so durchgeknallt sein, dass er gleich die Frau des Kommandanten mit um die Ecke brachte?»

«Sie war ihm wohl einfach im Weg.»

Indem er sich naiv stellte, wollte Alexander herausfinden, was Elena dachte, und vielleicht der Wahrheit ein Stück näher kommen.

«Aber Juliette Rosin hatte  
Danegger nichts getan»,  
wandte Elena ein.

«Vielleicht wollte er schlicht  
eine Zeugin beseitigen.»

«Wozu, wenn er sich gleich  
darauf selbst die Kugel gab?»

«Dann war es eben eine  
Affekthandlung. Danegger  
war nicht Herr seiner Sinne.»

«Was das bewusste  
Beseitigen einer Zeugin

ausschließt», trumpfte Elena auf. «Aber es sieht auch nicht nach einer Affekthandlung aus. Er musste Ihre Tante bis ins Wohnzimmer verfolgen, um sie zu töten. Erst als das erledigt war, hat er sich selbst umgebracht. Wenn wirklich sein Zwist mit Ihrem Onkel der Auslöser des Mordes gewesen wäre, hätte Danegger mit Oberst Rosins Tod zufrieden sein müssen.»

«Vielleicht hat er alle gehasst, die den Namen Rosin trugen.»

«Weshalb hat er dann Sie verschont, Alexander? Sie wissen keine Antwort? Die ergibt sich, wenn man unterstellt, dass Danegger nicht Täter, sondern selbst Opfer ist. Ein Sündenbock, hingeschlachtet, um den oder die wahren Schuldigen zu decken.

Vielleicht geht es tatsächlich um die Familie Rosin, nicht nur um den Oberst. Dann wird der Tod der Frau verständlich und auch der Anschlag auf Ihr Leben.»

«Von welchem Anschlag ...»

«Spielen Sie nicht den Scheinheiligen, Alexander!»

Elena war jetzt richtig in Fahrt. «Haben Sie wirklich nicht daran gedacht, dass die beiden Killer auf der Piazza

Farnese es auf Sie und nicht auf den Commissario abgesehen haben könnten?»

«Doch, das habe ich», gestand Alexander. «Aber ich habe vergeblich nach einem Grund gesucht.»

«Vielleicht reicht Ihrem Feind, dass Sie den Namen Rosin tragen. Immerhin, die Familie steht seit fünfhundert Jahren im Dienst des Heiligen Stuhls. Könnte sie



sich in dieser langen Zeit nicht Feinde geschaffen haben, Todfeinde?»

«Die sich an den Nachkommen rächen? Glauben Sie das allen Ernstes?» Alexander starrte Elena ungläubig an. «Das klingt nach dem alttestamentarischen Gott, der Rache übt bis ins dritte und vierte Glied.»

«Vielleicht geht es gar nicht

um Rache.»

«Sondern?»

«Hassen und töten kann man auf vielerlei Weise, aber in den Motiven gibt es nur wenige Variationen. Was treibt einen Menschen zum Äußersten? Habgier, Furcht, Eifersucht.»

«Ich bin nicht reich und bin mir auch nicht bewusst, für irgendjemanden eine Gefahr

darzustellen.»

«Sie sind ein gut aussehender Mann», sagte Elena mit einem hintergründigen Lächeln. «Wie wär's mit dem Motiv der Eifersucht?»

Vielleicht zögerte er ein wenig zu lange mit seiner Antwort:

«Ich wüsste nicht, wer dazu einen Grund haben sollte.»

In gewisser Hinsicht stimmte

das auch, jedenfalls seit einigen Tagen. Er war erleichtert, dass Elena sein Zaudern nicht bemerkt hatte.

«Dann muss es doch etwas sein, das mit Ihrer Familie und deren Geschichte zusammenhängt. Rom ist voller Geheimnisse, geschickt verborgen hinter dem Offensichtlichen. So wie dieser friedliche Platz mit seinen kunstvollen

Ausschmückungen Missgunst  
und Eifersucht nur  
unzulänglich verdeckt.»

«Sie werden kryptisch,  
Elena.»

Sie zeigte quer über den Platz  
zur anderen Seite. «Sehen Sie  
sich doch nur den  
Vierströmebrunnen und  
dahinter die Kirche der  
heiligen Agnes an. Kann es  
ein schöneres Beispiel für die  
offensichtlichen Geheimnisse

geben? Die beiden Bauwerke sind Symbole des römischen Barock und zugleich des unerbittlichen Wettstreits seiner beiden hervorragendsten Architekten.

Francesco Borromini, der eine unüberwindliche Abneigung gegen gerade Linien hegte, entwarf die Kirche mit der konkaven Fassade. Zu seiner Zeit, da

das Ausnutzen des Raumes zur Maxime erhoben war, eine geometrische Revolution. Die zahlreichen Spötter, zu denen auch sein Konkurrent Giovanni Lorenzo Bernini gehörte, ein entschiedener Verfechter der klaren Komposition, befürchteten, die Kirche könnte jeden Augenblick einstürzen. Sehen Sie sich Berninis Brunnen direkt vor der Kirche gut an. Die

Statuen, die sich um den Obelisk ranken, verkörpern die Flussgötter der größten Ströme der vier damals bekannten Kontinente: Donau, Ganges, Nil und Rio de la Plata.

Der Gott des Nils hat sein Haupt verhüllt.»

«Darüber habe ich gelesen», warf Alexander ein. «Bernini hat die Figur so dargestellt, weil die Quellen des Nils zu



seiner Zeit noch nicht bekannt waren.»

«Das ist die eine Version.»  
Elena lächelte hintergründig.  
«Man sagt aber auch, der Nilgott verhülle sein Antlitz, weil er Borrominis schlimme Konstruktionsfehler und Stilbrüche in Sant'Agnese nicht ertragen könne. Und sehen Sie, wie der Gott des Rio de la Plata abwehrend seine Hand erhebt? Es heißt,

er wolle den Einsturz der Kirche verhindern. Borromini wiederum soll die Statue der heiligen Agnes an den rechten Glockenturm gestellt haben, um zu beweisen, wie fest sein Bauwerk steht.»

«Der Lauf der Jahrhunderte hat ihn bestätigt.»

Ohne auf Alexanders Bemerkung einzugehen, fuhr Elena fort:

«Und warum dieser Zweikampf? Haben Bernini und Borromini einander wirklich so sehr gehasst, dass ein Bauwerk das andere befiehlt? Wenn ja, welche Geheimnisse mögen noch in ihren Werken stecken? Rom ist voll von solchen Geschichten und verborgenen Rätseln, die auf den ersten Blick nur amüsant scheinen, dann aber, wenn man tiefer in sie eindringt, Gefahr und

Schrecken verströmen.»

«Gefahr und Schrecken  
verströmen in meinen Augen  
eher skrupellose Killer, die  
mit überdimensionalen  
Schrotflinten rumballern.»

«Das eine schließt das andere  
nicht aus. Die Vergangenheit  
hinterlässt der Gegenwart  
mehr als nur toten Stein, als  
Brunnen und Kirchen.»

Mit einer ausholenden

Armbewegung zeigte Alexander über die ganze Piazza. «Woher wissen Sie das alles, Elena? Haben Sie Architektur studiert?»

«Nein, Sprachen. Aber ich interessiere mich für den Ort, an dem ich lebe. Wie soll der Mensch sonst eine Heimat bekommen?» Sie sprach das Wort «Heimat» mit einem seltsam sehnsüchtigen, traurigen Unterton aus.

Bevor Alexander sie danach fragen konnte, lenkte ihn ein lautes Räuspern des Kellners ab. Der Mann bedachte ihren Tisch mit den schon längere Zeit leeren Gläsern mit vorwurfsvollen Blicken.

Auch Elena hatte das bemerkt. «Tun wir ihm den Gefallen?

Das Eis hier ist sehr gut, um nicht zu sagen, fantastisch.»

Alexander nickte und sie bestellten zwei große Eisbecher.

«Ich habe durch Sie einiges über diesen Platz gelernt, über Bernini und Borromini. Aber was hat das mit mir zu tun, mit dem Heiligen Vater und mit Marcel Danegger?»

«Um das zu erfahren, müssen wir hinter das Geheimnis Ihrer Familie kommen.»

«Es gibt kein Geheimnis. Die Rosins sind eine alte Soldaten-und Reisläuferfamilie. Sie haben ihren Herren treu gedient und sind immer mehr oder minder gut damit gefahren. Auch hatten sie nie viel zu sagen. Mein Vater und mein Onkel waren die ersten Rosins, die zu Kommandanten der Garde ernannt wurden.»



«Ja, Ihr Vater. Auch er ist keines natürlichen Todes gestorben, nicht wahr?»

«Sie haben gut recherchiert.»

«Mein Job.» Elena schenkte dem Kellner, der das Eis brachte, ein knappes Lächeln.

«Mein Vater ist bei einem Flugzeugabsturz über dem Ärmelkanal umgekommen. Die einmotorige Maschine stürzte ab und mit ihr die

beiden Insassen, der Pilot und Markus Rosin.»

«Weshalb saß Ihr Vater in der Maschine?»

Alexander lehnte sich zurück und erwiderte ihren forschenden Blick. «Ich muss Sie enttäuschen, wenn Sie an eine geheime Mission im Dienst des Vatikans denken. Er wollte einfach nur Urlaub machen, auf Guernsey, sich entspannen. Es war nicht das

erste Mal, dass er auf die Kanalinseln flog.»

«Seine Leiche ist nie gefunden worden, richtig?»

«Richtig. Die des Piloten ebenso wenig. Riechen Sie ein weiteres Geheimnis?»

«Alles, was nicht geklärt ist, birgt ein Geheimnis.»

«Ist das die Philosophie, mit der man Schlagzeilen zaubert, Elena?»

«Es ist die Philosophie, die Skandale aufdeckt und schon mehr als einen Big Boss in den Orkus gespült hat. Womit wir wieder bei Ihrem derzeitigen Boss wären, Papst Gardien. Sie haben mir noch nicht erzählt, warum Sie sich für seine Wunderheilungen interessieren.» Als sie sein Zögern bemerkte, fuhr sie fort: «Nur wenn wir offen zueinander sind, können wir

uns gegenseitig helfen.»

«Wenn ich Ihnen gegenüber  
offen bin, dann nur unter der  
Voraussetzung, dass es nicht  
morgen im *Messagero* steht.»

«Einverstanden.»

# «Ehrenwort?»

«Galaktisch großes  
Pfadfinderundklosterschülerin

«Auch ich habe die heilenden  
Kräfte Seiner Heiligkeit

schon gespürt», sagte Alexander leise. «Und das ist alles, was ich Ihnen darüber sagen darf. Jedes Wort mehr wäre der Bruch eines Ehrenworts, das ich meinerseits gegeben habe.»

«Wem?»

«Seiner Heiligkeit.»

«Puh», machte Elena und riss die Augen auf. «Und niemand weiß davon?»

«Niemand, obwohl man mich  
an höchster Stelle ausgefragt  
hat.»

«Wer hat Sie ausgefragt?»

«Der Staatssekretär.»

«Kardinal Musolino?»

«In Person.»

«Und Sie haben  
geschwiegen?»

«Selbstverständlich.»

«Und mir wollen Sie nicht

mehr über die Sache sagen?»

«Ich darf es nicht.»

«Sie sind sehr misstrauisch,  
Alexander.»

«Mein Job.»

Nur die Nacht, die Zeit der  
Wunder und Verwandlungen,  
schaffte es, die endlosen  
Autoschlangen, die sich träge  
durch Roms verstopfte  
Straßen quälten und mit ihren  
Abgasen das steinerne Erbe



von drei Jahrtausenden  
binnen weniger Jahrzehnte  
auffraßen, in romantisch  
glitzernde Lichterketten zu  
verzaubern. Während er am  
westlichen Kopf des Ponte  
Sisto stand und auf Raffaella  
Sini wartete, betrachtete er  
die dicht aneinander  
gereihten Lichtpunkte auf  
beiden Seiten des Tibers und  
fragte sich, wie viele der  
Menschen, die sich da  
mühsam Meter um Meter

vorankämpften, wirklich ein Ziel hatten.

Auch er war ziellos durch die Straßen und Gassen gegangen, nachdem er sich gegen sechs von Elena Vida getrennt hatte. Sie wollten in Kontakt bleiben und einander über alles unterrichten, was sie in Erfahrung brachten. Und was sie anderen mitteilen durften, schränkte Alexander insgeheim für sich

selbst ein, wissend, dass die Journalistin es nicht anders halten würde. Sie waren Zweckverbündete, keine Freunde. Letzteres hatte er sich, durchaus mit einigem Bedauern, noch einmal klargemacht.

Elena war ebenso gescheit wie attraktiv, aber wie konnte er ihr, einer Journalistin, vertrauen?

Sein scheinbar zielloser Weg

hatte ihn nach Trastevere  
geführt, in jenes alte Viertel,  
das wie der Vatikan jenseits  
des Tibers lag und in dem die  
engen, labyrinthischen  
Gassen das einfache Leben  
vergangener Jahrzehnte  
konserviert hatten.  
Verwitterte, pflanzen-  
umrankte Balkone und  
Wäscheleinen, die quer über  
die Gassen gespannt waren,  
beschworen die Bilder alter  
Kinomärchen herauf, und

unversehens hielt man  
Ausschau nach der jungen  
Sophia Loren oder nach der  
Lollobrigida. Und irgendwo  
über den schiefen Dächern  
schwebte der Geist von  
Fellini.

Erst als Alexander vor dem  
versteckten kleinen Hotel  
stand, mit dem die quälende  
Erinnerung an schöne  
Stunden verbunden war,  
Stunden, die noch nicht lange

vergangen und doch  
unendlich weit entfernt  
waren, begriff er, dass seine  
Wanderung keineswegs  
ziellos gewesen war. Hastig  
entfernte er sich von dem  
Hotel und verdrängte den  
Schmerz.

Irgendwann wurde er hungrig  
und suchte eines der vielen  
einfachen Lokale auf, in  
denen mehr Einheimische als  
Touristen speisten und in

denen man nicht dazu  
verdonnert war, zwei Gänge  
zuzüglich Vor- und  
Nachspeise zu ordern. Er  
bestellte eingelegte  
Auberginen und Spaghetti  
alla carbonara und trank nur  
Wasser, um für das Treffen  
mit Daneggers Freundin  
einen klaren Kopf zu  
bewahren.

Zehn Minuten vor der Zeit  
war er am Ponte Sisto

eingetroffen.

Das war jetzt eine halbe Stunde her, und noch immer gab es keine Spur von Raffaella Sini. Allmählich fürchtete er, dass sie es sich vielleicht anders überlegt und ihn versetzt hatte. Jedes Mal, wenn sich ein Schatten aus dem Gerüstgewirr der Fußgängerbrücke löste, blickte Alexander ihm neugierig entgegen, und jedes



Mal wurde er enttäuscht. Die alte Brücke, die Trastevere mit dem römischen Zentrum verband, war gänzlich eingerüstet; sie sollte renoviert, die Bausubstanz erhalten werden. Bis hinunter ins Wasser reichte das Konglomerat aus metallenen Pfeilern, Verstrebungen, Leitern und Trittgittern.

Als Alexander zum Tiber hinuntersah, fiel ihm ein

seltsamer Gegenstand auf,  
der knapp über dem Fluss am  
Gerüst hing. Eine Art Pendel,  
das in unregelmäßigem Takt  
hin und her schlug und dabei  
mit dem unteren Ende durchs  
Wasser strich. Etwa so groß  
wie ein Mensch. Das Licht  
der zigtausend Lampen, die  
Rom nächtlichen Glanz  
verliehen, drang kaum bis in  
den Schatten der Brücke vor.  
Alexander war kein  
Fachmann für die

Renovierung alter Brücken,  
doch er konnte sich beim  
besten Willen nicht  
vorstellen, wozu dieser  
Gegenstand dienen sollte.

Eine unheilvolle Ahnung  
erfasste ihn, und er ging eilig  
zum Ufer hinunter, bis das  
Wasser um seine Schuhe  
plätscherte. Von hier sah er  
den eigenartigen Gegenstand  
genauer, und seine Ahnung  
wurde zur schrecklichen

Gewissheit.

Er kletterte auf das Gerüst, der Brückenmitte entgegen. Sein Herz klopfte, sein Atem ging schneller. Vielleicht konnte er noch etwas ausrichten, wenn er nur schnell genug war. Die rauen Kanten der Verstrebungen fügten seinen Händen mehrere Schnittwunden zu. Er achtete nicht darauf. Nur an zwei Dinge dachte er:

daran, den Halt nicht zu verlieren, und an das Pendel, das kein Pendel war.

Jetzt, da er es fast erreicht hatte, sah er es deutlich. Zwei Füße strichen immer wieder durch das Tiberwasser, der eine beschuht, der andere nur mit einem dunklen Strumpf bekleidet.

Darüber ein Körper in einem einfachen, weit geschnittenen Kleid. Zwei Arme, die

kraftlos an den Seiten hingen. Leblos wie der Kopf mit dem blonden Haar, das lang und wirr auf die Schultern fiel. Ein paar Strähnen kräuselten sich in dem schmalen Gesicht. Die Augen, die Alexander am frühen Nachmittag im Magazin so ängstlich angesehen hatten, blickten starr auf den Fluss. Um Raffaella Sinis Hals lag ein dicker Strick, dessen anderes Ende etwa einen

Meter über ihr an einer Gerüstverstrebung verknotet war.

Vorsichtig, als könne er ihr schaden, streckte Alexander eine Hand nach Raffaelas Gesicht aus. Die Haut war noch warm, aber Mund und Nase entströmte nicht der leiseste Atemhauch. Die Gegenwart des Todes zog ihn in ihren Bann, ließ ihn alles um sich her vergessen. Er sah

die toten Gesichter von  
Heinrich und Juliette vor  
sich, und die Bilder seines  
stets wiederkehrenden  
Albtraums suchten ihn heim:  
das abstürzende Flugzeug,  
das endlose Wasser,  
Explosion und Vernichtung.

Er nahm das lauter werdende  
Motorengeräusch nur  
unterschwellig wahr. Erst die  
elektronisch verstärkte  
Stimme riss ihn aus den



Klauen des Todes: «Polizei!  
Springen Sie ins Boot!  
Machen Sie sonst keine  
Bewegung oder wir  
schießen!»

Zwei blauweiße Polizeiboote  
schwammen auf dem Tiber,  
ein größeres vor der Brücke,  
ein kleineres mit  
Außenbordmotor und  
stumpfen, leicht aufwärts  
gebogenem Bug direkt unter  
ihr, unter Alexander und der

Toten. Der Uniformierte mit dem Megaphon hockte in dem kleinen Boot, neben ihm zwei Kollegen. Einer hielt eine Automatik und der zweite eine MP

auf Alexander gerichtet.

«Springen Sie!», wiederholte der Polizist, den er auch ohne Megaphon deutlich verstanden hätte. Vielleicht benutzte der Mann den Verstärker nur, damit seine

Kollegen auf dem größeren Boot hörten, was vor sich ging.

Langsam löste Alexander die Hände vom Gerüst und ließ sich fallen. Er landete in dem kleinen Polizeiboot. Seine Hände wurden unsanft nach hinten gerissen. Handschellen schlossen sich mit leisem Klicken um seine Handgelenke.

Der Mann mit dem

Megaphon drehte sich zu dem großen Polizeiboot um und meldete: «Doppeltreffer! Wir haben an der Brücke eine Leiche und den Mörder gleich dazu.»

*Freitag, 8. Mai*

Er hatte jedes Zeitgefühl verloren. Es war früh am Morgen, so viel war gewiss, mehr aber auch nicht. War die Sonne schon aufgegangen über Rom? Die fensterlose Zelle wurde von einer gittergeschützten Neonröhre erleuchtet. Alexander lag auf der schmalen Pritsche, dem

einzigem  
Einrichtungsgegenstand  
überhaupt, und starrte in  
einer reflexartigen Bewegung  
immer wieder auf sein linkes  
Handgelenk. Doch die Uhr  
hatte man ihm schon auf der  
Tiberinsel abgenommen,  
genauso wie Geld, Papiere  
und seinen Gürtel. Als  
befürchteten die Polizisten,  
ihr vermeintlicher Mörder  
könnte es seinem Opfer  
gleich tun.

Irgendwann nach Mitternacht hatte ein Polizeitransporter Alexander von der Wache auf der Tiberinsel zum Quirinal gebracht. Zumindest vermutete er, dass er hier im Polizeihauptquartier war. Der Aufbau des Gefangenentransporters hatte kein Fenster gehabt und am Ziel in einer Tiefgarage gehalten. Mehr als Vermutungen anstellen und warten konnte Alexander

nicht.

Hin und wieder schloss er die Augen, um das Neonlicht und die trostlose Ödnis der kleinen Zelle auszublenden. Doch die geschlossenen Augen sahen weitaus Schlimmeres: die tote Raffaella Sini, die unter dem Brückengerüst baumelte wie ein von den Arbeitern vergessenes Werkzeug. Nur ihre Augen schienen nicht



tot, warfen ihm anklagende Blicke zu.

Nach endlosem Liegen und Warten wurde die schwere Stahltür schließlich geöffnet, und Alexander sah sich drei Männern gegenüber. Zwei waren uniformiert, der dritte trug Zivil, einen zerknitterten beigefarbenen Anzug. Sein Kinn und seine Wangen waren stoppelig, er sah übernächtigt aus und genervt,

weil er hier Dienst schieben musste, statt daheim im warmen Bett zu liegen.

«Signor Rosin, folgen Sie mir.» Auch seine Stimme klang müde, leidenschaftslos.

«Wer sind Sie?»

«Commissario Bazzini. Ich leite die Untersuchung in diesem Fall.»

«Wohin bringen Sie mich?»

«Wenn Sie mitkommen,  
sehen Sie es.»

Vorsichtig trat Alexander aus der Zelle und wartete vergeblich darauf, dass man ihm Handschellen anlegte. Die beiden Uniformierten in seinem Rücken schienen sich ihrer Sache sicher. Er folgte dem Commissario zu einem Lift und musste unterwegs seine Jeans hochziehen. Jetzt hätte er den Gürtel, den er im

Magazin gekauft hatte, gut gebrauchen können.

Es ging aufwärts, in den dritten Stock, und dort in ein verräuchertes Büro, in dem Commissario Stelvio Donati saß, einen halb aufgerauchten Zigarillo im Mundwinkel. Das linke Bein stand in einem unnatürlichen Winkel von seinem Körper ab. Er begrüßte den Schweizer mit einem knappen Nicken.

Zartes Morgenrosa, das durch die schlierige Fensterscheibe schimmerte, fiel auf den massigen Quader des Palazzo delle Esposizioni, in dem wechselnde

Kunstaussstellungen gezeigt wurden. Alexander hatte richtig vermutet, er befand sich im Hauptquartier der römischen Polizei.

Die beiden Uniformierten blieben an der Tür stehen.

Bazzini bot Alexander einen Stuhl an, hockte sich auf die Schreibtischkante und fragte: «Haben Sie das Mädchen am Ponte Sisto umgebracht?»

«Vielleicht bin ich schuld an Raffaella Sinis Tod, aber ich habe nicht Hand an sie gelegt.»

«Sie kannten die Kleine also?»

«Ich hatte mich mit ihr am

Ponte Sisto verabredet. Als ich ankam, muss sie schon unter der Brücke gehangen haben.»

«Glück für Sie, dass Sie dafür einen Zeugen haben.» Bazzini brachte das reichlich übellaunig hervor.

Alexanders fragender Blick huschte zwischen den beiden Kommissaren hin und her. «Wer ist der Zeuge?»

Bazzini wandte sich zur Tür.  
«Bringen Sie die beiden  
rein.»

Einer der Uniformierten  
verließ das Büro und kehrte  
kurz darauf in der Begleitung  
eines Mannes und einer Frau  
zurück.

Der große kräftige Mann war  
Alexander unbekannt, die  
Frau, die einen gestreiften  
Blazer und schwarze Jeans  
trug, nicht.



«Sie sind meine Zeugin?», fragte Alexander und starrte sie verblüfft an.

«Nein, er», sagte Elena Vida und zeigte auf ihren Begleiter.

Der trug das dunkle Haar in einer offenen Lockenmähne, die ihn wie den Helden aus einem alten Sandalenfilm aussehen ließ.

Mit seinem kräftigen

Körperbau und dem breiten, unbewegten Gesicht erinnerte er Alexander an Victor Mature in *Samson und Delilah*.

«Spartaco Negro, ein Mitarbeiter von mir.»

«Ich kenne Signor Negro nicht und weiß nicht, wie er meine Unschuld bezeugen kann.»

«Ich habe Sie beobachtet»,

sagte Negro mit volltönender Stimme.

«Wann?»

«Den ganzen Nachmittag und Abend, von der Piazza Navona bis zum Ponte Sisto.»

«Was? Warum?»

«Auftrag von Elena.»

Nach drei Sekunden des Verdauens sprang Alexander

auf und fuhr die Journalistin an: «Sie haben mir nachspioniert? Sie trauen mir wohl nicht!»

Sie blieb ruhig. «Ich traue Ihnen so weit, wie Sie mir vertrauen, Alexander. Von Ihrer Verabredung mit dem Mädchen haben Sie mir nichts erzählt. Im Übrigen sollten Sie froh sein, dass ich misstrauisch war. Ohne Spartacos Aussage stünden

Sie                    jetzt                    unter  
Mordverdacht.»

«Die Zeit in der Zelle hat mir  
gereicht. Wieso hat es  
überhaupt so lange  
gedauert?»

«Signorina Vida und Signor  
Negro haben sich erst  
kürzlich bei Commissario  
Donati gemeldet», erklärte  
Bazzini gereizt. Auch er  
schien über den Ablauf der  
Dinge wenig erfreut.

«Elena hatte mich beauftragt, also musste ich ihr erst berichten», sagte Negro.

«Und ich habe beschlossen, mich an Commissario Donati zu wenden», fügte Elena hinzu. «Weil ich wusste, dass Sie mit ihm bekannt sind, Alexander.»

«Sehr fürsorglich», brummte Bazzini. «Nur gut, dass Signor Rosin einen Bekannten bei der römischen

Polizei und nicht bei der in Peking hat. Sonst hätten wir noch ein paar Tage auf Signor Negros Aussage warten dürfen. Apropos Aussage, haben Sie die zu Protokoll gegeben?» Er starrte Negro an.

«Ist gerade geschehen, Signor Commissario.»

«Dann können Sie und Ihre fürsorgliche Auftraggeberin jetzt gehen.»

Elena trat einen Schritt vor und funkelte Bazzini an. «Aber ich möchte hören, was Alexander zu sagen hat.»

«Ja, selbstverständlich doch, Signorina.» Bazzini stand auf und bedachte sie mit einem falschen Lächeln. «Ist Ihnen dieses Büro genehm oder wünschen Sie für das Verhör eine Suite im Hassler? Vielleicht möchten Sie auch, dass wir das Fernsehen



informieren, damit die  
Weltöffentlichkeit die  
Vernehmung live erleben  
kann?»

Elena ließ sich nicht  
provozieren. «Ich sehe  
keinen Grund für Ihre  
Häme.»

«Ich auch nicht mehr, sobald  
Sie und Ihr Freund mein  
Büro verlassen haben. Buon  
giorno!»

Auf seinen Wink hin  
geleiteten die beiden  
uniformierten Polizisten  
Elena und Negro hinaus.  
Elenas letzter Blick galt  
Alexander. Täuschte er sich  
oder las er Besorgnis darin?

Bazzini wandte sich zu ihm  
um. «*Jetzt* können Sie  
loslegen, Signor Rosin. Was  
wollten Sie von der Toten?»

«Ich wollte nur etwas von der  
lebenden Raffaella Sini. Sie

war die Freundin von Marcel Danegger.»

«Wer ist das?»

«Der Mann, der erst Signor Rosins Onkel und Tante und dann sich selbst erschossen hat, wenn der Bericht aus dem Vatikan stimmt.» Zum ersten Mal ergriff Donati das Wort.

Bazzini nickte. «Die Freundin des Mannes also,

der Ihre Angehörigen ermordet hat. Was zur Hölle wollten Sie von ihr, Rosin?»

«Ich wollte mit ihr sprechen, um zu verstehen, warum Danegger das getan hat.»

«Warum schon?» Bazzini setzte sich wieder auf den Schreibtisch. «Dienstliche Gründe, sagt man.»

«Sagt man, eben. Ich wollte es genauer wissen.»

«Und deshalb haben Sie sich zu später Stunde an einem so romantischen Ort mit der Kleinen verabredet?»

«Sie hat Ort und Zeit vorgeschlagen», erwiderte Alexander und berichtete von ihrem Zusammentreffen im Magazin. «Ich weiß nicht, was sie in Trastevere zu tun hatte.»

«Wir wissen es auch noch nicht», warf Donati ein.

«Gewohnt hat sie bei den Weißen Tauben an der Via Appia. Doch dort konnte man uns nicht weiterhelfen.»

«Was nun wieder für Tauben?», seufzte Alexander.

«Eine Art Orden von Laienschwestern oder wie immer man das nennt.» Bazzini grinste. «Hört sich an wie ein Heim für gefallene Mädchen, ist aber eins für Waisenkinder. Da wir gerade

bei Mädchen sind: Wieso hat  
Signorina Vida Sie  
beschatten lassen?

Warum haben Sie sich auf  
der Piazza Navona  
getroffen?»

«Darüber möchte ich nicht  
reden.»

Ein Zucken lief durch  
Bazzinis ganzen Körper. «Sie  
sollten ein wenig  
kooperativer sein, Signor

Rosin! Bis vor kurzem  
standen Sie noch unter  
Mordverdacht.»

«Bis vor kurzem, Sie sagen  
es, Commissario.»

«Seien Sie nicht zu  
selbstsicher. Dieser Negro  
kommt mir reichlich  
spanisch vor. Wenn seine  
Aussage sich als wacklig  
erweist, sind Sie ruck, zuck  
wieder Verdächtiger  
Nummer eins.»



«Bis dahin hätte ich gern meine Briefftasche, meine Uhr und vor allen Dingen meinen Gürtel zurück.»

Bazzini schien ihn nicht gehört zu haben. «Wenn Sie das Mädchen nicht ermordet haben, wer war es dann?»

«Das herauszufinden ist Ihr Job.»

«Vielleicht war es Selbstmord», sagte Donati,

allerdings in einem Tonfall, als glaube er selbst nicht daran.

Bazzinis Gesicht hellte sich plötzlich auf und er grinste Alexander verschlagen an. «Fragen wir doch Dr. Gearroni!»

Dr. Gearroni war eine kleine Frau in den Fünfzigern, ihr Reich war die gerichtsmedizinische Abteilung im Keller des

großen Polizeigebäudes, von  
den Polizisten schlicht  
«Leichenkeller»

genannt. Anfangs, als Donati,  
Bazzini und er im Lift nach  
unten fuhren, hatte Alexander  
geglaubt, der verärgerte  
Commissario wolle ihn  
wieder in die Zelle sperren.  
Tatsächlich suchten sie den  
Gefängnistrakt auf, doch nur,  
damit Alexander seine  
Sachen zurückerhielt. Als es

dann in den Leichenkeller ging, war er zunächst verwundert, dass er, der nicht zur Polizei gehörte, mitkommen durfte. Aber als er vor Raffaella Sinis Leichnam stand und auf Bazzinis Gesicht erneut jenes Grinsen sah, wusste er, dass dies zur Taktik des Polizisten gehörte. Der Anblick der Toten sollte ihn weich klopfen. Es war ein Anblick, auf den er gern verzichtet

hätte.

In obszöner Nacktheit lag die Tote auf dem Untersuchungstisch aus rostfreiem Edelstahl, der zu Füßen der Leiche in ein großes Spülbecken überging. Alexander hatte die Vision, dass der letzte Rest Leben, der möglicherweise noch in Raffaella steckte, in diesen Abfluss sickerte. Aber das war natürlich Unsinn. Da gab

es keinen Rest; sie war tot.

Dr. Gearroni blickte ihnen  
erstaunt entgegen. Ihre  
behandelschuhte Linke fuhr  
zum Gesicht und streifte den  
Mundschutz ab.

Sie stand am Kopf der Toten  
und hielt eine kleine  
elektrische Säge in der  
Rechten.

«Also wirklich, Bazzini, ein  
wenig Zeit müssen Sie mir

schon lassen, um meinen Bericht anzufertigen! Sie verwechseln Nachtarbeit mit Hexerei. Ich wollte gerade das Schädeldach öffnen und nach Blutungen in der Gehirnhöhle sehen.»

Bazzini zeigte auf den Leichnam und erwiderte in ebenso vorwurfsvollem Ton: «Sie haben sie ja noch nicht mal angeschnitten, Dottoressa! Dabei haben Sie

die Kleine schon seit ein paar Stunden.»

Die Frau im grünen Pathologenkittel legte den Kopf in den Nacken und reckte angriffslustig das Kinn vor. «Commissario, Ihre Leiche ist nicht die einzige in dieser Nacht, und sie ist nicht mit einem Prioritätsvermerk versehen.»

«Dann sind wir umsonst heruntergekommen», grunzte



Bazzini.

«Natürlich können Sie uns noch nichts darüber sagen, ob das Mädchen umgebracht wurde oder Selbstmord begangen hat.»

«Natürlich *kann* ich das!», versetzte Dr. Gearroni und jedes Wort hallte wie ein Peitschenschlag durch den Leichenkeller.

«Auch wenn es nicht meine

Aufgabe ist zu präjudizieren,  
lässt sich doch nach der  
äußeren Untersuchung der  
Toten schon sagen, dass sie  
durch Fremdeinwirkung  
gestorben ist.»

«Warum wollen Sie Raffaella  
dann noch aufschneiden?»,  
entfuhr es Alexander, und ein  
Schauer überfiel ihn bei dem  
Gedanken, wie die  
Elektrosäge sich durch die  
Schädeldecke fraß.

«Zur Verifikation natürlich.»  
Irritiert blickte Dr. Gearroni  
erst ihn und dann Bazzini an.  
«Wer ist das überhaupt?»

«Der Mörder.» Als die  
Pathologin ihre Augen noch  
weiter aufriss, setzte Bazzini  
hinzu: «Der ursprünglich als  
Mörder Verdächtige, der  
jetzt durch eine  
Zeugenaussage entlastet ist.»

Nur mühsam verschluckte er  
ein «Leider».

Donati trat an den Untersuchungstisch.

«Erläutern Sie uns bitte Ihre bisherigen Erkenntnisse, Dottoressa.»

Die Pathologin legte die Säge neben die Waage auf den langen Tisch am Kopf der Toten und zeigte auf Raffaella Sinis Hals.

«Den Fotos vom Fundort der Leiche und den Beschreibungen des Fundorts

zufolge hat die Tote, berechnet vom Fixpunkt des Seils, einen Fallweg von ziemlich genau eineinhalb Metern zurückgelegt. Von den dafür typischen Verletzungen im Halswirbelbereich fehlt aber jede Spur. Bänder, Muskeln und Knochen sind unversehrt. Folglich hat die Frau sich nicht erhängt.»

«Also ist sie nicht an dem

Strick unter der Brücke  
gestorben», schlussfolgerte  
Bazzini.

«Aber ja! Jedenfalls deutet  
alles daraufhin.»

«Gerade eben haben Sie das  
Gegenteil behauptet,  
Dottoressa.»

«Habe ich nicht! Ich sagte  
nur, sie hat sich nicht  
erhängt.

Vielmehr ist sie erhängt

worden, wenn ich nicht vollkommen irre, und das habe ich noch nie getan. Sehen Sie nur diesen doppelten Eindruck rings um den Hals. Die typische Spur eines Seils, das jemandem über den Kopf gestreift und dann gezogen wird. Sie ist vermutlich erst danach an die Brücke gehängt worden. Um sicherzugehen, dass sie auch wirklich tot war, hat der Täter kräftig an ihren Füßen

gezogen. Man sieht die Druckmale hier an den Fußgelenken.»

«Wer das getan hat, muss in einem Boot gestanden haben», überlegte Donati. «Mit diesem Boot hat man die Tote oder Bewusstlose wohl zu der Stelle gebracht, an der Signor Rosin sie gefunden hat. Für eine Selbstmörderin ohnehin ein recht absurder Ort.»



«Aber warum der Umstand, wenn ein Selbstmord vorgetäuscht werden sollte?», fragte Alexander.

«Vielleicht war das gar nicht beabsichtigt», antwortete Donati.

«Der Mörder könnte damit gerechnet haben, dass Sie an der Brücke nach Signorina Sini suchen und die Tote entdecken. Und damit, dass man Sie für den Mörder

hält.»

«Diese Fragen müssen Sie klären.» Dr. Gearroni sah ihn ungnädig an. Offenbar fühlte sie sich in ihrem Vortrag gestört.

«Kommen wir noch einmal zu dem Seil zurück. Als es ihr übergestreift wurde, muss sie sich gewehrt haben, darauf weisen diese Hautabschürfungen im Bereich der Wangenknochen

hin.

Was ich nicht verstehe, sind die starken Eindrücke an den Oberschenkeln, die allerdings älter sind und somit wohl bedeutungslos für unseren Fall.»

«Diese Male an Raffaella Sinis Oberschenkeln – sie stammen von Bußgürteln», sagte Alexander, als er neben Stelvio Donati in dessen Fiat saß. Der Wagen war repariert

und wies keine Spuren des fehlgeschlagenen Schrotattentats mehr auf. Alexander hatte das Angebot des Polizisten, ihn zum Vatikan zu fahren, gern angenommen. Auch weil er mit Donati unter vier Augen sprechen wollte. «Raffaela Sini muss sehr fromm gewesen sein.»

«Woher wissen Sie das?» Der Commissario warf ihm nur

einen kurzen Blick zu und sah dann wieder nach vorn. Obwohl es noch früh am Morgen war, herrschte auf der Via Nazionale schon reger Verkehr.

«Der Leichnam meines Onkels wies ähnliche Spuren auf, allerdings im Hüftbereich.»

«Und warum haben Sie das vorhin im Leichenkeller nicht erwähnt?»

«Hätte ich die Sache mit meinem Onkel vor Bazzini und Dr. Gearroni ausbreiten sollen?»

«Und zu mir haben Sie mehr Vertrauen?»

«Ich glaube, für Sie ist Raffaella Sini nicht bloß eine Akte, die Sie möglichst schnell schließen wollen.»

«Sie ist nicht mein Mordfall, wenn Sie das meinen.»

«Nein, das meinte ich nicht. Sie sind ein Mensch, der sich um andere Menschen sorgt.»

«Warum glauben Sie das?»

«Weil Sie hier sind.»

«Ich stehe in Ihrer Schuld, schon vergessen? Sie haben mir das Leben gerettet.»

«Inzwischen neige ich mehr zu der Annahme, dass Ihr Leben erst durch meine Anwesenheit gefährdet war.»

Der Fiat stand vor einer roten Ampel, und Donati sah Alexander an. «Um ehrlich zu sein, der Gedanke ist mir auch schon gekommen. Ich habe überlegt, ob es einen Zusammenhang zwischen dem Anschlag und den beiden Mordfällen geben könnte.» Die Ampel sprang auf Grün, und der Wagen rollte an.

Donati sah wieder auf die



Straße. «Ihre Beobachtungen mit dem Bußgürtel erhärten diesen Verdacht natürlich. Können Sie mir wirklich nicht mehr über die Tote verraten, Alexander?»

«Ich weiß nur, dass sie wahnsinnige Angst hatte. Aber vor was oder wem – keine Ahnung. Vielleicht hätte sie es mir am Ponte Sisto gesagt.»

«Was ist mit der

Journalistin?»

«Sie steht dem Untersuchungsbericht, den der Vatikan zum Mordfall Rosin/Danegger herausgegeben hat, ebenso skeptisch gegenüber wie ich. Wir wollten uns bei unseren Nachforschungen gegenseitig unterstützen.»

«Nachforschungen?», sagte Donati und betonte jede Silbe.

«Seien Sie bloß vorsichtig und lassen Sie sich den Tod des Mädchens eine Warnung sein! Für Ermittlungen ist die römische Polizei zuständig.»

«Nicht im Vatikan.»

Feldweibel Marc Tanner vom Romandgeschwader war Wachhabender am Sant'Anna-Tor. Dass er Alexander augenblicklich zu Oberstleutnant von Gunten schickte, war nicht

verwunderlich. Der  
Feldweibel konnte gar nicht  
anders: Erstens hatte  
Alexander die Ausgangszeit  
gleich um mehrere Stunden  
überschritten, zweitens war  
er in einen Mordfall  
verwickelt. Alle polizeilichen  
Vorkommnisse, an denen  
Schweizergardisten beteiligt  
waren, wurden dem  
Gardekommando gemeldet.

Da Alexander unschuldig

eingesperrt gewesen war, konnte der Oberstleutnant ihm das Überschreiten der Ausgangszeit nicht vorwerfen. Aber dass er sich mit Daneggers Freundin verabredet hatte, schien von Gunten nicht zu schmecken.

«Der Fall ist abgeschlossen, ganz offiziell!», bellte der kommissarische Gardekommandant. «Das gilt auch für Sie, Adjutant Rosin!

Haben Sie verstanden?»

«Der Gardeadjutant Rosin hat Sie verstanden, Herr Oberstleutnant.»

Misstrauisch blickte von Gunten aus seinem Stuhl zu ihm auf.

«Warum drücken Sie sich so gedrechselt aus? Was wollen Sie damit sagen, Rosin?»

«Als Adjutant der Garde betrachte ich den Fall als

offiziell abgeschlossen.»

«Ah ja. Und als  
Privatmann?»

«Bei allem Respekt, Herr  
Oberstleutnant, aber das geht  
Sie nichts an.»

Das gefährliche Funkeln in  
von Guntens Augen  
verschwand nach wenigen  
Sekunden, und er sagte nur:  
«Gehen Sie an Ihren Dienst,  
Adjutant Rosin.»

Als Alexander das Büro verließ, wusste er, dass er von Gunten provoziert hatte. Und genau das war seine Absicht gewesen.

Nachts träumte Alexander von Elena Vida. Sie war nackt und zog ihn in ihre Arme. Er ließ es willig geschehen, wollte die Wärme und Süße ihres schönen Körpers genießen.

Aber er fröstelte bei der



Berührung. Ihre Haut war kalt wie – der Tod. Und tot blickten die Augen der Frau, die auf einem blanken Metalltisch lag. Er schaute in die Augen von Raffaella Sini. Er sah die Würgemale an ihrem Hals und war überrascht, als die Tote die Arme ausstreckte und ihn fest an ihren Leib presste, an kaltes, lebloses Fleisch. Er wollte sich aus dem Griff befreien, doch der Druck

wurde immer stärker. Etwas stach in seine Haut wie die Dornen eines Bußgürtels. Er wollte schreien, konnte es aber nicht.

Sein Hals fühlte sich an wie mit einem Seil zugeschnürt.

Als er die Frau wieder ansah, hatte ihr Gesicht sich abermals verändert. Jetzt war es das der Geliebten, die er verloren hatte.

Verloren auf immer und  
ewig. Denn auch ihre Augen  
waren tot.

*Sonntag, 10. Mai*

Leise und dumpf war in der Tiefgarage das Glockengeläut aus einer der vielen vatikanischen Kirchen oder Kapellen zu hören.

Alexanders Schritte auf dem Betonbelag hallten laut von den Wänden wider. Es war noch früh am Morgen und die Garage menschenleer. Da es

Sonntag war, standen die schweren Maschinen der Bauarbeiter unbenutzt herum. Er sah hinter den Absperrgittern die Gruben, die zur Erweiterung der Garage ausgehoben worden waren. Die Luft hier unten war ein schweres, Übelkeit erregendes Gemisch aus Benzingeruch und aufgewirbeltem Staub.

Wegen der Absperrungen für

die Bauarbeiter standen die geparkten Fahrzeuge enger zusammen als gewöhnlich. Auf den meisten lag eine dicke Schmutzschicht. Die Kennzeichen begannen fast alle mit den Buchstaben SCV (*Stato della Città del Vaticano*, Staat der Vatikanstadt) – wenn es Dienstfahrzeuge des Vatikans waren – oder CV (*Città del Vaticano*, Vatikanstadt) – wenn es sich um

Privatfahrzeuge von  
Vatikanbürgern handelte. Die  
spottlustigen Römer hatten  
sich für das SCV längst eine  
andere Bedeutung überlegt:  
*se Cristo vedesse*, «wenn  
Christus das sähe». Und in  
Umdrehung der Buchstaben  
fügten sie hinzu: *vi  
cacciarebbe subito*, «verjagte  
er euch».

Der dunkelblaue Lancia mit  
dem Nummernschild CV-154

stand, reichlich verdreht wie von einer Geländefahrt, eingeklemmt zwischen einer Mercedes-Limousine und einem Betonpfeiler. Der Wagen hatte Heinrich und Juliette Rosin gehört. Sie hatten Alexander den Schlüssel gegeben und ihm erlaubt, den Wagen zu benutzen. Seit dem Tod der beiden stand das Fahrzeug, scheinbar vergessen, hier unten.



Alexander zog den  
Autoschlüssel aus einer  
Tasche seiner  
Wildlederjacke, öffnete die  
Hecktür und fand die Rolle  
Küchenpapier zwischen  
Starthilfekabel und  
Abschleppstange.

Unter Zuhilfenahme der  
Scheibenwaschanlage  
reinigte er die Scheiben, so  
gut es eben ging.

Als er einstieg, musste er an

Juliette denken, die den Wagen häufig benutzt hatte. Sie war immer montags bis donnerstags zum E.U.R.-Viertel gefahren, wo sie einen gut bezahlten Job bei einem Unternehmen für Software-Entwicklung gehabt hatte. Er meinte, noch einen Hauch ihres Parfüms zu riechen, und schloss die Augen. Für kurze Zeit war Juliette wieder am Leben. Der Traum verflog mit dem

blumigen Duft, den er bald nicht mehr wahrnahm, der wohl nichts als Einbildung gewesen war. Er startete den Motor und verließ die Tiefgarage und den Vatikan.

Seit Freitagmorgen hatte er weder von Stelvio Donati noch von Commissario Bazzini oder Elena Vida etwas gehört. Und er war darüber fast froh gewesen. Der Anblick von Raffaella

Sinis Leiche war ein Schock, den er noch immer nicht ganz überwunden hatte. Ihr Tod hatte ihn fast härter getroffen als der von Heinrich und Juliette, weil er ahnte, dass sie seinetwegen gestorben war. Die Vermutung, dass jemand Raffaella Sini daran hatte hindern wollen, mit ihm zu sprechen, war alles anderes als abwegig. Er musste das alles überdenken und für sich verarbeiten, ganz

allein. Auch Utz Rassers Angebot, über die Sache zu sprechen, hatte er abgelehnt. Er hatte seinen Dienst verrichtet und sich danach sofort in sein Zimmer zurückgezogen.

Aber er hatte keinen Abstand zu den Toten gewonnen. Im Gegenteil, je länger er grübelte, desto drängender wurde sein Wunsch, endlich Licht in die mysteriöse

Angelegenheit zu bringen.  
Und so hatte er sich  
entschlossen, seinen nächsten  
freien Tag, diesen Sonntag,  
für einen Ausflug in die  
Albaner Berge zu nutzen.  
Vielleicht brachte Pater  
Giorgio Borghesi ihn auf eine  
neue Spur.

Es war noch nicht einmal  
acht Uhr. Zu der frühen  
sonntäglichen Stunde waren  
die Straßen Roms

ausnahmsweise frei von  
Staus. Wieder verbarg die  
Sonne sich hinter schweren  
Wolken, so als habe sie sich  
endgültig von den Menschen  
abgewandt, aber wenigstens  
regnete es nicht. Als er an der  
lang gestreckten Wiese, die  
vor zweitausend Jahren der  
berühmte Circus Maximus  
gewesen war, vor einer roten  
Ampel wartete, trat ein  
dunkelhäutiger Mann in  
schmutzigen Kleidern an den

Wagen und hielt seinen  
Scheibenputzer hoch.  
Alexander nickte dankbar  
und bezahlte gut.

Er fuhr durch den Rundbogen  
der Porta San Sebastiano  
hinaus auf die Via Appia  
Antica, die ab Mittag für den  
Kraftverkehr gesperrt werden  
würde, damit die  
Sonntagsausflügler  
unbehelligt wandern und Rad  
fahren konnten. Zur Linken



huschte die Kirche Domine  
Quo Vadis an ihm vorbei. An  
diesem Ort, so wollte es die  
Legende, war der aus Rom  
geflohene Petrus dem  
auferstandenen Messias  
begegnet und dadurch zur  
Rückkehr bewegt worden.  
Alexander dachte an den  
Roman von Henryk  
Sienkiewicz und an die  
Hollywoodversion: Robert  
Taylor, Deborah Kerr und der  
wahrhaft göttliche Peter

Ustinov in bonbonbunten  
Kostümen und  
bombastischen Kulissen.  
Wagenrennen und  
Schwerterklirren.

Die alte Königin der Straßen,  
die das antike Rom mit  
Capua, Benevent, Torent und  
Brindisi verbunden hatte, war  
der geeignete Ort, um die  
Vergangenheit lebendig  
werden zu lassen.

Die Steinruinen der

Grabmäler, die reiche Römer für ihre Familien und sich selbst hatten errichten lassen, erhoben sich zwischen Pinien und Zypressen zu beiden Seiten der Straße wie eine Prätorianergarde, die über den Schlaf der Toten wachte.

Das Verbot, die Toten innerhalb der Stadtmauern zu beerdigen, hatte das Gebiet rund um die Via Appia zu einer riesigen Ansammlung

von Familien- und  
Gemeinschaftsgräbern,  
Mausoleen und Katakomben  
werden lassen, und den  
heidnischen Leichen waren  
bald christliche gefolgt.

Plötzlich hüpfte der Lancia  
auf und nieder, und  
Alexander wurde kräftig  
durchgeschüttelt – er fuhr  
unaufmerksamerweise mit zu  
hohem Tempo über ein  
weiteres Relikt der einstigen

römischen Weltmacht: ein  
kurzes Wegstück aus den  
robusten, aber nicht  
sonderlich  
stoßdämpferfreundlichen  
Basaltplatten, mit denen einst  
die Straßen gepflastert  
worden waren. Er drosselte  
die Geschwindigkeit, nicht  
nur wegen der Stoßdämpfer,  
sondern weil er den zweiten  
Anlass, der ihn neben dem  
Ausflug in die Albaner Berge  
zur Via Appia geführt hatte,

nicht verpassen wollte.

Fast wäre er doch an dem verwitterten Torbogen mit den beiden darauf thronenden Tauben vorbeigefahren, von denen eine ihren Kopf verloren hatte. Das ausladende Geäst einer alten Pinie verdeckte das etwas abseits der Straße liegende Tor. Er parkte und ging an der von Efeu umrankten hohen Mauer entlang zurück.

Es gab keine Klingel und schon gar keine Sprechanlage. Und kein noch so winziges Schild wies daraufhin, dass hier die Weißen Tauben ihr Refugium hatten. Er war schon einige Male über die Via Appia gefahren, ohne zu wissen, was sich hinter dem Tor verbarg. Erst Commissario Bazzinis Erwähnung der Weißen Tauben hatte ihn darauf gebracht. In der

Gardebibliothek hatte er in einem Verzeichnis römischer Orden und Kongregationen genauere Informationen gefunden.

Das doppelflügelige Gittertor war nicht verschlossen. Er trat hindurch und fragte sich, ob die steinernen Tauben zufällig auf dem gemauerten Bogen hockten. Sie waren weitaus älter als die Kongregation der Weißen



Tauben, die fünfzig Jahre zuvor mit der Absicht gegründet worden war, mittellosen Waisenkindern ein Heim und eine christliche Erziehung zu bieten. Die Taube als Zeichen des Heiligen Geistes und des himmlischen Friedens war kein schlechtes Wahrzeichen für einen solchen Zweck.

Wenn das Tor ursprünglich der Eingang zu einem

frühchristlichen Friedhof  
gewesen war, was Alexander  
vermutete, standen die  
Tauben allerdings für die  
Seelen der Toten, denen man  
himmlischen Frieden  
wünschte.

Starker Baumbewuchs und  
dichtes Unterholz verwehrten  
den Blick auf das  
Waisenheim. Als er  
undeutlich eine leise Stimme  
hörte, irgendwo zur Rechten,

verließ er den unbefestigten  
Weg und drang in den  
Dschungel aus  
Pflaumenbäumen,  
Beereneiben und fast  
hüfthohem Gras ein. Jetzt  
hörte er es deutlicher: die  
Stimme eines Mädchens, das  
ein Lied sumnte.

Der Boden unter seinen  
Füßen gab schneller nach, als  
Alexander nach einem Halt  
suchen konnte. Er brach ein

und schlug schmerzhaft mit der linken Seite auf. Erdreich und Steine rieselten auf ihn herab.

Mit dem Handrücken wischte er sich den Schmutz aus den Augen. Er war in ein etwa drei Meter tiefes Loch gefallen. Als er nach oben zu klettern versuchte, gab das Erdreich erneut nach, und er plumpste in die Grube zurück. Wie ein umgestürzter

Maikäfer lag er auf dem Rücken und stieß einen lauten Soldatenfluch aus.

«Haben Sie gerufen, Signore? Wer sind Sie? Was tun Sie hier?»

Er hörte die Stimme, als er den zweiten Versuch unternahm, nach oben zu kommen. Eine junge Frau stand am Rand der Erdgrube und sah neugierig zu ihm herab. Sie war keinesfalls

älter als sechzehn, ihr weites Kleid ebenso hoffnungslos altmodisch wie die Zöpfchenfrisur, die sie ihrem rabenschwarzen Haar angetan hatte. Das hübsche Gesicht war ungeschminkt.

«Ich bin in dieses Loch gefallen», erklärte Alexander überflüssigerweise, aber irgendetwas musste er schließlich sagen.

«Man muss vorsichtig sein

hier an der Via Appia. Zu beiden Seiten der Straße liegen alte Gräberfelder.»

«Was Sie nicht sagen, Signorina. Vielleicht könnten Sie mir behilflich sein, hier herauszukommen?»

«Gern. Aber wie?»

«Ich klettere rauf und Sie strecken mir die Hand entgegen.

Keine Angst, Sie müssen

mich nicht nach oben ziehen.  
Ich brauche nur für einen  
Moment Halt, um über die  
lockere Erde hier  
hinauszukommen.»

Sie schien unsicher. «Sind  
Sie der neue Gärtner?»

«Ja», log er, um die Prozedur  
abzukürzen. «Und es sieht so  
aus, als gäbe es hier jede  
Menge Arbeit für mich.»

«Also gut, warten Sie.»



Sie kniete sich hin und streckte den rechten Arm in die Grube.

Alexanders Plan ging auf; wenig später fand er sich neben der jungen Frau im hohen Gras wieder.

«Danke», keuchte er. «Ich heiße Alexander.»

«Das ist kein italienischer Name und Sie hören sich nicht an wie ein Italiener.»

«Das liegt wohl daran, dass ich Schweizer bin.»

«Aus den Schweizer Alpen?», fragte sie interessiert.

«Fast. Genau genommen kommt meine Familie aus Zürich.

Und wie heißen Sie?»

«Loredana.»

«Ein ungewöhnlicher Name,

aber er gefällt mir.»

Täuschte er sich, oder  
errötete sie wirklich bei  
diesem harmlosen  
Kompliment? Verlegen strich  
sie sich eine imaginäre  
Haarsträhne aus dem Gesicht.  
Dabei fiel der silberne  
Anhänger ihrer Halskette aus  
dem Ausschnitt. Es war ein  
kleines Kreuz, und er hatte es  
schon einmal gesehen.  
Zumindest eins, das diesem

exakt glich.

«Was haben Sie, Signore?  
Warum sehen Sie mich so  
seltsam an?»

«Ich kenne diesen Anhänger.  
Raffaela Sini hat auch so  
einen getragen.»

«Jedes Mädchen, das bei den  
Weißen Tauben  
aufgenommen wird,  
bekommt eine Kette mit so  
einem Anhänger geschenkt.

Es ist der einzige Schmuck, den wir tragen dürfen. Er soll uns stets daran erinnern, dass wir die Gebote des Herrn zu beachten haben.» Sie rückte ein Stück von ihm ab. «Woher kennen Sie Raffaella? Sie sind doch neu hier, und Raffaella ist ... tot.»

«Ich habe sie im Vatikan getroffen.»

Abrupt stand Loredana auf. Misstrauen flackerte in ihren

Augen – und Furcht. Dieselbe Furcht, die auch in Raffaelas Blick gelegen hatte, als er sie im Magazin ansprach?

«Im Vatikan? Ich glaube nicht, dass Sie der neue Gärtner sind!»

«Okay, ich habe gelogen.»

«Warum?», fragte sie und wich zwei Schritte zurück.

«Weil ich unbedingt mit Ihnen sprechen muss, über

Raffaela.»

«Über ... Raffaela?», keuchte sie, und Panik verzerrte ihr Gesicht. «Lassen Sie mich in Ruhe. Kommen Sie bloß nicht näher!»

Zu spät, Alexander hatte schon einen Schritt auf Loredana zu gemacht. Sie drehte sich um und lief ins Unterholz, ohne auf die Zweige zu achten, die ihr ins Gesicht peitschten und an

ihrem Kleid und ihrem Haar  
zerrten. Dabei kreischte sie  
immer wieder etwas, das  
Alexander nur sehr  
undeutlich als  
«Mööördeer!»

identifizierte.

Hier konnte er nichts mehr  
gewinnen. Er lief zurück zu  
seinem Wagen, suchte ein  
paar endlose Sekunden nach  
dem Schlüssel und war froh,  
als der Motor beim dritten



hastigen Startversuch ansprang. Mit quietschenden Reifen schoss der Lancia auf die altehrwürdige Via Appia, und Alexander stieß einen ganzen Schwall von Flüchen aus.

Als er den Flughafen Ciampino passierte, von dem der Papst zu seinen Auslandsreisen aufbrach, hatte er sich weitgehend beruhigt. Er hatte seinen

Vornamen genannt und sich als Schweizer zu erkennen gegeben, na und? Selbst wenn das Mädchen oder die Heimleiterin sich an die Polizei wandte, hatte er nichts zu befürchten. Er konnte seinen Abstecher zu den Weißen Tauben begründen; dass er dort gewesen war, änderte nichts an dem Alibi, das dieser Spartaco Negro ihm verschafft hatte.

Auf der gut ausgebauten Fernstraße 7, in die sich die Via Appia verwandelt hatte, fuhr er den Bergen entgegen, einer Reihe dunkler Riesen, deren Umrisse im milchigen Licht verschwammen. Wäre es weniger bewölkt gewesen, hätte er zur Rechten das Meer gesehen. Immer wieder säumten Relikte der Aquädukte, die das antike Rom mit frischem Wasser aus den Albaner Bergen

versorgt hatten, die Straße, Teilstücke altrömischer Baukunst, die im Morgendunst etwas von versteinerten Dinosauriern hatten. Noch vor Castel Gandolfo bog er nach links von der 7 ab und suchte sich an mehreren kleinen Bergdörfern vorbei einen Weg zu der Panoramastraße, die rund um den Lago Albano führte. Die Dörfer wirkten ausgestorben, die in Ocker

und Orange gehaltenen Häuser wie seit den Tagen der Cäsaren verlassen. Er umrundete das Nordufer des Vulkansees und lenkte den Lancia, als die eben noch gut befahrene Straße in mehreren kleinen Wegen versickerte, auf einen grobkiesigen Seitenstreifen.

Um ein wenig frische Luft zu schnappen und sich zu orientieren, stieg er aus. Als

er sich reckte und streckte, merkte er erst, wie verkrampft er seit seiner überstürzten Abfahrt vom Heim der Weißen Tauben hinter dem Lenkrad gesessen hatte.

Überall an seinen Kleidern klebten Erdreich und Gras.

Notdürftig klopfte er sich ab, dann blickte er suchend über den See. Aus dem glatten silbergrauen Gewässer, das

einem beschlagenen Spiegel  
ähnelte, stieg Nebel auf, der  
mit den dicht bewaldeten  
Hängen zu einer dunklen,  
bedrohlichen Masse  
verschmolz.

Gegenüber, am  
südwestlichen Ufer, lag  
Castel Gandolfo, die  
päpstliche Sommerresidenz.  
Oft hatte er dort Wache  
gestanden, wenn der Heilige  
Vater die kühlere Bergluft

der drückenden  
Sommerhitze, die in Roms  
Straßen brütete, vorgezogen  
hatte.

Bei gutem Wetter konnte  
man von hier aus nicht nur  
das Bergdorf mit der alles  
überragenden Papstresidenz  
sehen, sondern dahinter in  
der Ferne auch die Ewige  
Stadt. Doch der Papst, den  
Alexander hierher begleitet  
hatte, war tot, Rom von einer



dunklen Wolke verschluckt und Castel Gandolfo nur ein verschwommener Fleck, die blanke Kuppel der päpstlichen Sternwarte kaum zu erahnen.

Sosehr er sich auch anstrebte, er konnte die Kirche Santa Maria a Lago di Albano, die irgendwo am westlichen Kraterhang liegen musste, nicht ausmachen. Es war sogar schwierig gewesen,

sie auf Landkarten zu finden. Auch hierbei hatte ihm ein Besuch in der Gardebibliothek geholfen. Auf alten Karten und in alten Verzeichnissen war Santa Maria noch eingetragen, mal als Dorfkirche, mal als klösterliches Heim für alte Kanoniker und Benefiziaten. Ein Vermerk besagte, das Heim sei vor elf Jahren geschlossen worden.

Er stieg wieder in den Wagen und versuchte, anhand einer fotokopierten älteren Landkarte den Weg zu Pater Borghesis Refugium zu finden. Als er sich endlich auf der richtigen Straße wähnte, die sich am inneren Kraterrand entlangschlängelte, tauchte hinter einer Biegung eine Baustelle mit einer Straßensperre auf. Da es Sonntag war, standen

Bulldozer, Schaufelbagger,  
Schottermaschine,  
Straßenwalze und eine  
transportable Bauhütte  
verlassen am Straßenrand.  
Alexander wollte soeben auf  
die Bremse treten, als er  
neben der Sperre die schmale  
Durchfahrt dicht am Abgrund  
bemerkte, gerade breit genug  
für ein Fahrzeug. Nachdem er  
den Lancia am Abhang  
vorbeilaviert hatte, folgte er  
den Windungen der

Bergstraße noch etwa einen Kilometer, dann schob sich links vor ihm unvermittelt ein wie an den Hang geklebtes                   baufälliges Gemäuer aus dem Grün von Bäumen und Buschwerk.

Santa Maria a Lago di Albano. Er wusste es sofort, obwohl er zum ersten Mal hier war. Der von einem großen Kreuz geschmückte Glockenturm und die Statue

der Muttergottes mit dem  
Jesuskind über dem  
Kirchenportal sprachen eine  
deutliche Sprache. Jüngere  
Anbauten, nicht weniger  
verkommen als die Kirche  
selbst, duckten sich in ihrem  
Schatten. Die Gebäude  
stammten vermutlich aus der  
Zeit, als die Kirche zu einem  
Heim für alte Mönche  
umfunktioniert worden war.  
Alexander hielt vor dem  
Portal und stieg aus. Der

ganze      Komplex      wirkte  
verlassen.

Der      zarte      Hauch      eines  
Glockenklangs kam nicht aus  
dem brüchigen Turm, der  
sich über ihm erhob, sondern  
wurde      vom      sanften  
Morgenwind      aus      einem  
fernen Dorf über den See  
geweht. Irgendwo im nahen  
Wald war ein eifriger Specht  
am Werk.

Gerade wollte Alexander sich

den Anbauten zuwenden, da hörte er leise Geräusche aus der Kirche. Seine Wildlederschuhe knirschten auf dem Kies, als er sich dem madonnengekrönten Portal näherte. Es war nur angelehnt und quietschte gedehnt, als er einen Flügel aufzog. Aus dem Halbdunkel, in das nur durch die kleinen bunten Fenster ein wenig Licht fiel, schlug ihm abgestandene süßliche Luft entgegen, ein



seltsames Gemisch aus  
Weihrauch und menschlichen  
Ausdünstungen.

Jetzt hörte er die Geräusche  
deutlicher, ein gelegentliches  
Klatschen – wie der lustlose  
Applaus eines  
Theaterbesuchers, der ein  
schlechtes Stück gesehen hat.  
Dazu murmelte eine Stimme,  
hin und wieder von einem  
Seufzen oder Stöhnen  
unterbrochen, lateinische

Worte. Er musste genauer  
hinhören, um den Singsang  
zu erkennen: « *Totus tuus,  
Domine. Hic iacet pulvis,  
cinis et nihil. Mea culpa, mea  
culpa, mea maxima culpa.* » –  
«Vollkommen der Deine,  
Herr. Hier liegen Staub,  
Asche und nichts. Durch  
meine Schuld, durch meine  
Schuld, durch meine  
übergroße Schuld.»

Für einen Augenblick

erschauerte Alexander. Die Kirchenbänke vor ihm waren leer, bedeckt von einer dicken Staubschicht. Keine der Kerzen brannte, der Altar war verwaist, und doch hatte er das Gefühl, mitten in eine Messe geraten zu sein.

Er gab sich einen Ruck und schritt an den Reihen wurmstichiger Holzbänke entlang, bis er rechts einen Lichtschein bemerkte, der

wie die Worte und die Gerüche aus einer kleinen Kapelle kam. Langsam und leise, um die fremde Andacht nicht zu stören, trat er in den Durchgang zur Kapelle, und es verschlug ihm den Atem. Die Szene, die sich ihm bot, hätte eher ins Mittelalter gepasst.

Zwei bis drei Dutzend Kerzen brannten ringsum an den mit stockfleckigen

Teppichen geschmückten  
Wänden des kleinen Raums  
und erfüllten ihn mit einer  
Wärme, die bei Alexander  
augenblicklich zu einem  
Schweißausbruch führte. Auf  
dem kleinen Altar, dessen  
ihm zugewandte Seite von  
einem Mosaik des  
dornengekrönten Messias  
geziert wurde, stand ein  
Weihrauchfass, aus dem  
dichter Rauch quoll. Auf dem  
rauen Steinboden vor dem

Altar kniete ein Mann, nackt  
wie Adam vor dem  
Sündenfall, und sprach  
wieder und wieder die  
Litanei. Alle zehn Sekunden  
schlug er seinen bereits  
blutigen Rücken mit einer  
Geißel. Unermüdlich bissen  
die fünf am Ende in kleine  
Knoten auslaufenden  
Lederstreifen, obgleich schon  
blutgetränkt, in das  
aufgerissene Fleisch.

Der schwere Geruch von Blut und Schweiß verursachte Alexander Übelkeit, von dem Weihrauch musste er husten.

Erschrocken hielt der Büsser inne und blickte über die Schulter.

Giorgio Borghesi trug keine Brille und kniff die Augen zusammen, um den Störenfried zu erkennen. Es schien ihm nicht zu gelingen. Er reckte Hals und Kopf wie

eine Giraffe in Alexanders Richtung.

«Ich bin es, Pater, Alexander Rosin.»

«Rosin!», stieß Borghesi überrascht hervor. «Was willst du hier?»

«Auf Marcel Daneggers Beerdigung haben Sie mich eingeladen. Erinnern Sie sich?»

Borghesi nickte langsam und



ein Schweißtropfen löste sich von seinem Kinn. «Ja, aber ich wusste nicht, dass du heute kommen würdest.»

«Und ich wusste nicht, dass ich Sie störe bei ...»

Alexander verstummte. Er fand kein Wort, das in seinen Ohren nicht grotesk geklungen hätte.

«Bei meiner Demutsbezeugung? Für dich

mag die Kasteiung ein ungewohnter Anblick sein, aber uns Dienern des Herrn hilft sie, unsere körperlichen Belange im Einklang mit den geistlichen Regeln zu halten. Je regelmäßiger man sie übt, desto besser. Es ist wie in der Welt draußen mit dem Krafttraining, dem Joggen oder dem Aerobic.»

Ein Ton bemühter Heiterkeit – soweit Borghesi überhaupt

so etwas wie Humor besaß –  
schlich sich in seine Stimme,  
als wollte er sein Tun  
herunterspielen. Es klang  
nach einer hastigen  
Ausflucht.

Der Anblick des klapprigen  
alten Mannes, nackt und  
schwitzend, mit blutigem  
Rücken, aufgerissener Haut  
und rohem Fleisch in den  
Wunden, war für Alexander  
abstoßender, als ein

aufgepumpter Bodybuilder  
oder eine dürre Aerobic-  
Ziege es je hätte sein können.  
Borghesis

Selbstauspeitschung hatte  
etwas Obszönes. Konnte der  
Herr im Himmel wollen, dass  
ein Mensch sich für ihn in  
Fetzen schlug?

Noch immer verspürte  
Alexander ein flaues Gefühl  
der Übelkeit. Er war froh, als  
der Pater sagte: «Warte bitte

draußen auf mich!»

Mit eiligen Schritten verließ er Kapelle und Kirche, lehnte sich rücklings an den Lancia und sog die frische Luft tief in seine Lungen. Noch immer stand das Bild des nackten Geistlichen vor seinen Augen. Er hatte da noch etwas gesehen: einen roten Striemen rund um Borghesis Hüften, ähnlich den Bußgürtelabdrücken bei

seinem Onkel und Raffaella Sini.

Lautes Vogelgezwitscher hatte sich zu dem Hämmern des Spechts gesellt. In den Wäldern rings um die Kirche tummelten sich Geschöpfe, die nicht von dem Zwang besessen waren, sich für eine Gottheit zu zerfleischen. Das grüne Seeufer erschien Alexander ungleich anziehender als das muffige

Innere der Kirche. Wenn das, was den Menschen vom Tier unterschied, die Fähigkeit zu denken, nur Schmerz und Blutvergießen hervorbrachte, dann war sie keine Gnade, sondern vielmehr ein verhängnisvoller Irrtum.

Pater Borghesi rief ihn. Der Geistliche stand in der Tür eines Anbaus, mit einer um seinen dünnen Leib flatternden Soutane bekleidet

und die dicke Brille auf der Nase. Als Alexander zu ihm kam, sagte er: «Ich habe uns etwas zu essen gemacht. Ich nehme an, du hast noch nicht gefrühstückt.»

Alexander folgte dem Pater in eine große Küche, wo ein grob zusammengezimmerter Tisch mit Brot, Butter, Käse und einem Topf Pflaumenmus gedeckt war. Borghesi brachte noch zwei



große Becher Milchkaffee. Die Wolken hatten sich etwas geöffnet und ein winziger Sonnenstrahl fiel durch die Fensterscheibe mit dem großen Sprung. Zu der religiösen Obsession, deren Zeuge Alexander geworden war stand die heimelige Atmosphäre des Frühstücks in einem so krassen Gegensatz, dass sie ihm wie ein Täuschungsmanöver erschien.

Ihn beschlich das dumpfe Gefühl, dass der Geistliche, der hier so zurückgezogen lebte, einen bestimmten Grund für seine Geißelungen hatte. Eine schwere Verfehlung, für die er büßen wollte?

Krampfhaft suchte Alexander nach Worten, um das Schweigen zu brechen: «Falls ich Sie erschreckt habe, Hochwürden, tut es mir Leid.

Sie leben sehr einsam hier draußen.»

«Wer Zwiesprache mit Gott hält, ist nicht einsam.»

«Im Vatikan wird auch fleißig Zwiesprache mit Gott gehalten.

Aber die Geistlichen dort führen doch ein etwas anderes Leben als Sie hier.»

Borghesis Züge verhärteten sich. «Wo die Menschen,

mögen sie sich auch Diener des Herrn nennen, sich gegenseitig auf die Füße treten, findet man schwer die Ruhe zur Zwiesprache mit dem Schöpfer.»

«Haben Sie den Vatikan deshalb verlassen?»

«Auch deshalb.» Es klang ausweichend. «Die Männer dort wollen Gott dienen und verstricken sich doch in ihre kleinen, armseligen

Streitereien und Eifersüchteleien. Selbst den neuen Papst feinden sie an, weil sie glauben, er könnte ihnen die angestammten Privilegien entreißen.»

Alexander biss mit großem Appetit in ein Käsebrod und sagte mitten im heftigen Kauen: «Man kann allerdings nicht leugnen, dass Papst Gardien ein ungewöhnlicher Oberhirte ist. Das fängt bei

dem Vorfall in der Nervi-Halle an und hört bei seinem Wappen auf.»

«Ich habe sein Wappen noch nicht gesehen. Was ist damit?»

«Ich kann mir über seine Bedeutung nicht so recht klar werden», antwortete Alexander und trank von seinem Milchkaffee.

«Beschreib es mir, auch die

Farben.»

Alexander kam der Bitte nach und lieferte seine Deutung des Wappens gleich mit. «Nur der einzelne Stein auf der Waage bereitet mir Kopfzerbrechen. Drei Steine würden für die Heilige Dreifaltigkeit stehen, das ist klar. Aber nur einer?»

«Was weißt du über die Dreieinigkeit oder Dreifaltigkeit?»

«Was jeder weiß. Es ist der zentrale Punkt der christlichen Gotteslehre. Drei sind in Einem Gott: Vater, Sohn und Heiliger Geist.» Alexander streckte nacheinander Daumen, Zeigefinger und Mittelfinger der linken Hand aus und umschloss die drei Finger dann mit der Rechten. «Gottvater, der Schöpfer. Sein Sohn Jesus Christus, das Wort. Und der Geist, der



schon im Alten Testament auf dem Wasser schwebt und in den Menschen wohnt. Dieser Lehrsatz besteht seit den Tagen der Alten Kirche.»

Der Pater nickte energisch. «Er grenzt das Christentum von anderen Religionen ab. So halten die Juden und die Anhänger des Islam die Trinität gar für Blasphemie, für einen Verrat an der Lehre vom Einen und Einzigen

Gott. Wollte unsere Kirche sich diesen Religionen jemals annähern, müsste sie auf das Trinitätsdogma verzichten.»

«Was hat das alles mit dem Wappen des Heiligen Vaters zu tun?», fragte Alexander.

«Bist du darauf wirklich noch nicht gekommen?»

«Wäre ich ein Ketzer, würde ich sagen, der Heilige Vater

stellt die Dreifaltigkeit Gottes in Frage.»

«Das ist wohl kaum der treffende Ausdruck. Ein Wappen stellt nichts in Frage, es drückt etwas aus.»

Alexander, der gerade seinen Becher zum Mund führen wollte, hielt in der Bewegung inne und starrte Borghesi fassungslos an.

«Soll das heißen, ich habe es

getroffen?»

«Ich wüsste keine andere Erklärung für den einzelnen Stein.

Drei Steine in der Waagschale sind ein feststehendes Zeichen.

Wenn der Heilige Vater für sein Wappen nur einen Stein gewählt hat, muss das bedeuten, dass er Gottes Dreifaltigkeit verneint.»

«Wie kommt er dazu?»

Borghesi stieß, ohne im  
Mindesten zu lächeln, ein  
heiseres Lachen aus.

«Vermutlich weiß er etwas,  
das wir nicht wissen.

Oder zumindest glaubt er, es  
zu wissen.»

«Über Gott?»

«Über Gott, über Jesus oder  
über den Heiligen Geist.  
Wobei mir die zweite

Möglichkeit als die  
wahrscheinlichste erscheint.

Gott hat noch keiner  
begreifen können. Und das  
Dogma der Trinität ist  
letztlich aus dem Streit über  
die Göttlichkeit Jesu  
entstanden.»

«Das Konzil von Nicaea im  
Jahr 325», entfuhr es  
Alexander.

Der Pater nickte. «Als

Konstantin der Große sich entschlossen hatte, das Christentum mit seiner immensen Integrationskraft zur Staatsreligion im Römischen Reich zu erheben, setzte er alles daran, diese Religion zu stärken. Deshalb berief er das Konzil von Nicaea ein, auf dem der Streit über Jesu Beziehung zu Gott entschieden werden sollte. Hochrangige Kirchenvertreter, darunter

der alexandrinische Priester  
Arius und Konstantins  
bischoflicher Chronist  
Eusebius, vertraten die  
Ansicht, Jesus sei seinem  
göttlichen Vater  
nachgeordnet.

Vorausgegangen war der  
Streit über die Frage, ob  
Jesus überhaupt göttlich oder  
– eingedenk der  
Einzigartigkeit Gottes –  
nur ein einfacher Mensch,



allenfalls ein Zwischenwesen sei.

Arius gestand Jesus zwar den Status eines Gottes zu, verneinte aber seine Wesensgleichheit mit Gott. Vielmehr, meinte er, habe Jesus seit Ewigkeit dem Gottvater innegewohnt, sei das höchste aller Geschöpfe, aber eben doch nur eine Schöpfung Gottes. Das war vielleicht die ketzerischste

Behauptung, die man unserer Kirche entgeschleudern kann.»

«Warum?», fragte Alexander. Seine theologischen Kurse hatten ihn nicht tief genug in die Materie eingeführt, um ihn die volle Tragweite der Streitfrage ermessen zu lassen.

«Wer Jesus zu einem Geschöpf Gottes erklärt, wenn auch zum

allerhöchsten, greift den Kernpunkt des christlichen Glaubens an, die Versöhnung zwischen Gott und Mensch. Dann wäre Gott nicht mitten unter den Menschen erschienen, hätte sich ihnen nicht offenbart. Der Mensch könnte nicht durch die Eucharistie am Leib Gottes teil haben. Die ganze christliche Lehre geriete ins Wanken.»

«Aber in Nicaea ist anders entschieden worden», sagte Alexander.

«Und das mit überwältigender Mehrheit. Fast alle der zweihundertfünfzig anwesenden Bischöfe sprachen sich für die Wesensgleichheit von Gott und Jesus aus. Nur zwei verweigerten ihre Unterschrift unter dieses

Glaubensbekenntnis und  
wurden, wie Arius, aus der  
Kirche ausgeschlossen. Der  
Streit schwelte lange fort, die  
Langobarden hingen der  
Lehre des Arius noch im  
siebten Jahrhundert an. Arius  
selbst starb allerdings schon  
elf Jahre nach Nicaea, als ihn  
mitten auf dem  
Konstantinsforum in  
Konstantinopel ein im  
wahrsten Sinne des Wortes  
mörderischer Durchfall

heimsuchte. Nach Ansicht der Kirche war das Gottes Strafe für den Ketzer.»

«Ein mörderischer Durchfall? Das klingt eher nach einer Vergiftung.»

«Ja. Das behaupten die Anhänger des Arius, aber es hat ihnen nichts genützt.»

«Für einen Geistlichen sagen Sie erstaunliche Dinge, Hochwürden.»

«Hier kann ich das, im Vatikan müsste ich den Mund halten.»

Alexander beugte sich weit über den Tisch und bat: «Erzählen Sie mir mehr über den Vatikan und über den neuen Papst!»

«Wie sollte ich etwas darüber wissen, wo ich hier oben in den Bergen lebe, in völliger Abgeschiedenheit?»

«Keine Ahnung, wie. Aber ich weiß, *dass* Sie etwas wissen!»

Mit einer ruckartigen Bewegung stand der Pater auf. «Bist du gesättigt? Gut, dann lass uns vor die Tür gehen. Ein wenig klare Bergluft kann bei so vielen verwirrenden Gedanken ganz nützlich sein.»

Sie überquerten die schmale Straße und kamen auf eine



Lichtung direkt am Hang.  
Von hier aus eröffnete sich  
ein weiter Blick über den  
See. Der Nebel hatte sich  
verzogen, die Wolkendecke  
war aufgerissen. Immer  
wieder reflektierte der  
Wasserspiegel einzelne  
Sonnenstrahlen mit einem  
irisierenden Blitzen. Castel  
Gandolfo war jetzt deutlich  
zu erkennen, aber über der  
fernen Stadt kauerte  
weiterhin die düstere Wolke

wie eine fette Spinne, die entschlossen ist, nicht von dem einmal ergriffenen Opfer zu lassen.

«Ist das nicht seltsam?»  
Borghesi zeigte über den See, und Alexander wusste, dass er das wolkenverhangene Rom meinte.

«Wir haben längst Mai, aber das Wetter ist schlechter als i m *marzo pazzo*, dem verrückten März. Weißt du,

was die Leute hier in den Bergen sagen? Sie halten das ungewöhnliche Wetter für ein Zeichen Gottes – oder auch Satans, da sind sie nicht so genau. Jedenfalls verstehen sie es als böses Omen, zumal es mit einem Wechsel auf dem Heiligen Stuhl einhergeht.»

«Ein Omen für was?»

«Für das Ende des Papsttums, das Ende Roms, das Ende der

Menschheit.»

Alexander wandte sich zu dem alten Mann um. Borghesis Gesicht war ausdruckslos, als kümmere ihn das mögliche Ende der Menschheit nicht im Mindesten.

«Und Sie, Hochwürden, was sagen Sie dazu?»

«Ich weiß nicht, ob Gott eine schwarze Wolke benötigt, um

die Menschen zu erschrecken.» Ein wenig verlegen sah der Pater an seiner Soutane hinab. «Nur eins weiß ich sicher: In Rom und im Vatikan sind Mächte am Werk, denen man besser aus dem Weg geht.»

«Zum Beispiel, indem man sich in eine verlassene Kirche zurückzieht?»

«Zum Beispiel.»

«Wenn die Menschheit untergeht, wird diese alte Kirche Sie nicht schützen, Hochwürden.»

«Weißt du das so genau, mein Sohn?» Ein nachdenklicher, prüfender Blick traf Alexander. «Schau hinüber nach Castel Gandolfo! Den Palast des Heiligen Vaters hier in den Bergen sieht man deutlich, Rom mit dem Vatikan und

der Peterskirche hingegen ist verborgen – vielleicht schon ausgelöscht von der Macht der schwarzen Wolke.»

«Wir sehen Castel Gandolfo deutlich, weil es viel näher liegt als Rom», wandte Alexander ein.

«Das war schon immer so, schon damals, als die Gründer Roms, Romulus und Remus, geboren wurden. Die Sage erzählt, sie seien die

Söhne des Gottes Mars und der schönen Rhea Silvia, der Tochter des Königs Numitor von Alba Longa. Und das mythische Alba Longa stand da, wo sich heute Castel Gandolfo erhebt. Jener Ort ist die Mutter Roms, wie die Leute hier in den Bergen sagen. Und sie sind überzeugt davon, dass die Bergbewohner hier die so genannte Ewige Stadt überdauern werden, um aus



ihrem Schoß ein neues Rom,  
eine neue Welt zu gebären.»

«Jeder Ort hat seine  
Legenden.»

«Man hat die Gräber des  
alten Alba Longa unter den  
Mauern von Castel Gandolfo  
gefunden», entgegnete  
Borghesi mit Nachdruck.  
«Warum wohl hat der Heilige  
Vater gerade hier oben seine  
Zuflucht gewählt, warum zog  
es die großen Papstfamilien

schon seit dem sechzehnten Jahrhundert in diese Berge? Und nicht nur sie, auch die römischen Adelsgeschlechter haben sich hier Paläste gebaut. Um der Sommerhitze unten in der Tiberstadt zu entkommen? Oder steckt mehr dahinter, haben die Mächtigen sich hier ein Refugium geschaffen, in dem sie das Ende Roms, des Hauptes der Welt, zu überdauern gedachten?

Schon die Römer der Antike haben hier Villen und Tempel errichtet.»

«Spekulieren kann man viel. Die Ruinen geben keine eindeutigen Antworten.»

«Ob du es glaubst oder nicht, Alexander Rosin, diese Berge sind ein magischer Ort!»

Alexander betrachtete den Pater mit zunehmender Skepsis.

Erst der merkwürdige  
Auftritt bei Daneggers  
Beerdigung, dann die  
Selbstgeißelung und nun die  
seltsamen Geschichten über  
die Albaner Berge. Hatte sich  
in der Einsamkeit der  
verfallenen Kirche der Geist  
des ehemaligen Benefiziaten  
verwirrt?

«Sie glauben also,  
Hochwürden, die Magie  
dieses Ortes wird Sie vor

dem ... dem Ende der Welt beschützen?» Er bemühte sich, bei diesen Worten nicht zu grinsen.

«Was der Heilige Vater und andere in den Bergen suchen, weiß ich nicht. Ich brauche keinen Schutz. Wozu auch? Aber hier oben habe ich Muße, zu mir selbst zu finden. Und der beschwerliche Weg hält lästige Menschen von mir

fern.»

«Vielen Dank für die Blumen», knurrte Alexander. «Mir ist immer noch nicht klar, weshalb eine Schlechtwetterphase das Ende der Menschheit bedeuten soll.»

«Manche, die den alten Weissagungen glauben, sagen, es sei an der Zeit für Gottes Ebenbild auf Erden, sich dem höchsten Richter zu

stellen. Das Jüngste Gericht stehe unmittelbar bevor.»

«Alte Weissagungen?»

Borghesi setzte sich auf einen Felsvorsprung und starrte zum See hinunter.

«Sagt dir der Name Malachias etwas?»

«Ein schottischer Abt aus dem Mittelalter, dem hellseherische Fähigkeiten zugeschrieben werden,

richtig?»

«Fast. Malmedoic O'Morgar, genannt Malachias oder Malachäus, wurde Ende des elften Jahrhunderts im nordirischen Armagh geboren und war später Erzbischof dieser Stadt. Der heilige Bernhard von Clairvaux, mit dem Malachias befreundet war und in dessen Armen er bei einer Romreise im Jahr 1148



starb, hat uns die seherische Begabung seines Freundes überliefert. Malachias wird auch die Prophezeiung über das Papsttum von Cölestin II. bis zum Ende der Zeiten zugeschrieben.»

«Zugeschrieben ist eine treffende Bezeichnung», sagte Alexander. «Ich habe gelesen, dass diese angebliche Prophezeiung erst ein paar Jahrhunderte später

entstanden sein soll.»

«Selbst wenn es so wäre –  
muss sie deshalb unwahr  
sein?

Vielleicht hat man sie auch  
dem glaubwürdigen  
Malachias zugeschrieben, um  
ihren Ernst zu betonen?  
Immerhin waren die  
Voraussagen für die  
zukünftigen Päpste  
erstaunlich zutreffend.»

«Also gut, nennen wir sie die  
Prophezeiung des  
Malachias», seufzte  
Alexander, dem angesichts  
der immer neuen und immer  
fantastischer werdenden  
Geschichten des Paters der  
Kopf zu schwirren begann.  
«Hat unser nebulöser  
Malachias auch diese Wolke  
über Rom vorausgesagt?»

«Nicht die Wolke über Rom,  
aber die über dem

Christentum.

Nach seiner Aufzählung ist unser neuer Papst der letzte Oberhirte der Christenheit. Dieser Heilige Vater wird seine Herde laut Malachias durch mannigfache Leiden führen. Danach wird die Stadt der sieben Hügel der Zerstörung anheim fallen und der Schreckliche Richter wird über die Menschen Gericht abhalten. Der

schrecklichste, weil  
allmächtige Richter ist  
Gott!»

Borghesi sprach mit einer  
Inbrunst, wie sie nur einem  
von seiner Sache  
Überzeugten innewohnt —  
oder einem Besessenen.

Alexander wollte sich nicht  
von dem Wahn mitreißen  
lassen und erwiderte bewusst  
distanziert: «Vielleicht hat  
dieser Malachias oder

Pseudo-Malachias sich  
einfach verzählt.»

Der Pater schüttelte den  
Kopf. «Auch das Übrige  
stimmt.

Malachias nannte den letzten  
Papst *Petrus Romanus*, Peter  
aus Rom. Und es gibt andere  
Weissagungen, denen zufolge  
der zweite Oberhirte, der den  
Namen Petrus trage, der  
letzte Papst sein wird.»

«Aber der Heilige Vater hat sich Custos genannt, nicht Petrus, und er ist Franzose!»

«Er hat sechs Jahre lang als Kurienkardinal in Rom gelebt», entgegnete Borghesi sachlich. «Und sein Taufname Jean-Pierre heißt nichts anderes als Johannes - *Peter*. Ein Peter, lateinisch Petrus, hat in Rom gelebt und den Heiligen Stuhl bestiegen.»

Seine Stimme begann zu zittern, unverwandt starrte er zu der riesigen, düsteren Wolke hinüber. «Der Engel des sechsten Siegels ist gekommen! *Und ich sah, als es das sechste Siegel aufbrach, da kam ein großes Erdbeben, und die Sonne wurde finster wie ein schwarzes Trauerkleid, und der ganze Mond wurde wie Blut. »*



«Das ist aus der Offenbarung des Johannes, nicht wahr?», fragte Alexander unsicher.

«Ja. In der Apokalypse des Johannes bringt der Engel des sechsten Siegels Finsternis, Blut und Zerstörung. Und er rechnet mit denen ab, die den falschen Weg eingeschlagen haben. Willst du es als Zufall bezeichnen, dass unser Papst nicht nur Peter, sondern auch

Johannes heißt?»

Alexander trat auf den Pater zu und hätte ihn am liebsten kräftig geschüttelt. Hatten zu viele Peitschenhiebe nicht nur seine Haut zerbissen, sondern auch sein Gehirn?

«Erst nennen Sie den Heiligen Vater den zweiten Petrus, jetzt ist er auch noch der Johannes der Apokalypse oder ein Engel!

Was noch?»

Borghesis Augen hinter den dicken Gläsern schienen Alexander direkt ins Herz zu blicken. «Du willst es nicht begreifen, mein Sohn. Alles hängt zusammen und nur so ergibt sich der Sinn. In der Offenbarung des Johannes und im Alten Testament, in den Prophezeiungen des Ezechiel, ist die Rede von dem, der das Verlorene

suchen und das Versprengte  
zurückholen wird. Von einem  
Engel, der die Siegel des  
lebendigen Gottes trägt. Und  
schon seit vielen  
Jahrhunderten erwarten  
Propheten und Theologen –  
von Joachim von Fiore bis zu  
Girolamo Savonarola –  
immer wieder den *Papa  
Angelicus*, den Engelspapst!»

«Den Engelspapst?»,  
wiederholte Alexander

ungläubig. «Papst Custos?»»

«Es ist der engelsgleiche Papst, der von unserm Herrn zur Erde gesandt wird, um die wahre Lehre Jesu wieder in Erinnerung zu bringen – bei denen, die vorgeben, Gott anzubeten, und sich doch ihre eigenen Gesetze machen. Es soll nicht länger im Namen Christi Unrecht verübt, Leid und Entsetzen unter das Volk gebracht werden. Der

Engelspapst wird seine Herde zurück auf die Weide des Herrn führen, und die Schrecken der Apokalypse werden diejenigen verschlucken, die harten Herzens sind.»

Borghesi sprach in einem seltsamen, leiernden Tonfall, als verkünde er nur das, was eine fremde Stimme ihm eingab.

Alexander konnte sich nicht

länger zurückhalten. Er packte den Geistlichen bei den Schultern, rüttelte ihn und sagte aufgebracht:

«Wie können Sie behaupten, unser Heiliger Vater sei dieser Engelspapst?»

«Aber ich habe es dir doch eben erklärt, mein Sohn. Alle Zeichen stimmen, auch sein Name. Und was heißt Gardien? Der Hüter, der Aufseher, der Wächter, der

Beschirmer. *Ange gardien* ist im Französischen der Schutzengel. Und Custos heißt nichts anderes als Gardien! Verstehst du noch immer nicht? Als Kardinal Gardien seinen Papstnamen erwählte, übertrug er nur seinen eigenen Namen ins Lateinische. Er brauchte keinen neuen Namen zu suchen, denn er ist der Erwartete, der Hüter des wahren Glaubens!»



Alexander wollte protestieren, aber ihm gingen die Argumente aus. Was sollte er auch sagen eingedenk seiner eigenen wundersamen Erlebnisse mit dem Heiligen Vater? Und wenn Elenas Recherchen stimmten, gab es noch mehr Beweise seiner heilenden Kräfte.

«Dein Verstand weigert sich anzunehmen, was dein Herz

längst begriffen hat», stellte Borghesi fest. «Ich sehe es dir an.

Du selbst hast das Wappen des Papstes gedeutet. Das Blau, das für die Wahrheit steht. Die Waage als Symbol der Gerechtigkeit und die Kerze als Verkörperung des göttlichen Lichts. Und dann der einzelne Stein, die Verneinung der von Menschen behaupteten

Dreifaltigkeit Gottes. Es gibt nur einen Gott und es gibt nur eine Wahrheit über Jesus Christus. Der Engelspapst wird die wahre Lehre wiederherstellen, wenn dabei auch Schrecken und Not über die verirrte Christenheit kommen.»

«Aber ... was ist die Wahrheit?»

«Der auf dem Heiligen Stuhl weiß es.»

«Und warum Schrecken und Not?»

«Die vermeintliche Wahrheit wird durch eine andere ersetzt.

Das hat in jedem Fall eine Veränderung der Wirklichkeit zur Folge, und davor fürchten sich die Menschen am meisten. Der Engelspapst wird gegen mächtige Feinde antreten müssen. Die, die im Namen

Jesu und seines Vaters ihre eigenen Gesetze verkünden, werden sich dagegen wehren, die Macht aus den Händen zu geben. Mit allem, was ihnen zur Verfügung steht.

Aber vielleicht gibt es Menschen, die das Schlimmste verhindern können, vielleicht ...»

Pater Borghesi entglitt Alexanders Griff und sackte auf dem Felsblock in sich

zusammen. Er drehte sich von dem Schweizer weg, und abermals verließ sein Blick das Hier und Jetzt. Er schien alles gesagt zu haben und nicht gewillt, auch nur noch ein Wort hinzuzufügen.

Eine ganze Weile stand Alexander starr und stumm neben Borghesi und bemühte sich, Ordnung in seine Gedanken zu bringen. Der Pater hatte in kurzer Zeit

mehr auf ihn einprasseln  
lassen als ein ganzes Jahr  
theologischer Kurse. Mehr,  
Verwirrenderes und  
Beängstigenderes. Alexander  
suchte nach logischen  
Argumenten, nach einem  
Schwert, mit dem er das  
Gespinnst aus Prophezeiungen  
und Deutungen zerschlagen  
konnte, aber falls es in  
Borghesis Ausführungen  
einen wunden Punkt gab,  
fand er ihn nicht.

Irgendwann erhob sich der alte Geistliche und sagte: «Der Wind frischt auf, mich fröstelt. Lass uns zurückgehen. Du bist gekommen, um das Vermächtnis deines Onkels zu empfangen.»

Entgegen Alexanders Erwartung ging der Pater nicht in die Kirche. Er steuerte auf den Glockenturm zu und zog einen großen,



rostigen Schlüssel aus einer Tasche seiner Soutane. Es knarrte und knackte in dem alten Schloss, als Borghesi die Turmtür aufsperrte. Myriaden von Staubteilchen tanzten im einfallenden Licht, aufgewirbelt von dem Luftzug. Sie kitzelten Alexanders Nase und reizten ihn zum Niesen, während er dem Pater über eine bröckelige Treppe nach oben folgte.

Das Vermächtnis seines Onkels verborgen in einem alten Glockenturm? Er hätte es als grotesk empfunden, wäre das, was Borghesi ihm während der letzten beiden Stunden erzählt hatte, nicht tausendmal grotesker gewesen.

Der Geistliche blickte sich kein einziges Mal zu ihm um, bis er endlich im Glockenstuhl stehen blieb,

über sich das bronzene Ungetüm von Kirchenglocke, das schon seit langem keine Gläubigen mehr zur Messe gerufen hatte. Der Pater bückte sich und machte sich an einer der hölzernen Bodenplatten zu schaffen, die er hochhob und neben sich ablegte. Darunter befand sich ein Hohlraum, in dem ein schmuckloser Metallkasten ruhte. Mit dem am Deckel sitzenden Grifferring ähnelte er

einer Geldkassette. Als Borghesi sich mit dem Kasten erhob, war seine Soutane an Ärmeln und Knien voller Staub.

«Das hat dein Onkel mir zur Aufbewahrung gebracht.»

«Mit dem Auftrag, mir die Kassette zu übergeben, falls ihm etwas zustößt?»

«Davon hat er nichts gesagt. Aber wem sollte ich sie

geben, wenn nicht dir?»

«Was ist da drin?»

Borghesi schien kurz zu zögern und sagte dann:  
«Keine Ahnung.»

Alexander wollte den Deckel hochheben, aber die Kassette war verschlossen.

«Wo ist der Schlüssel, Hochwürden?»

«Vermutlich hatte Oberst

Rosin ihn. Mir hat er ihn nicht anvertraut.»

«Hat er wirklich nichts über den Inhalt gesagt?»

«Kein Wort.»

«Wie kam er dazu, diesen Kasten ausgerechnet Ihnen zu geben?»

«Ich war einmal sein Beichtvater, wie du weißt. Er hat jemanden gesucht, dem er vertrauen konnte. Und es war

ihm wichtig, dass dieser Jemand nicht im Vatikan lebt.»

«Und wann hat er Ihnen die Kassette überlassen?»

«Am vorletzten Donnerstagabend. Da hat er mich überraschend besucht.»

«Aber das war der Abend, an dem er starb!»

«Ja.»

«Und Sie haben der Polizei nichts davon gesagt, Hochwürden?»

«Welcher Polizei? Die römische Polizei hat mit Oberst Rosins Tod nichts zu schaffen, und da ich nicht mehr im Vatikan lebe, habe ich mit der Vigilanza nichts zu tun. Wenn diese Kassette etwas enthält, das du den Sicherheitsbehörden im Vatikan vorlegen willst, dann



tu es.»

Alexander nahm ihm die  
Kassette ab und sah sich  
suchend im Glockenstuhl um.  
«Gibt es hier Werkzeug,  
vielleicht ein Brecheisen?»

|                       |         |
|-----------------------|---------|
| Borghesis             | Gesicht |
| verfinsterte sich.    | «Nein,  |
| öffne sie nicht hier. |         |

Nimm sie mit, so wie sie  
ist!»

«Wollen Sie nicht wissen,

was sie enthält?»

«Ich weiß schon viel zu viel», murmelte der Pater und hob den Kopf. «So viel, dass der Herr mir schwerlich verzeihen kann.»

In diesem Augenblick fuhr ein kräftiger Windstoß durch das Gestühl und setzte das Glockenwerk in Bewegung. Es gab einen einzigen, heftigen Glockenschlag, der ihnen in den Ohren dröhnte.

Dann ruhte die alte Glocke,  
nur noch leise vibrierend,  
wieder über ihren Häuptern.

«Geh, geh!», keuchte  
Borghesi, offensichtlich  
verängstigt. «Es ist Zeit für  
dich!»

Den kalten, staubigen  
Metallkasten im Arm, stieg  
Alexander die Treppe hinab.  
Borghesi blieb oben stehen  
und sah ihm nach.

Giorgio Borghesi stand noch auf dem Turm, als unten der Motor ansprang. Er trat an ein scheibenloses Fenster und blickte nach draußen. Der blaue Lancia, mit dem Oberst Rosin vor zehn Tagen hergekommen war, wendete auf dem kleinen Kirchenvorplatz und rollte im Schrittempo auf die schmale Straße, wo er hinter

einer mit Steineichen und  
Myrtensträuchern  
bewachsenen                      Biegung  
verschwand.

Erst als das Motorengeräusch  
in der Ferne verklungen war,  
verließ auch der Geistliche  
den Glockenturm. Er  
verschloss das Tor sorgfältig,  
als wäre das in irgendeiner  
Weise wichtig. War  
überhaupt noch etwas wichtig  
angesichts dessen, was der

Welt bevorstand?

Borghesi blickte auf die Straße, auf der sich die Reifenspuren des Lancias abzeichneten. Hätte er den Schweizer deutlicher warnen, hätte er ihn einweihen sollen in das, was er wusste?

Seine Hand glitt an der Soutane entlang, bis sie den Schlüssel ertastete. Er hatte Alexander verschwiegen, dass er die Kassette geöffnet

und Albert Rosins Bericht gelesen hatte. Gewiss, er hätte dem jungen Rosin einiges erzählen können. Aber hätte das dem Gardisten geholfen? Vermutlich hätte er ihm nicht einmal geglaubt, ihm nicht glauben wollen. Auch Borghesi an seiner Stelle hätte gezweifelt, geflucht, geschrien. Nein, der Schweizer musste den Bericht selbst lesen, musste aus eigener Kraft zu den

richtigen  
gelangen!

Schlüssen

Borghesi gab sich einen Ruck und ging mit energischen Schritten zum Kirchenportal. Nur die Buße konnte ihm noch helfen. Buße für das, was er gesagt, und für das, was er verschwiegen hatte. Warum hatte er seinem Besucher überhaupt so viel erzählt? Konnte er ernsthaft hoffen, dass ein einzelner



Schweizergardist in der Lage  
war, das Verhängnis  
abzuwenden?

Und wenn es sich zehnmal  
um einen Rosin handelte – es  
war doch zu  
unwahrscheinlich.

Vielleicht hatte er einfach  
sein Gewissen erleichtern  
wollen.

Viel zu lange hatte er die  
schreckliche Last schweigend

mit sich herumgetragen.

Die halbdunkle Kirche spendete ihm Trost. Vor dem Altar fiel er auf die Knie, bekreuzigte sich und lobpreiste den Herrn. Als ihm einfiel, dass jedes Kreuzzeichen auch eine Bestätigung der göttlichen Dreifaltigkeit war, fühlte er sich noch unwohler. Er musste büßen, rasch!

Eiligst suchte er die kleine

Kapelle auf, deren Luft noch von Weihrauch geschwängert war, und steckte mit fingerlangen Zündhölzern die Kerzen an. Er streifte die Soutane ab und das härene Büßerhemd, das er darunter trug. Auch die schweren Schuhe zog er aus, um sich vollkommen nackt vor den Altar zu knien.

Er blickte das Mosaik mit dem dornengequälten Erlöser

an, schlug inbrünstig mit der Geißel auf seinen Rücken und sagte nach jedem Schlag: « *Totus tuus, Domine. Hic iacet pulvis, cinis et nihil. Mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa.* »

Das Aufklatschen der Lederschnüre auf seiner Haut und seine leiernde Stimme waren die einzigen Geräusche, die er vernahm.

Die leisen Schritte auf dem

Boden der Kirche gingen  
darin unter. Und da er zum  
Altar gewandt kniete,  
bemerkte er auch den  
Schatten nicht, den das  
Kerzenlicht in den  
Kapellendurchgang warf.

Der Engelspapst!

Der Begriff wollte Alexander  
nicht aus dem Kopf, als er  
langsam die Bergstraße  
zurückfuhr. Er hatte es nicht  
eilig, es war noch früh am

Tag. Und es gab viel,  
worüber er auf seiner Fahrt  
zurück nach Rom  
nachzudenken hatte. Aber  
Rom hatte Zeit. Vorher  
würde er an einer  
abgelegenen Stelle halten  
und mit einem der  
Werkzeuge, die in der  
Ledertasche hinten im  
Wagen lagen, die  
Metallkassette öffnen, die  
auf dem Beifahrersitz stand.

Immer wieder sah er den unscheinbaren Kasten an und versuchte zu erraten, was seinem Onkel so wichtig erschienen sein mochte, dass er es dem seltsamen Geistlichen in Verwahrung gegeben hatte. In der Kiste klapperte es dumpf, wenn der Lancia durch ein Schlagloch holperte, was nicht selten vorkam.

Die verlassene Baustelle

tauchte vor ihm auf, und er  
bremste, um eine  
unfreiwillige Talfahrt  
hinunter zum See zu  
vermeiden.

Etwas kam ihm verändert  
vor. Vermutlich lag es daran,  
dass er sich dem Ort jetzt aus  
der entgegengesetzten  
Richtung näherte und dass es  
heller war als zwei Stunden  
zuvor.

Er ließ den Wagen ganz



langsam auf den rutschigen Kies der Durchfahrt rollen. Rechts waren Erdhaufen aufgeschichtet, links gähnte der Abgrund. Ein paar Meter entfernt standen die schweren Baumaschinen wie stählerne Hüter dieses öden Ortes.

Plötzlich wusste er, was sich verändert hatte: Obwohl weit und breit kein Mensch zu sehen war, stand die Straßenwalze nicht mehr

zwischen Bulldozer und  
Schaufelbagger, sondern  
etwas abseits, nahe der  
provisorischen Durchfahrt.  
Er hatte der Baustelle auf der  
Herfahrt keine große  
Beachtung geschenkt, und  
doch war er ziemlich sicher,  
dass er sich nicht irrte.

Seine inneren Alarmglocken  
schrillten – zu spät. Im  
Rückspiegel sah er, wie die  
Straßenwalze sich in

Bewegung setzte und dem Lancia folgte. Dass sie dabei eine Absperrung platt walzte, schien den Fahrer, dessen Umrisse sich undeutlich im Spiegel abzeichneten, nicht zu stören. Genauso, wie die mächtige Walze die Absperrung zermalmt hatte, würde sie es auch mit dem Lancia tun, wenn Alexander nicht schneller war.

Als er Gas gab, schnappte die

Falle zu. Etwa fünfzehn Meter vor ihm schwenkte der Bulldozer mit aufröhrendem Motor auf die Durchfahrt ein und kam ihm entgegen. Der Fahrer hob die Schaufel gerade so weit an, dass sie den Lancia vor sich herschieben würde. Gegen die Walze!

Alexander war auf einen Schlag schweißnass. Er hatte nur Sekunden und keinen

Raum zum Ausweichen.  
Instinktiv trat er das  
Bremspedal bis zum  
Anschlag durch. Der abrupte  
Wechsel vom Beschleunigen  
zur Vollbremsung brachte  
den Wagen ins Schlittern. Er  
drehte sich halb um sich  
selbst und verfehlte den  
tödlichen Abgrund nur um  
zwei, drei ■ Zentimeter. Als  
der Lancia zum Stehen kam,  
war er von einer großen  
Staubwolke eingehüllt.

Das Aufstoßen der Fahrertür und ein heftiges Zurückzucken waren für Alexander eine Bewegung. Unmittelbar neben ihm begann der Abhang, so steil, dass er auf dieser Seite kaum heil aus dem Wagen gelangen konnte.

Er kletterte über den Beifahrersitz, öffnete die zweite Vordertür und ließ sich auf die Straße fallen.

Der aufgewirbelte Staub biss in seine Augen, er konnte kaum etwas erkennen. Da er aber wusste, dass der einzige Weg in Sicherheit von dem Lancia wegführte, sprang er auf und rannte einfach los.

Bei den Erdhügeln stolperte er und fiel hin. Kaum hatte er sich Staub und Tränen aus dem Gesicht gewischt, spritzte vor ihm Erde auf, und ein trockenes Knallen

mischte sich in das Dröhnen der Motoren. Kein Zweifel, auf ihn wurde geschossen!

Der Schatten löste sich aus seiner Erstarrung und schob sich langsam auf den knienden Pater zu. Der betete seinen immer gleichen Singsang und schwang die Bußgeißel so heftig, dass der Luftzug die Kerzenflammen wild zucken ließ. Der Schatten tanzte mit den



Flammen, aber nicht der Mann, der ihn warf.

Als er dicht hinter Borghesi stand, schossen seine Hände vor und hielten die blutigen Lederriemen der Geißel fest. Ein starker Ruck riss den überraschten Geistlichen nach hinten. Vergeblich nach einem Halt suchend, fiel er zur Seite und lag dem anderen, der ihm die Geißel entwunden hatte, zu Füßen.

Borghesi schreckte zurück.  
Im ersten Augenblick wähnte  
er sich einem Dämon  
gegenüber, der ausgesandt  
war, den Sünder zu bestrafen.  
Dann erkannte er das  
menschliche Gesicht, das ein  
wenig spöttisch auf ihn  
herabsah. Der Mann war  
groß, stattlich –  
und stark.

Letzteres spürte Borghesi, als  
er aufstehen wollte. Ein

Fußtritt traf ihn am Kinn und warf ihn nach hinten. Sein Hinterkopf krachte gegen den Altar.

«Bleib am Boden, wo du hingehörst!», sagte der Unbekannte und verzog das Gesicht zu einem schiefen Grinsen. «Es gefällt dir doch, vor mir zu kriechen. Ist doch viel besser, als sich immer nur selbst zu geißeln, nicht?»

Borghesi schluckte und

stotterte: «Wer ... bist du?»

Eine schnelle Handbewegung  
des Fremden, und die  
Lederknoten der  
Geißelschnüre rissen  
Borghesis linke Wange auf.

«Ich bin der, der die Fragen  
stellt. Und du wirst sie  
beantworten! Was hattest du  
so lange mit Alexander Rosin  
zu besprechen?»

Als Borghesi nicht

antwortete, schlug der Fremde ihn wieder ins Gesicht. Seine Wangen brannten, aber Borghesi nahm es hin.

Er hatte Strafe verdient und schwieg auch, als der Unbekannte seine Frage wiederholte.

Neue Schläge und immer wieder dieselbe Frage, aber Borghesi verriet nichts. Er lag am Boden, erduldet die

Hiebe und murmelte: « *Totus tuus, Domine. Hic iacet pulvis, cinis et nihil.*

*Mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa.* »

«Ist deine eigene Schuld, wenn du gleich toter Staub und tote Asche bist», drohte der Unbekannte. «Ein totes Nichts!»

Er beugte sich über den Geistlichen, wand die

Lederschnüre der Geißel um dessen dünnen Hals und zog sie zusammen, bis die Atemzüge in einem verzweifelten Röcheln erstarben. Fast sah es so aus, als wollte der alte Pater sich erdrosseln lassen.

Doch plötzlich, als das schon verlöschende Leben noch einmal die Oberhand gewann, rollte er wild mit den Augen und stieß ein undeutliches,

von heftigem Würgen  
begleitetes Gestammel aus.

«Na endlich!» Der  
Unbekannte lockerte die  
Schnüre.

«Beantworte meine Frage  
und du bleibst am Leben!  
Was ist mit Alexander  
Rosin?»

Borghesi lehnte sich mit dem  
blutigen Rücken gegen das  
Jesusmosaik am Altar und



keuchte: «Alexander Rosin  
ist ...»

«Ja?»

«... ein guter Mann!», rief  
Borghesi und stieß sich mit  
aller Kraft, über die er noch  
gebot, vom Altar ab.

Er hatte den anderen  
durchschaut. Er war doch ein  
Dämon, und zwar der  
schlimmste von allen – ein  
Mensch. In dem Gesicht

standen Verachtung und  
Mitleidlosigkeit geschrieben.

Was auch immer er diesem  
Mann sagte, der würde ihn  
nicht am Leben lassen. Er  
hing nicht am Leben, doch  
zumindest sah er jetzt einen  
Sinn in seiner Existenz: Er  
musste Alexander Rosin  
warnen!

Mochte der Unbekannte auch  
viel kräftiger sein, Borghesis  
Ausbruch war so

überraschend erfolgt, dass der Mann das Gleichgewicht verlor und nach hinten taumelte. Er stieß mehrere der gusseisernen Kerzenständer um, sodass sie mit lautem Klirren auf die Steinplatten fielen. Augenblicklich fingen die alten Wandteppiche Feuer.

Borghesi wollte weglaufen, aber eine Hand schoss vor und packte ihn am

Fußgelenk. Der Pater schlug hart mit der Stirn auf den Boden und für einen Augenblick war nur Schwärze um ihn herum. Als er wieder einigermaßen klar sehen konnte, züngelten bereits an allen Wänden Flammen empor. Von den Teppichen sprangen sie auf das alte, trockene Gebälk über.

Der Dämon erhob sich und

griff nach einem  
Kerzenständer.

«Du hast deine Chance  
verspielt, alter Narr! Und was  
nützt es dir? Du stirbst, und  
Rosin haben wir auch.»

Immer wieder schlug er mit  
dem schweren Eisen zu, bis  
der Pater ein regloser  
Fleischklumpen war.

Inzwischen hatte sich die  
Kapelle in ein Flammenmeer

verwandelt. Der große Mann ließ den Kerzenständer fallen und lief hinaus, bevor die Feuerzungen auch nach dem Holz der Kirche leckten.

Eine schwarze Rauchwolke stieg aus dem Krater empor. Kurz nachdem Alexander aus dem Lancia gesprungen war, hatte der Bulldozer den Wagen erreicht und in den Abgrund gestoßen.

Eine Explosion hatte das

Fahrzeug zerstört – und mit  
ihm Heinrich Rosins  
geheimnisvolles  
Vermächtnis, wurde es  
Alexander schmerzlich  
bewusst.

Dem Fahrer des Bulldozers  
war wegen der großen  
Staubwolke offenbar  
entgangen, dass der  
Schweizer den Wagen  
verlassen hatte. Aber der  
Mann auf der Straßenwalze

hatte es mitbekommen. Er hatte den Stahlkoloss gestoppt und schoss, eine Automatik im Beidhandanschlag, aus dem Führerhaus auf ihn.

Alexander widerstand dem ersten Impuls, hinter dem nächsten Erdhaufen Deckung zu suchen. Was dann? Unbewaffnet, wie er war, hätte er zuschauen müssen, wie seine Gegner zur



Treibjagd auf ihn bliesen. Also tat er etwas, das den Mann mit der Automatik so verwirrte, dass er für einige Sekunden das Feuer einstellte. Alexander sprintete in geduckter Haltung zurück über die Kiesstraße, geradewegs auf den ockerfarbenen Bulldozer zu.

Dessen Fahrer, der sein Gefährt vor dem Abgrund

angehalten hatte, begriff erst jetzt, als er die aufgeregten Zeichen seines Kumfans sah, dass etwas nicht stimmte, dass Alexander nicht mit dem Wagen in die Tiefe gestürzt war. Bei dem Dröhnen des Bulldozermotors und dem Krachen der Explosion hatte der Mann im offenen Fahrerhaus die Schüsse nicht gehört. Nun, da er die Gefahr erkannte, fuhr seine Rechte

hastig unter die offene Windjacke.

Alexander aber war schneller. Er sprang auf eine der metallenen Raupenketten, beugte sich vor, packte den rechten Arm des anderen und schlug den Ellbogen hart gegen eine Metallkante neben dem Fahrersitz. Die Pistole, die der Mann –

ein sehniger, dunkelhäutiger Typ mit lockigem Haar und

ungewöhnlich breitem Mund – hatte ziehen wollen, fiel zwischen seine Füße. Dass er sich nach der Waffe bückte, war ein Fehler. Ein Handkantenschlag ins Genick warf ihn vom Bulldozer. Sein Mund verzog sich zu einem überraschten Schrei, als er in den Abgrund fiel.

Befriedigt dachte Alexander, dass das Nahkampftraining bei Meister Funakoshi sich

doch lohnte, hob die Waffe auf, eine Beretta 84 mit einem Dreizehnermagazin im klobigen Griffstück, lud sie durch und entsicherte sie. Dabei kam er mit dem Unterarm an einen der schwarzen Steuerhebel im Führerstand, und die Schaufel des Bulldozers ging unter lautem Brummen in die Höhe. Das rettete sein Leben. Eine Kugel prallte an der Schaufelfläche ab und pfiff

davon.

Der zweite Killer war von der Straßenwalze gesprungen, stand breitbeinig mitten auf der Kiesbahn und hielt seine Waffe mit beiden Händen auf den Schweizer gerichtet. Die Schaufel hatte sich jetzt so weit gehoben, dass Alexander seinen Gegner in dem Spalt zwischen Schaufel und Motorverkleidung erkennen konnte. Er ging in die Hocke,

stieß die Rechte mit der Beretta vor und zog dreimal kurz hintereinander den Abzug durch.

Diese Art zu schießen bot keine große Treffergenauigkeit, aber er musste dem anderen zuvorkommen.

Tatsächlich riss es den von den Füßen, und er landete rücklings im aufspritzenden Kies. Als Alexander neben

ihm stand, sah er, dass mindestens zwei seiner Kugeln die Brust getroffen hatten. Die Wunde war zu groß für ein einzelnes Geschoss. Der hagere blonde Mann musste sofort tot gewesen sein.

Alexander bedauerte nur, dass er ihn nicht mehr nach dem Grund für den Anschlag fragen konnte. Mit Killern hatte er kein Mitleid.



Vielleicht war der Tote vor ihm der wahre Mörder von Heinrich und Juliette, von Raffaella Sini und von Marcel Danegger.

Er fand bei der Leiche eine schwarze Briefftasche mit Papieren auf den Namen Livio Montuori, wohnhaft in Ravenna, und steckte sie ein. Seine Waffe, auch eine Beretta 84, nahm er ebenfalls an sich. Dann wollte er sein

Handy aus der Jackentasche ziehen, um die Polizei zu verständigen, aber seine Finger fuhren in Plastik- und Metallsplinter, vermutlich war er bei dem Sprung aus dem Lancia auf dem Telefon gelandet.

Die Beretta noch immer schussbereit in der Rechten, trat er an den Rand des Abhangs, um nach dem Besitzer der Waffe zu sehen,

der durchaus noch am Leben sein konnte. Er war nirgends zu entdecken; das dichte Buschwerk schien ihn verschluckt zu haben.

Das Wrack des Lancias lag, umzüngelt von Flammen, fünfzig Meter weiter unten auf einem Felsvorsprung. Dicker schwarzer Rauch kroch am Hang herauf und trug beißenden Brandgeruch an Alexanders Nase,

vermischt mit dem Gestank  
von Benzin und  
geschmolzenem Kunststoff.

Als Alexander sich umdrehte,  
stieß sein Fuß mit einem  
metallischen Klirren gegen  
etwas Hartes. Ungläubig  
starrte er die Kiste an; da war  
das Vermächtnis seines  
Onkels! Die Kassette war  
unversehrt, hatte nicht  
einmal eine Delle  
abbekommen. Beim

Zusammenstoß mit dem  
Bulldozer musste sie aus der  
offenen Beifahrertür  
geschleudert worden sein.

Alexander hob sie auf und  
nahm dabei eine dunkle  
Rauchwolke wahr, die nicht  
aus dem Krater unter ihm  
kam, sondern aus der  
Richtung, in der die alte  
Kirche lag.

Das konnte nichts Gutes  
bedeuten. Er musste zurück!

Die Baufahrzeuge waren zu langsam und für die gewundene Bergstraße ungeeignet. Den Wagen, mit dem die Killer hergekommen sein mussten, konnte er nirgends entdecken. Also klemmte er die Kassette unter den Arm und lief querfeldein, um die Serpentina der Straße abzuschneiden.

Mitten im Wald hörte er das

lauter werdende Brummen  
eines Motors. Er blieb stehen  
und sah zur etwa dreißig  
Meter entfernten Straße  
hinüber. Die schilfgrüne  
Karosserie eines Pkws  
schimmerte undeutlich durch  
Bäume und Büsche. Der  
Wagen musste von der  
Kirche kommen. Gehörte er  
dem Pater?

Ehe Alexander noch auf sich  
aufmerksam machen konnte,

war das Fahrzeug in Richtung Baustelle verschwunden. Nach kurzem Zögern setzte er seinen Weg zur Kirche fort.

Noch bevor er sie erreichte, ahnte er das Verhängnis. Bis in den Wald hinein war die Hitze zu spüren, die von Santa Maria ausging. Wo das Grün sich zwischen den Baumkronen lichtete, wurde der Himmel von der sich



immer mehr ausbreitenden Rauchwolke verdunkelt.

Alexander trat aus dem Wald – und erstarrte. Vor ihm tobte ein Flammenchaos, das fast die ganze Kirche mitsamt den Nebengebäuden erfasst hatte und seine gierigen Finger jetzt nach dem Glockenturm ausstreckte. Die wabernde Lohe schien fest entschlossen, von Santa Maria a Lago di Albano

absolut nichts übrig zu lassen.

Rauch biss in seine Augen und Lungen. Er wischte die Tränen fort, und als er wieder klarer sah, meinte er, es müsse sich um eine optische Täuschung handeln. Von der Kirche widerstand nur noch der Eingangsbereich mit dem halb geöffneten Portal dem wütenden Flammentanz, doch aus der Öffnung kam

eine Kreatur  
hervorgekrochen, die eins der  
Untiere in der Johannes-  
Offenbarung. Eine Art  
riesiger Feuerkäfer, der,  
Brand und Zerstörung  
bringend, über die Erde glitt.  
Oder eine Schlange, die sich  
in Feuerzuckungen wand.  
Wie ein vom Schöpfer  
verfluchtes Wesen. *Auf  
deinem Bauche sollst du  
kriechen und Dreck fressen  
dein Leben lang.*

Alexanders Entsetzen wurde noch größer, als er in der kriechenden Kreatur einen Menschen erkannte. Oder was davon übrig war. Schwarze, verbrannte, blasige Haut, auszumachen an den wenigen Stellen, wo der Unglückliche nicht in Flammen stand. Er war vollkommen nackt, so als hätte die Hitze seine Kleider weggesengt. Obwohl der Mann sich vor dem Portal hin

und her wälzte, gelang es ihm nicht, die Flammen zu löschen.

Mit weiten Sprüngen, dabei die Wildlederjacke abstreifend, rannte Alexander zu ihm und versuchte fieberhaft, das Feuer mit der Jacke zu ersticken. Dabei rollte er den Verbrannten hin und her wie ein Fass. Er musste ihn grob anfassen, wollte er ihm schnell genug

helfen.

Als die letzten Flammen an dem zitternden Leib gelöscht waren, zog Alexander den bedauernswerten Mann zu einer Senke, die ein wenig Schutz vor der mörderischen Hitze bot.

Inzwischen hatte das Feuer auch das Kirchenportal erfasst, leckte über die Statue von Maria und Jesus und fraß sie von den Füßen her auf.

Die Brandwunden, die den Mann von Kopf bis Fuß bedeckten, waren so schwer, dass Alexander kaum eine Hoffnung für ihn sah. Sämtliche Haare waren den Flammen zum Opfer gefallen und auch der größte Teil der Haut. Der Mann war so entstellt, dass keine Gesichtszüge zu erkennen waren, nur verworfenes Fleisch und zwei wie irre flackernde Augen. Der

Anblick war ebenso schwer zu ertragen wie der Gestank verbrannten Fleisches, der jeden anderen Geruch auslöschte.

Eine kohlschwarze Klaue, die einmal eine Hand gewesen war, richtete sich auf Alexander, und der Mann öffnete den brandblasigen Mund. «Du hättest nicht hierher zurück ...»

Dem Verbrannten fehlte die



Kraft fortzufahren, doch Alexander hatte die Stimme bereits erkannt.

«Sprechen Sie nicht, Pater. Ich werde sehen, dass ich Hilfe für Sie hole.»

«Nein ... zu spät!», brachte der Geistliche undeutlich hervor.

«Der Dämon hat mich geru ...» Borghesis Stimme wurde leiser, schien wie sein Leben

zu verlöschen.

Alexander sah die verkohlte Klaue zucken. Er beugte sich über Borghesi und legte ein Ohr an die zitternden Lippen.

«Der Hort des Bösen ... unter Sankt Peter ...», hörte er undeutlich. «Frag die Katzennärrin!»

Schon sah es aus, als habe das Leben Borghesi endgültig verlassen, da bäumte sich der

geschundene Leib noch  
einmal auf, die schwarze  
Hand verkrallte sich in  
Alexanders Hemd, und der  
Pater schrie mit sich  
überschlagender Stimme:  
«Ich ... ich habe ihn gesehen,  
er lebt!»

Dann ließ er Alexander los  
und sackte kraftlos auf den  
Boden.

Ein schwarzes Bündel aus  
Knochen und verbranntem

Fleisch.

Tot wie die im Feuer  
zusammenbrechende Kirche,  
aus der er gekrochen war.

# 11

*Sonntag, 10. Mai, abends*

«Was sind Sie, Signor Rosin, eine Art Todesengel? Bringen Sie allen, mit denen Sie zusammenkommen, ein grausames Ende?»

«*Sie* leben noch, Commissario», erwiderte Alexander.

Insgeheim musste er sich

entsetzt eingestehen, dass ihm Bazzinis Frage gar nicht so absurd erschien. Der Tod war ihm zu Raffaella Sini gefolgt und zu Pater Borghesi. Und hätte er an der Baustelle nicht geistesgegenwärtig bewiesen, dass ein Schweizergardist mehr war als ein Zinnsoldat, hätte es ihn selbst erwischt. Nach den Erlebnissen dieses Tages war er sich so gut wie sicher, dass die Attentäter auf

der Piazza Farnese ihn gemeint hatten und nicht Commissario Donati.

Der Mann mit der Beinprothese saß schweigend neben seinem Kollegen Bazzini, in dessen Büro das Verhör stattfand.

Aufgrund der sich häufenden Morde war Donati jetzt offiziell mit dem Fall betraut und leitete zusammen mit Bazzini die

Untersuchungskommission.

«Meine unerwartete Rückkehr in den aktiven Dienst» hatte er es genannt, als er Alexander zwei Stunden zuvor im Polizeihauptquartier begrüßte. Und er schien darüber nicht unglücklich zu sein.

Draußen wurde es allmählich dunkel. Im Licht der großen Scheinwerfer, die ihn



anstrahlten, schimmerte der Palazzo delle Esposizioni bleich wie ein gigantischer, eckiger Totenschädel.

Bazzini stand auf und näherte sich dem Stuhl, auf dem Alexander saß. «Vielleicht sind Sie wirklich ein Todesengel.

Jemand, der heute zwei Menschen getötet hat. Und fast wären es drei geworden.»

«Ich musste den Kerl von dem Bulldozer stoßen, er wollte mich umbringen.»

Den zweiten Killer hatte man nicht gefunden. Alexander vermutete, dass der Fahrer des schilfgrünen Wagens – Borghesis Mörder – ihn aufgesammelt hatte. Sie mussten Komplizen sein.

Auf einer kleinen Waldlichtung dreihundert Meter vor der Kirche hatte

die Polizei Reifenspuren des Wagens gefunden.

Hier hatte der dritte Killer gewartet bis Alexander den Pater verließ.

«Ich spreche nicht von dem großen Unbekannten, sondern von einer Signorina Loredana Addobatti», fauchte Bazzini. «Sagt Ihnen der Name etwas?»

«Ich habe heute Morgen mit

einer jungen Frau namens Loredana gesprochen, als ich an der Via Appia das Heim der Weißen Tauben besuchte. Geht es ihr nicht gut?»

Ein abfälliger Ausdruck trat auf Bazzinis grobporiges, vor Erregung gerötetes Gesicht. «Wie soll es schon einer Frau gehen, die in letzter Sekunde ihrem Mörder entkommen ist?

Zum Glück war der Kerl

dumm genug, sich als Schweizer namens Alexander vorzustellen.»

«Wie das Mörder so tun, damit wir es mit ihnen nicht allzu schwer haben», sagte Donati.

«Also, Signor Rosin, was ist wirklich zwischen Ihnen und dieser Signorina Addobatti vorgefallen?»

Alexander schilderte

wahrheitsgetreu seinen  
kurzen Besuch bei den  
Weißen Tauben. «Das  
Mädchen geriet in Panik und  
lief schreiend davon. Mehr  
war nicht. Vor allen Dingen  
bin ich kein Mörder. Der  
einzige Mensch, den ich  
getötet habe, ist der blonde  
Killer, Livio Montuori aus  
Ravenna.»

«Sein Name war wohl kaum  
Livio Montuori», entgegnete

Bazzini, der sich wieder hingesetzt hatte. «Und für ebenso unwahrscheinlich halte ich es, dass er aus Ravenna kam.»

«Aber sein Pass!»

«Eine sehr gute Arbeit», seufzte Bazzini. «Unsere Spezialisten haben lange gebraucht, um die Fälschung zu erkennen. Aber die Fakten sprechen für sich. Der einzige Livio Montuori, der

in Ravenna gemeldet ist, ist neunundsiebzig und liegt mit einer schweren Herzattacke im Krankenhaus. Unter der im Pass angegebenen Adresse gab es einen Puff, der letztes Jahr seine Pforten geschlossen hat. Der Fälscher scheint ein Mann mit Humor zu sein. Im Gegensatz zu mir. Singen Sie endlich Ihre Arie, Mann!»

«Ich habe Ihnen alles



erzählt», erklärte Alexander und hoffte, dass er überzeugend klang.

Er hatte der Polizei nichts von der Metallkassette gesagt, die er vor dem Eintreffen der Feuerwehr im Wald bei der Kirche versteckt hatte. Den genauen Inhalt seines Gesprächs mit Pater Borghesi hatte er ebenso sich behalten wie die seltsamen letzten Worte des

Geistlichen und den Umstand, dass Borghesi ihn bei Marcel Daneggers Beerdigung aufgesucht hatte.

Bazzini wirkte wie der Vesuv kurz vor der Eruption. «Sie fahren also eines Sonntags hinaus in die Albaner Berge, um in Ihrer Trauer um Ihren Onkel dessen Beichtvater aufzusuchen, und kurz darauf wird der Pater auf ähnlich grausame Weise getötet wie

Raffaela Sini, mit der Sie ebenfalls ein Rendezvous hatten. Und wir sollen Ihnen glauben, dass Sie damit nichts zu tun haben?»

«Das wäre schön.»

Bazzini sprang so hektisch auf, dass sein Stuhl umkippte.

Hätte sich in diesem Moment nicht sein Telefon mit einem melodiosen Klingeln

gemeldet, hätte er sich wohl auf Alexander gestürzt.

Nach dem kurzen Telefonat verkündete der Commissario:

«Das war Dr. Gearroni. Bevor Pater Borghesi verbrannte, wurde er schwer misshandelt. Er hatte kaum einen heilen Knochen im Leib. Die Dottoressa meint, er wäre seinen inneren Blutungen erlegen, wäre das Feuer nicht schneller

gewesen.»

«Das muss der Mann in dem grünen Wagen gewesen sein», sagte Alexander. «Oder die Männer.»

«Ja, mysteriöse Unbekannte haben wir reichlich in dem Fall», stellte Bazzini mit bitterem Spott fest und heftete seinen Blick wieder auf den Gardisten. «Und einen Zeugen, der uns nichts Handfestes mitteilen kann –

oder will!»)»

Alexander war froh, als Donati das Wort ergriff: «Immerhin haben wir einen toten Killer. Wir haben die Reifenspuren von dem fremden Wagen und die Spuren auf der Baustelle. Das alles trägt zu Signor Rosins Entlastung ebenso bei wie die Tatsache, dass ich selbst Zeuge eines Anschlags auf ihn war.»

Bazzini blickte seinen Kollegen prüfend an. «Sie glauben also nicht mehr, dass das Organisierte waren, die man auf Sie angesetzt hat, Stelvio?»

«Organisierte vielleicht, es sind gewiss keine Amateure. Aber nach allem, was geschehen ist, glaube ich ziemlich fest, dass der Anschlag Signor Rosin gegolten hat. Jemand will ihn

aus dem Weg räumen, sei es mit Gewalt, sei es mit falschen Anschuldigungen.»

«Die letzte Bemerkung verstehe ich nicht, Commissario», sagte Alexander.

«Das Polizeiboot, das Sie vom Ponte Sisto gepflückt hat, war nicht zufällig dort», erklärte Donati. «Bei der Polizeistation auf der Tiberinsel war ein anonymes



Anruf eingegangen, unter der Brücke seien eine Leiche und ihr Mörder zu finden. Wer konnte das wissen außer dem wahren Mörder?»

Bazzini machte eine Handbewegung, als wolle er fuderweise Dreck aus seinem Büro fegen. «Verschwinden Sie, Rosin, es hat ja doch keinen Sinn! Geben Sie Ihre Aussage zu Protokoll. Und viele Grüße an den Papst.»

«Vorher hätte ich noch eine Bitte.»

«Was?»

«Ich möchte den toten Killer sehen.»

«Sie haben ihn doch schon gesehen, oben in den Bergen», wunderte Bazzini sich.

«Ja, schon, aber nicht nackt.»

«Wird das jetzt üblich, dass

die Tatverdächtigen ihrem Opfer noch einen Abschiedsbesuch im Leichenkeller abstatten?», fragte Dr. Gearroni spitz, als sie die beiden Polizisten und Alexander zu der langen Wand führte, wo die Toten wie Akten in Schubfächern gelagert waren. «Oder genießt dieser Verdächtige eine Sonderbehandlung?»

«Letzteres», antwortete

Bazzini mit einem düsteren Seitenblick auf Donati.

Schwungvoll zog die Pathologin das Wandfach mit der Leiche heraus. Die beiden Einschusslöcher saßen dicht am Herzen. In Anbetracht der Situation extrem gut getroffen, stellte Alexander befriedigt fest.

Auch jetzt empfand er nicht das geringste Mitleid mit dem Toten. Auf dem

Seziertisch lag der verkohlte Leichnam, der vor einigen Stunden noch Pater Borghesi gewesen war. Ihm, der auf so elende Weise umgekommen war, gehörte jedes Mitgefühl, nicht dem Killer, der es, gemessen an Borghesis Qual, viel zu leicht gehabt hatte.

Nur kurz ruhte Alexanders Blick auf den Einschusslöchern.

Viel mehr interessierten ihn

die roten Abdrücke an beiden Oberschenkeln.

«Wie bei Raffaella Sini», sagte Bazzini. «Spuren eines Bußgürtels, wie mir Kollege Donati erläutert hat.»

«Ähnliche Spuren um die Hüften habe ich bei Pater Borghesi gesehen, als er sich geißelte», erklärte Alexander.

Bazzinis Kopf ruckte zu ihm herum. «Woher haben Sie

gewusst, dass der Killer einen Bußgürtel benutzte?»

«Nicht gewusst, nur geahnt», korrigierte Alexander. «In letzter Zeit sterben die bußfreudigen Menschen wie die Fliegen.»

«Sehr richtig», knurrte Bazzini. «Und zwar immer dann, wenn Sie in der Nähe sind, Rosin!»

Die Straßenlampen brannten

schon, als Alexander die Via Nazionale entlangschritt. Er hatte Donatis Angebot, ihm ein Taxi zu rufen, abgelehnt, um während eines langen Fußmarsches seine Gedanken zu ordnen. Im Vatikan würde es vermutlich seine erste Pflicht sein, Oberstleutnant von Gunten Rede und Antwort zu stehen. Im Augenblick fiel ihm nichts ein, worauf er weniger Lust hatte.



Doch er hatte nicht länger als nötig bei Donati bleiben wollen.

Es gefiel ihm nicht, den Commissario belogen zu haben. Bazzini war ihm gleichgültig, aber Donati fühlte er sich verpflichtet.

Weil sie das Attentat auf der Piazza Farnese zusammen durchgestanden hatten? Oder weil Donati ihn immer wieder vor Bazzinis

Wutausbrüchen in Schutz  
nahm?

Er wusste selbst nicht genau,  
warum er bei der Polizei  
nicht alle Karten auf den  
Tisch gelegt hatte. Die  
Entscheidung war schon am  
Albaner See gefallen, als er  
über Pater Borghesis Leiche  
geknielt und durch das  
Knistern der Flammen die  
Sirenen der Feuerwehr gehört  
hatte. Da hatte er gewusst,

dass Heinrich Rosins  
Vermächtnis nicht für die  
Öffentlichkeit bestimmt war,  
jedenfalls nicht, solange er  
selbst den Inhalt der Kasette  
nicht kannte. Und was  
Borghesi ihm anvertraut  
hatte, schien irgendwie mit  
diesem Vermächtnis  
zusammenzuhängen.

Zahlreiche flanierende  
Pärchen auf der Via  
Nazionale zwangen ihn

immer wieder zum  
Ausweichen. Der  
Autoverkehr floss auf der  
Einbahnstraße in Alexanders  
Richtung. Als er ein  
wütendes Hupen hörte, fiel  
ihm ein kleiner Wagen auf,  
der mit  
Schrittgeschwindigkeit etwa  
zehn, zwölf Meter hinter ihm  
herfuhr und alle anderen  
Fahrzeuge mit seiner  
Langsamkeit zu  
Überholmanövern zwang. Es

war ein Fiat 500, ein Modell, das schon seit Jahrzehnten nicht mehr gebaut wurde. Außer in Italien und einigen osteuropäischen Ländern war er nirgends mehr zu finden. Die Windschutzscheibe reflektierte das Licht der Straßenlampen und Schaufenster, weshalb Alexander den Fahrer nur als Silhouette sah. Aber er war sich sicher, den Fiat schon bemerkt zu haben, als er aus

dem Polizeigebäude trat.

Mit schnellen Schritten  
verließ er die Straße und bog  
in einen schmalen Weg ein,  
der auf den uneleganten  
Klotz des  
Ausstellungspalastes  
zuführte und für den  
Kraftverkehr gesperrt war.  
Die meisten Autos hätten  
ohnehin nicht zwischen die  
engen Mauern gepasst – der  
500er schon. Zielstrebig

befuhr der Fiat den Weg und stoppte, als der Schweizer im Scheinwerferlicht auftauchte.

Alexander sah es, ging auf den Wagen zu und riss die Beifahrertür auf. «Bin ich der Polizei so unwichtig, dass man mich mit einer derart alten Mühle beschattet? Ich hätte ...»

Er verstummte, als er die Fahrerin erkannte.

Lächelnd klopfte Elena Vida auf den leeren Beifahrersitz. «Ich hatte schon Angst, Sie würden vor mir davonlaufen. Steigen Sie ein!»

Alexander zwängte sich in den engen Wagen. Elena fuhr rückwärts auf die Via Nazionale, wobei sie einen dicken BMW

zur Vollbremsung und zu einer Hupkanonade veranlasste.



«Braucht man für dieses Ding keinen Führerschein?», fragte Alexander, der reflexhaft beide Füße gegen das Bodenblech stemmte.

«Fährt in Rom irgendjemand, als besäße er einen Führerschein?»

Sie winkte dem Mann am Steuer des BMWs huldvoll zu und fädelte sich in den Verkehr ein.

«Woher wussten Sie, wo ich zu finden bin, Elena?»

«Ich habe meine Informanten.»

«Die Sie natürlich nicht preisgeben dürfen.»

«Sie lernen schnell.»

«Nicht unbedingt», entgegnete er leise und dachte an die rätselhaften letzten Worte, die Pater Borghesi im Todeskampf

ausgestoßen hatte. «Sonst hätte es heute vielleicht keine Toten gegeben.»

«Ach ja, die Sache in den Bergen», sagte Elena beiläufig.

«Heben Sie sich das Heucheln für die Beichte auf, Sie sind doch nur wegen dieser Vorfälle hier!»

«Nun, immerhin sind wir Verbündete. Soll ich mich

nicht für das interessieren,  
was Ihnen am Albaner See  
widerfahren ist?»

«Außerdem gibt das einen  
knackigen Artikel für den  
*Messagero*, hm?»

«D e r *Messagero* bezahlt  
mich nicht für meine bloße  
Existenz.

Was ist in den Bergen  
geschehen?»

«Was wissen Sie bereits?»

«Dass es zwei Tote gibt, eine abgebrannte Kirche und einen Schweizergardisten namens Alexander Rosin, der wohl nicht ganz zufällig in die Sache verwickelt ist.»

Er lieferte ihr einen kurzen Abriss der Ereignisse, während sie den Fiat in Richtung Tiber lenkte, und fügte hinzu: «Ich habe es nicht eilig, zum Vatikan zu kommen. Mitternacht

reicht.»

«Wir fahren nicht zum Vatikan, sondern zu mir. Sie sehen so aus, als hätten Sie mächtigen Hunger und das Bedürfnis, sich ein wenig frisch zu machen.»

«Falls der *Messagero* journalistischen Scharfblick belohnt, haben Sie eine Gehaltserhöhung verdient», grinste Alexander, der jetzt erst merkte, wie sein Magen

sich zusammenzog. Seit dem Frühstück bei Pater Borghesi hatte er nichts mehr zu sich genommen. Er war viel zu aufgewühlt gewesen, aber jetzt, da er etwas zur Ruhe kam, fühlte er sich hungrig wie ein ganzes Gardegeschwader.

Jenseits des Tibers fuhren sie den grünen Gianicolo-Hügel hinauf, der sich über Trastevere erhob. Ein

schmäler, von Traubeneichen  
und Orangenbäumen  
gesäumter Weg führte zu  
einem Palazzo im  
Renaissancestil, der etwas  
versteckt in den Hang  
hineingebaut war und eine  
prächtige Aussicht über  
Trastevere und das auf der  
anderen Tiberseite liegende  
Rom bot.

Die Dächer der Stadt  
verschmolzen in der



Dämmerung mit den sich am Horizont erhebenden Gipfeln des Apennins zu einem einzigen riesenhaften Wesen, das mit den tausend Augen erleuchteter Fenster zu ihnen heraufstarrte.

Die Straße schien hoffnungslos zugeparkt, aber Elena quetschte ihren Fiat, die Schnauze voran, in die enge Lücke zwischen einem japanischen Minibus und

einem alten Treppenaufgang,  
der im Grün des dicht  
bewachsenen Hügels  
verschwand.

«Was ich an dieser *alten  
Mühle* so schätze», sagte  
Elena beim Aussteigen, «ist  
der Umstand, dass ich nie  
lange nach einem Parkplatz  
suchen muss.»

Als Alexander ihr zu dem  
Palazzo folgte, stieß er einen  
aner kennenden Pfiff aus.

«Der *Messagero* muss Ihren journalistischen Scharfblick noch einschätzen, wenn Sie sich hier eine Wohnung leisten können.»

«Es ist nicht so teuer, wie es aussieht. Der Hauseigentümer hält nicht viel davon, in Renovierungsarbeiten zu investieren.

Ein Teil des Dachbodens stand schon länger leer, als

ich auf Wohnungssuche war  
Deshalb habe ich mein  
kleines Reich zu sehr  
günstigen Konditionen  
bekommen.»

Ihr *kleines Reich* entpuppte  
sich als geräumige  
Dachwohnung, in der es dank  
der schrägen Wände sehr  
behaglich war. Wo die  
Schrägen es zuließen,  
standen Bücherregale, die vor  
Fülle aus den Fugen zu

geraten drohten. Und wo keine Regale standen, saßen, lagen und kauerten Teddybären und andere Stofftiere in allen Farben und Formen.

«Sind die alle adoptiert?», staunte Alexander.

«Selbstverständlich.»

«Und wo hat Winnie-the-Pooh seinen Platz gefunden?»

Elena öffnete ihre Umhängetasche und zog den kleinen Bären mit der Zipfelmütze und dem blauweiß gestreiften Nachthemd hervor. «Er begleitet mich, damit ich nicht so allein bin in der großen Stadt.»

«Eine wichtige Aufgabe», befand Alexander und sah zu, wie Winnie wieder in der Tasche versenkt wurde.

«Jetzt aber ab unter die Dusche!», befahl Elena mit gespielter Strenge und rümpfte die Nase. «Sie stinken, als hätten Sie mit Nero den Brand von Rom gelöscht.»

«Ich dachte, Nero hätte den Brand gelegt.»

«Nur im Film. In Wahrheit hat er bei den Löscharbeiten geholfen. Aber das macht sich im Drehbuch nicht so

gut.»

Die Dachwohnung war genau genommen ein einziger großer Raum mit integrierter Küche. Nur das Bad, ebenfalls sehr geräumig, war separat. Als Alexander unter der Dusche stand und den Wechsel von heißen und kalten Schauern genoss, hörte er, durch das Rauschen des Wassers gedämpft, die Tür klappern und sah Elenas



Schatten jenseits des mit violetten Spiralen verzierten Duschvorhangs. Er achtete nicht weiter auf sie, gab sich ganz dem Wasser hin, um nicht nur Schweiß, Schmutz und Gestank loszuwerden, sondern auch die Erinnerung an den sterbenden Benefiziaten. Doch die verkohlte, mehr an einen Affen als an einen Menschen erinnernde Gestalt wollte ihm ebenso wenig aus dem

Kopf gehen wie Borghesis  
rätselhafte Worte.

Als er den Vorhang zur Seite  
schob und unter der Dusche  
hervortrat, waren seine  
Kleider verschwunden. Auf  
dem Plastikhocker lag statt  
ihrer ein weißer Bademantel  
aus dickem Frottee, und vor  
dem Hocker standen blaue  
Badelatschen. Damit  
bekleidet, betrat er den  
Wohnraum, der vom

verlockenden Duft gebratener Kartoffeln erfüllt war. Dazu gab es in Wein geschmorte Rindfleischstreifen und Rucola mit Granatapfelkernen und in dünne Scheiben gehobeltem Parmesan. Zu Alexanders Hunger gesellte sich ein gewaltiger Durst, den er mit mehreren großen Gläsern Rotwein und Mineralwasser löschte.

Er berichtete in allen Einzelheiten von den Geschehnissen in den Bergen und erzählte auch das, was er der Polizei verschwiegen hatte. «Und weil ich auf dem Präsidium, sagen wir, nicht die ganze Wahrheit gesagt habe, hatte ich vorhin ein schlechtes Gewissen und glaubte, Sie wären ein Polizeispitzel.»

Sie lächelte. «Ich danke

Ihnen für Ihr Vertrauen,  
Alexander.

Womit habe ich das  
verdient?»

«Vielleicht war mir einfach  
nach Beichten zumute. Auch  
wenn ich sie nicht getötet  
habe – ich fühle mich doch  
irgendwie verantwortlich für  
das, was mit Raffaella Sini  
und Pater Borghesi  
geschehen ist.»

«Und der Kasten von Ihrem Onkel? Wo haben Sie ihn versteckt?»

«In der Nähe der abgebrannten Kirche, aber doch weit genug entfernt, dass er bei den Löscharbeiten nicht entdeckt werden konnte.»

«Wo genau, wollen Sie mir nicht sagen?»

«Nein, aber Sie können mich

hinbringen. Mein Wagen, vielmehr der meines Onkels und meiner Tante, liegt in Einzelteilen am Albaner See.»

«Wann?», fragte Elena wie elektrisiert.

«Mein nächster freier Tag ist Mittwoch, falls ich nicht zu Sonderdiensten eingeteilt werde. Wenn ich erst wieder im Vatikan bin, wird man mir gehörig den Kopf

waschen.»

Elena machte eine beschwichtigende Handbewegung. «Ach, die haben nach Papst Gardiens Ankündigung sicher andere Sorgen.»

«Wovon sprechen Sie?»

Eine Falte an Elenas Nasenwurzel kündete von ihrer Überraschung. «Haben Sie wirklich noch nichts vom



heutigen Sonntagsgebet des Heiligen Vaters gehört? Die Nachrichten sind voll davon.»

«Ich hatte weiß Gott keine Gelegenheit, Nachrichten zu hören.»

Elena sprang von dem kleinen Zweiersofa auf und griff nach der Fernbedienung, die zwischen einem Teddybären und einem Stoffhasen auf einem

Beistelltisch lag. Hastig stellte sie den Fernseher an und spulte eine Kassette zurück, die noch im Videorecorder lag.

«Das habe ich aus einer Nachrichtensendung mitgeschnitten.

Es ist eine Aufnahme vom Mittagsgebet des Papstes.»

Sie hielt das leise sirrende Videoband an und drückte

*Play.* Das schmachtende  
Liebespaar aus einer  
Fernsehschnulze, das eben  
noch den Bildschirm  
ausgefüllt hatte, machte dem  
Heiligen Vater Platz, der im  
Fenster seines privaten  
Arbeitszimmers im  
Apostolischen Palast stand,  
sich an die Menge unten auf  
dem Petersplatz wandte und  
das traditionelle  
Sonntagsgebet sprach. Als  
Custos das Gebet beendete,

erwartete Alexander, dass eine andere Kamera Platz und Palast in der Totalen zeigen würde, während ein Off-Kommentator den Beitrag mit einem der üblichen lapidaren Sätze ausklingen ließ. Doch stattdessen hob Custos die Hände in Schulterhöhe und zog mit dieser Geste erneut die Aufmerksamkeit der Menge und des Fernsighteam auf sich.

«Rom liegt unter einer schwarzen Wolke», sagte der Papst mit seiner wohlklingenden und dennoch eindringlichen Stimme, und die Lautsprecher ließen seine Worte über den Petersplatz schallen. «Und viele von euch mögen den Gerüchten über ein böses Omen Glauben schenken. Andere wundern sich vielleicht über das, was letzten Mittwoch in der Audienzhalle geschah.

Zahlreiche Berichte in  
Presse, Rundfunk und  
Fernsehen mögen euch  
erstaunt und zu der Frage  
veranlasst haben, was für ein  
Mann das ist, der da den  
Stuhl Petri bestiegen hat. Es  
liegt in der Natur des  
Menschen, dass er sich durch  
Taten stärker beeindrucken  
und überzeugen lässt als  
durch Worte. Darum mögt  
ihr euch, meine Brüder und  
Schwestern, noch drei Tage

gedulden bis zur nächsten  
Generalaudienz.

Ausdrücklich lade ich die  
Schwerkranken und  
Behinderten Roms zur  
Audienz ein

— und die Vertreter der  
Medien, die auf Sensationen  
leider oft mehr erpicht sind  
als auf die Wahrheit. Am  
kommenden Mittwoch werde  
ich euch zeigen und erklären,  
was für ein Mann ich bin.

Haltet bis dahin an eurem Glauben fest, fester denn je, und fürchtet die schwarze Wolke über euch nicht!»

Elena schaltete Fernseher und Recorder aus. «Mehr hat er nicht gesagt, aber das war auch genug. Die Menschen auf dem Petersplatz und an den Fernsehern haben sich nach dieser seltsamen Ankündigung gar nicht mehr eingekriegt. Offensichtlich



hat es auch die engsten  
Mitarbeiter von Custos mal  
wieder eiskalt erwischt. Der  
Pressesaal blockt alle  
Anfragen ab, und  
Monsignore Wetter-Dietz  
lässt sich verleugnen. Ich  
schätze, er wäre jetzt am  
liebsten auf den Bahamas  
oder in der Wüste Gobi.»

«Was hat Papst Gardien  
vor?», fragte Alexander,  
ratlos auf den dunklen

Bildschirm des Fernsehers  
starrend.

«Was schon, wenn er  
ausdrücklich die  
Schwerkranken und  
Behinderten zur Audienz  
lädt? Sieht ganz so aus, als  
wollte er den predigenden  
Wunderheilern im  
amerikanischen Fernsehen  
Konkurrenz machen.» Elena  
blickte durch ein Fenster  
hinaus aufs nächtliche Rom.

«Seltsam, dass er die schwarze Wolke erwähnt hat, von der auch Ihr Pater Borghesi sprach. Glauben Sie, dass es damit etwas auf sich hat, Alexander?»

«Mittlerweile bin ich bereit, an alles Mögliche und Unmögliches zu glauben», seufzte er.

«Dann sind Sie der ideale Katholik.»

«Glauben *Sie*, dass es da einen Zusammenhang gibt, Elena?»

«Zumindest glaube ich, dass Pater Borghesi nicht ganz so durchgeknallt war, wie er Ihnen vorkam. Allmählich fügen sich die Puzzleteile zusammen, wenn auch zu langsam.» Sie sah ihm tief in die Augen. «Sie müssen mir sagen, was Sie mit dem Papst erlebt haben!»

Alexander schüttelte den Kopf. «Ich darf es nicht, Seine Heiligkeit hat mein Wort.»

«Davon, dass wir wirklich offen zueinander sind, kann einiges abhängen, vielleicht das Schicksal der Menschheit.»

Er stöhnte auf. «Fangen Sie jetzt auch damit an? Wer ist hier durchgeknallt?»

«Ich sage Ihnen, was ich denke, weil ich Ihnen gegenüber ehrlich sein will.»

«Trotzdem hat der Papst mein Wort.»

«Sturer Bock!», zischte sie.  
«Aber ein Team sind wir doch?»

«Natürlich. Hätte ich Ihnen sonst all das erzählt, was ich der Polizei verschwiegen habe?»

Elena holte seine Kleider herein, die sie zum Lüften auf die Wäscheleine vor ihren Fenstern gehängt hatte. «Ziehen Sie sich an. Um unseren Pakt zu besiegeln, werden wir einen Ausflug machen.»

Es ging immer am rechten Tiberufer entlang, bis Elena auf den Ponte Palatino abbog. Auf der anderen Seite des Flusses hielt sie auf der

leeren Piazza Bocca della Verità, stieg aus und ging auf die alte romanische Kirche Santa Maria in Cosmedin zu, hinter deren verschlossenen Gittern längst die Nachtruhe eingekehrt war.

«Was suchen wir hier?», fragte Alexander. «Der Eingang ist verschlossen.»

«Gleich nicht mehr.» Elena zog einen Bund mit mehreren Dietrichen aus einer Tasche



ihrer weiten Allwetterjacke und hatte mit dem dritten Nachschlüssel Glück. Das Gittertor vor dem Portikus sprang mit leisem Quietschen auf. «Dieses Werkzeug ist in meinem Beruf sehr hilfreich. Schließlich hat man als Journalistin nicht überall ungehindert Zutritt.»

«Dieben geht es auch nicht anders», brummte er. «Ich glaube nicht, dass das erlaubt

ist.»

«Geschenkt. Es ist die einzige Möglichkeit, die Bocca della Verità zu besuchen, ohne von ganzen Busladungen japanischer Touristen erdrückt zu werden.»

Da hatte sie nicht Unrecht. Alexander wusste von mehreren Besuchen auf der Piazza, wie es hier tagsüber zuging, wenn der Platz mit

Autos und Reisebussen voll  
geparkt war.  
Menschenschlangen drängten  
sich vor der berühmten  
Kirche, wobei es vor allem  
um das Wahrzeichen der  
Piazza in der Vorhalle des  
Gotteshauses ging. Im  
Sekundentakt klickten die  
Kameras und wechselten die  
bemüht lächelnden  
Menschen, die neben dem  
Steingesicht standen und eine  
Hand in den legendären

Mund der Wahrheit steckten.

Er folgte Elena in die Vorhalle, wo sie stehen blieb und das große, in eine Wand eingelassene Gesichtersonnen betrachtete.

Im Ungewissen Dämmerlicht wirkte das von wallendem Haar umgebene Antlitz gar nicht mehr so harmlos wie bei Tag, wenn der Lärm der Touristen jede Andacht zerstörte. Die schwarzen

Öffnungen, die Augen, Nase und Mund bildeten, schienen mehr zu sein als bloße Löcher im Stein; sie schienen zu leben.

«Weißt du, was das ist?», fragte Elena.

Er war für einen Augenblick irritiert, weil sie zum vertraulichen Du übergegangen war. Aber er fühlte sich sehr wohl dabei und antwortete: «Ein antiker

Kanaldeckel.»

«Banause!», schnaubte Elena.  
«Ein wahrer Römer glaubt,  
dass es sich um ein  
Zauberwesen Vergils handelt.  
Ein Triton, ein  
Meeresdämon, halb Mensch,  
halb Fisch, der jedem Lügner  
oder Eidbrüchigen die Hand  
abbeißt. Im Mittelalter soll  
es tatsächlich vorgekommen  
sein, dass unaufrichtigen  
Leuten, die frech genug

waren, sich der Probe zu stellen, hinterher ein paar Finger fehlten.» Sie lächelte ihn an. «Aber uns kann ja nichts passieren, weil wir so aufrichtig sind, stimmt's?»

Sie schob die rechte Hand in das düstere Steinmaul und sagte:

«Ich, Elena Vida, schwöre bei der Unversehrtheit meiner Hand, dass ich dich, Alexander Rosin, nicht

belügen und keine Geheimnisse vor dir haben werde.»

Er wusste nicht recht, ob er über den feierlichen Ernst, mit dem Elena ihren Eid sprach, lachen oder staunen sollte.

Langsam zog sie die Hand wieder hervor und tat, als atme sie erleichtert auf. «Noch alles dran! Jetzt bist du an der Reihe, Alexander.»



«Alex reicht», sagte er, machte aber keine Anstalten, sich dem Mund der Wahrheit zu nähern. «Du weißt, dass ich dir über das, worüber zu schweigen ich dem Papst versprochen habe, nichts sagen darf.»

«Okay, Alex, das ist vom Schwur ausgenommen. Jetzt aber los!»

Schon als er Elena einen wahrheitsgetreuen Bericht

über die Vorfälle in den Bergen erstattete, hatte er beschlossen, ihr zu vertrauen. Weil er eine Verbündete brauchte und weil er sie mochte.

Also trat er neben sie und erklärte: «Ich, Alexander Rosin, schwöre bei der Unversehrtheit meiner Hand, dass ich dich, Elena Vida, nicht belügen und keine Geheimnisse vor dir haben

werde – außer der Sache mit dem Papst.»

«Hübsch gesagt, aber du hast vergessen, die Hand in den Mund der Wahrheit zu stecken.»

Zögernd schob Alexander die Rechte in den kalten Stein. Ein seltsames Kribbeln lief von der Hand den ganzen Arm hinauf, und ihm war unwohl zumute. Er fühlte sich Elena verbunden, und

doch hütete er tief in seinem Herzen ein Geheimnis vor ihr, das nichts mit dem Papst zu tun hatte.

*Montag, 11. Mai*

Täuschte Alexander sich,  
oder setzte Adjutant Walter  
Stückelberger aus dem  
Musikgeschwader beim  
Betrachten des  
Urlaubsscheins eine  
skeptische Miene auf? Es  
war, als kenne er den  
eigentlichen Grund für  
Alexanders Sonderurlaub.

An der Porta Sant'Anna herrschte die übliche vormittägliche Geschäftigkeit von Klerikern, Nonnen und Angestellten des Vatikans, die in beide Richtungen durch das weit geöffnete schmiedeeiserne Tor drängten. Der Adjutant und der Wachtmeister an seiner Seite, beide in der blaugrauen Dienstuniform, hatten mit dem Kontrollieren der Passierscheine gut zu tun,

weshalb Alexander seinen  
von Oberstleutnant von  
Gunten persönlich  
unterzeichneten  
Urlaubsschein schnell  
zurück erhielt.

Die Fußgängerampel am  
Zebrastreifen sprang auf  
einen grünen Pfeil um, und  
ein Verkehrspolizist stoppte  
mit gebieterischer Geste den  
Autoverkehr auf der stark  
befahrenen Via di Porta

Angelica. Alexander nutzte die dreifache Sicherung, die angesichts römischer Verkehrssitten mehr als angebracht war, und ging über den Zebrastreifen zum Beginn des Borgo Pio, wo Elenas kleiner Fiat in Ermangelung eines legalen Parkplatzes zwischen einer Bar und einem kleinen Lebensmittelgeschäft auf dem Bürgersteig stand.



Elena kam mit einer randvollen Papiertüte, aus der Bananen und Äpfel lugten, aus dem Laden und drückte sie Alexander in die Hände.

«Unsere Verpflegung», sagte sie lächelnd und schloss den Wagen auf. «Ich freue mich schon auf das Picknick.»

Sie sagte das, als ginge es zu einer harmlosen Spazierfahrt hinauf in die Albaner Berge.

Doch Alexander hatte sie angerufen, weil er Heinrich Rosins Vermächtnis aus dem Versteck holen wollte. Er hatte nicht gedacht, dass es so schnell gehen würde, aber aufgrund seines überraschenden Sonderurlaubs konnten sie heute schon fahren.

«Bist du beurlaubt oder vom Dienst suspendiert?», fragte Elena, als hätte sie seine

Gedanken gelesen. Sie lenkte den Fiat an der hohen mittelalterlichen Schutzmauer, dem Passetto, entlang in Richtung Engelsburg.

«Offiziell habe ich Urlaub, aber der ist mir quasi verordnet worden.»

Noch vor dem Frühstück hatte von Gunten, von der Polizei über die Ereignisse am Albaner See informiert,

ihn in die Kommandantur rufen lassen und ihm in ziemlich harschem Ton die Leviten gelesen. Was er sich einbilde, auf eigene Faust Untersuchungen fortzuführen, die der vatikanische Untersuchungsrichter längst abgeschlossen habe? Ob er die Schweizergarde in Verruf bringen wolle? Gerade jetzt, wo die Spekulationen über den neuen Papst schon mehr

als genug für Unruhe im  
Vatikan sorgten! Ob er nicht  
wisse, dass der Name Rosin  
einen Gardisten zu  
besonderer Sorgfalt  
verpflichte? Ob sein  
Pflichtgefühl denn nicht  
stärker sei als der persönliche  
Schmerz über den Verlust?

Dann war die Stimme des  
Oberstleutnants unerwartet  
weich geworden und er hatte  
ihm einen bis Mittwoch

einschließlich geltenden  
Urlaubsschein überreicht.  
«Bummeln Sie ein wenig  
durch Rom und ruhen Sie  
sich aus, Alexander, Ihre  
Nerven müssen ja  
angegriffen sein. Und sehen  
Sie zu, dass Sie sich von  
diesen blutgierigen  
Journalisten fern halten!»

«Blutgierig?», wiederholte  
Elena empört. «Das hat er  
gesagt?»

«Hat er.»

«Und da wagst du es, zu mir ins Auto zu steigen? Ist das nicht eine glatte Befehlsverweigerung?»

«Erstens war das kein Befehl, sondern ein Ratschlag, und zweitens hat er von *den* Journalisten gesprochen, nicht von einer einzelnen hübschen Journalistin.»

«Ah.» Sie grinste

verschwörerisch. «Na gut.»

Als sie sich durch den dichten Verkehr am protzigen Viktor-Emanuel-Denkmal wühlten, fragte Alexander: «Warum mitten durch die Stadt? Es gibt schnellere Wege raus in die Berge.»

«Aber nicht, wenn man vorher noch zum Kolosseum will.»



«Wer will das?»

«Wir.»

«Warum?»

«Weil Spartaco da ist. Ich will ihn bitten, während unserer Abwesenheit einiges zu recherchieren.»

«Mein lockenköpfiger Entlastungszeuge», brummte Alexander unwillig. «Warum rufst du ihn nicht einfach an?»

«Weil er zurzeit schlecht telefonieren kann.»

Das verstand er erst, als sie den Fiat unerlaubterweise hinter einer Imbissbude zwischen Forum Romanum und Kolosseum abgestellt hatten und den belebten Vorplatz des antiken Rundbaus betraten. Eigentlich war das Kolosseum ein Oval, die Bezeichnung «Rundbau» das

Ergebnis einer optischen Täuschung.

Droschkenkutscher, dunkelhäutige Männer, die Spielzeug, Lederwaren und Modeschmuck feilboten, sowie als römische Legionäre Verkleidete, die sich für Erinnerungsfotos zur Verfügung stellten, buhlten im Schatten der riesigen Ruine um Aufmerksamkeit und das Geld der Touristen. Aber die meisten Besucher

scharten sich um eine etwas  
abseits gelegene Wiese.  
Elena und Alexander  
drängten sich durch den  
dichten Ring aus schreienden  
und klatschenden Menschen  
und wurden Zeugen eines  
Schauspiels, wie es vor  
zweitausend Jahren in der  
Arena des flavischen  
Amphitheaters wohl  
unzählige Male stattgefunden  
hatte.

Auf dem freien Platz, den die begeisterten Zuschauer umringten, kämpften zwei muskulöse Männer in der spärlichen Kleidung antiker Gladiatoren mit Speer und Schild gegeneinander. Die schweißglänzenden Oberkörper waren nackt, breite Ledergürtel um die Hüften hielten die kurzen Hosen zusammen. Über den in Sandalen steckenden Füßen bedeckten

Beinschützer aus Eisen die Unterschenkel bis hinauf zu den Knien. Die Oberschenkel waren ungeschützt. Den nackten linken Arm bedeckte ein kleiner Rundschild, der rechte Arm war mit Lederbandagen umwickelt, und die Hand hielt den Speer. Beide Männer trugen einen goldglänzenden Helm mit geschlossenem Visier, sodass die Gesichter vor Verletzungen geschützt und

vor den Zuschauern  
verborgen waren. Der Helm  
des einen Gladiators war  
oben mit der metallischen  
Nachbildung eines Fisches  
verziert, der des anderen mit  
einem violetten Federbusch.

Die schnellen, kräftigen  
Bewegungen ließen, ebenso  
wie das Keuchen und  
Stöhnen, darauf schließen,  
dass die Gladiatoren dem  
Publikum einen möglichst

realistischen Eindruck bieten wollten. Als Alexander die vielen kleinen blutigen Schrammen bemerkte, kamen ihm Zweifel, ob es sich wirklich nur um einen Schaukampf handelte.

Elena stand bei einem kahlköpfigen Mann im feinen Zwirn, der mit einer großen Sonnenbrille demonstrierte, dass ihn die Wolken am Himmel nicht beeindruckten.



Sie steckte ihm etwas zu.  
Alexander fragte sie danach,  
als sie zu ihm zurückkehrte.

«Ich habe ein hübsches  
Sümmchen gewettet.»

«Auf wen?»

«Auf den da!»

Elena zeigte auf den  
Gladiator mit dem  
Federbusch. Der wirbelte  
seinen Speer in einer  
rasanten Attacke derart

herum, dass sein Gegner nicht wusste, wohin er schauen sollte.

«Heißt das, es ist ein echter Kampf?», rief er aus.

«Schon, aber natürlich nicht auf Leben und Tod.» Elena setzte ein bezauberndes Unschuldslächeln auf. «Er währt, bis einer der beiden aufgibt.»

«Ist so ein Kampf erlaubt?»

Sie blickte ihn tadelnd an.  
«Ach, Alex, man könnte glauben, du bist erst seit gestern in Rom.»

Nachdem er den anderen Gladiator völlig aus dem Konzept gebracht hatte, änderte Elenas Favorit seine Taktik der schnellen Bewegungen. Von einer Sekunde auf die andere blieb er mit leicht gespreizten Beinen stehen und stieß dem

Gegner das stumpfe  
Speerende in den Magen. Der  
Getroffene stöhnte laut auf,  
kippte nach vorn und fiel  
bäuchlings in das zertretene  
Gras.

Der Helm rutschte ihm vom  
Kopf und enthüllte ein  
vollbärtiges, mit  
Schweißperlen überzogenes  
Gesicht.

Der Gegner stand über ihm  
und bedrohte ihn mit der

Speerspitze, bis der Vollbärtige mit missmutiger Miene eine Hand hob, wobei er Daumen und Zeigefinger ausstreckte. Das Zeichen der Kapitulation.

«Gewonnen!», jubelte Elena.  
«Ich habe gewonnen!»

Und schon stürzte sie auf den Mann mit der Sonnenbrille zu, um ihren Gewinn einzustreichen.

Der siegreiche Gladiator, von allen Seiten beglückwünscht, nahm seinen Helm ab und trat auf Elena und Alexander zu.

«Er?», entfuhr es Alexander.  
«Warum tut er das?»

«Das ist *sein* Spleen», sagte Elena. «Außerdem beteiligen die Buchmacher den Sieger am Umsatz.»

Der Mann mit dem starren

Victor-Mature-Gesicht zeigte zwei Reihen perlweißer Zähne. «Ave, Freunde, der Todgeweihte grüßt euch.»

«Glückwunsch, mein Todgeweihter», lachte Elena. Sie schlang ihre Arme um seinen Nacken, zog ihn zu sich herunter und küsste ihn auf den Mund.

Während sie stadtauswärts fuhren, hockte Alexander schweigend auf dem

Beifahrersitz und dachte an den muskulösen Mann in der Gladiatorenrüstung. Sein Bild vermischte sich mit dem eines anderen, ebenfalls kräftigen Mannes, dessen Gesicht von einer schwarzen Biwakmütze verhüllt war – wie das des Gladiators von seinem Helmvisier. Beide Männer waren unerhört geschickt im Umgang mit alten Stangenwaffen. Der eine hatte es vor zehn Tagen



mit einer Hellebarde in der  
Waffenkammer der Garde  
gezeigt, der andere vorhin  
mit dem Gladiatorenspeer am  
Kolosseum. Hatte sich unter  
der Biwakmütze dasselbe  
Gesicht verborgen wie hinter  
dem goldglänzenden Visier?

Wenn das so war, stand  
Alexander vor einem  
weiteren Rätsel: Der Mann,  
der ihn in der Waffenkammer  
fast umgebracht hätte, war

nach Raffaella Sinis Tod bei der Polizei als sein Entlastungszeuge aufgetreten. Warum? Und wenn Spartaco Negro mehr war als eine Nebenfigur, ein unwichtiger Bauer, wo war dann Elenas Platz auf dem Spielbrett?

«Du siehst mich an, als käme ich vom Mars», sagte Elena unvermittelt. «Woran denkst du, Alex?»

«Oh, an diesen Kerl»,  
stammelte er.

«Wen meinst du?»

«Den, den du vorhin geküsst  
hast und dem du etwas  
zugeflüstert hast.»

«Spartaco?» Sie lachte  
schallend. «Ich konnte ihm  
doch nicht inmitten der  
Menge zubrüllen, was er für  
mich erledigen soll.

Oder wurmt dich eher der

Kuss?»

«Geht mich ja nichts an»,  
murmelte er und sah aus dem  
Seitenfenster auf die hohen  
Hecken an der Via Appia  
Antica, hinter denen sich die  
luxuriösen Landsitze  
abgetakelter  
Filmschauspielerinnen und  
anderer VIPs versteckten.

«Aber es scheint dich doch  
zu interessieren», kicherte  
sie. «Zu deiner Aufklärung:

Spartaco ist für mich wie ein großer Bruder.»

«Ich hatte nie einen großen Bruder, aber hätte ich einen, ich würde ihn bestimmt nicht auf den Mund küssen.»

«Das ist unter Männern ja auch nicht üblich, es sei denn, sie sind schwul oder kommunistische Politiker. He, bist du eifersüchtig?»

Er warf ihr einen langen

Blick zu. «Würde dir das gefallen, Elena?»

«Darüber muss ich mal nachdenken.»

Sie sah angestrengt auf die Straße und erwiderte seinen Blick auch nicht für einen Sekundenbruchteil.

Erst als der 500er mit einer Lässigkeit, die angesichts seines Alters erstaunte, über die Fernstraße 7 schnurrte,

nahm Alexander das Gespräch wieder auf – aber nicht das Thema.

«Da ich letzte Nacht sowieso nicht schlafen konnte, habe ich mir ein paar Bücher aus der Gardebibliothek geholt, um über die Offenbarung des Johannes und die Prophezeiung des Malachias nachzulesen. Leider kann ich nicht behaupten, dass mich das klüger gemacht hätte.»

«Geht mir genauso. Nur habe ich die halbe Nacht online verbracht, statt in verstaubten Büchern zu blättern.»

Sie sagte das mit milder Herablassung, weshalb er entgegnete:

«Ich besitze ein Notebook, wie die meisten meiner Kameraden auch. Das Internet ist die beste Verbindung zur Heimat. Aber wenn man etwas sucht, kann



es auch nerven. Man stößt auf so unendlich viel Quatsch.»

«Stimmt leider», seufzte sie. «Ich habe letzte Nacht vor allem die verquastesten Spinnereien von Esoterik-Freaks und Hobby-Apokalyptikern auf den Schirm bekommen. Zwei Zusammenhänge scheinen allerdings zwischen der Johannes-Offenbarung und

der Malachias-Prophezeiung zu bestehen. Man kann so ziemlich alles hineininterpretieren, was man möchte. Und niemand weiß genau, wer die Visionen wirklich niedergeschrieben hat.»

«Ist der Evangelist Johannes nicht derselbe wie der mit der Offenbarung?»

Sie blickte ihn kurz an wie eine Lehrerin einen Schüler,

der etwas unsäglich Dummes  
von sich gegeben hat. «Mir  
scheint, das Internet ist doch  
etwas kirchenkritischer  
eingestellt als die  
Bibliotheken im Vatikan.  
Erstens weiß man überhaupt  
nicht sicher, wer die vier  
Evangelisten wirklich waren.  
Zweitens scheint trotz  
gegenteiliger Behauptungen  
in vielen frommen Büchern  
festzustehen, dass der  
Offenbarungs-Johannes mit

dem Evangelisten nicht identisch ist.»

«Was die ganze Sache für mich eher verdunkelt als erhellt», versetzte Alexander. «Aber du hast eine Gemeinsamkeit zwischen den beiden Weissagungen vergessen. Sowohl Johannes als auch Malachias, bleiben wir bei den Namen, sagen Ereignisse einer Zeit voraus, in der die Menschen und ihre

Kirche schweren Prüfungen  
unterzogen werden.  
Prüfungen, aus denen sie  
geläutert, aber auch schwer  
angeschlagen hervorgehen.»

«Na, dann wissen wir ja das  
meiste», bemerkte Elena  
spitz.

«Wenn auch höchst  
ungenau.»

Er kniff die Lippen  
zusammen und schwieg. Sie

hatte ja Recht.

In die Prophezeiungen ließ  
sich alles hineinlesen.  
Vielleicht würden sie nie  
erfahren, ob Pater Borghesis  
Worte Wahn oder Wahrheit  
gewesen waren.  
Möglicherweise brachte  
Heinrich Rosins Vermächtnis  
Licht ins Dunkel, doch  
angesichts der Visionen des  
Johannes und des Malachias  
war Alexander sich nicht

sicher, ob er das hoffen sollte.

Die Baustelle, die fast zur tödlichen Falle für Alexander geworden wäre, war in eine große Staubwolke gehüllt. Die Motoren der schweren Fahrzeuge dröhnten so laut, dass die Arbeiter sich mehr mit Handzeichen verständigten als mit Zurufen.

Ein Mann in verstaubter

Arbeitsjacke und mit gelbem Kunststoffhelm winkte den Fiat über die Kiesdurchfahrt. Während Elena den Wagen langsam am Abgrund entlanglenkte, blickte Alexander aus dem Seitenfenster und sah unter sich die verstreuten Reste des explodierten Lancias. Die Vorstellung, dass er um ein Haar auch dort unten gelandet wäre, ließ ihn erschauern.



«Da vorn links die  
Lichtung», sagte er, als die  
Baustelle längst hinter ihnen  
lag. «Halt da. Vielleicht  
treibt sich bei der Kirche  
noch Polizei herum.»

«Der du nicht erklären  
möchtest, warum du schon  
wieder hier bist.»

Er nickte. «Bazzini und seine  
Leute würden denken, den  
Täter zieht es an den Tatort  
zurück.»

Als der Fiat so hinter Kirschsträuchern verborgen stand, dass er von der Straße aus nicht zu sehen war, bemerkte Elena: «Das muss die Lichtung sein, auf der auch Borghesis Mörder seinen Wagen abgestellt hat.»

Sie gingen durch den Wald zur Kirche. Noch immer lag schwerer Brandgeruch in der Luft und beschwor die

schrecklichen Bilder des  
Vortages in Alexander  
herauf.

Plötzlich fragte er sich, ob es  
richtig war, Elena  
mitzunehmen.

Jeder in seiner Nähe schien  
von einem grausigen Tod  
bedroht.

Er hätte nicht nur die  
Kassette, sondern auch eine  
der erbeuteten Berettas

verstecken sollen, statt beide Waffen der Polizei zu übergeben.

Bevor sie die Kirche erreichten, hörten sie laute Stimmen.

Vorsichtig schlichen sie durchs Unterholz und versteckten sich am Waldrand zwischen Farn und Buschwerk. Von Santa Maria waren nur noch die rußgeschwärzten

Grundmauern übrig. Auch der Glockenturm war eingestürzt. Die schwere Glocke war über den Boden gerollt und lag in der Senke, in der Pater Borghesi gestorben war.

Mehrere Feuerwehr- und Zivilfahrzeuge standen am Straßenrand. Männer und Frauen stapften durch die Ruinen und schienen sich zu vergewissern, dass es

keinerlei Brandherd mehr gab. Einige trugen Feuerwehruniformen, andere Zivil. Ob sich unter Letzteren Polizisten auf Spurensuche befanden, konnte Alexander nicht feststellen.

Er tippte Elena auf die Schulter und sie zogen sich wieder in den Wald zurück. Sein Ziel war eine alte Steineiche, deren armdicke Wurzeln sich aus dem Boden

wölbten. Zwei Wurzeln waren mehrfach ineinander verschlungen wie Liebende, die nicht voneinander lassen wollen. Unter ihnen begann Alexander mit bloßen Händen zu graben. Bald hatte er eine dünne Schicht aus Laub und Erde zur Seite geschoben, und etwas Metallisches kam zum Vorschein. Kurz darauf war das Loch groß genug, dass Alexander die Kasette an

ihrem Griff unter den Wurzeln hervorziehen konnte. Er reinigte sie mit seinem Taschentuch so andächtig, als halte er eine kostbare Reliquie in den Händen.

Und wer konnte schon sagen, ob der unscheinbare Kasten nicht etwas Ähnliches enthielt?

«Öffnen werden wir sie woanders», sagte Alexander



mit einem misstrauischen  
Seitenblick in Richtung der  
abgebrannten Kirche. «Ich  
habe das Ding nicht hier  
vergraben, damit die Bullen  
uns dabei über die Schulter  
gucken.»

Sie gingen zu Elenas Wagen  
und fuhren den Weg zurück,  
den sie gekommen waren.  
Etwa drei Kilometer hinter  
der Baustelle hatte die Straße  
sich ein gutes Stück vom

Abhang entfernt. Auf Alexanders Wunsch hin lenkte Elena den Fiat über einen äußerst holprigen Feldweg, der nicht für Autos gedacht war und für ein größeres Fahrzeug auch viel zu schmal gewesen wäre. Immer wieder peitschten die Äste von Erdbeerbäumen, die den Weges-rand säumten, gegen Scheiben und Karosserie. Plötzlich öffnete sich das Buschwerk und

Elena konnte gerade noch rechtzeitig bremsen. Der Fiat stand auf einem kleinen Vorsprung direkt am Abhang über dem See. Einen Meter weiter, und der Wagen wäre im wahrsten Wortsinn über das Ziel hinausgeschossen.

Sie stiegen aus und blickten hinunter in den Talkessel, auf den vom Wind leicht gekräuselten See. Ein einsames Segelboot kreuzte

gemächlich auf dem Wasser.  
Am Ufer, direkt unterhalb  
des felsigen Vorsprungs,  
standen ein paar einzelne  
Gebäude, dem Anschein nach  
Urlaubs- oder  
Wochenendhütten. Aus  
einem Schornstein stieg eine  
dünne graue Rauchfahne, die  
sich nach und nach im Wind  
auflöste. Alexander stellte  
sich vor, dass Boot und Hütte  
zusammengehörten und dass,  
wenn der Segler heimkehrte,

ein kräftiger Imbiss auf ihn wartete. Wer auch immer die Menschen da unten waren, sie konnten Alexander und Elena nicht stören. Der Höhenunterschied von mehr als hundertfünfzig Metern war wie eine Kluft zwischen zwei Welten.

Elena öffnete die Fronthaube des Fiats und kramte eine kleine Werkzeugtasche hervor. «Hier drin müssten

wir etwas finden, womit wir den Kasten aufkriegen.»

Alexander nahm einen dünnen Schraubendreher aus der Ledertasche und versuchte, damit das Kassettenschloss zu knacken. Vergebens.

«Was sieht Plan zwei vor?», fragte Elena, als er mit einem entnervten Seufzer das Werkzeug fallen ließ und missmutig auf das zerkratzte

Schloss starrte.

Mit einem gequälten Lächeln antwortete er: «Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt.»

Entschlossen nahm er einen großen Schraubenschlüssel und einen zweiten, stärkeren Schraubendreher aus der Werkzeugtasche. Den Schraubenschlüssel gebrauchte er als Hammer, den Schraubendreher als

Meißel. Bei jedem Schlag erzitterte der Kasten und gab ein metallisches Klirren von sich, das sich wie ein Schmerzensschrei anhörte. Der Inhalt klapperte dumpf und geheimnisvoll. Auch diese Methode schien ungeeignet, und Alexander schlug immer heftiger zu — bis schließlich ein hartes Knacken ertönte und der Deckel aufsprang.



Er legte die Werkzeuge weg und startete die Kassette an wie eine Giftspinne. Nach all der Mühe, die er sich gemacht hatte, das Ding vor der Polizei zu verbergen und heimlich zu öffnen, beschlichen ihn jetzt Skepsis und Furcht. Wegen dieses Kastens waren vermutlich mehrere Menschen ermordet worden. Und da sollte er so einfach hineinschauen?

Seine Finger glitten über das  
kühle Metall wie die eines  
Blinden, der eine Sache  
tastend erkunden muss. Er  
wollte nicht enden wie der  
Titanide Epimetheus, «der  
hinterher Überlegende».  
Trotz der Warnung seines  
bedachtsamen Bruders  
Prometheus, keine  
Geschenke von Zeus  
anzunehmen, hatte  
Epimetheus sich von der  
schönen Pandora einwickeln

lassen und mit ihr die Büchse geöffnet, aus der alle Krankheiten und Übel über das Menschengeschlecht kamen, bis in der Büchse nur noch die Hoffnung blieb.

Ob Alexander nun wollte oder nicht, er befand sich in einer ähnlichen Lage. Niemand zwang ihn, die Kassette seines Onkels zu öffnen, aber wenn er es tat, konnte er es nicht mehr

ungeschehen machen. Er  
hatte keine auch nur  
ansatzweise klare  
Vorstellung von ihrem Inhalt,  
doch wenn so viele  
Menschen deswegen  
gestorben waren ...

Er blickte hinunter zum See  
und verspürte den Drang, die  
Kassette im hohen Bogen  
hinunterzuschleudern. War  
das nicht das Beste, was man  
mit einem derart

verhängnisvollen Gegenstand tun konnte? Doch er bekämpfte den Impuls, sich auf so einfache Art der Verantwortung zu entziehen. Denn letztlich wäre es nichts anderes gewesen. Die Erleichterung, sich Heinrich Rosins Vermächtnis entledigt zu haben, würde nur kurz währen. Dann würden Zweifel und Selbstvorwürfe kommen. Vielleicht würde er ohne diese Kassette niemals

herausfinden, weshalb es zu all diesen Morden gekommen war.

Und noch ein Gedanke quälte ihn: Was war, wenn es noch mehr Tote gab? Er musste dem einmal eingeschlagenen Weg folgen, nur so konnte er sich Gewissheit verschaffen.

Mit einer ruckartigen Bewegung klappte er den Deckel hoch und starrte, auf alles gefasst, in den Kasten.

Was er sah, enttäuschte ihn. Es lag lediglich ein Buch darin, im Oktavformat, gebunden in fleckiges braunes Leder. Der Einband wies keinen Titel und auch sonst keine Kennzeichnung auf, wie Alexander erkannte, als er das Buch langsam herausnahm. Es lag schwer in seinen Händen.

Als er es aufschlug und die Seiten aus dickem, hellem

Papier umblätterte, stellte er fest, dass es kein Druckwerk war, sondern handgeschrieben. Eine Art Tagebuch wohl. Es waren Aufzeichnungen in deutscher Sprache, und sie stammten zweifellos aus einem längst vergangenen Jahrhundert. Mühsam entzifferte er den Titel auf der ersten Seite.

Erregung packte ihn. Der Verfasser war Albert Rosin,



sein Ururahn aus den  
Anfangszeiten der  
päpstlichen Schweizergarde!

Er blätterte um und  
versuchte, sich an die  
altertümliche Handschrift zu  
gewöhnen. Mit angezogenen  
Knien auf dem Boden  
hockend, den Rücken gegen  
den Fiat gelehnt, begann er  
zu lesen ...

*Geheimer Bericht des  
Guardiknechts*

*Albert Rosin aus Zürich  
über die*

*merkwürdigen Ereignisse,  
deren Zeuge*

*er zu Zeiten der Heiligen  
Liga von*

*Cognac in Rom und  
andernorts wurde*

*Dessen dritter und letzter  
Teil*

War Rom wirklich das Haupt

der Welt? Als wir in Venedig  
eintrafen, begann ich daran  
zu zweifeln. Noch nie hatte  
ich eine Stadt wie diese  
erblickt. Häuser und  
prachtvolle Paläste, die  
geradewegs aus dem Wasser  
wachsen, Kanäle statt  
Straßen und darauf  
selbstredend keine  
Fuhrwerke, sondern Hunderte  
und Aberhunderte von  
Barken und Gondeln, wie die  
eigentümlichen Boote dort

heißen. Auf den Wassern der Stadt herrscht eine Geschäftigkeit, wie ich sie zu Lande nirgends erlebt habe. Das blaue Meer der Adria, von den Venezianern einfach nur der Golf genannt, und der Himmel über der Lagune vereinigen sich bei strahlendem Sonnenlicht zu einem riesigen Lapislazuli, der die Serenissima umschließt. Doch alles Jubeln vermag nur einen

schwachen Abglanz zu bieten, und so sei ein jeder aufgefordert, mit eigenen Augen das Wunder dieser Stadt zu schauen.

Zu der Zeit, als wir in Venedig ankamen, fielen jedoch Schatten auf die glänzende Pracht, denn auch die Lagunenstadt bekam die Auswirkungen des Krieges zu spüren. Aus den Landstrichen, die Kaiser

Karls Horden verwüstet hatten, ergossen sich Flüchtlingsströme nach dem reichen Venedig hin.

Der Reichtum litt unter den Störungen des Handels, die der Krieg mit sich brachte. Zwar beschloss man, die Hilfesuchenden mit einer Geldsumme abzufinden und aus der Stadt zu weisen, doch ihre Zahl in der Serenissima wuchs beständig.

Hinzu kam der Schrecken der Pest, die unter den Verwahrlosten wütete und auch die Reichen nicht verschonte.

Die allerorten geübte Wohltätigkeit vermochte die Zahl von Bettlern und Verhungern nicht zu verringern. Auch im Fondaco dei Tedeschi, dem Speicherhaus der deutschen Kaufleute, übte man sich in

Mildtätigkeit und teilte täglich Suppe an die Armen aus. Ich kann das bezeugen, denn Cellini, Caterina und ich kamen als vermeintliche Bedienstete der Fugger in dem großen neuen Bauwerk am Canal Grande unter.

Des Nachts teilten wir uns ein Zimmer, bei Tage sahen wir uns kaum. Auf Cellinis Geheiß, Wunsch konnte man es nicht nennen, blieb die als



Mann verkleidete Kurtisane auf unserem Zimmer. Ich begleitete den Goldschmied Tag für Tag auf einer Gondelfahrt durch die verwinkelten Kanäle. Mehrmals wechselten wir die Gondel, woraus ich ersah, dass Cellini uns keineswegs in Sicherheit wähnte.

Als ich ihn darauf ansprach, warf er mir mit säuerlicher Miene vor: «Ihr musstet die

Krähe unbedingt  
mitschleppen. Jetzt gilt es zu  
vermeiden, dass sie ein paar  
Jagdfalken auf uns hetzt.»

«Ihr misstraut Caterina und  
haltet sie für eine Spionin?»,  
fragte ich empört.

«Ihr nicht, Signor Rosin?»

«Nein.»

«So hat Plutarch Recht»,  
sagte er mit einem  
bitterbösen Lächeln.

«Womit?»

«Damit, dass Liebe blind macht für den geliebten Gegenstand.»

Mir war viel Zeit gegeben, über die Worte des Spötters nachzudenken. Unsere tägliche Gondelfahrt führte uns in einen höchst düsteren und ärmlich wirkenden Winkel der Stadt. Nicht einmal die Bettlerhorden ließen sich hier blicken, wohl

in dem Glauben, dass an diesem Ort nichts zu holen sei. Was der Goldschmied in dem heruntergekommenen Gebäude tat, das er jeden Vormittag aufsuchte und in dem er bis zum Abend blieb, wusste ich nicht. Er ließ mich vor dem Haus Wache halten, ohne mir mehr über den seltsamen Auftrag des Papstes mitzuteilen, der ihn hierher geführt hatte. So hockte ich Stunde um Stunde

auf einem alten Wasserfass  
oder ging auf und ab, damit  
meine Glieder nicht  
einschliefen, und sann über  
Caterina Coscia nach.

War es ein Zufall, der sie in  
unsere Obhut getrieben  
hatte?

Oder folgte sie einem  
geheimen Befehl, uns  
auszuspionieren?

Dann stand sie in den

Diensten der Kaiserlichen, und die drei Landsknechte, die dank Cellinis und meiner Tatkraft im Tiber versunken waren, hatten ihre finsternen Absichten bloß vorgetäuscht. Wenn Caterina tatsächlich eine Spionin war, was wusste sie? Und was hatte sie vor, was bereits unternommen?

Mir fiel dazu nichts Rechtes ein, was nicht verwunderlich war, da Cellini sich über

seine Mission in Schweigen hüllte. Mein Zorn auf ihn war um ein Vielfaches größer als meine Zweifel an der Kurtisane. Plutarch war ein sehr weiser Mann.

Am vierten Tag sollte ich zu der schmerzhaften Erkenntnis gelangen, dass auch der Goldschmied mit Weisheit gesegnet war, mit größerer als ich auf jeden Fall. Der Tag war so

ereignislos verlaufen wie die vorangegangenen, und die länger werdenden Schatten verhießen ein Ende des stumpfsinnigen Wartens, ein sättigendes Mahl und das heiß ersehnte Wiedersehen mit Caterina. All das sah ich plötzlich gefährdet, als aus den Schatten der eng zusammenstehenden Häuser drei schwarz gewandete Gestalten wuchsen. Finster wie sie selbst war auch ihre



Absicht. Wie sonst sollte ich die Waffen in ihren Händen – Schwert, Dolche und Keule – deuten?

Ich selbst hatte nur einen Dolch unter meinem Umhang versteckt, denn das offene Tragen von Waffen war in Venedig untersagt. Die finsternen Gesellen umkreisten mich lauernd, die Waffen vorgereckt, siegessicher aufgrund ihrer

Übermacht. Ich stand mit dem Rücken an der Wand und wusste, dass nur ein schneller Ausfall mich noch retten konnte.

Mit gezücktem Dolch sprang ich dem Mann entgegen, der seine Schwertklinge vor mir kreisen ließ. Mit der Linken streifte ich den Umhang ab und warf ihn über seinen Kopf. Während er den schweren Stoff abzuschütteln

suchte, fuhr mein Dolch auf  
sein Schwert nieder, und mit  
einer der zur Spitze  
gebogenen Parierstangen  
erfasste ich die  
Schwertklinge. Ich drehte  
meine Dolchhand, versetzte  
ihm einen kräftigen Tritt in  
den Leib und vermochte ihn  
so zu entwaffnen. Noch  
immer in meinen Umhang  
verstrickt, fiel er rücklings zu  
Boden. Rasch wechselte ich  
den Dolch in die linke Hand

und hob mit der Rechten das Schwert auf. Nun war mir wohler.

Doch schon war der nächste Gegner heran, und er hielt in jeder Hand einen Dolch. Ich wirbelte herum und rammte ihm die Spitze des erbeuteten Schwerts in den Hals. Einen Blutschwall ausspuckend, ging er vor mir auf die Knie.

Der dritte Angreifer war schneller. Ich konnte nur

noch den linken Arm  
hochreißen, um dem Schlag  
mit dem stählernen  
Streitkolben die Wucht zu  
nehmen. Statt meines Kopfes  
traf er meine Schulter – mit  
solcher Kraft, dass ich zu  
Boden ging. Ein heftiger  
Schmerz raste wie ein Feuer  
durch meine linke  
Körperseite, die gleich darauf  
wie gelähmt war.

Zwei Feinde standen über

mir, der Mann mit dem Streitkolben und eine zweite Gestalt mit gezücktem Dolch. Ich erkannte das Gesicht, und Entsetzen packte mich. Es war Caterina, die Verräterin und bald wohl auch meine Mörderin!

Seltsamerweise zögerte der Kerl mit dem Streitkolben.

Caterina dagegen kannte kein Zaudern. Tief rammte sie die

Dolchklänge in die Brust  
meines Widersachers.

Ich schämte mich meines  
Trugschlusses. Für einen  
Augenblick, den ich mir  
niemals würde vergeben  
können, hatte ich Cellini  
geglaubt und Caterina  
misstraut.

Der Mann, dessen Schwert  
ich an mich gerissen hatte,  
war inzwischen wieder auf  
die Füße gekommen und

starrte zu uns herüber. Als er seine Gefährten fallen und mich unerwarteten Beistand erhalten sah, rannte er in eine der krummen Gassen, deren Schatten ihn rasch verschluckten.

Mit Caterinas Hilfe stand ich auf und biss die Zähne zusammen. Jede Bewegung meines linken Arms bereitete mir Höllenqualen. Ich zwang mich zu einem tapferen



Lächeln und bedankte mich bei meiner Retterin.

«Ist es sehr schlimm?», fragte sie besorgt. «Bei der heiligen Maria Magdalena, was bin ich froh, dass ich noch rechtzeitig gekommen bin!»

«Ich auch», stöhnte ich und fragte, vielleicht einen Rest von Zweifel im Herzen: «Wie konntet Ihr von dem Anschlag wissen?»

«Als Ihr vor drei Tagen das Speicherhaus mit Cellini verlassen habt, bemerkte ich, dass eine Gondel der Euren folgte. Vor zwei Tagen desgleichen. Nun folgten Euch zwei Gondeln. In der zweiten saß ich, um Eure Verfolger auszuspähen. Sie verloren Eure Spur, nachdem Ihr mehrere Male die Gondel gewechselt hattet, und legten an. Ich musste an ihnen vorbeifahren, wollte ich nicht

ihr Misstrauen wecken. So verlor ich sie aus den Augen. Gestern war es das gleiche Spiel. Erst heute folgten die Fremden Euch bis hierher – also auch ich.»

«Und weshalb habt Ihr uns nicht eher gewarnt?», rief ich erbozt.

«Weil ich neugierig war und hinter Eure Heimlichtuerei kommen wollte. Ich hätte Euch sicher gewarnt, hätte

ich geahnt, dass Eure Verfolger derart gefährlich sind. Das war sehr dumm.

Verzeiht mir!»

Natürlich verzieh ich ihr. Sie hatte mir das Leben gerettet und

– man denke an Plutarch.

Die beiden Angreifer, die unsere Klingen geschmeckt hatten, waren tot, der dritte spurlos verschwunden.

«Waren es nur diese drei, die  
Ihr verfolgt habt?», fragte ich  
Caterina.

«Ja.»

«Trotzdem könnten sie  
Helfer haben», überlegte ich.

«Geheimnis hin oder her, wir  
müssen zu Cellini!»

Also betraten wir das Haus,  
vor dem er mich jeden Tag  
warten ließ. Anfangs dachte  
ich schon, es sei unbewohnt.

Niemand ließ sich blicken, nichts war zu hören. Bis wir auf einem langen Flur stehen blieben und angestrengt lauschten. Aus einem Raum am Ende des Ganges drangen leise Stimmen zu uns. Wir fanden die Tür von innen verriegelt und ich klopfte laut. Als sie endlich einen Spalt weit aufsprang, erblickte ich Cellini mit gezücktem Dolch.

«Ihr, Rosin, und die Kurtisane? Und weshalb habt Ihr ein blutiges Schwert in der Hand?»

Ich erklärte es ihm in kurzen Worten und er ließ uns eintreten.

Es war ein großer Raum, angefüllt mit den unterschiedlichsten Werkzeugen: Hämmer, Meißel, Feilen, Sägen und dergleichen mehr. Die

Gerätschaften waren in der Mehrzahl klein und zierlich, wie Goldschmiede oder Graveure sie benutzen.

An einem großen Tisch am Fenster saß ein weißhaariger Mann und hielt einen Smaragd in einer fein gearbeiteten Goldfassung gegen das Licht.

«Unsere Zusammenarbeit hat sich bewährt, Meister Cellini», sagte er mit heiserer



Stimme. «Wer das Original nicht gesehen hat und nur aus der Beschreibung kennt, wird die Fälschung nicht bemerken.»

«Fälschung?», fragte ich ungläubig und starrte Cellini an. «Das ganze Abenteuer nur, um einen falschen Smaragd herzustellen?»

«Nein, der Stein ist echt», erklärte Cellini. «Ein echter Smaragd, aber mit einer

falschen Gravur.»

Er trat zu dem Tisch und nahm dem Weißhaarigen den Edelstein aus der Hand, um ihn in die Schatulle zu legen, die ich erstmals im päpstlichen Speisesaal der Engelsburg gesehen hatte.

Ein zweiter Smaragd in dem mit rotem Samt ausgeschlagenen Kasten, in Farbe, Form und auch in der goldenen Einfassung dem

anderen vollkommen gleich,  
wie mir schien. Cellini  
klappte den Deckel rasch zu,  
sodass mir ein zweiter Blick  
verwehrt blieb. Er zog eine  
dünne Kette mit drei  
Schlüsseln hervor und  
verriegelte die drei Schlösser  
der Schatulle.

«Seid Ihr so in Eile?»,  
wunderte der Weißhaarige  
sich. Er schien Caterina und  
mich erst jetzt zu bemerken

und deutete eine Verbeugung an. «Meister Lorenzo, Edelsteinschleifer, zu Euren Diensten.»

«Nach allem, was ich von meinem Begleiter gehört habe, drängt die Zeit», unterband Cellini weitere Förmlichkeiten.

«Unsere Vorsichtsmaßnahmen waren leider nicht ausreichend.»

«Wir haben alles erledigt»,  
sagte Meister Lorenzo, und  
auf seinem faltigen Gesicht  
zeigte sich Befriedigung.  
«Bis auf meinen Lohn.»

«Den sollt Ihr sofort  
erhalten», erwiderte Cellini  
und rammte den Dolch, den  
er noch in der Rechten hielt,  
dem Alten in die Brust.

Mehrmals drehte er die  
Klinge herum. Lorenzo  
starrte ihn aus weit

aufgerissenen Augen an, während er von seinem dreibeinigen Schemel auf den Boden rutschte.

«Tot», stellte Cellini befriedigt fest. «Er hätte einen besseren Lohn verdient, aber er wusste zu viel.»

«Gehört das auch zum Auftrag Seiner Heiligkeit?», fragte ich angewidert.

«Zum Auftrag des Heiligen Vaters gehört vollständige Geheimhaltung. Die war nicht länger gegeben, nachdem unsere Feinde Meister Lorenzos Haus kennen. Sie hätten ihn ausgefragt. Sei es unter Zwang oder gegen Entlohnung, irgendwann hätte er ihnen geantwortet. Es ist nicht gut, zu viele Fremde einzuweihen.»

Bei den letzten Worten starrte er Caterina an. Langsam ging er auf sie zu, den Dolch zum Stoß bereit. Meine Schwertspitze an seiner Brust hielt ihn auf.

«Noch einen Schritt, Cellini, und Ihr erhaltet denselben Lohn wie Meister Lorenzo!»

Er sah mich wütend an. «Ihr stellt Euch gegen den Papst, Schweizer?»



«Nein, nur gegen Euch.»

«Aber ohne mich ist die Mission Seiner Heiligkeit nicht auszuführen.»

«Warum nicht? Ich denke, Eure Arbeit hier ist erledigt. Was noch bleibt, ist, die Schatulle zurück zu Papst Clemens zu bringen, habe ich Recht? Das vermag ich ebenso gut wie Ihr.»

Die Wut in Cellinis Antlitz

wich einem dünnen Grinsen.  
«Hüte sich ein jeder vor den  
Schweizern, wenn sie zu  
denken beginnen. Und zu  
lieben.»

Er trat zurück, reinigte seine  
Klinge an Lorenzos  
Hemdsärmel und steckte den  
Dolch in das verborgene  
Futteral. Dann verstaute er  
die Schatulle in einem  
Lederbeutel an seinem Gürtel  
und sagte:

«Verschwinden wir, bevor es hier ungemütlich wird!»

Vor dem Haus lagen noch die beiden Toten. Nicht weit davon entfernt nahmen wir eine Gondel, die uns auf schnellstem Weg zum deutschen Speicherhaus bringen sollte. Das Fugger'sche Schiff wartete darauf, uns zurück nach Rom zu bringen.

«Ich frage mich, woher die

Kerle wussten, dass wir in Venedig sind», sagte Cellini mit düsterer Miene. «Vielleicht hat jemand von der Besatzung unseres Schiffes geplaudert.»

«Es könnte auch der Faktor gewesen sein», warf Caterina ein.

«Am Morgen unserer Abreise, als ich Euch wecken ging, sah ich den Faktor Schauer das Haus verlassen.

Er tat sehr geheimnisvoll und hatte sein Gesicht unter einer Mütze verborgen.»

«Wie ich bereits sagte: Fuggern, die Bezahlung ablehnen, sollte man nicht trauen», knurrte ich.

«Dieser Schauer hätte die Edelsteine Seiner Heiligkeit nur zu gern genommen», meinte Cellini. «Jetzt hat er sich wohl einen Judaslohn bei den Kaiserlichen

verdient.»

Unsere Unterhaltung fand ein plötzliches Ende, als aus einem Seitenkanal eine Gondel hervorschoß. Unser Gondoliere musste alle Geschicklichkeit aufbringen, um einen Zusammenprall zu vermeiden. Während der Mann noch fluchte, heftete sich die andere Gondel an unser Heck.

Eine Hand voll Bewaffneter

hockte darin, und ich war froh, das erbeutete Schwert nicht weggeworfen zu haben. Doch mein Mut sank, als ich unter den Männern die harten Züge des Herrn Abbas de Naggera erblickte. Sein kalter Blick war so fest auf uns gerichtet, als könne er uns allein dadurch an der Flucht hindern.

«Erkennt Ihr ihn, Cellini?», keuchte ich.

Er nickte nur und wies den Gondoliere an, mit dem Rudern aufzuhören. Während wir ruhig durch den schmalen Kanal glitten, kam das Verfolgerboot schnell näher.

Cellini zückte seinen Dolch, holte kurz aus und schleuderte die Waffe mit einer eleganten Bewegung zur anderen Gondel hinüber. Schon sah ich das Ende des finsternen Spaniers



gekommen, aber die Klinge bohrte sich in die Brust des Gondoliere, der neben ihm stand.

Der stürzte mit einem Aufschrei ins Wasser und verriss dabei das Ruder, das bei dieser Art von Booten derart sonderbar an der rechten Heckseite angebracht ist, dass der Gondoliere es im Stehen bedienen muss. Das Gefährt unserer Häscher kam

vom Kurs ab und schrammte an der Kanalmauer entlang. Dabei schwankte es so heftig, dass zwei der Insassen dem verwundeten oder toten Gondoliere folgten.

Auf Cellinis Befehl begann unser Gondoliere wieder zu rudern.

«Nein, nicht zum Canal Grande!», rief Cellini, als die Verfolger nicht mehr zu sehen waren.

«Aber dort liegt der Fondaco dei Tedeschi», protestierte der Gondoliere.

«Das Speicherhaus ist nicht länger unser Ziel», beschied ihm Cellini.

«Wohin soll ich Euch dann bringen, Herr?»

«Das ist mir gleich», knurrte Cellini. «Nur schnell fort von hier!»

Wir                      sahen                      den

geheimnisvollen Spanier, der sich Abbas de Naggera nannte, zu Beginn des Monats Juni wieder, als wir nach einer beschwerlichen und an Gefahren reichen Reise quer durch das von den Kaiserlichen heimgesuchte Land endlich das einst so stolze Rom erreichten. Nach dem Zwischenfall mit jener Gondel, in der er uns verfolgt hatte, kehrten wir nicht ins deutsche Speicherhaus

zurück. Noch am selben  
Abend verließen wir die  
Serenissima auf dem  
Landweg, nachdem der  
Gondoliere uns zu einer  
abgelegenen Stelle der  
Lagune gerudert hatte.

Erleichtert atmete ich auf, als  
Cellini ihn mit Gold und  
nicht mit blankem Stahl  
bezahlte. Gleichwohl hatte  
ich während unserer  
gesamten Reise ein

wachsames Auge auf ihn und  
achtete darauf, dass er  
niemals mit Caterina Coscia  
allein war.

Getarnt als streunende  
Bettler, gelangten wir  
ungehindert nach Rom. Der  
Anblick der verbrannten und  
zerstörten Paläste machte die  
Augen weinen, das  
Klagegeschrei der  
Hungernden und  
Geschändeten die Ohren

schmerzen, der Gestank nach Tod und Verwesung den Magen rebellieren. So fleißig die Kaiserlichen im Töten gewesen waren, so faul waren sie im Beseitigen ihrer Opfer. Allerorts lagen die Toten auf offener Straße, auf dass die Krähen und Geier, die Ratten und Würmer sich an ihnen gütlich taten. Fauliger Pesthauch wehte über die Stadt, als habe Satan seinen bösen Atem gegen Rom

gesandt.

In die Engelsburg zurückzukehren erwies sich als einfach im Vergleich zu dem Weg, den wir beim Verlassen der Festung hatten nehmen müssen. Zwar war die Burg noch immer belagert, doch hatte sich der Eifer der Belagerer an der Standhaftigkeit der Belagerten abgerieben. Auch schien mir die Besetzung der



Gräben und Wälle viel spärlicher, was wohl damit zusammenhing, dass tagtäglich Söldner und Landsknechte freiwillig ihren Abschied nahmen, um der Pest zu entfliehen.

Im Schütze der Nacht schlichen wir uns zur Burgmauer zwischen Matthäus-Bastion und Markus-Bastion und riefen ein vereinbartes Losungswort

hinauf. Daraufhin ließ man eine Strickleiter zu uns herab, über die wir in die Burg gelangten.

Obwohl es tiefste Nacht war, wurde der Goldschmied augenblicklich zum Papst gerufen, derweil ich mich um ein sicheres Quartier für Caterina kümmerte.

Nur zwei Tage später erschienen abermals kaiserliche Unterhändler in

der Burg. Die Abordnung der Hauptleute wurde von den Kardinälen empfangen, nicht aber der Herr de Naggera. Fabien Maurois führte ihn – und nur ihn – zu Seiner Heiligkeit dem Papst.

Ich war sehr erstaunt, als kurz darauf der Franzose mit Cellini zu mir kam und mich aufforderte, ihnen zu folgen. Wir begaben uns in den päpstlichen Speisesaal, wo

Clemens den Spanier mit Wein und Früchten bewirtete. Zum ersten Mal seit unserer Rückkehr begegnete ich Seiner Heiligkeit, und der Anblick des sorgenzerfurchten Gesichts erschreckte mich. Immerhin verdeckte der ungehindert wuchernde Bart gnädig einen Teil der Sorgenfalten.

«Da sind ja die Mörder!», rief de Naggera bei unserem

Eintreten aus. «In Venedig  
töteten sie meinen  
Gondoliere, zwei Freunde  
von mir und einen  
Edelsteinschleifer.»

«Ist das wahr?», fragte der  
Papst.

«Wir haben nichts getan, was  
nicht in Eurem Sinn gewesen  
wäre, Eure Heiligkeit»,  
antwortete Cellini. «Was die  
beiden Freunde dieses  
spanischen Herrn betrifft, so

hat sich unser tapferer  
Freund Rosin nur seiner Haut  
erwehrt.»

«Die Toten sind nicht  
wichtig», schnaubte der  
Spanier. «Ich verlange nur zu  
wissen, weshalb Ihr diese  
beiden Männer nach Venedig  
gesandt habt, Heiliger  
Vater.»

Clemens hielt seinem  
herausfordernden Blick stand  
und erwiderte kühl: «Es gibt

keinen Grund dafür, den ich Euch nennen müsste.»

«Vielleicht doch. Venedig beherbergt bekanntlich hervorragende Edelsteinschleifer. Dass Eure Gesandten sich bei einem der Besten der Zunft herumgetrieben haben, lässt ihre Mission mehr als nur verdächtig erscheinen. Was, wenn Ihr mich hintergehen wollt?»

«Überzeugt Euch doch selbst!», forderte der Papst und zeigte auf eine mit weißen Perlen besetzte Silberschatulle, die in etwa so groß war wie der von Cellini auf unserer Reise gehütete Holzkasten.

Der Spanier griff nach der Schatulle, öffnete sie und nahm einen Smaragd heraus. Sonst enthielt sie nichts.

Als er den Stein ins Licht



hielt, erkannte ich das eingeschliffene Bildnis. Es war ein Haupt, das sich dem Betrachter in der Seitenansicht darbot, und sofort wusste ich, wem die edlen Züge gehörten. Nur der Sohn Gottes auf Erden konnte von solcher Reinheit sein. Ein makellooses Bildnis und ein betörend schöner Smaragd.

Abbas de Naggera jedoch

schien gar nicht erbaut und sah den Heiligen Vater wütend an. «Ihr wollt mich betrügen, ich habe es geahnt! Dies ist nicht der Stein, nach dem ich gesucht habe.»

«Ihr habt etwas gesucht, das es nicht gibt», erwiderte der Papst. «Dies ist der Stein, den man die *Wahre Ähnlichkeit Christi* nennt. Es ist nicht meine Schuld, dass er Euren Erwartungen nicht

entspricht.»

Die zur Faust geballte Rechte des Spaniers umschloss den Smaragd, als wollte er ihn zerquetschen.

«Aber es ist Eure Schuld, wenn Ihr auf dieser Burg verschimmelt!», fuhr er den Papst an. «Ich hätte Euch Freiheit und Macht zurückgeben können. Aber wer mich hintergeht, hat nichts von mir zu erwarten.»

«Ihr wollt den Stein also

nicht?», erkundigte Clemens sich.

«O doch, ich behalte ihn.»

«Und was gebt Ihr dafür?»

«Ich nehme den Stein nicht als Erfüllung unseres Abkommens an mich, sondern als Beweis Eurer Falschheit, *Heiligkeit*. » Das letzte Wort sprach der Spanier mit solcher Verachtung aus, dass ich

nahe daran war, zum Schwert zu greifen, um die Ehre und Würde des Papstes zu verteidigen. «Verkriecht Euch nur in Eurer Burg. Denn falls Ihr auch nur die Nasenspitze hervorstreckt, werde ich zuschlagen!»

Wütend verließ er, den Smaragd in der fest geschlossenen Rechten den Saal. Da der Papst mir kein Zeichen gab, ließ ich den

Herrn de Naggera passieren.  
Es war, als griffe sein Zorn  
wie eine unsichtbare Faust  
nach mir.

An diesem und den folgenden  
Tagen verhandelten der Papst  
und seine Kardinäle mit den  
kaiserlichen Hauptleuten und  
ihrem neuen  
Oberbefehlshaber Philipp  
von Oranien. Der  
Kriegszustand wurde  
aufgehoben, aber Rom blieb

von den Plünderern besetzt,  
und Clemens verharrte unter  
strenger Bewachung auf der  
Engelsburg. Diese  
Bewachung übernahmen  
Landsknechte und Söldner  
unter den Hauptleuten  
Schertlin, Wehingen und  
Alarcon.

Letzterer kam aus Spanien,  
und einmal sah ich ihn vor  
den Mauern der Burg in der  
Abenddämmerung mit Abbas



de Naggera  
zusammentreffen. Woraus  
ich schloss, dass Alarcon in  
unserer Festung Auge und  
Ohr des finsternen Spaniers  
war.

Benvenuto Cellini verließ die  
Engelsburg bald nach unserer  
Rückkehr und ich war  
darüber sehr erleichtert.  
Seine Gegenwart hatte ich als  
ständige Gefahr für Caterina  
empfunden, seine

aufbrausende Art als  
unschicklich und seine  
Mordlust als unehrenhaft.  
Wie man hört, soll er zurück  
nach Florenz gegangen sein,  
was mir für die Florentiner  
Leid tut.

Der Papst hatte die Reste  
seiner Schatzkammern zu  
leeren und dem Feind alles  
auszuliefern. Mit den  
Schätzen verließ auch die  
wackere Schweizergarde die

Burg. Die Kaiserlichen hatten die Auflösung unserer Truppe zur Bedingung gemacht. Nur zwölf Guardiknechte durfte der Heilige Vater zu seinem persönlichen Schutz behalten, und ich schätzte mich glücklich, zu den Auserwählten zu zählen.

Wie gut Seine Heiligkeit daran getan hatte, auf zumindest einer kleinen

Leibwache zu bestehen, zeigte sich in einer Nacht gegen Ende des Monats November. Es war jene Nacht, bei deren Einbruch ich von den Burgzinnen aus die bereits erwähnte Zusammenkunft von Abbas de Naggera und Hauptmann Alarcon an der Engelsbrücke beobachtet hatte.

Als ich zwei Stunden später den Hauptmann Alarcon in

der Nähe der päpstlichen Gemächer erblickte, war ich gewarnt und schickte den Hans Gutenberg, der mit mir Wache stand, Verstärkung herbeizuholen. Die übrigen Guardiknechte kamen gerade noch rechtzeitig, um ein halbes Dutzend verummter Bewaffneter abzufangen; die Strolche hätten mir sonst wohl ebenso den Garaus gemacht wie dem Papst.

Zwei von ihnen überlebten das Gefecht, doch erschien recht plötzlich Alarcon mit einer Söldnerschar und nahm sie in seine Obhut. Ihr Verhör blieb angeblich ohne Ergebnis, aber ich nehme an, dass Alarcon gar nichts von ihnen hören wollte, sondern in Wahrheit ihr Auftraggeber war. Er und dieser neunmal verfluchte Abbas de Naggera. Dieser Ansicht war auch der

Papst, der es an der Zeit fand, dem Einfluss des spanischen Herrn zu entfliehen. Immer mehr Kaiserliche hatten das geplünderte Rom verlassen, um andernorts ihr Glück zu versuchen oder einfach nur um mit lebendigem Leib aus der pestverseuchten Stadt zu gelangen.

Kaum einer würde sich uns draußen noch in den Weg stellen, so es uns nur gelang,

den Bewachern auf der Burg zu entrinnen.

Auf die Spanier durften wir dabei nicht zählen. Sie standen mit Abbas de Naggera im Bunde, und der schien Papst Clemens mehr zu hassen als sämtliche Dämonen der Hölle. Daher versuchten wir es bei dem Hauptmann Schertlin, dem der Ruf eines außerordentlich geschäftstüchtigen Mannes



voraussetzte.

Mit den letzten  
zusammengekratzten  
Edelsteinen und Goldstücken  
erkaufte der Heilige Vater  
das Wohlwollen des  
Hauptmanns und die  
Blindheit seiner  
Landsknechte.

Und so schlich der Papst in  
der Nacht zum achten  
Dezember Anno Domini  
1527 mit seinem engsten

Gefolge und unter der Bedeckung von nur zwölf Schweizern aus der zum Kerker gewordenen Fluchtburg. Unser Ziel war Orvieto, das Schutz versprach mit seiner festen Burg und dem in der Nähe stehenden Heer der Heiligen Liga.

Die Mauern Roms lagen längst hinter unserer kleinen Kolonne, da meldete die

Nachhut    Hufgetrappel.    Es war nur ein einzelner Reiter, der schnell zu uns aufschloss, indem er das Letzte aus seinem Tier herausholte. Der Braune blieb zitternd und schnaubend vor uns stehen. Schaumflocken flogen von seinem Maul, während er gierig nach Atem rang. Die großen Radsporen des gnadenlosen Reiters hatten die Flanken blutig getreten.

«Wo ist der Satanspapst?»,  
schrie Abbas de Naggera. «Er  
kann mir nicht entfliehen!  
Die Wahrheit wird siegen  
über ...»

Da brach das arme Pferd vor  
Erschöpfung zusammen. Der  
Spanier, aus dem Sattel  
geworfen, kroch auf allen  
vieren über den Boden, erhob  
sich und griff nach seinem  
Schwert.

Wahrlich, ich hatte viel

Geduld mit ihm gehabt. Aber als er von neuem anfang, den Papst als Satansdiener zu verhöhnen, hob ich meine Hellebarde und schlug mit aller Kraft zu. Der Hieb spaltete dem Lästler das Haupt. Als er endlich mit zerschmettertem Schädel vor mir lag, konnte ich nichts Bedrohliches mehr an ihm finden.

Der Papst, der herbeigeeilt

war, schien beim Anblick des Toten über alle Maßen erleichtert. Er erteilte mir sogleich Absolution und versicherte mir, ich hätte ein gutes Werk getan und der Kirche einen unschätzbaren Dienst erwiesen.

Als Abbas de Naggera tot vor mir lag, glaubte ich, von der seltsamen Angelegenheit mit dem Smaragd – oder den beiden Smaragden, um genau

zu sein – würde ich nie wieder etwas hören. Das war einer der vielen Irrtümer in meinem Leben.

Das, was ich zum Schluss berichten will, geschah im November Anno Domini 1528. Nach fast einem Jahr der Verbannung in Orvieto und Viterbo war Papst Clemens im Vormonat nach Rom zurückgekehrt und hatte wieder im Vatikan Einzug

gehalten, der noch allzu deutlich von der Verwüstung gezeichnet war. Aber die Plünderer hatten das Feld geräumt und der Kaiser schien zum Frieden gewillt. Fast schien es, als sei mit dem Herrn Abbas de Naggera auch die treibende Kraft des Feindes dahingeschieden.

Wir zwölf verbliebenen Schweizer waren überaus stolz, als der Papst uns – und



nur uns — in einer  
Novembernacht zu einer  
geheimen Versammlung rief.  
Fabien Maurois, der selbst  
nicht an der Zusammenkunft  
teilnahm, führte uns zu ihm  
und ermahnte uns zu  
strengstem Stillschweigen  
über alles, was wir sehen,  
hören und sprechen würden.  
Dieses Stillschweigen  
verlange ich auch von dir, der  
du diese Worte liest.

Durch einen Gang unter dem Vatikan gelangten wir in eine geheime unterirdische Kapelle von funkelnder Schönheit. Sie war so überreich mit Edelsteinen verziert, dass die kaiserlichen Truppen, hätten sie davon gewusst, wohl zu einer erneuten Plünderung geblasen hätten. Der Papst stand vor einem kleinen Altar, auf dem jene schlichte Holzschatulle stand, die

Cellini nach Venedig und zurück getragen hatte.

Und er sprach zu uns: «Wohl und Wehe der Kirche liegen in dieser Schatulle. Nie darf sie in unbefugte Hände fallen, nie dürfen andere Augen ihren Inhalt schauen als die des Heiligen Vaters. Dafür zu sorgen, habe ich die zwölf tapfersten und treuesten Männer auserkoren, euch. Tretet näher, meine

Schweizer, bildet einen Kreis um den Altar und spricht mir nach: Wir, die wir den Zirkel der Zwölf bilden, geloben bei unserer Ehre, unserem Seelenheil und der Gnade Gottes, das Geheimnis um die *Wahre Ähnlichkeit Christi*, das uns anvertraut ist, zu bewahren!»

Also schworen wir.

Und der Papst sprach weiter, dass es immer zwölf sein

sollten wie die Apostel des Herrn, die das Geheimnis zu hüten hätten.

Und er sagte, am besten und sichersten gehe die Pflicht vom Vater auf den Sohn über.

Deshalb schreibe ich, Albert Rosin aus Zürich, zum Osterfest Anno Domini 1529 diesen Bericht nieder, jetzt, da meine geliebte Frau Caterina der allerbesten

Hoffnung ist und ich den festen Glauben hege, dass du, mein Sohn Kaspar, der du auf den Namen unseres tapferen Hauptmanns getauft wirst, und deine Nachkommen einst dem Zirkel der Zwölf beitreten werdet.

Denn du sollst wissen, dass der Träger des Namens Rosin diesem Zirkel mit besonderem Recht angehört.

Ein Rosin hat geholfen, die

*Wahre Ähnlichkeit Christi*  
vor dem Zugriff dämonischer  
Feinde zu beschützen, und  
ein Rosin soll dieses Amtes  
mit Gottes Hilfe auch in  
Zukunft walten!

*Montag, 11. Mai,  
nachmittags*

Verwirrt klappte Alexander das alte Buch zu. In seinem Kopf schwirrten tausend Fragen umher, und seine Stimme klang heiser, nachdem er sämtliche drei Teile gelesen und gleich für Elena, die kein Deutsch verstand, Satz für Satz ins



Italienische übersetzt hatte. Er schwitzte und zog seine Jacke aus. Lag das an der Sonne, die ein paar kleine Lücken in die Wolkendecke gerissen hatte und einige wenige, dafür aber umso intensivere Strahlen zur Erde sandte? Wo sie auf den Albaner See trafen, funkelte das Wasser, als kämen dort Edelsteine zum Vorschein. Das Segelboot war fort, aus dem Schornstein quoll kein

Rauch mehr.

Vielleicht war ihm auch der Schweiß ausgebrochen, weil ihn Albert Rosins Bericht gepackt hatte wie noch kein Buch zuvor.

Der blutige Sacco di Roma, das abenteuerliche Abtauchen aus der Engelsburg, der unheimliche Abbas de Naggera und die Reise nach Venedig standen Alexander lebhaft vor Augen.

Nicht nur, weil der Verfasser des Berichts sein Vorfahr war, sondern auch, weil es zwischen den Ereignissen aus den Jahren 1527/28

und den Morden der vergangenen Tage einen Zusammenhang geben musste. Wie sonst war die Heimlichtuerei um das Vermächtnis von Heinrich – oder eigentlich von Albert – Rosin zu verstehen?

Alexander blickte zu Elena hinüber. Sie hockte fünf Meter entfernt auf einem kürbisgroßen Stein, den sie mit ihrer Jacke gepolstert hatte. Das Kinn auf die ineinander verschränkten Hände gestützt, starrte sie ihn aus großen Augen an.

Erwartungsvoll und verletzlich wie ein Kind, das noch eine Gutenachtgeschichte

erbettelt, in Wahrheit aber Gesellschaft in und Schutz vor der finsternen, Schrecken erregenden Nacht sucht.

Eine unbestimmte Furcht, die sonst unter ihrem burschikosen Auftreten verborgen war, sprach aus ihrem Gesicht. Sie schien ein schmerzhaftes Geheimnis mit sich herumzutragen.

Er verspürte den Wunsch, sie in die Arme zu nehmen, ihren

Kopf an seine Brust zu drücken und sie vor allem Bösen zu beschützen. Gleichzeitig kam er sich lächerlich vor. Indem er mit ihr hierher gekommen war, brachte er sie ja erst in Gefahr.

Und war er in dieser vertrackten Geschichte nicht viel mehr auf ihre Hilfe angewiesen als sie auf die seine?

«Was sagst du?», fragte er und tippte auf das Buch.

«Ich habe Hunger.»

Schwungvoll stand sie auf und jeder Anflug von Verletzlichkeit oder Furcht fiel von ihr ab. Als sie zum Wagen ging und die Obsttüte von der Rückbank nahm, war sie wieder ganz die selbstbewusste, energische Journalistin.

«Ist das der berühmte berüchtigte investigative Journalismus?», fragte er mit gespielter Empörung. «Ich lese dir eine absolut wilde Geschichte vor, und dich verlangt es nur nach ein paar Bananen?»

«Nach einem Apfel», korrigierte sie ihn, nahm einen rot glänzenden Apfel aus der Tüte und biss herzhaft hinein.



«Dann gib mir die Bananen.»

Als er Elena mit Genuss kauen sah, wurde er hungrig. Das Frühstück in der Gardekantine hatte nur aus einem Milchkaffee und einem Marmeladenhörnchen bestanden und lag an die sieben Stunden zurück. Er schob sich die erste Banane im Zeitraffertempo in den Mund und schälte sofort die zweite.

Noch während er kaute, packte ihn das schlechte Gewissen.

«Was hast du?», fragte Elena, die sich wieder auf ihrem Stein niedergelassen hatte. «Du guckst, als hättest du ein Gespenst gesehen.»

«Viele Gespenster, die Geister der Vergangenheit. Ich musste gerade an den Sacco di Roma denken und habe versucht, mir

vorzustellen, welche  
Entbehrungen die Belagerten  
in der Engelsburg zu ertragen  
hatten.»

«Immerhin konnten sie ihr  
Leben retten – im Gegensatz  
zu vielen anderen.» Sie  
spuckte einen Apfelkern aus.  
«Scheißkrieg.»

«Krieg ist immer Scheiße,  
selten nützlich und nie  
logisch zu erklären.»

Elena lachte laut auf und sah ihn erstaunt an. «Das sagst ausgerechnet du, ein Soldat?»

«Die Schweizergarde führt keine Kriege. Gegen wen auch?

Selbst Liechtenstein oder Monaco wären uns militärisch überlegen, falls es dort Streitkräfte gäbe. Unsere Aufgabe ist es, den Papst zu beschützen» Leise fügte er hinzu: «Auch wenn es so

aussieht, als könnten wir nicht einmal die Sicherheit unseres Kommandanten garantieren.»

«Und was tut ihr, wenn eine fremde Armee den Vatikan angreift?»

«Dann vertrauen wir auf das militärische Schutzbündnis des Vatikans mit dem italienischen Staat, was auch ganz sinnvoll ist.

Denn jeder ausländische Aggressor müsste zunächst durch Italien, um zum Vatikan zu gelangen. Es hat seine Vorteile, nur ein Stadtstaat zu sein.»

«Dein Urururgroßvater, oder was auch immer er war, schien dem Krieg nicht so abgeneigt. Er hatte keine Bedenken, von der Waffe Gebrauch zu machen.»

«Auch ich habe einen

Menschen getötet, erst gestern», sagte er mit harter Stimme.

«Das war Notwehr, du bist angegriffen worden.»

«Und Albert Rosin hat getötet, um den Papst zu verteidigen.

Sein Eid und seine Pflicht haben das verlangt. Ich würde genauso handeln, wäre Papst Custos in Gefahr.»

Sie spielte die Zerknirschte.  
«Zugegeben, ich war unfair,  
was deinen ...»

«Urururgroßvater war gar  
nicht verkehrt», fiel er ihr ins  
Wort.

«Wenn auch noch einige Urs  
davor müssten. Mein  
Stammbaum reicht zurück  
bis zu Albert Rosin und  
seiner Frau Caterina.

Allerdings wusste ich bis



heute nicht, dass diese Caterina mit Mädchennamen Coscia hieß und das älteste Gewerbe der Welt ausübte. Wie auch immer, sie gebar Albert Rosin tatsächlich einen Sohn, der den Namen Kaspar erhielt und auch zu meinen Urs zählt.»

«Es muss schön sein, eine solche Familientradition zu haben», sagte Elena versonnen und wirkte für

einen flüchtigen Moment  
wieder sehr verletzlich.  
«Aber ich bin mir nicht  
sicher, ob ich unbedingt aus  
einer Soldatenfamilie  
stammen möchte.»

Er setzte ein zynisches  
Grinsen auf. «Wer im  
Zivilleben tötet, ist ein  
Mörder, die Uniform macht  
einen ehrbaren Beruf daraus.

Aber ernsthaft, für einen  
Schweizer war es zu jenen

Zeiten absolut nichts  
Ungewöhnliches, den  
Waffenrock anzulegen und in  
fremden Diensten zu fechten.  
Wo sollten die ganzen  
Bauernburschen auch hin?  
Das kleine Land ihrer Väter  
war nicht beliebig aufteilbar.  
Also haben sie in der Ferne  
Lohn und Brot gesucht. Engel  
waren sie bestimmt nicht, ich  
denke, sie hatten mächtig  
Spaß beim Fressen, Saufen,  
Huren und Plündern.

Aber sie brachten ihrer Heimat auch einige Vorteile. Nicht nur das Pensionsgeld, das fremde Staaten für jeden Schweizer in ihren Diensten zu zahlen hatten. Wohl selten ist in früher Zeit ein Volk auf so breiter Basis mit fremder Lebensart in Berührung gekommen. Und so widersinnig es sich anhören mag, der Kriegsdienst in fremden Ländern hat der Schweiz ihre Neutralität und

damit ihren Frieden  
gesichert. Alle ausländischen  
Mächte hatten gern  
Schweizer in ihren Diensten  
und hüteten sich deshalb, mit  
den Kantonen Streit  
anzufangen.»

Ein spöttisches Funkeln  
blitzte in Elenas Augen.  
«Frei nach dem Motto: Hau  
in der Fremde Köpfe ein,  
dann ist's zu Hause nett und  
fein.»

«Ich habe dir bereits gesagt, was ich von Kriegen halte. Aber du solltest bedenken, dass die Kriege nicht von den Schweizern angezettelt wurden, sondern von ihren Dienstherrn.»

«Jaja, wie bei der Waffenindustrie. Nicht die Kanone tötet, sondern der Böse, der sie abfeuert. Und wenn nicht wir unsere Waffen gegen schönes Geld

an die Dritte Welt verkaufen, machen unsere Nachbarn den Reibach.» Mit

Unschuldsmiene fügte sie hinzu: «Wir haben die Kanone nur gebaut. Wie konnten wir ahnen, dass jemand damit schießt?»

«Soldaten sind leider notwendig, und sei es zur Abwehr feindlicher Angriffe. Hätte Clemens VII. mehr Soldaten zur Verfügung

gehabt, wäre Rom ein schlimmes Schicksal erspart geblieben.»

«War der Papst denn so unschuldig an dem Debakel?»

«Nein, das nicht. Im Gegenteil, er hat sich als rechter Medici erwiesen und politisch so hemmungslos taktiert, dass er mit seinen wechselnden Bündnissen schließlich selbst in die



Zwickmühle geriet. Und dann war der Feind plötzlich in Rom.»

«Und was wollte er dort?»

«Gute Frage.» Alexander sah über den Albaner See zum Westufer, wo sich in weiter Ferne Rom unter der schon obligatorischen Wolkenecke verbarg. «Das damalige Italien hat die Begehrlichkeit der großen Mächte geweckt, namentlich Habsburgs und

Frankreichs. Beide, der  
allerchristlichste König  
Franz sowie der  
allerkatholischste König und  
Kaiser Karl, wollten sich  
Italien unter den Nagel  
reißen. Es erschien ihnen als  
leichte Beute, weil es durch  
die Aufteilung in viele kleine  
Staaten schwach war. Für  
Franz und Karl war es eine  
leckere Torte, die man sich  
Stück für Stück einverleiben  
wollte. Um nicht

unterzugehen mussten die italienischen Staaten mit der einen oder anderen Seite paktieren, wobei die Seiten durchaus mehrmals gewechselt wurden Auch Clemens VII. war mit Kaiser Karl verbündet gewesen, bevor er sich mit Franz I.

einließ. Das hat er wohl bitter bereut. Er und seine Nachfolger hatten lange am Wiederaufbau Roms zu

knabbern.»

«Also ist am Ende für niemanden etwas dabei herausgesprungen?»

Alexander nickte. «Wie das bei Kriegen so ist.»

«Du kennst dich gut aus mit dem Sacco di Roma.»

«Kunststück! Das Erste, was ein Garderekrut eingebläut bekommt, ist, des sechsten Mais 1527 zu gedenken und

der Tapferkeit, mit der die Schweizer an jenem Tag in den Tod gegangen sind. *Die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht!* »

«Wie war das eigentlich mit der Garde? Warum gibt es sie heute noch, obwohl sie 1527 aufgelöst wurde?»

«Papst Paul III. hat sie 1548 wieder aufgestellt. Während der Wirren nach der Französischen Revolution

und der Besetzung Roms durch Napoleon ist sie dann mehrmals aufgelöst und neu formiert worden. Seitdem besteht sie mit unterschiedlichen Strukturen, Aufgabenzuweisungen und Truppenstärken bis heute fort.»

«Und die Rosins waren immer dabei.» Es war eine Feststellung, keine Frage.  
«Alter Schweizer

Soldatenadel.»

«Adel gerade nicht. Deshalb gab es auch böses Blut, als erst mein Vater und dann mein Onkel zum Kommandanten ernannt wurde. Und ich frage mich, ob das ein Motiv für den Mord sein könnte.»

«Der Adel tötet den unwürdigen Bürger aus Standesgründen?»

Elena kicherte. «Für mich klingt das absurd. Außerdem passt diese Theorie kaum zu den anderen Morden und steht in keinem ersichtlichen Zusammenhang mit den Ereignissen, die dein Vorfahr in seinem *Geheimen Bericht* schildert.»

«Leider gibt es da kaum einen Zusammenhang außer ...»

Alexanders Stimme erstarb,



während die Erinnerung an  
den sterbenden Pater  
Borghesi übermächtig wurde.

«Woran denkst du?», fragte  
Elena sanft.

«Als Borghesi starb, sagte er:  
*Der Hort des Bösen ... unter  
Sankt Peter.* »

Er musste seinen  
Gedankengang nicht  
erklären. Sich an Albert  
Rosins Bericht erinnernd,

sagte Elena leise: «Der Zirkel der Zwölf, der Schwur in jener geheimnisvollen Kapelle unter dem Petersdom. Hat Borghesi die gemeint, als er vom Hort des Bösen sprach?»

«*Frag die Katzennärrin!* Das hat er gesagt.»

«Ich weiß», seufzte Elena und nickte. «Du hast es mir erzählt.

Wie lauteten seine letzten Worte noch mal genau?»

*« Ich habe ihn gesehen, er lebt! »*

«Wer?»

«Vielleicht der Engelspapst», antwortete Alexander wenig überzeugt. «Von dem Thema schien er geradezu besessen zu sein.»

«Der Engelspapst.» Sie klang nachdenklich.

«Möglicherweise ist er die Verbindung zwischen der Plünderung Roms und den Geschehnissen der letzten Tage. War Clemens VII. am Ende der Engelspapst, der den Kirchenstaat durch die dunklen Tage des Krieges geführt hat?»

«Borghesi hat Custos für den Engelspapst gehalten.»

«Muss das ein Widerspruch sein?», fragte Elena. «Der

Begriff *Papa Angelicus* ist im Laufe der Jahrhunderte auf verschiedene Päpste bezogen worden. Vielleicht erschien Clemens zu seiner Zeit als Retter der Kirche?»

«Das vielleicht, aber wohl kaum als Erneuerer oder gar Reformator des Christentums.» Alexanders Finger strichen über den Ledereinband des alten Buches, als könnte er ihm

dadurch sein Geheimnis entlocken. «Ich fürchte, wir wissen zu wenig über die Hintergründe von Albert Rosins Bericht, um ihn richtig zu würdigen. Wir können nicht einmal mit Sicherheit sagen, ob diese Aufzeichnungen echt sind.»

«Lass uns zurück nach Rom fahren», schlug Elena vor. «Dort gibt es jemanden, der uns weiterhelfen kann.» Sie

blickte aufs Wasser hinaus  
und sagte: «Vielleicht kann  
wirklich nur der See die  
Kirche reformieren.»

«Wie meinst du das?»

«Kennst du die Geschichte  
nicht? An einem schönen  
Sonntagnachmittag  
unternahmen sämtliche  
Kurienkardinäle eine  
Bootspartie über den Albaner  
See. Aber das Ausflugsboot  
kenterte plötzlich, und keiner

der geistlichen Würdenträger  
konnte schwimmen. Wer  
wurde gerettet?»

«Keine Ahnung», gestand er  
nach kurzem Überlegen.  
«Wer?»

«Die Kirche.»



Auf der Fahrt zurück nach Rom wechselten sie kaum ein Wort.

Beide hingen ihren Gedanken nach und versuchten, den Bericht Albert Rosins aus dem sechzehnten Jahrhundert mit den aktuellen Geschehnissen in Einklang zu bringen.

Irgendwann, als der Fiat über

die Via Appia holperte, setzte leichter Nieselregen ein, der sich verstärkte, je näher sie der Metropole kamen. Die unermüdlich arbeitenden Scheibenwischer verursachten ein regelmäßiges leises Summen und Klacken und verteilten bräunliche Schlieren auf der Windschutzscheibe, die von der Fahrt durch die Baustelle und über unbefestigte Wege verschmutzt war. Die Bäume

und Mauern links und rechts  
der Straße hatten durch die  
Schlieren etwas  
Schemenhaftes, Unwirkliches  
wie Geisterwesen. So wenig  
greifbar wie der  
Zusammenhang zwischen  
dem Sacco di Roma und dem  
Heute, nach dem Alexander  
krampfhaft suchte.

In der Stadt lenkte Elena den  
kleinen Wagen das linke  
Tiberufer hinauf. Jenseits des

Flusses reckten sich die Mauern der Engelsburg ins trübe Grau des Himmels. Hinter den alten Verteidigungswällen erhob sich der mächtige Rundbau mit den von einer Engelsstatue gekrönten Aufbauten. Die Bronzestatue zeigte den Erzengel Michael, wie er sein Schwert in die Scheide steckte. Ein Symbol für den Namen der Festung, der auf Papst Gregor den

Großen zurückging. Der hatte im pestgeplagten Jahr 590 die Vision eines Engels gehabt, der über dem Bauwerk erschien und das Ende der tödlichen Seuche ankündigte, indem er das Schwert in die Scheide gleiten ließ. Tatsächlich war Rom am nächsten Tag von der Plage befreit gewesen und seither trug das Gemäuer den Namen Engelsburg.

Vor Alexanders geistigem Auge füllten sich die Türme und Wehrgänge mit Soldaten, Schweizer Guardiknechten und römischen Millionären. Er stellte sich vor, wie sie die Burg mit Schwert und Hellebarde, mit Armbrust und Arkebuse gegen die anstürmenden Landsknechte und Söldner verteidigten. Dabei war das Gebäude ursprünglich gar keine Festung gewesen, sondern ein

kaiserliches Mausoleum. Im zweiten Jahrhundert war es unter Kaiser Hadrian begonnen und von Kaiser Septimius Severus vollendet worden. Die Umwidmung zur Festung war in den darauf folgenden Jahrhunderten unter dem Druck der Germaneneinfälle erfolgt. Von der Engelsburg aus ließ sich der nördliche Stadtzugang kontrollieren. Später war sie aufgrund ihrer

Nähe zum Vatikan zur  
päpstlichen Fluchtburg  
geworden.

Zu Albert Rosins Zeit, als  
Rom viel kleiner gewesen  
war, musste die Festung  
ungleich mächtiger gewirkt  
haben. Auch fehlte heute die  
fünfeckige  
Umfassungsmauer, die das  
Castel Sant'Angelo einst als  
äußerer Befestigungsring  
umgeben hatte.



Als Elena nach links auf den Ponte Umberto I. einbog, erkundigte Alexander sich nach dem Ziel.

«Wir fahren zur Engelsburg», antwortete Elena mit einem hintergründigen Lächeln. «Wie es der Zufall so will, wohnt und arbeitet der Professor dort.»

«Der Professor?»

«Ja, wohl der letzte

Universalgelehrte unserer  
Zeit. Sein besonderes  
Interessengebiet ist die  
römische Renaissance und  
alles, was damit  
zusammenhängt. Er kann uns  
bestimmt ein paar erhellende  
Antworten geben.»

«Das halte ich für keine gute  
Idee», sagte Alexander  
schroff.

«Als Wissenschaftler  
verfasst er sofort eine

Abhandlung über die Sache, um sich wichtig zu machen.»

«Er ist kein Wissenschaftler im herkömmlichen Sinn. Ich würde ihn eher als Privatgelehrten bezeichnen.»

Alexander konnte sich nicht vorstellen, wozu die Verwaltung der Engelsburg einen Privatgelehrten angestellt haben sollte, aber er übte sich in Geduld. Bald darauf parkte Elena im

# Schatten der alten Burg.

Es war Montag, Ruhetag in den meisten römischen Museen, auch in der Engelsburg. Wegen des starken Regens hatte Alexander das Buch mit Albert Rosins Bericht unter seine Jacke geschoben, die von schwarzen Brandflecken übersät war; das einzige Resultat seines kläglichen Versuchs, Pater Borghesi zu

retten.

An dem verschlossenen Gittertor, durch das an anderen Tagen die Touristen strömten, presste Elena den Daumen auf einen einsamen Klingelknopf, neben dem ein kleines vergilbtes Schild mit der Aufschrift PORTINAIO hing. Das heißt so viel wie

«Pförtner» oder  
«Hausmeister», schoss es  
Alexander durch den Kopf.

Außer dem Professor würde also auch noch der Pförtner von ihrem Besuch Wind bekommen, und das war ihm gar nicht recht.

Nach zwei oder drei Minuten des Wartens im unerbittlichen Regen kam ein Mann unter einem riesigen braunen Schirm betont gemächlich zum Tor geschlendert. Als wollte er durch seine Lässigkeit die

unerwünschten Besucher, die im Gegensatz zu ihm nicht vor dem Regen geschützt waren, für ihre Klingelei bestrafen. Alexander schätzte den untersetzten Mann mit dem sich lichtenden grauen Haar auf etwa sechzig. Das Gesicht wurde von einer riesigen Brille beherrscht, deren sechseckige Gläser kaum weniger dick waren als Borghesis.

«Heute ist geschlossen!»,  
schimpfte der Pförtner, der  
eine Strickjacke mit  
lederfleckenbesetzten  
Ellbogen, eine abgewetzte  
Cordhose und zerknautschte  
Lederschuhe trug, alles  
erdbraun wie sein Schirm.  
Als Alexander und Elena  
keine Anstalten machten,  
sich zu entfernen,  
wiederholte er seine  
unerbetene Auskunft auf  
Deutsch, Englisch und



Französisch.

«Aber Sie haben doch den Schlüssel», rief Elena und wandte dem Pförtner ihr regennasses Gesicht zu.

Der Mann mit der großen Brille blieb stehen und sah überrascht durchs Gitter. «Elena! Sie sind's! Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?»

«Sie haben mich ja nicht zu

Wort kommen lassen.»

«Entschuldigen Sie,  
entschuldigen Sie»,  
murmelte er, nestelte einen  
Schlüsselbund unter seiner  
Strickjacke hervor und  
öffnete das Gittertor. «Also  
wirklich, wie soll ich wissen,  
dass Sie es sind?»

«Vielleicht sollte die  
Museumsleitung Ihnen eine  
Gegen-sprechanlage  
spendieren», sagte Elena, als

sie und Alexander die Engelsburg betraten.

Hinter ihnen verschloss der Pförtner das Tor wieder sorgfältig.

«Darf ich vorstellen, mein Freund Alexander Rosin», sagte Elena fast förmlich, als stünden sie nicht im strömenden Regen, sondern auf einem offiziellen Empfang. «Und das ist Signor Remigio Solbelli, der

Kastellan der Engelsburg.»

Sie benutzte tatsächlich den  
altertümlichen Ausdruck  
*Kastellan*, und Solbelli  
verbeugte sich wie eine den  
verknöcherten Diener  
spielende Knallcharge in  
einem alten Kostümschinken.  
Fehlte nur noch, dass er in  
huldvollem Ton sagte: «Ich  
heiße Sie in dieser  
altehrwürdigen Festung  
willkommen, mein Herr.»

Oder etwas in der Art.

Stattdessen sagte er schlicht:  
«Hallo, Elenas Freunde sind  
auch die meinen. Folgt mir,  
schnell! Dieser verdammte  
Regen!»

Er nahm sie unter seinen  
Schirm, weshalb Alexander  
kaum etwas von der Burg  
erkennen konnte. Zwar hatte  
er sie schon dreimal  
besichtigt, aber nach der  
Lektüre von Albert Rosins

Aufzeichnungen sah er sie in einem neuen Licht. Das heißt, er hätte sie in einem neuen Licht gesehen, hätte er den Blick nicht unentwegt auf den unebenen Boden richten müssen, um nicht in eine der großen Pfützen zu treten.

Elena schien mit dem Professor gut bekannt zu sein, wenn der Kastellan sie zu ihm führte, ohne dass sie

überhaupt nach ihm gefragt hatte. Alexander atmete ein wenig auf. Wenn sie sich so gut kannten, bestand Hoffnung, dass der Professor tatsächlich Stillschweigen bewahrte.

Solbelli war nicht nach links gegangen, wo das Ticketbüro lag und der offizielle Rundgang durch die Engelsburg begann. Er umrundete die steinerne

Rotunde, die den Mittelpunkt der Anlage bildete, zur Rechten und führte sie vorbei an der Lukas-Bastion und dem dreistöckigen Gebäude, in dem Verwaltungsbüros und die Buchhandlung untergebracht waren. Sie passierten die am Ruhetag geöffneten Drehkreuze, die das Ende des Rundgangs markierten und an den anderen Tagen den Weg in diese Richtung versperrt



hätten. Als sie an dem flachen Anbau mit den penetrant riechenden Besuchertoiletten vorbeikamen, beschleunigten alle drei wie auf einen geheimen Befehl ihren Schritt.

Nicht weit entfernt stand ein kleines zweistöckiges Haus, das an Verputz und Dachform eindeutig als neuerer Bau zu erkennen war,

allenfalls hundert Jahre alt.  
Als Solbelli sie hineinführte,  
schoss Alexander der  
Gedanke durch den Kopf,  
dass dies für einen Professor  
ein recht bescheidenes Heim  
war.

Der Kastellan schüttelte die  
Regentropfen von seinem  
großen Schirm, stellte ihn  
zum Trocknen aufgespannt in  
die Diele und geleitete sie in  
eine kleine Küche, die von

einem Wandkalender mit Renaissancegemälden beherrscht wurde. Diesen Monat verbreitete Tizians Venus von Urbino mit ihrer unbefangenen Nacktheit eine für den Raum überraschende Sinnlichkeit.

Solbelli ging zu dem alten Gasherd und griff nach einem fleckigen Wasserkessel. «Ich mache uns erst mal einen Tee. Das ist bei dem Wetter

genau das Richtige.»

Während die blaurote Flamme unter dem Kesselboden züngelte holte Solbelli einen halben Kirschkuchen aus der Speisekammer, stellte ihn auf den schmalen Ecktisch und kümmerte sich um Teller, Besteck und Tassen. Als der Tee in den Tassen dampfte und jeder ein großes Kuchenstück vor sich hatte,

ermunterte der Kastellan  
seine Besucher, kräftig  
zuzulangen.

Da Alexander Hunger  
verspürte, ließ er sich nicht  
lange bitten.

Im Stillen fragte er sich  
allerdings, wo der Professor  
stecken mochte.

«Ich freue mich immer, wenn  
Sie mich besuchen, Elena»,  
sagte Solbelli mit breitem

Lächeln. «Doch darf ich wohl annehmen, dass Ihr Interesse nicht in erster Linie einem alten Mann gilt.»

«Stapeln Sie nicht tief», erwiderte Elena in demselben spielerischen Tonfall; die beiden wirkten wie alte Freunde, die humorig ein erprobtes Begrüßungsritual zelebrierten. «Sie wissen sehr wohl, dass jede Unterhaltung mit Ihnen nicht nur ein

Gewinn, sondern auch ein Genuss ist. Aber Sie haben Recht, ich bedarf wieder einmal Ihrer Hilfe. Alex, zeig dem Professor doch mal das Buch!»

«Das Buch ... dem Professor ...», stammelte er überrascht und starrte den alten Mann in der Strickjacke an. «Er ist der Professor?»

Solbelli machte eine abwehrende Handbewegung.

«Ich bin kein Professor. Elena kann es nur nicht lassen, mich so zu nennen.»

«Oho, da bin ich aber keineswegs die Einzige», protestierte Elena. «Ich kenne einige hochrangige Wissenschaftler, die sich ganz offiziell Professor nennen dürfen und diesen Professor genauso anreden. Denn es gibt Fragen, die nur er beantworten kann.»



«Nun ist aber Schluss!», befahl der Kastellan, den man Professor nannte. «Was hat es mit diesem Buch auf sich?»

Das Buch steckte noch immer unter Alexanders Jacke. Als er zögerte, es hervorzuholen, zog Elena einen Flunsch und erklärte Solbelli: «Er hat Angst, Sie könnten ein Plappermaul sein, Professor. Dabei habe

ich ihm versichert, dass Sie schweigsam sind wie eine Mumie.»

«Wie zwei Mumien.» Der Professor grinste Alexander an.

«Vertrauen Sie mir, und ich will sehen, was ich für Sie tun kann.»

Alexander gab ihm schließlich das Buch und sagte: «Zunächst wüsste ich

gern, ob es echt ist.»

Solbelli betrachtete den Einband sorgfältig und ließ seine knotigen Finger behutsam über das Leder gleiten, als liebkoos er seine Geliebte.

Dann schlug er das Buch auf, blätterte die ersten Seiten um, sah sie sich genau an und hielt sie gegen das Tageslicht, das durch ein schmutziges Fenster

hereinfiel.

«Es ist echt», stellte er fest.  
«Echt in dem Sinne, dass  
Papier und Schrift aus dem  
sechzehnten Jahrhundert  
stammen.

Natürlich kann ich ohne  
einen Schriftvergleich nicht  
sagen, ob Ihr Vorfahr  
tatsächlich der Verfasser  
dieser Zeilen ist.»

Alexander musterte ihn

durchdringend.                      «Woher  
wissen Sie, dass Albert Rosin  
mein Vorfahr war?»

«Elena hat Ihren Namen  
genannt, der mir nicht  
unbekannt ist.

Die Geschichte mit Ihrem  
Onkel und Ihrer Tante ging  
durch sämtliche Medien. Der  
Name Albert Rosin ist mir  
ebenfalls geläufig. Sie wissen  
vielleicht, dass die  
Renaissance meine

Leidenschaft ist. Besonders interessiere ich mich für das Rom jener Epoche, und hier hat es mir aus nahe liegenden Gründen die Engelsburg angetan. Ich weiß aus alten Unterlagen, dass Albert Rosin zu den wenigen Guardiknechten gehörte, die den Sacco di Roma überlebten. Und dass Sie und Ihr verstorbener Onkel Ihre Abstammung auf jenen Albert Rosin zurückführen,

stand nach dem Mord auch in jeder Zeitung.»

«Zuerst im *Messagero*», betonte Elena.

«Verzeihen Sie mein Misstrauen», bat Alexander. «In letzter Zeit geschieht so viel – ich bin wohl nervlich etwas angeschlagen. Darf ich noch etwas fragen?»

«Deshalb sind Sie hier.»

«Wie können Sie die Echtheit

des Buches behaupten, ohne es chemischen Analysen unterzogen zu haben?»

«Chemische Analysen sind nur erforderlich, wenn man Zweifel hat. Aber die habe ich nicht.»

«Ich hätte arge Zweifel, auch wenn ich kein Fachmann bin», bekannte Alexander. «Schon allein die Weiße des Papiers bei einem so alten Buch macht mich stutzig.»



«Gerade das spricht für die Echtheit», erklärte Solbelli mit dem Lächeln eines nachsichtigen Lehrers. «Das Buchpapier aus dieser Zeit vergilbt längst nicht so schnell wie das billige Zeug, das heute bedruckt wird. Auch wenn damals niemand an den Schutz der Umwelt gedacht hat, wurde doch weitgehend holzfreies Papier verwendet. Die ligninfreie Zellulose wurde aus Leinen-

und                      Baumwollresten  
gewonnen.»

«Aber es könnte doch auch  
neueres Papier sein, so neu,  
dass es deshalb noch nicht  
vergilbt ist.»

«Kaum»,        beschied        der  
Professor. Er schlug die erste  
Seite auf und hielt sie gegen  
das Fenster. «Sehen Sie sich  
das Papier genau an, Signor  
Rosin. Erkennen sie die  
feinen        horizontalen        und

vertikalen Linien?»

«Ja, sieht aus wie ein Netz.»

«Ein Sieb, um genau zu sein. Mit einem Schöpfsieb holte man einen Teil des Papierrohstoffs aus der Bütte. Indem man das Sieb schüttelte, ließ man das überschüssige Wasser abfließen, und die Zellulosefasern verfilzten sich. Dieser Brei wurde auf einen saugstarken Wollfilz

gedrückt und mit einem weiteren Filz bedeckt. So kam Schicht auf Schicht, und das Ganze wurde noch weiter entwässert. Für uns ist wichtig, dass sich das charakteristische Muster des Schöpfsiebs im Papier wieder findet. So wie hier. Die ganz feinen waagerechten Linien stammen von den Rippen des Bronzesiebs, die etwas gröberen senkrechten von den Stegen.»

«Man nennt es Rippbüttenpapier, nicht wahr?», meinte Elena, und der Professor nickte anerkennend. «Aber wird dieses Muster nicht bei modernen Edelpapieren nachgeahmt?»

«Sie haben Recht, Elena, das geschieht mit entsprechend strukturierten Walzen. Doch dies ist kein modernes Papier. Ich könnte Ihnen jetzt

einen Vortrag halten über Dicke, Steifigkeit, Farbe, Rippen- und Stegabstände, aber das will ich Ihnen ersparen. Stattdessen mache ich Sie nur auf den Fisch aufmerksam. Sehen Sie hier!» Sein Zeigefinger wies auf ein Wasserzeichen im Papier, einen Fisch mit sehr großer Schwanzflosse und weit aufgerissenem Maul. «Fast jeder Papierhersteller hatte sein eigenes

Wasserzeichen, das, aus Draht geformt, auf dem Schöpfsieb befestigt war. Dieser Fisch gehörte einem gewissen Bonizo Pescatore, dessen Tätigkeit in Rom zwischen ungefähr 1515 und 1550 nachgewiesen ist.»

«Pescatore heißt Fischer», murmelte Alexander auf Deutsch.

Laut und auf Italienisch sagte er: «Wenn man die

Siebmuster fälschen kann,  
dann wohl auch die  
Wasserzeichen»

«Natürlich, gerade mit dem  
von Bonizo Pescatore hat  
man es mehrfach versucht,  
aber es ist niemandem  
gelingen. Geben Sie Acht!»  
Solbelli bewegte die  
aufgeschlagene Buchseite  
langsam vor dem Fenster hin  
und her, und etwas kaum  
Glaubliches geschah mit dem



Wasserzeichen. Es sah aus, als bewege der Fisch sein Maul. Es schloss und öffnete sich wie auf der Jagd nach Futter. «Ein eigenartiger Effekt, nicht?»

«In der Tat!», staunte Alexander. «Wie hat dieser Pescatore das hinkommen?»

«Das fragt sich die Fachwelt auch. Leider ist keines seiner Schöpfsiebe erhalten

geblieben. Alle Versuche, die Herstellung des Zeichens zu rekonstruieren, sind gescheitert. Wer den Effekt nachahmen will, muss die Zeichnung zwangsläufig verändern, dem Maul neue Linien hinzufügen. Das ist bei dem Wasserzeichen auf diesen Blättern nicht geschehen. Es stammt eindeutig aus der Werkstatt von Bonizo Pescatore.»

«Gut, das Papier ist also echt», sagte Alexander. «Aber trifft das auch für die Schrift zu?»

«Vorbehaltlich einer chemischen Analyse, die Sie gleich wieder einfordern werden, würde ich das bejahen. Schreibweise und Stil sprechen absolut dafür.»

«Der Stil? Aber ...»

«Ich kann lesen, Herr Rosin»,

sagte der Professor auf  
Deutsch.

«Ich beherrsche die deutsche  
Sprache recht gut.»

Alexander erntete einen halb  
belustigten, halb  
triumphierenden Blick von  
Elena, der ihm zu sagen  
schien, dass der Professor  
noch mehr Überraschungen  
in petto habe.

«Haben Sie Zeit und Lust,

das Buch zu lesen, Professor?», frage Alexander. «Es würde mich sehr interessieren, was Sie von den Aufzeichnungen meines Urahns halten.»

Elena war sichtlich überrascht, und die Augen des Professors leuchteten auf wie die eines Kindes, das am Geburtstag vor seinem Gabentisch steht.

«Ich würde mich glücklich

schätzen», versicherte er.  
«Eine unbekannte Quelle aus  
der Zeit der Liga von  
Cognac! Es gibt  
Wissenschaftler, die dafür  
einen Finger opfern würden.»

«Lesen Sie es einfach», sagte  
Alexander.

Er stand auf und trat vor die  
Haustür. Der Regen hatte  
nachgelassen. Nur noch  
vereinzelte Tropfen fielen  
zur Erde; das

Wolkenmonster, das sie ausspuckte, hing so dicht und schwer über Rom, als wollte es die Stadt nie mehr aus seinen feuchten, wabernden Klauen lassen. Alexanders Blick wanderte weiter zu dem großen Bronzeengel auf der Rotunde, der ihm den Rücken zukehrte und über den Tiber mit der Engelsbrücke blickte. Mit seinem vorgeneigten Haupt sah Erzengel Michael müde

aus, als könne er der  
Wolkenlast, die auf seine  
Schultern drückte, kaum  
noch standhalten. Seine halb  
ausgebreiteten Flügel wirkten  
wie ein letztes, hilfloses  
Aufbäumen gegen das  
Verhängnis, das  
unaufhaltsam vom Himmel  
niederkam.

Eine unerwartete Berührung  
ließ Alexander  
zusammenfahren.



Als er sich umdrehte und Elena sah, atmete er erleichtert auf und schämte sich seiner Schreckhaftigkeit. Ihre Hand lag noch auf seiner Schulter und er empfand Dankbarkeit dafür. Eine unerklärliche Kraft strömte von ihr aus. Vielleicht war es einfach nur das Wissen, nicht allein zu sein, das ihn stärkte. Und in manchen Augenblicken glaubte er zu spüren, dass sie ähnlich

empfund wie er.

«Ich wollte dich nicht erschrecken», sagte sie mit einem entschuldigenden Lächeln.

«Nicht du hast mich erschreckt, sondern das da.»  
Er zeigte nach oben, zum düsteren Himmel über der Rotunde.

«Der Engel?»

«Nein, das Ungeheuer. Die

Wolken.»

Jetzt verstand sie. «Glaubst du an das, was Borghesi dir erzählt hat?»

«Wäre er noch am Leben, würde ich jetzt vielleicht lachen.

Aber sein Tod ist sein bester Bürge.»

«Vielleicht kann der Professor Licht in diese finstere Angelegenheit

bringen. Er ist mit dem Lesen fertig. Du hast ihm damit einen großen Gefallen erwiesen.»

«Er tut mir einen großen Gefallen», erwiderte Alexander, als er sich umwandte, um Elena in die Küche zu folgen.

Bevor er die Haustür schloss, warf er einen letzten zweifelnden Blick gen Himmel. Er hatte nicht

bemerkt, wie lange er hier draußen gestanden hatte. Als hätte eine unbekannte Macht die Zeit aufgehoben.

«Phantastisch, das ist phantastisch!» Mit diesen Worten empfing ihn der Professor, das Buch wie einen Schatz in Händen haltend.

«Freut mich, dass es Sie so begeistert, Professor. Aber halten Sie es immer noch für

echt?»

«Absolut. Vieles fügt sich ins Bild der offiziellen Geschichtsschreibung. Und wo das nicht zutrifft, passt es zu den weniger bekannten Fakten mit denen ich mich seit langem beschäftige.

Außerdem – eine so irre Geschichte kann sich niemand ausdenken!»

«Also ...» Alexander

schluckte und setzte erneut an: «Sie halten das für den authentischen Erlebnisbericht meines Vorfahren Albert Rosin?»»

«Das würde ich jederzeit beeden.»

«Aber die vielen Unglaublichkeiten», widersprach Alexander kopfschüttelnd. «Zum Beispiel diese Flucht unter Wasser.»»

Der Professor wischte ein paar Kuchenkrümel beiseite und legte das Buch auf den Küchentisch. «Kommen Sie mit, ich will Ihnen etwas zeigen.»

Sie folgten ihm in einen Nebenraum, der so groß war, dass er den gesamten Rest des Erdgeschosses einnehmen musste. Es war eine Mischung aus Bibliothek, Museum und



Rumpel-kammer. Die Wände waren vom Boden bis zur Decke mit breiten Regalen zugestellt, die sich unter der Last alter und neuerer Bücher förmlich bogen. Auch auf dem Boden türmten sich Bücherstapel. Dazwischen standen alte Skulpturen, Antiquitäten jeder Art und, wie eine riesige braune Murmel, eine große hölzerne Weltkugel.

Solbelli steuerte eine der Bücherwände an. Die Bände standen auf jedem Regalbrett zwei oder drei Reihen tief, und darauf lagen noch mehr Bücher, sodass jeder Millimeter Raum ausgefüllt war. Die einfachen Winkelhaken schienen die hoffnungslos überlasteten Borde kaum halten zu können.

Vielmehr sah es so aus, als

würde jedes Brett durch die unter ihm gestapelten Bücher gestützt und ein falscher Griff könne das labile System zum Einsturz bringen. Doch der Professor streckte mit traumwandlerischer Sicherheit eine Hand in das Büchergewirr und zog einen schweren Folianten hervor.

Als er den Band zu einem runden Tisch trug, auf dem

sich wiederum Bücher stapelten, las Alexander auf dem Buchrücken in verschnörkeltem Golddruck: *Leonardo da Vinci*. Solbelli beugte sich über das Buch und blätterte darin, bis er die gesuchte Stelle fand. Er sah über die Schulter zu Alexander und Elena. «Hier, sehen Sie sich das an!»

Natürlich hatte Alexander schon Zeichnungen von

Leonardo da Vincis  
technischen Erfindungen  
gesehen. Das Universalgenie  
der italienischen Renaissance  
hatte so ziemlich alles  
konstruiert, was in späteren  
Jahrhunderten tatsächlich  
gebaut worden war, ob nun  
ein Fahrrad, ein Auto, einen  
Helikopter, eine  
Hinterladekanone oder einen  
Panzerkampfwagen. Die  
aufgeschlagene Doppelseite  
zeigte in der für den Meister

typischen Detailfreudigkeit  
einen Hafenbagger einen  
Schwimmbagger, ein Boot  
mit Schaufelrad-antrieb —  
und einen Taucheranzug.

«Das ist er», stieß Solbelli  
erregt hervor. «Sehen Sie,  
das Modell für den Anzug,  
den Albert Rosin beschrieben  
hat!»

Da war eine menschliche  
Gestalt skizziert, wie aus  
einem Katalog für

Sadomaso-Freaks, von Kopf bis Fuß in Leder gekleidet. Daneben sah man in größerem Maßstab ein Paar schwere Stiefel mit Haltekrallen unter den Sohlen und eine Stange mit gekrümmter Klinge, wie Albert Rosin sie als

«Hakenlanze» beschrieben hatte. Der Ledermensch hielt ein Seil mit einem Haken in der Rechten. Von seiner

Kopfhaube führte ein langer, gewundener Schlauch nach oben, an dessen Ende so etwas wie eine Korkscheibe saß.

«Der Schnorchel ist natürlich zu lang», dozierte Solbelli.

«Wenn man den auseinander zieht, ist er mindestens so lang wie der Taucher. Bekanntlich ist es für Taucher aber wegen der Druckverhältnisse gefährlich,



durch Schnorchel zu atmen, die länger sind als sechzig Zentimeter. Das hat Leonardo wohl später auch festgestellt und bei der Herstellung der Anzüge, die Albert Rosin und Benvenuto Cellini getragen haben, berücksichtigt.»

«Wenn Sie es sagen», erwiderte Alexander leidenschaftslos.

«Sie scheinen nicht

überzeugt, Signor Rosin.»

«Bislang habe ich immer geglaubt, Leonardos kühne Konstruktionen seien nichts als graue Theorie gewesen.»

«Deshalb sind Albert Rosins Aufzeichnungen ja so wichtig.

Sie widerlegen diese Annahme, und nicht nur diese. Ich werde Ihnen noch etwas zeigen. Wenn Sie das

sehen, werden Sie Ihrem  
Vorfahren ebenso glauben  
wie ich.»

Sie gingen hinaus in die  
Diele, wo Solbelli einen  
großen Schlüsselbund von  
einem eisernen Wandhaken  
nahm. Aus einer  
Küchenschublade holte er  
eine Taschenlampe. Es ging  
nach draußen in den  
Nieselregen, über Rampen  
und Stiegen an der Rotunde

entlang, bis der Professor mit einem Schlüssel von dem großen Bund eine schmale Seitentür öffnete. Wenige kleine Notleuchten warfen spärliches Licht in die labyrinthischen Gänge, und Alexander war dankbar, dass Solbelli mit seiner Lampe nachhalf. Wieder ging es über Treppen und Rampen, jetzt allerdings abwärts. Die Luft wurde merklich kühler und feuchter. Zwei weitere

Türen schloss Solbelli auf dem Weg nach unten auf. Die zweite führte in einen gänzlich unbeleuchteten Raum, der ohne die Taschenlampe ein finsternes Loch geblieben wäre. Nicht einmal eine Notbeleuchtung schien es hier zu geben.

Der Professor richtete den gelben Lichtkegel auf eine zweiflügelige Bodenklappe aus rostüberzogenem Eisen

und drückte Alexander die Lampe in die Hand. «Halten Sie doch mal.»

Aus einer dunklen Ecke holte er einen Eisenhaken, mit dem er die Flügel der Bodenklappe einen nach dem anderen anhob.

Darunter tat sich ein Schacht auf, aus dem ihnen muffiger Gestank entgegenschlug. In das steinerne Rund der Schacht-wand waren eiserne

Steigeisen geschlagen.

«Das ist der Schacht, durch den Albert Rosin und Cellini zum Tiber hinuntergestiegen sind. Er wurde erst vor einigen Jahre entdeckt und kommt in der Literatur über die Engelsburg nicht vor. Wenn der Bericht gefälscht sein sollte, hätte der Verfasser kaum davon wissen können.»

«Irre!», entfuhr es Elena.

«Das reicht für ganze Artikelserien.»

«Ich weiß nicht recht», murmelte Alexander.

«Warum hätte Leonardo da Vinci dem Papst zwei Taucheranzüge schenken sollen?»

«Vergessen Sie nicht, dass diese Anzüge damals Wunderwerke von unschätzbarem Wert waren», sagte Solbelli. «Außerdem



hatte der Papst sehr wohl eine praktische Verwendung dafür, wie die Flucht von Albert Rosin und Cellini gezeigt hat.»

Alexander war noch immer nicht zufrieden, zu unwahrscheinlich erschien ihm all das. «Das Geschenk war also kostbar, schön, aber was war die Gegenleistung? Nur, dass Leonardo zu Studienzwecken Einblick in

die Geheimsammlung des  
Vatikans erhielt?»

«Der Vatikan hütet  
Geheimnisse, die wir nicht  
ermessen», erwiderte  
Solbelli.

«Wem sagen Sie das,  
Professor», seufzte  
Alexander.

«Vielleicht hat der Papst sich  
mit Leonardo da Vinci eine  
Laus in den Pelz gesetzt»,

fuhr Solbelli fort. «Unter dem Vorwand, Studien zu betreiben, könnte Leonardo im Geheimarchiv des Vatikans spioniert haben. Seine berühmten Gemälde und Konstruktionen lassen die meisten Menschen, auch die Wissenschaftler, vergessen, dass das Genie auch eine dunkle, bis heute kaum erforschte Seite hatte. Einige Überlieferungen sagen Leonardo häretische

Äußerungen nach. Er soll zu den Katharern gehört und für die Ketzer geheime Missionen ausgeführt haben.»

«Einfach irre», sagte Elena noch einmal. «Warum habe ich darüber noch nichts gelesen?»

«Weil Historiker, wie alle anderen ernsthaften Wissenschaftler, die Spekulation meiden wie die

Pest; das wäre unseriös. Außerdem gibt es Kreise, die solche Erkenntnisse mit aller Macht unterdrücken.»

«Wen meinen Sie damit?», fragte Alexander. «Die Ketzer oder die Kirche?»

«Beide kommen in Frage. Diametrale Zielsetzungen können durchaus übereinstimmende Maßnahmen erfordern.»

«Geschichtsfälschung nenne ich aber eine ziemlich einschneidende Maßnahme», empörte Elena sich.

Solbelli lächelte wissend. «Geschichte wird nun mal von denen gemacht, die sie schreiben.»

«Und die Fugger?», fragte Alexander, als sie wieder in der Küche saßen. «Welche Rolle haben die beim Sacco di Roma gespielt?»

Solbelli kam mit einer Kanne frisch aufgebrühten Tees an den Tisch. «Was Albert Rosin über die hiesige Faktorei der Fugger berichtet, deckt sich mit den Erkenntnissen der Historiker. Die Niederlassung der Fugger drüben am anderen Tiberufer war so ziemlich der einzige Ort in ganz Rom, den die Plünderer verschont haben, denn dort erhielten sie Wechsel für ihre Beute.

Aber die Fugger standen auch in enger Beziehung zu Karl V. Ihr Geld hat bei der Kaiserwahl für die nötigen Stimmen gesorgt, und auch danach stand Karl ständig mit Riesensummen bei ihnen in der Kreide.»

Elena, die ihre Hände an der Teetasse wärmte, fragte:

«Weshalb haben die Faktoren dann gegen die Interessen des Kaisers gehandelt und Albert



Rosin und Cellini geholfen?»

«Mit dieser Frage berühren Sie genau das Geheimnis des Fugger'schen Erfolgs», sagte der Professor und nahm sich noch ein Stück Kirschkuchen.

«Die Augsburger waren vielfältig engagiert und haben auch mit der Kirche gute Geschäfte gemacht. Der gesamte Ablasshandel für den Neubau von Sankt Peter lief über die Fuggerbank und

bis 1524 haben die Fugger auch die päpstliche Münze verwaltet.»

«Also hatten sie gar kein Interesse am Untergang des Papsttums», schlussfolgerte Elena. «Sie haben vom Gleichgewicht der Kräfte profitiert.»

«So kann man es ausdrücken», nuschelte Solbelli, den Mund mit Kuchen voll gestopft. «Die

Fugger hatten überall ihre Finger drin.

Auch die Anwerbung der ersten Schweizergardisten von Julius II.

wurde mit siebentausend Fugger'schen Dukaten bezahlt.»

«Das ist mir neu», warf Alexander ein, der geglaubt hatte, sich in der Gardegeschichte gut

auszukennen. «Vergessen wir nicht den Brief Anton Fuggers. Er scheint in der Schuld des Papstes gestanden zu haben.»

Solbelli tupfte sich mit einer weißen Papierserviette den Mund ab. «Gut möglich. Anton Fugger, der zu Beginn des Jahres 1527

die Gesamtleitung des Handelshauses übernahm, hatte 1524 in der römischen

Faktorei gedient. Dort geriet er in Geldschwierigkeiten, über deren Hintergründe man nichts weiß. Auffällig ist nur, dass der Papst den Fuggern im selben Jahr entgegen den geschlossenen Verträgen das päpstliche Münzrecht nahm.»

«Klingt so, als hätte die römische Fuggerniederlassung sich in derben Schwierigkeiten befunden, so dass es dem

Papst ratsam schien, kein zu enges Verhältnis mit den Kaufleuten einzugehen», meinte Elena. «Offenbar stand Anton Fugger schon tief in seiner Schuld und hat ihm dafür eine Art Freibrief ausgestellt, der dann Albert Rosin und Cellini sehr hilfreich war.»

«Gibt es darüber keine Unterlagen?», fragte Alexander.

«Geschäftliche  
Transaktionen sind damals  
doch ebenso dokumentiert  
worden wie heute.»

«In der Augsburger Fuggerei  
sind alle Akten penibel  
gehortet worden», antwortete  
Solbelli. «Kurz nach dem  
Sacco di Roma, noch im Jahr  
1527, hat Anton Fugger die  
römische Niederlassung  
geschlossen. Seltsamerweise  
sind die Geschäftsakten nicht

nach Augsburg überführt worden und heute gelten sie als verschollen.»

«Anton Fugger wollte etwas verbergen!» Elena schnippte mit den Fingern. «Vielleicht den Grund seiner Geldnot drei Jahre zuvor.»

«Kann schon sein, doch genau werden wir das nie wissen.»

Auf Solbellis Gesicht lag ein



schmerzlicher Ausdruck.

«Warum hat Anton Fugger die römische Niederlassung überhaupt geschlossen?», fragte Elena.

«Die Geschäfte gingen schlecht. Die Römer hatten nicht vergessen, dass die Fugger den Plünderern ihre Beute abgekauft hatten. Mag sein dass auch Engelhard Schauers Verrat an den Gesandten des Papstes bei

der Schließung eine Rolle gespielt hat. Der Faktor hat nicht nur Rosin und Cellini hintergangen.

Vielmehr hat er sich offen auf die Seite der Kaiserlichen geschlagen. Er ließ durch sie kostbares Silbergerät aus dem Vatikan und anderen Kirchen rauben und prägte daraus auf eigene Kosten Münzen. Anton Fugger wurde fuchsteufelswild, als

er davon hörte, und entließ ihn fristlos.»

«Immer wieder Cellini», sagte Alexander und dachte daran, wie zwiespältig Albert Rosin dem berühmten Goldschmied gegenübergestanden hatte. «Welche Rolle hat er bei der ganzen Sache gespielt? In seiner Lebensbeschreibung schildert er zwar seine Tätigkeit als Bombardier auf

der Engelsburg, aber er berichtet nichts von der geheimen Mission in Venedig.»

«Aus verständlichen Gründen, da Papst Clemens ihm und Albert Rosin strengstes Stillschweigen auferlegte.» Solbelli lehnte sich auf dem Küchenstuhl zurück. Er fühlte sich in der Rolle des Dozenten sichtlich wohl. «Aber vielleicht hat

nicht nur Rosin einen  
geheimen Bericht über das  
venezianische Abenteuer  
verfasst. Die von Ihnen  
erwähnte

Lebensbeschreibung Cellinis  
war ursprünglich viel  
umfangreicher. Cellini selbst  
hat berichtet, dass er einen  
Teil seiner Aufzeichnungen  
zerrissen und ins Feuer  
geworfen hat, um es sich  
nicht mit den Mächtigen zu  
verderben.»

«Und was hat er uns verschwiegen?», wollte Elena wissen.

«Was haben Cellini und dieser Edelsteinschleifer, Meister Giuseppe Lorenzo, heimlich getrieben?»

«Albert Rosin gibt uns die Antwort», sagte er, nahm das Buch zur Hand, suchte eine bestimmte Stelle und las vor: ««Unsere Zusammenarbeit hat sich bewährt, Meister

Cellini», sagte er mit heiserer Stimme. «Wer das Original nicht gesehen hat und nur aus der Beschreibung kennt, wird die Fälschung nicht bemerken.»»

Der Professor blickte auf. «Die Sache ist klar. Der Edelsteinschleifer Lorenzo musste eine Kopie des Smaragds herstellen, und der Goldschmied Cellini hat diese Kopie in die

Goldfassung gesetzt, die er nach der des originalen Edelsteins angefertigt hatte.»

«Der Stein, den man die *Wahre Ähnlichkeit Christi* nennt», sagte Alexander.

«Ein berühmter Smaragd, der seit dem Sacco di Roma als verschollen gilt», erläuterte Solbelli. «Er kam 1492 nach Rom, als Geschenk des osmanischen Sultans Bajasid II. an Papst Innozenz VIII.,



zusammen mit vielen tausend Golddukaten und einer berühmten Reliquie, der heiligen Lanze. Geschenke waren es offiziell, in Wahrheit handelte es sich um Bestechungsgelder.

Der jüngere Bruder und Thronrivale des Sultans, Prinz Dschem, war vor Bajasid geflohen und befand sich in der Obhut des Vatikans. Genau genommen

war es eine komfortable Haft,  
und Bajasid wollte  
vermeiden, dass Dschem auf  
freien Fuß kam.»

«An dem Smaragd muss  
etwas Besonderes gewesen  
sein, wenn Papst Clemens  
VII. und dieser  
geheimnisvolle Abbas de  
Naggera so viel Aufhebens  
darum gemacht haben»,  
stellte Elena fest.

«Der Name des Smaragds

verrät es und auch Albert Rosin erwähnt es in seinem Bericht», sagte der Professor. «Der verschollene Edelstein soll ein Gesicht im Profil gezeigt haben, und zwar das Gesicht von Jesus Christus.»

«Na und?» Alexander runzelte die Stirn. «Auf der ganzen Welt gibt es Millionen von Jesus-Bildnissen, geschliffen, gemalt, gezeichnet,

geschnitzt oder modelliert.»

«Sicher», räumte Solbelli ein. «Aber das auf dem Smaragd galt als das einzige Porträt, das nach dem lebenden Modell entstanden war.»

Für eine kleine Ewigkeit herrschte Schweigen. Der Professor genoss den Eindruck, den seine Worte auf Alexander und Elena gemacht hatten.

«Nach dem lebenden Modell?», wiederholte Alexander schließlich. «Das Porträt ist zu Jesu Lebzeiten angefertigt worden und zeigt sein wahres Gesicht?»

Solbelli lächelte. «Eben darum nennt man den Smaragd die *Wahre Ähnlichkeit Christi*. »

Elena stellte eine Frage, die auch Alexander beschäftigte:

«Warum hätte der Papst eine Kopie von dem Porträt anfertigen lassen sollen?»

«Abbas de Naggera war hinter dem Stein her wie der Teufel hinter der armen Seele», antwortete der Professor. «Offenbar wollte der Papst verhindern, dass der Spanier die *Wahre Ähnlichkeit Christi* zu sehen bekam, und deshalb hat er ihm ein gefälschtes Porträt

angedient. So sehe ich es.»

«Aber warum sollte Naggera das Bild nicht sehen?», fragte Elena weiter. «Was war daran so gefährlich?»

«Um das zu erfahren, müsste man den Smaragd wohl erst finden» meinte Solbelli. «Aber den hat seit fast fünfhundert Jahren niemand mehr gesehen.»

«Kunststück, wenn er in einer

geheimen Kapelle unter dem Vatikan liegt», befand Elena und sah Alexander an. «Weißt du nichts darüber? Ihr Rosins gehört doch zu den Hütern dieses bemerkenswerten Edelsteins.»

«Das ist mir erst seit heute bekannt. Wenn ich wüsste, wie man zu der unterirdischen Kapelle kommt, würde ich sie mir



sofort ansehen.»

«Davon weiß ich nichts»,  
sagte der Professor ehrlich  
bekümmert. «Allerdings  
bezweifle ich, dass es die  
Kapelle überhaupt noch gibt.  
In den vergangenen  
Jahrhunderten sind unter dem  
Vatikan viele  
Grabungsarbeiten  
vorgenommen worden. Ich  
will nicht in eure  
Geheimnisse dringen, aber

falls ihr tatsächlich vorhabt,  
den Smaragd aufzuspüren,  
dann nehmt euch in Acht.»

Er klopfte auf das Buch.  
«Schon vor fünfhundert  
Jahren mussten Menschen  
wegen der *Wahren*  
*Ähnlichkeit Christi* ihr Leben  
lassen, womöglich viele  
Tausende.»

«Professor!», rief Elena.  
«Wollen Sie etwa andeuten,  
die Kaiserlichen hätten Rom

nur überfallen, um in den Besitz des Smaragds zu kommen?»

«Die Landsknechte und Söldner wollten nur ihre Beute und ihre derben Vergnügungen. Aber dieser Abbas de Naggera scheint beim Sturm auf Rom eine treibende Kraft gewesen zu sein. Und man könnte vermuten, dass er nichts anderes im Sinn hatte als den

Smaragd.»

«Wenn das wahr ist», sagte Alexander, «wenn der Spanier wirklich nur wegen dieses Edelsteins Tausende in den Tod geschickt hat, dann kann ich meinen Urahn nur dazu beglückwünschen, dass er ihm den Schädel gespalten hat.»

«Vielleicht hat Albert Rosin damit die Bedrohung aus der Welt geschafft, vielleicht

aber auch nicht», sagte Solbelli düster.

«Denkt an meine Warnung: Was immer ihr vorhaben mögt, seid vorsichtig!»

# 15

*Montag, 11. Mai, abends*

«Er hat ihn eingekerkert!»,  
rief Alexander.

«Wer? Und wen?», fragte  
Elena, die den Tisch deckte.

«Der Papst hat Cellini  
eingesperrt. Das hat der  
Goldschmied nicht aus seiner  
Autobiographie gestrichen.»

Er tippte auf den

abgegriffenen Einband des Buches, in dem er eben gelesen hatte, *Leben des Benvenuto Cellini*. Es war eine deutschsprachige Ausgabe, übersetzt von keinem Geringeren als Goethe. Solbelli hatte den Lebensbericht aus einem seiner Regale gefischt und Alexander geliehen. Im Gegenzug hatte dieser ihm Albert Rosins Aufzeichnungen dagelassen.

Der Professor, der  
versprochen hatte, das alte  
Buch wie seinen Augapfel zu  
hüten, wollte sich intensiv  
damit auseinander setzen und  
nach versteckten Hinweisen  
suchen, die mehr Licht auf  
die Hintergründe von Albert  
Rosins Erlebnissen warfen.  
Alexander hatte Vertrauen zu  
dem kauzigen  
Privatgelehrten gefasst.  
Wenn einer weitere  
Informationen aus dem



Bericht herauskitzeln konnte, dann er. Außerdem war das Buch bei Solbelli relativ sicher – hoffte Alexander zumindest. In seinem Zimmer in der Gardekaserne wollte er es nicht aufbewahren und bei Elena auch nicht. Wenn der unbekannte Feind sie zusammen gesehen hatte, mochte er auf die Idee verfallen, Elenas Wohnung zu durchsuchen.

Die gerösteten und mit Öl  
beträufelten  
Weißbrotscheiben  
verbreiteten einen köstlichen  
Duft. Dazu gab es eine  
Creme von schwarzen Oliven  
und einen Tomaten-  
Mozarella-Salat.

Elena goss Chianti in die  
Gläser, setzte sich zu  
Alexander und sagte: «Ich  
bin ganz Ohr. Warum hat  
Papst Clemens seinen

hilfreichen                      Goldschmied  
eingebuchtet?»

«Nein,            nicht            Clemens,  
sondern    sein    Nachfolger,  
Paul III.    alias    Alessandro  
Farnese.    Er    hatte    heftige  
Schwierigkeiten mit Cellini.  
Und                                    unser  
Goldschmiedemeister musste  
ausgerechnet            in            der  
Engelsbure brummen, bis er,  
dem Tode nahe, angeblich  
göttliche                    Erscheinungen

hatte.»

«Aber wieso musste er brummen?», frage Elena, während sie Olivencreme auf eine Weißbrotscheibe strich.

«Tja, das schildert er reichlich verworren. Mal hat Papst Paul etwas gegen ihn, dann wieder ist Pier Luigi Farnese, der Sohn des Papstes, die treibende Kraft. Es liest sich fast so, als wollte Cellini den wahren

Anlass seiner Kerkerhaft verschleiern. Und später, als er wieder auf freiem Fuß war, wollte sein angeblicher Todfeind Pier Luigi Farnese ihn sogar in seine Dienste nehmen.» Er trank einen Schluck und fuhr fort: «Vielleicht waren Vater und Sohn Farnese auch hinter der *Wahren Ähnlichkeit Christi* her . »

«Warum, wenn der Stein im

Vatikan verwahrt wurde?»

«Möglicherweise hat  
Clemens VII. seinem  
Nachfolger nichts von dem  
Versteck in der  
unterirdischen Kapelle  
verraten. Damals waren die  
Feindseligkeiten innerhalb  
der Kurie nicht kleiner als  
heute. Übrigens, ich habe  
eben einen Blick ins Lexikon  
geworfen: Pier Luigi Farnese  
wurde 1547 in Piacenza

ermordet, mit einiger Wahrscheinlichkeit im Auftrag Karls V. Vielleicht war der Kaiser noch immer auf der Jagd nach dem Smaragd.»

«Möglicherweise, wahrscheinlich, vielleicht!» Elena stieß einen Laut des Unwillens aus. «Solange wir uns auf der Ebene reiner Spekulation bewegen, werden wir kaum vorankommen.

Was ist, wenn dieser ominöse Smaragd überhaupt nichts mit den Morden der letzten Tage zu tun hat?»

«Das ist auch nur Spekulation, Elena. Wir haben leider nur einige Teile des Puzzles und müssen sie so lange kreuz und quer schieben, bis sich wenigstens die Umrisse eines Bildes ergeben.»

Elena grinste. «Hört sich an,



als hättest du die poetische  
Begabung deines Urahnen  
geerbt. Steckt in dir noch  
mehr von Albert Rosin,  
vielleicht auch seine  
Fähigkeit, ein Geheimnis zu  
bewahren?»

Er biss herzhaft in sein Brot  
und sagte: «Jetzt müsste ich  
schon wieder spekulieren,  
wenn ich mir einen Reim auf  
deine Frage machen sollte.»

«Dann will ich deutlicher

werden, Alex. Ich denke, du kannst dich glücklich schätzen, dass du noch sämtliche Finger hast.

Oder glaubst du, ich hätte dein Zögern beim Mund der Wahrheit nicht bemerkt?»

Nur mit Mühe konnte er seine Erregung verbergen. «Darf man nicht zögern, wenn man die Hand in den Rachen eines Dämons steckt?»

«Du weichst mir aus», sagte sie ernst, den Blick fest auf ihn gerichtet. Er fühlte sich wie ein ertappter Sünder. Elena fuhr fort: «Die Geschichte nimmt langsam Dimensionen an, die mir Angst machen. Wenn wir da gemeinsam durchkommen wollen, sollten wir wirklich ehrlich zueinander sein. Und wenn du nicht damit anfangen willst, dann tue ich es eben.»

«Du weißt etwas, das ich nicht weiß?»

*« Totus tuus, Domine. Hic iacet pulvis, cinis et nihil. Mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa. »*

Sie sprach die Büßerworte mit großem Ernst, so als hätten sie eine geheime, schreckliche Bedeutung.

Alexander hörte auf zu essen. Die Veränderung, die mit

Elena vor sich ging, beunruhigte ihn. Ohne dass er es an äußeren Anzeichen festmachen konnte, wirkte sie, als falle eine Maske von ihr ab. Dahinter kam die Schutz suchende Frau zum Vorschein, die er für kurze Zeit schon in den Bergen wahrgenommen hatte. Angst und Trauer beherrschten ihre Züge, aber da war noch mehr: Verzweiflung, Wut – Zorn.

«Die Menschen, die sich mit diesen Worten geißeln, gehören einem religiösen Orden an», sagte sie. «Einem geheimen, dadurch aber umso mächtigeren Orden. Er nennt sich Totus Tuus, weil seine Mitglieder sich selbst aufgeben müssen, um ganz für den Herrn da zu sein. Oder für das, was der Orden für gottgefällig erklärt.»

«Tut mir Leid, von solch

einem Orden habe ich noch nie gehört.»

«Totus Tuus wäre kein geheimer Orden, wenn alle Welt von ihm gehört hätte. Und doch könntest du ihm gut angehören, denn außer Geistlichen, Ökonomen und Politikern sind in seinen Reihen viele Militärs, was wohl mit seiner Entstehungsgeschichte zusammenhängt.»

Sie schloss die Augen und  
schwieg fast eine Minute,  
wie um sich zu besinnen.  
Oder wie um einen großen  
Schmerz niederzuringen.

Als sie die Augen wieder  
öffnete, sagte sie: «Im  
neunzehnten Jahrhundert war  
der Kirchenstaat starken  
Erschütterungen ausgesetzt.  
Erst von Napoleon Bonaparte  
aufgelöst, dann auf dem  
Wiener Kongress



völkerrechtlich  
wiederhergestellt, sah er sich  
zunehmend von den  
nationalen Bestrebungen der  
italienischen Bevölkerung  
bedroht. Schließlich konnte  
der Papst seinen weltlichen  
Machtanspruch nur noch mit  
Hilfe ausländischer  
Schutztruppen behaupten,  
darunter kurioserweise  
französische Soldaten, die  
Bonapartes Neffe, Kaiser  
Napoleon III., zur Verfügung

stellte. Als Napoleon die Truppen für den Krieg gegen Deutschland abzog, marschierte im September 1870 die Armee des Königreiches Italien in Rom ein. Per Volksabstimmung wurde die päpstliche Herrschaft für erloschen erklärt. Das Gebiet des Kirchenstaats wurde dem italienischen Königreich einverleibt und Rom zu dessen Hauptstadt bestimmt.

Papst Pius IX., der sich kurz zuvor, auf dem Ersten Vatikanischen Konzil, noch für unfehlbar hatte erklären lassen, sah sich jeglicher weltlicher Macht beraubt. Er und seine Nachfolger haben sich schmollend im Vatikan verschanzt, den man ihnen gnädigerweise gelassen hatte. Doch ein autonomes, wenn auch winzig kleines, Staatsgebiet wurde der Vatikan erst 1929 durch die

Faschisten, die mit dem Abschluss der Lateranverträge ihre eigene Bedeutung herausstreichen wollten.»

Alexander applaudierte gemessen. «Ein hübsches Referat. So ähnlich bekommen es die Rekruten der Schweizergarde an ihrem ersten Unterrichtstag auch erzählt. Aber was hat das alles mit diesem

Geheimorden zu tun?»

«Die Auflösung des Kirchenstaats war die Geburtsstunde von Totus Tuus. Nicht alle Italiener waren mit den politischen Umwälzungen einverstanden. Aus denen, die den Kirchenstaat wiederherstellen wollten, speiste sich der Orden. In der ersten Stunde waren es vornehmlich papsttreue

Verwaltungsbeamte, die ihre  
Posten verloren hatten,  
Kirchenfürsten, die sich um  
ihren Einfluss und ihre  
Pfründe gebracht sahen, und  
viele Angehörige der  
päpstlichen Streitkräfte. Die  
wurden aufgelöst, natürlich  
mit Ausnahme der  
Schweizergarde.»

«Natürlich», nickte  
Alexander und fügte  
säuerlich hinzu: «Und mit

Ausnahme einer Kompanie päpstlicher Gendarmen.» Er sah Elena skeptisch an. «Mir scheint, die Gründung von Totus Tuus wurde vorrangig von weltlichen Motiven bestimmt.»

«Die Philosophie des Ordens ist einfach: Um ihren geistigen Machtanspruch geltend zu machen, braucht die Kirche weltliche Macht.»

«Dann war der Orden nicht

sonderlich erfolgreich. Der Kirchenstaat ist bis heute nicht wieder erstanden.»

«Mit der Zeit haben die führenden Ordensmitglieder, wie auch die Päpste, begriffen, wie unrealistisch dieses Ziel war. Also haben sie angefangen, ihre weltliche Macht auf andere Weise zu strukturieren. Bischöfe waren nicht länger die Herren über Städte und



Länder. Aber wer kann das schon von sich behaupten in einer Zeit, in der Staatsgrenzen immer unwichtiger werden und globale Wirtschaftskonzerne die Geschicke der Welt bestimmen?»

«Die Bosse dieser Wirtschaftskonzerne», sagte Alexander.

«So ist es. Und genau hier hat Totus Tuus angesetzt, in

weiser Voraussicht, wie sich heute zeigt. Die Mitglieder des Ordens sind in Industrieorganisationen und Führungsetagen großer Konzerne eingedrungen. Sie sind in der Politik und in Kulturverbänden vom Symphonieorchester bis zum Fußballverein vertreten. Und natürlich befinden sich auch hochrangige Militärs und Kleriker unter ihnen. Sie hatten fast anderthalb

Jahrhunderte Zeit, ein starkes  
weltweites Netzwerk  
aufzubauen.»

«Alles mit dem Ziel, die  
Macht der Kirche zu  
stärken?», fragte Alexander  
ungläubig.

«Mit diesem Ziel wurde der  
Orden gegründet; heute wird  
das vielschichtiger sein.  
Trotz aller vorgeblichen  
Selbstaufgabe sind die  
Mitglieder von Totus Tuus

auch nur Menschen. Manch  
einer wird die Mitgliedschaft  
angestrebt haben, um seine  
persönlichen Pläne effektiver  
voranzutreiben. Es ist wohl  
wie in jeder großen  
Vereinigung. Die  
Organisation benutzt ihre  
Mitglieder, und die  
Mitglieder hoffen, ihren  
Nutzen aus dem  
Zusammenschluss zu ziehen.  
Welches oberste Ziel Totus  
Tuus heute verfolgt, habe

selbst ich trotz aller  
Bemühungen noch nicht  
herausgefunden.»

« *Selbst* du nicht? Was heißt  
das?»

Elena leerte ihr noch halb  
volles Glas in einem Zug, so  
hastig, dass ein roter  
Chiantitropfen über ihr Kinn  
lief. Es sah aus wie Blut.  
Oder wie eine Träne. Sie  
stand auf und streifte ihr  
blaues Shirt über den Kopf.

Darunter trug sie ein eng anliegendes weißes Bustier, das etwa drei Finger breit über dem Bauchnabel endete.

Alexander bekam einen trockenen Mund, der geradezu ausdörrte, als Elena begann, die Spaghettiträger von ihren Schultern zu streifen, Natürlich begehrte er sie. Voller Erregung sah er zu, wie sie das Bustier über ihre Brüste nach unten schob,

bis zum Bauchnabel, so dass es wie ein handbreiter Gürtel um ihre Jeans lag.

Er unterdrückte den Impuls, die Hände nach dem verlockenden straffen Fleisch auszustrecken. Elenas Gesichtsausdruck hielt ihn ab. Ihre ernsten Züge strahlten nichts Einladendes aus, zeigten weder Lust noch Scham. Beinahe wirkte sie abwesend.

Langsam drehte sie sich um und wandte ihm den Rücken zu.

Einen Rücken, der mit langen dünnen Narben übersät war. Ein Netzwerk durchlittener Schmerzen.

Jetzt war Alexanders Kehle trocken wie die Sahara, aber nicht vor Lust. Seine Erregung hatte sich in Bestürzung verwandelt.



Mit einem Krächzen fragte er: «Woher ... stammt das?»

«Aus einer Zeit, als es Elena Vida noch nicht gab. Damals hieß ich Paolina Orfei, doch meistens wurde ich Schwester Paolina genannt.»

*« Totus tuus, Domine. Hic iacet pulvis, cinis et nihil. Mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa. »*

Die am Ende verknoteten

Lederriemen beißen scharf in Paolinas Fleisch, doch sie nimmt den Schmerz nur unterschwellig wahr. Ihre weit aufgerissenen Augen sind fest auf das zwei Meter hohe Kruzifix vor ihr gerichtet, als suche sie Trost im Anblick des Gekreuzigten. Nackt kniet sie auf dem kalten, rauen Stein und schwingt die Geißel, regelmäßig wie ein Roboter. Wenn der Schmerz doch

einmal deutlicher wird,  
verstärkt sie ihre  
Konzentration. Sie muss es  
aushalten! Nicht dem Erlöser  
zu Gefallen, der doch nur  
Schmerzen bringt, sondern  
für sich selbst.

Nur der größte Schmerz kann  
sie von ihrer Qual erlösen.

Eine kalte Stimme dringt  
durch die Monotonie ihres  
Bußspruches und des  
klatschenden Leders: «Es ist

gut, Paolina.

Der Herr sieht mit Wohlgefallen, welch große Pein du für ihn erträgst.»

Paolina lässt die zum nächsten Schlag erhobene Geißel sinken und dreht sich um. Schräg hinter ihr steht Mutter Assunta, die Oberin des Mädchenhorts zu Gottes großer Gnade. In ihrem engen schwarzen Kleid sieht sie aus wie ein dunkler

Engel, ein Wesen der Finsternis. Die Züge ihres alterslosen Gesichts sind scharf. Niemals in all den Jahren hat Paolina die Oberin auch nur einmal gütig lächeln sehen, nie hat in Mutter Assuntas Stimme auch nur ein Hauch von Wärme und Mitgefühl mitgeschwungen. Die Oberin scheint kalt und tot wie der schmucklose Stein, aus dem das Waisenhaus in den östlichen

Ausläufern der Abruzzesen  
erbaut ist.

«Reinige deine Geißel, den  
Boden und dich selbst»,  
befiehlt die Oberin mit jener  
Stimme, die im selben  
Tonfall die größte Strafe oder  
kleine Vergünstigung  
aussprechen kann. «Und dann  
komm in mein Büro.»

Sie dreht sich um und  
schwebt aus der kleinen,  
schmucklosen Bußkapelle

wie ein böser Traum, der sich  
beim Erwachen verflüchtigt.

Eine Viertelstunde später  
steht Paolina in dem mit  
religiösen Gemälden und  
einem silberglänzenden  
Kruzifix geschmückten Büro  
der Mutter Oberin. Sie trägt  
das knöchellange  
dunkelblaue Kleid, das alle  
Mädchen hier anhaben.  
Darunter schauen weiße  
Kniestrümpfe und flache

schwarze Schuhe hervor. Ihr langes dunkles Haar hat sie vorschriftsmäßig zu einem Zopf geflochten.

Vollkommen still steht sie da. Die Hände liegen, wie bei einem Soldaten, an den Außenseiten der Schenkel. Der Blick ist züchtig gesenkt. Nur hin und wieder schaut sie für einen Sekundenbruchteil zu Mutter Assunta auf, die hinter ihrem Schreibtisch



sitzt und in einer Akte blättert. In Paolinas Akte.

«Du hast dich gebessert, Paolina.» Erst als die Oberin das Wort an sie richtet, wagt Paolina es, ihr in die Augen zu sehen. «Eine Zeit lang dachte ich, du wolltest dich dem Leben in Gott widersetzen. Aber in den letzten Jahren hast du eine staunens-werte Disziplin und Frömmigkeit gezeigt. Du bist

jetzt in einem Alter, in dem du die große Gnade, in diesem Haus leben zu dürfen, durch ein wenig Arbeit entgelten kannst. Weil du dich beim Lernen, Beten und Büßen so sehr anstrengst, wird dir eine Vergünstigung gewährt: Du darfst dir die Arbeit aussuchen.»

«Danke, ehrwürdige Mutter.»  
Paolina spricht leise und schüchtern, wie Mutter

Assunta es von ihren Schäfchen, wie sie die Mädchen zuweilen nennt, erwartet.

«Nun? Wo möchtest du arbeiten?»

«Hier, ehrwürdige Mutter.»

Für einen Moment kommt Bewegung in das starre Gesicht.

Mutter Assunta zieht die Augenbrauen hoch.

«Hier?»

«Ja, ehrwürdige Mutter. Ich möchte Ihnen bei der Führung der Bücher und der Büroarbeit helfen. Früher hat das Schwester Elisabetta getan aber sie ist schon zwei Monate fort.»

Mädchen, die nicht von Pflegeeltern aus dem Waisenhaus geholt werden, verlassen es, sobald sie das zwanzigste Lebensjahr

vollendet haben. Von einem Tag auf den anderen sind sie fort, und niemand hört mehr etwas von ihnen. Manche verschwinden schon früher sang- und klanglos. So ist es auch mit Schwester Elisabetta gewesen.

Mutter Assunta sieht Paolina streng an, prüfend, fast tadelnd.

«Du weißt, dass es ein großer Vertrauensbeweis wäre, dich

bei der Verwaltungsarbeit helfen zu lassen.»

«Ja, ehrwürdige Mutter», antwortet Paolina kleinlaut und blickt wieder zu Boden. «Verzeihen Sie meinen Übermut. Ich weiß, dass ich eine so große Gnade nicht verdiene. Zur Buße werde ich heute Nacht nackt auf dem Fußboden schlafen.»

«Tu das. Und morgen melde dich nach dem Frühstück bei

mir, damit ich dich in die Büroarbeit einweisen kann.»

Nur mühsam unterdrückt Paolina die in ihr aufsteigende Freude. Am liebsten würde sie sie laut hinausschreien. Aber sie hat gelernt zu schweigen. Nicht das kleinste Lächeln schleicht sich in ihre Züge, als sie sich bei der Oberin bedankt. In dieser Hinsicht ist Mutter Assunta ein gutes

Vorbild gewesen.

Nachts liegt Paolina nackt auf dem Boden, aber sie schläft nicht. Zu groß ist ihre Freude. Sie lauscht auf die regelmäßigen Atemzüge ihrer schlafenden Treuschwester Bianca und auf das aufgeregte Klopfen ihres eigenen Herzens, wartet drauf, dass endlich der Morgen seine blassroten Finger durch das schmale,



vergitterte Fenster schiebt.  
Der erste Schritt in ein neues  
Leben, in die Freiheit, ist  
getan!

In den folgenden sechs  
Monaten lernt Paolina viel.  
Sie stellt sich geschickt an,  
aber Fehler sind bei einer so  
gestrengen Lehrmeisterin  
wie Mutter Assunta  
unvermeidlich. Manchen  
Abend verbringt Paolina  
unter Selbstgeißelungen in

der Bußkapelle und manche Nacht liegt sie nackt und frierend auf dem Boden. Sie beklagt sich nicht, beschwert sich nicht einmal insgeheim bei Gott, denn sie weiß, wofür sie das alles auf sich nimmt.

Mit der Zeit lässt die strenge Beaufsichtigung durch Mutter Assunta nach. Paolina handelt immer selbständiger, nimmt der Oberin manche

zeitraubende Routinearbeit ab. Und Mutter Assunta überlässt ihr tagsüber den Schlüssel für den stets verschlossenen Aktenschrank.

Eines Tages, als Paolina die Oberin draußen in den Gärten weiß, die eine blühende Oase zwischen dem Steinblock des Waisenhauses und dem hohen Gitterzaun bilden, sieht sie die Akten der

Waisenmädchen durch. Ganz vorsichtig, damit Mutter Assunta nichts merkt.

Sie findet, was sie sucht: die gelbe Karte mit ihrem Namen, Paolina Orfei. Ihr Geburtsdatum und der Geburtsort Castelfidardo nahe Anna stehen da und die Namen ihrer Eltern, Claudio und Gabriella Orfei. Beide sind bei einem Autounfall ums Leben gekommen, als

Paolina noch kein Jahr alt war.

Merkwürdig erscheint ihr ein Zusatz auf der Rückseite der Karte: *Dolores Machado, Jundiai durch W. A. Rodrigues.*

Neugierig sieht sie sich andere Karten an. Auffällig ist, dass alle Mädchen schon als Babys in den Hort zu Gottes großer Gnade gekommen sind. Fast bei

allen sind beide Elternteile einem Unfall oder einer Krankheit zum Opfer gefallen. Und auf der Rückseite der Karten finden sich andere Namen und Orte mit ausländischem Klang. Immer wieder liest sie *Jundiai, durch W. A. Rodrigues.* Auf einigen Karten ist der Name auch ausgeschrieben: *William Antonio Rodrigues.*

Kaum hörbare Schritte auf dem Flur schrecken Paolina auf. So leise und energisch zugleich, man könnte es hoheitsvoll, nennen, schreitet nur Mutter Assunta durchs Haus. Im letzten Augenblick kann Paolina die Karteikarten in Ordnung bringen und den Schrank verschließen.

Als die Oberin das Büro betritt, sitzt Paolina wieder an ihrem Schreibtisch und

geht die  
Lebensmittelabrechnungen  
des vergangenen Monats  
durch. Sie bemüht sich, ruhig  
zu atmen, und hofft, dass ihr  
die große Erregung nicht  
anzumerken ist.

Tatsächlich sagt die schlanke  
Frau in Schwarz nichts.

Was Paolina auf den  
Karteikarten gelesen hat,  
lässt sie nicht zur Ruhe  
kommen. Sie grübelt und



grübelt darüber nach, bis der Verdacht zur Gewissheit wird. Für die Einträge auf den Rückseiten gibt es nur eine Erklärung, und die droht Paolina den Boden unter den Füßen wegzuziehen. Sie kann ihren ungeheuren Verdacht nicht länger für sich behalten, muss sich jemandem anvertrauen, braucht eine Verbündete bei dem Plan, der immer festere Gestalt annimmt. Und wer

sollte ihr Vertrauen mehr verdienen als ihre Treuschwester Bianca, mit der sie die seltenen Augenblicke unbeschwerter Fröhlichkeit teilt?

Bianca ist zwei Jahre älter als Paolina, wird bald neunzehn. Sie wohnen in einem gemeinsamen Zimmer, seit Schwester Elisabetta, Biancas frühere Treuschwester, das

Waisenhaus verlassen hat. Fürsorglich kümmert Bianca sich um Paolinas wunden Rücken, wenn diese aus der Bußkapelle kommt. Und manchmal, wenn Paolina morgens auf dem Fußboden aufwacht, liegt eine Wolldecke über ihrem nackten Leib. Sie dankt das Bianca umso mehr, als sie weiß, dass die Schwester dafür am nächsten Abend in die Bußkapelle gehen wird.

In einer kalten  
Dezembernacht, als der Wind  
heulend durch die Bergwelt  
der Abruzzan tobt, berichtet  
Paolina ihrer Treuschwester  
von dem ungeheuerlichen  
Verdacht. Flüsternd, als  
würde die auf- und  
abschwellende Stimme des  
Windes nicht jedes Wort  
verschlucken.

«Wir sind nicht die, für die  
wir uns halten, Bianca. Ich

glaube, wir stammen noch nicht mal aus Italien. Ist dir nicht aufgefallen, wie viele von uns eine bräunliche Haut haben?»

«Und?» Schwester Bianca streicht ihr kastanienbraunes Haar zurück. «Wir arbeiten oft im Garten, sind viel an der Sonne.»

«Du hast schon eine ziemlich helle Haarfarbe», fährt Paolina unbeirrt fort. «Achte

mal darauf, auf eine Blonde hier im Hort kommen zwanzig Dunkelhaarige.»

«Vielleicht ist das normal», meint Bianca, die, einen Ellbogen auf ihr Kopfkissen und den Kopf in die Handfläche gestützt, ihre Zimmergenossin skeptisch anblickt.

«Normal?» Paolina muss an sich halten, um nicht schrill aufzulachen. Sie dreht sich

auf die Seite und beugt sich ein wenig vor, um Bianca im Dämmerlicht besser erkennen zu können. «Für hier drinnen ist das vielleicht normal. Aber selbst hier gibt es Bücher und Zeitschriften, und sonntags dürfen wir einen Film sehen. Da gibt es mehr Blonde als bei uns.»

«Und?», fragte Bianca wieder, in dieser Nacht offenbar viel

begriffsstutziger als sonst.

«Die Orte, die hinten auf den Karten notiert sind, liegen sämtlich in Südamerika.»

Paolina sagt es beschwörend und sieht Bianca eindringlich an. Sie will die Schwester unbedingt überzeugen; das würde ihre eigene Gewissheit stärken und ihr die Kraft verleihen, ihren Plan zu verwirklichen. «Ich habe im Atlas und im Lexikon



nachgesehen. Jundiai ist eine brasilianische Industriestadt in der Nähe von Sao Paulo.»

Ein ungläubiges Lächeln zieht über Biancas Engels Gesicht.

«Du spinnst! Du willst doch nicht behaupten, du kommst aus diesem ...»

«Jundiai. Aber doch, nur das ergibt Sinn!» Paolina fällt fast aus dem Bett, so weit

lehnt sie sich zu ihrer Treuschwester vor.

«Wir alle kommen aus Südamerika, und wir haben falsche Namen. Ich heiße Dolores Machado.»

Als sie den Namen ausspricht, gibt sie ihrer Stimme einen fremdländischen, exotischen Klang, aber es will ihr nicht ganz gelingen. So wie sie sich auch nicht recht an das

Ergebnis ihrer eigenen  
Überlegungen gewöhnen  
kann.

«Und jetzt?» Bianca sieht  
Paolina entgeistert an, als sei  
diese vom Wahnsinn  
befallen. «Was willst du  
tun?»

«Was wohl? Ich haue ab von  
hier!»

Am nächsten Tag fragt  
Mutter Assunta zum

wiederholten Mal:

«Das hat sie gesagt?»

Schwester Bianca nickt eifrig: «Ja, ehrwürdige Mutter, genau das waren Schwester Paolinas Worte: *Ich haue ab von hier!* »

«Gut gemacht.» In einer nie gesehenen Geste streichelt die Mutter Oberin Biancas Wange, und das Mädchen erschauert.

«Du wirst ab heute Paolinas Arbeit übernehmen.»

Paolina steht bitter enttäuscht daneben. Sie fühlt sich gedemütigt. Ihr Plan ist verraten, nur weil sie Schwester Bianca vertraut hat. Und Paolina fragt sich, ob Schwester Elisabetta etwas Ähnliches widerfahren ist.

Bald treiben scharfe Lederzungen ihr jede Trauer,

aber auch jede Reue aus. Diesmal geißelt sie sich nicht selbst. Während sie nackt vor dem hölzernen Kruzifix kniet, stehen hinter ihr zwei Erzieherinnen und schlagen im schnellen Wechsel auf ihren Rücken ein. Mutter Assunta steht starr daneben. Nur die Augen der Oberin sind lebendig, bei jedem Peitschenhieb flackert ein Feuer in ihnen auf. Kein Zweifel, sie genießt das

Schauspiel.

Paolinas Rücken brennt wie  
mit siedendem Öl  
übergossen.

Aber sie beißt die Zähne  
zusammen, um Wimmern  
und Schreien zu  
unterdrücken. Sie will Mutter  
Assunta keine zusätzliche  
Befriedigung bereiten.  
Schlag um Schlag zerfetzt ihr  
Fleisch, und Paolina murmelt  
mechanisch: « *Totus tuus,*

*Domine. Hic iacet pulvis,  
cinis et nihil. Mea culpa, mea  
culpa, mea maxima culpa. »*

Als Elena mit ihrer  
Erzählung endete, war  
Alexander schwindlig. Er  
wusste nicht, was ihn mehr  
verstörte: ihr Schicksal oder  
die Tatsache, dass sie davon  
sprach, als gehe sie das alles  
nichts an. Ebenso  
emotionslos musste die  
Stimme der Oberin



geklungen haben.

Während ihres Berichts war Elena langsam im Zimmer auf und ab gegangen, das einzige Zeichen innerer Erregung. Schon sehr bald hatte Alexander nicht mehr auf ihre entblößten Brüste gestarrt. Sie war von der begehrenswerten Frau zu einem bemitleidenswerten Geschöpf geworden, dem Waisenkind Paolina. Jede

einzelne der zahllosen  
Narben auf ihrem  
zerschundenen Rücken  
erschien ihm wie ein  
stummer Schrei nach Hilfe.  
Oder nach Rache.

Jetzt, als Elena schweigend  
vor ihm stand, erhob er sich  
und trat dicht vor sie. Mit  
langsamen Bewegung zog er  
das Bustier nach oben, so  
vorsichtig, als könnte er sie  
mit jeder Berührung

verletzen. Und vielleicht war es so. Der Rücken sah aus, als würde er niemals aufhören zu schmerzen. Für einen Augenblick war er versucht, sie an sich zu ziehen, um ihr Liebe und Wärme zu geben. Doch sie kam ihm so zerbrechlich vor, dass er es sein ließ und sich wieder auf die kleine Couch setzte. Er wollte etwas trinken, aber sein Glas war leer.

«Was ist geschehen?», fragte er. «Wieso bist du heute Elena Vida?»

«Ich bin schließlich doch getürmt. Zwei Tage lang haben sie mich ausgepeitscht, morgens, mittags und abends. Ich habe wirklich geglaubt, ich würde es nicht überleben. Sie haben mich in der Bußkapelle eingesperrt, wo ich auf dem blutbesudelten Stein lag und auf sie wartete.

In der Nacht nach dem zweiten Tag meiner Bestrafung weckte mich ein Klacken im Türschloss.

Erst dachte ich, der dritte Tag der Prügelstrafe sei angebrochen, aber es kam niemand herein. Irgendwann habe ich mir ein Herz gefasst und die Tür aufgestoßen. Sie war tatsächlich offen.

Irgendwer im Heim musste ein schlechtes Gewissen

gehabt haben. Vermutlich eine Erzieherin. Von den Mädchen wäre kaum eins an den Kapellenschlüssel gelangt. Wer es war, habe ich nie erfahren. Damals war es mir gleichgültig. Hauptsache, jemand wollte mir die Qualen ersparen oder sich nicht mitschuldig machen, falls ich dabei zugrunde ginge. Ich konnte fliehen, auch das Tor im Gitterzaun war unverschlossen. Es war

dunkel und kalt, und die Bergwelt war mir fremd. Ich bin einfach losgelaufen, immer weiter, nur weg von dem Hort zu Gottes großer Gnade.»

Schwer atmend hielt Elena inne und setzte sich auf den Rand der Couch. Sie wirkte erschöpft, als habe sie ihre nächtliche Flucht noch einmal durchlebt.

Vielleicht hätte Alexander

sie in Ruhe lassen sollen.  
Aber er war von ihrer  
Erzählung derart in den Bann  
gezogen, dass er fragte:  
«Was geschah dann?»

«Entweder hatte ich einen  
Schutzengel oder einfach nur  
Glück. Nach einigen Stunden  
überholte mich ein Auto, ein  
Streifenwagen. Erst wollten  
die Polizisten mir nicht  
glauben, aber als ich ihnen  
meinen Rücken zeigte,



wurden sie blass. Die Telefondrähte glühten in dieser Nacht und früh am nächsten Morgen fuhr ein ganzer Polizeikonvoi am Waisenhaus vor.»

«Lass mich raten: Mutter Assunta und ihre sogenannten Erzieherinnen waren verschwunden.»

Elena nickte. «Nicht nur das. Sie hatten auch einige der Mädchen mitgenommen, ein

paar ganz junge und einige ältere, darunter Schwester Bianca.»

«Hat man sie gefunden?»

«Nie.»

Alexander stieß einen Fluch aus und füllte beide Gläser mit Wein. Er trank einen großen Schluck, Elena aber rührte ihr Glas nicht an.

«Was ist mit diesem William Antonio Rodrigues?»,

erkundigte er sich. «Welche Rolle hat der gespielt?»

«Du wirst es nicht glauben.»  
Zum ersten Mal, seit sie mit ihrer Erzählung begonnen hatte, lächelte sie. «Er war Jugendrichter in Jundiai, allerdings ein sehr ungewöhnlicher. Er entschied seine Fälle schneller, als du <zack> sagen kannst. Jedenfalls dann, wenn es darum ging, Eltern das

Sorgerecht zu entziehen, weil sie angeblich nicht in der Lage waren, sich um ihre Kinder zu kümmern, oder weil sie die Kinder, ebenso angeblich, misshandelten. Ein anonymes Anruf hat Richter Rodrigues gereicht, um Eltern ihre Kinder wegzunehmen.»

«Und diese Kinder fanden sich mit neuem Namen und gefälschter Herkunft im Hort

zu Gottes großer Gnade  
wieder.»

«Dort und anderswo»,  
bestätigte Elena. «Rodrigues  
wurde nach einer  
langwierigen Untersuchung  
seines Amtes enthoben, war  
aber kurz darauf schon  
wieder als Verkehrsrichter in  
São Paulo tätig. Ähnlich  
erging es den anderen  
Vermittlern, an deren Namen  
ich mich aus den Akten

erinnerte. Totus Tuus hält seine schützenden Hände über die Seinen.»

«Erklär mir das genauer», bat Alexander. «Welche Rolle spielte Totus Tuus bei dieser Sache?»

«Die tragende. Das Waisenhaus hat ebenso zum Orden gehört wie Richter Rodrigues. Er vertrat die Meinung, er habe ein gutes Werk getan, indem er die

Kinder vor dem Schicksal bitterer Armut bewahrte und sie ins reiche Europa bringen ließ.»

«Was hatte der Orden wirklich mit ihnen vor?»

«Je mehr Menschen auf das Wort von Totus Tuus hören, desto größer wird seine Macht. Und wer ist besser zu beeinflussen als ein Kind das nichts anderes kennt als die strengen Regeln in einem

angeblich christlichen  
Waisenhaus?»

«Wie hast du das alles  
herausgefunden? Und was  
wurde aus dir ...»

«Elena Vida, die  
Vatikanistin? Ich bin auf eine  
Organisation gestoßen, die  
seit langem gegen die  
Praktiken von Totus Tuus  
kämpft. Auch der Professor  
gehört ihr an. Er und seine  
Mitstreiter haben dafür



gesorgt, dass ich einen neuen Namen erhielt, meinen dritten. Denn der Orden verfolgt die, die sich gegen ihn stellen, unbarmherzig.»

«Wolltest du nicht deinen ursprünglichen Namen annehmen?»

«Natürlich dachte ich daran, zu Dolores Machado zu werden.

Ich habe sogar Portugiesisch

gelernt und bin nach Jundiai geflogen, um meine Mutter kennen zu lernen. Meine angeblichen Eltern Claudio und Gabriella Orfei hat es ebenso wenig gegeben wie ihren tödlichen Autounfall. Meine Mutter heißt Iracema Machado; mein Vater hat sie noch vor meiner Geburt verlassen und sie hat ihn nie wieder gesehen. Sie arbeitet als Verkäuferin in einem Schuhgeschäft am Stadtrand

von Jundiai und verdient gerade genug, um ihre kleine Mietwohnung zu bezahlen und ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Vielleicht war sie sogar erleichtert, als Rodrigues mich damals durch die Polizei abholen ließ. Als ich ihr gegenüberstand, war sie mir vollkommen fremd.»

«Du hast mir ihr gesprochen?»

«So kann man es nicht nennen. Ich bin in das Schuhgeschäft gegangen und habe mir von ihr Sandalen zeigen lassen. Bevor ich ihr sagte, wer ich bin, wollte ich mir erst einmal ein Bild davon machen, wie sie ist und wie sie denkt. Stattdessen habe ich etwas über mich erfahren, das mich sehr erschreckt hat: Ich hege keinerlei Gefühl für die Frau, die meine Mutter ist. Als mir

das klar wurde, verließ mich  
der Mut. Ich habe ein paar  
Sandalen gekauft und bin  
gegangen. Am nächsten Tag  
bin ich nach Rom  
zurückgekehrt.»

«Warum Rom?»

«Wegen Totus Tuus! Ich will  
Rache. Damals, als die  
Erzieherinnen auf mich  
einschlugen, habe ich Gott —  
oder vielleicht auch mir  
selbst — ein Versprechen

gegeben. Wenn ich das alles lebend überstand, wollte ich dafür sorgen, dass der Spuk, der da im Namen des Herrn betrieben wird, ein Ende findet. Ich weiß nichts Genaues über die Spitze des Ordens, aber alle Fäden scheinen in Rom zusammenzulaufen, dem Zentrum der Christenheit.»

«Und du bist Vatikanistin geworden, um in genau

dieses  
einzudringen.»

«Ja», sagte sie leise und schlang die Arme um den halb nackten Oberkörper. «Mich friert. Wärm mich, Alex, bitte!»

Er zog sie an sich und streichelte sanft ihre Arme. Sie hatte tatsächlich eine Gänsehaut. Er drückte sie,

und ihre Lippen vereinigten sich zu einem langen Kuss. Seine Erregung kehrte zurück, Wärme und Begierde stiegen in ihm auf. Schon bei ihrer ersten Begegnung hatte er Elena begehrenswert gefunden. Und inzwischen war so viel hinzugekommen, nicht nur die schöne Hülle bezauberte ihn. Er fühlte sich angezogen von Elenas ganzem Wesen, von der energischen Vatikanistin



ebenso wie von dem schutzbedürftigen Mädchen, das einmal Paolina Orfei gewesen war. Vielleicht war es gerade dieser innere Widerstreit, der ihn so faszinierte. Sie war eine Frau, die einem Mann eine starke Partnerin sein konnte, die aber auch den männlichen Beschützerinstinkt weckte, einem das Gefühl vermittelte, gebraucht zu werden.

So wie jetzt, da sie sich an ihn schmiegte, als wollte sie in ihm versinken. Ihr Gesicht ruhte an seiner Schulter. Ihr heißer Atem streifte seine Wange, ihr Haar duftete nach frischen Kräutern.

Zärtlich strichen seine Hände über ihre nackten Arme, immer und immer wieder, bis die Gänsehaut verschwunden war. Lange hatte er sich danach gesehnt, für einen

Menschen da zu sein,  
gebraucht und geliebt zu  
werden. Ein nie gekanntes  
Glücksgefühl durchströmte  
ihn bei dem Gedanken,  
diesen Menschen endlich  
gefunden zu haben. Es war,  
als sei er nach langer Irrfahrt  
zu Hause angekommen.

Sie schien ähnlich zu  
empfinden, denn sie hob den  
Kopf und öffnete ihre Lippen  
zu einem zweiten Kuss. Der

Geschmack ihrer Zunge, ihres Mundes war süß und seltsamerweise ein wenig bitter zugleich, als habe der Zwiespalt ihrer Seele hier einen Ausdruck gefunden. Fast glaubte er, in ihrem Mund Tränen zu schmecken, Tränen des Glücks und Tränen der Verbitterung. Ihre Hände verkrallten sich in seinen Rücken, sie presste ihn an sich, als wollte sie ihn nie mehr loslassen. Nur kurz

rühren auch seine Hände über  
ihren Rücken. Die  
Erinnerung an die Narben  
unter dem dünnen Stoff des  
Bustiers ließ seine  
Bewegung, ließ ihn erstarren.

Elena zog den Kopf zurück  
und sah ihn an, überrascht  
und auch ein wenig ängstlich.  
«Was hast du, Alex?», fragte  
sie leise.

«Gefalle ich dir nicht?»

Er umklammerte ihre Oberarme und sah ihr tief in die Augen.

«Niemand gefällt mir so wie du, Elena. Gerade deshalb möchte ich dir nicht wehtun. Dein Rücken ...»

«Der hat schon mehr ausgehalten. Du bist für meinen Schmerz nicht verantwortlich. Und es ist nicht mein Rücken, der schmerzt – hier drin tut es

weh.» Sie legte die linke Hand auf ihre Brust. «Da hat es sich festgebrannt. Lass es nicht auch noch zwischen uns kommen!»

«Niemals!», versprach er und hob sie hoch.

Wie ein Vater, der sich um seine müde Tochter sorgt, trug er sie zu dem niedrigen Bett, das unter einer Dachschräge stand. Er legte sie sanft auf die Matratze,

wobei ein paar der zahlreichen Stofftiere auf den Boden purzelten. Er kniete sich neben Elena und knöpfte ihre Jeans auf. Seine Finger zitterten leicht, als er die Hose nach unten zog und immer mehr von ihrer zarten Haut entblöste. Plötzlicher Zorn wallte in ihm auf, als er an ihren vernarbten Rücken dachte, an die Schändungen dieser Schönheit. Schließlich zog er ihr die Schuhe aus und



streifte die Hose über ihre Füße.

Sie trug nur noch das Bustier und einen knappen weißen Slip.

Reglos lag sie auf dem Rücken und starrte ihn mit großen Augen an. Ihre Brust hob und senkte sich im schnellen Rhythmus ihres Atems. Er sah in ihrem Blick und ihrer Haltung eine eigenartige,                      erregende

Mischung aus Angst,  
Erwartung und  
Herausforderung.

Als er sich ausgezogen hatte,  
streckte sie die Arme aus und  
zog ihn zu sich, zwischen  
ihre Beine, die sie für ihn  
öffnete.

Zärtlich erst, dann immer  
fester strichen ihre Hände  
über seine Brust und seinen  
Bauch, um in kreisenden  
Bewegungen tiefer zu

gelangen, bis sie seinen Unterleib erreichten. Schauer durchströmten ihn und er stöhnte leise.

Ein Glitzern trat in Elenas Augen und sie lächelte. «Ich will dich bei mir spüren, Alex, in mir, die ganze Nacht ... für immer ...»

Mit festem Griff zog sie seinen Unterleib zu ihrem. Zwischen ihrer beider Fleisch war nur noch der Slip, den

Alexander mit einem Ruck zerriss. Dann entspannte er sich und drang in sie ein, so sanft er nur konnte. Er wollte ihr keine Schmerzen bereiten, nicht einmal, wenn sie mit Lust verbunden waren.

*Dienstag, 12. Mai*

Elenas Handy weckte die beiden mit einem fröhlichen Trällern, als durch die Dachfenster schon Tageslicht hereinfiel. Erschöpft waren sie in den zerwühlten Laken eingeschlafen, nachdem sie sich endlos geliebt hatten, mal zärtlich, mal heftig. Es war wie ein Rausch gewesen,

den sie beide herbeigesehnt hatten. Und als Elena schließlich in seinen Armen eingeschlafen war, hatte Alexander keine Enttäuschung gespürt. Im Gegenteil, er war sogar froh gewesen, sich nicht mit der Geliebten unterhalten zu müssen. So brauchte er ihr *sein* Geheimnis nicht zu offenbaren, hatte zumindest einen Aufschub gewonnen.

Elena stieg aus dem Bett und durchwühlte ihren Kleiderhaufen nach dem unermüdlich piepsenden Handy. Alexander betrachtete ihre wohlgeformten Rundungen. Sein Lächeln gefror, als sein Blick höher glitt, zu dem narbigen Rücken.

Endlich fand sie den kleinen schwarzen Nervtöter und meldete sich mit einem

knappen «Pronto». Während sie dem Anrufer lauschte, hellten sich ihre Züge auf, und sie bedankte sich überschwänglich.

Dann drehte sie sich zu Alexander um und sagte mit einem breiten Lächeln: «Das war Spartaco.»

«Wie schön für dich», erwiderte er missmutig.

«Auch für dich, hoffe ich. Er



hat nämlich die Katzennärrin  
ausfindig gemacht!»

Eine schnelle Dusche und  
einen Cappuccino später  
fuhren sie in Elenas kleinem  
Fiat den Gianicolo hinab und  
Alexander fragte: «Was  
genau ist eigentlich eine  
Treuschwester?»

«Das Gleiche wie ein  
Treibruder, nur mit  
weiblichen  
Geschlechtsmerkmalen.»

«Das hätte ich jetzt nicht gedacht», gähnte er.

«Das System der Treuschwestern und Treubröder ist so ziemlich das Perfideste, was die Köpfe von Totus Tuus sich zur Überwachung der Mitglieder ausgedacht haben», erklärte Elena, während sie mit einem eleganten Schlenker einem wüst hupenden Mülltransporter auswich.

«Besonders zum Tragen kommt es bei den Mädchen und Jungen, die der Orden in Heime steckt, um sie zu wahrhaft ordentlichen Gefolgsleuten heranzuzüchten. Es ist nur natürlich, dass ein junger Mensch, der ohne Eltern und unter strengen Regeln heranwächst, in seiner Umgebung eine Bezugsperson sucht, im Allgemeinen einen

Zimmergenossen oder eine Zimmergenossin. Diese einzige Möglichkeit, sich einen Rest von Privatleben zu bewahren, kalkulieren die Heimleiter ein.

Von den beiden Bewohnern eines Zimmers ist einer dem Orden bereits treu ergeben, was der andere aber nicht weiß. Wenn er sich dem Zimmergefährten mit seinen intimsten Gedanken

anvertraut, weiß es am  
anderen Morgen die  
Heimleitung.»

«Wie bei Schwester Bianca»,  
nickte Alexander. «Woher  
aber stammt der Ausdruck?»

«Totus Tuus treibt die  
Perfidie auf die Spitze,  
indem die Zimmergenossen  
ausdrücklich angehalten  
werden, einander als  
Treu Brüder und -schwestern  
anzusehen. Sie sollen treu

zueinander stehen oder sich gegenseitig betreuen, ganz wie du willst. Jeder soll mit seinen Sorgen und Nöten zum anderen kommen und stets ein offenes Ohr bei ihm finden. Das funktioniert natürlich auf doppelte Weise. Zum einen zieht sich der Orden dadurch perfekte Spione heran, zum anderen werden die noch nicht Überzeugten durch ihre Treugeschwister mit Totus-

Tuus-Weisheiten geimpft.  
Was die angeblich so treu  
sorgenden Zimmergenossen  
als ihre innersten Gedanken  
ausgeben, ist in Wahrheit die  
in genießbare Portionen  
aufgeteilte Propaganda des  
Ordens. Und sobald ein neuer  
Anhänger gewonnen ist, gibt  
er selbst einen idealen Spion  
und Verführer für Totus Tuus  
ab.»

«Ob Raffaella Sini auch eine

Treuschwester hatte, der sie sich am Tag ihrer Ermordung leichtsinnigerweise anvertraute?»

«Gut möglich, wenn nicht sogar wahrscheinlich. Ich habe noch keine konkreten Beweise, hege aber die Vermutung, dass Totus Tuus hinter den Weißen Tauben steht. In Trastevere gibt es eine von Totus Tuus geleitete Organisation zur



«christlichen Unterweisung junger Frauen». Die Polizei hat herausgefunden, dass Raffaella dort an einer Bibelstunde teilgenommen hat, bevor sie ermordet wurde.»

«Womit wir eine Verbindung zwischen dem Orden und Marcel Danegger hätten und damit auch zu dem Mord an meinem Onkel und meiner Tante.» Er stieß einen

schrillen Pfiff aus. «Ein heißes Ding, aber leider wieder nur Vermutungen.»

«Wir arbeiten daran, es genauer herauszufinden», erwiderte Elena, ohne ihn anzusehen.

Der starke Morgenverkehr beanspruchte ihre Aufmerksamkeit.

Durch Geschicklichkeit und Wagemut konnte sie den

500er auf den Ponte Garibaldi zwängen, um über den Tiber zu kommen. Sie fuhren nach Norden, vorbei am gewaltigen Steinkoloss des Justizministeriums, die breite Via Arenuela entlang, bis vor ihnen einer der ungewöhnlichsten Plätze in ganz Rom auftauchte. Es war ein Ort, an dem der Zusammenprall von Geschichte und Moderne in der Tiberstadt überdeutlich

zu spüren war.

Der große Platz des Largo di Torre Argentina war eine der meistbefahrenen Kreuzungen Roms. Zum Autoverkehr gesellten sich Straßenbahnen und mehr als ein Dutzend Buslinien. Mitten in dem Gewühl aus Blechschlangen, auf allen Seiten von Straßen umgeben, lag eine idyllische Insel aus antiken Mauerresten und sich aus

ihnen erhebenden Säulen, deren großteils abgebrochene Spitzen von den Kronen schlanker, im Vergleich zu den Säulen schwächig erscheinender Pinien beschattet wurden. Der Ort wirkte, als habe eine altrömische Gottheit ihn mit einem Zauber belegt, um ihn vor allen Anfechtungen der Zeit zu bewahren.

Alexander wusste, dass es

nicht so war. Nicht ohne Grund lag der alte Tempelbezirk einige Meter unterhalb des Straßenniveaus. Er hatte Jahrhunderte unter der Erde geschlummert und war erst in den zwanziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts freigelegt worden. Eine archäologische Sensation. Die vier Tempel aus republikanischer Zeit, deren spärliche Überreste

beklagenswert kümmerlich  
und beeindruckend zugleich  
waren, zählten zu den  
ältesten erhaltenen  
römischen Sakralbauten.

Elena parkte auf dem Fußweg  
am Rand des Tempelbezirks  
und fegte ein großes Schild  
hinter die

Windschutzscheibe:

MEDIZINISCHER

NOTFALL – DRINGENDE  
MEDIKAMENTE.

«Wir sind da», rief sie und stieß die Fahrertür auf. «Komm schon!» Zielstrebig steuerte sie die Treppe an, die zum Tempelbezirk hinunterführte. Als Alexander ihr folgte, sah er, dass die Ruinen durch einen Zaun abgesperrt waren. Die zahlreichen Katzen, die im hohen Gras zwischen Mauerresten und Pinienstämmen faulenzten, störte das nicht. In den



unterschiedlichsten Farben  
schimmerte das Katzenfell –  
braune, schwarze, weiße,  
graue und rötliche Sprenkel  
im Gras. Je länger er  
hinschaute, desto mehr dieser  
Flecken entdeckte er. Es  
mussten Dutzende von  
Katzen sein.

Und noch etwas sah er: Am  
Fuß der Treppe führten  
mehrere Türen, einige  
verschlossen, einige offen, in

den Untergrund.

Davor standen Blech- und Plastiknäpfe mit Wasser und Futter für die Katzen. Große Tafeln informierten Besucher darüber, dass sie für Roms Katzen spenden und auch Patenschaften übernehmen konnten. Bargeld sei ebenso willkommen wie Schecks oder Banküberweisungen. Für den letzten Fall war ein Konto bei der Banca

Nazionale del Lavoro  
angegeben.

Elena war zuerst unten und rief mehrmals laut «Hallo!» in die geöffneten Türen. Als Alexander sie einholte, schälte sich aus dem Zwielflicht hinter einer der Türen eine Gestalt, die dem Märchen von Hansel und Gretel zu entstammen schien. Die steinalte Frau mit dem krummen Rücken, die sich

auf einen schwarzen  
Krückstock stützte, war der  
Prototyp einer Hexe. Ihr  
verhärmtes, runzliges  
Gesicht war von  
Altersflecken und Warzen  
übersät. Auf ihrer Schulter  
saß eine ziemlich große  
Katze mit grau-schwarz  
gestreiftem Fell, die  
Alexander und Elena  
misstrauisch musterte.

Elena bedachte die alte Frau

mit einem Lächeln. «Wir suchen Signora Adriana del Grosso.»

«Sie haben sie gefunden. Wie viel möchten Sie spenden?»

«Wir sind nicht zum Spenden hier», erwiderte Elena, und das Gesicht der Alten verfinsterte sich. «Wir sind Journalisten und möchten gern über Ihre Arbeit berichten.»

«Journalisten?» Signora del Grosso kniff die Augen zusammen und blickte genauso misstrauisch drein wie die Katze auf ihrer Schulter. «Fernsehen, Radio oder Zeitung?»

«Zeitung», antwortete Elena und zückte ihren Presseausweis.

«*Il Messagero.* »

«Ah, immerhin. Drucken Sie

die Nummer meines  
Spendenkontos ab?»

Elena nickte gewissenhaft.  
«Selbstverständlich,  
Signora.»

Die unzähligen Falten in dem  
greisen Gesicht verzogen  
sich zu etwas das wohl eine  
Art Lächeln darstellen sollte,  
und die Alte winkte mit dem  
Krückstock. «Also gut,  
kommen Sie rein.»

Der nur von einer schmutzigen Glühbirne beleuchtete Raum, in den sie ihren Besuch führte, war ein ebenso ungewöhnlicher Ort wie die Tempelanlage draußen. Zu gleichen Teilen Wohnung, Tierheim und Museum. Der Stein der unverputzten Wände schien noch aus alten Römertagen zu stammen, und die Säulen, die aus ihm hervortraten, verstärkten diesen Eindruck.



Fenster gab es nicht. Sie befanden sich in einer Höhle; ob natürlich oder von Menschenhand geschaffen, war nicht auszumachen. Auf den zerschissenen Möbeln, die aussahen wie vom Sperrmüll geholt, tummelten sich zahlreiche Katzen. Zwei oder drei liefen der alten Frau entgegen und strichen schnurrend um ihre Beine.

«Setzen Sie sich.» Die

Signora zeigte mit dem Stock auf einen wackligen Tisch, über den graziös eine schlanke Katze mit blauschwarzem Fell und stechenden gelben Augen stolzierte. Die Alte nahm auf einem Holzstuhl Platz und zog die Blauschwarze auf ihren Schoß. Nach einem kurzen Blick auf die Katzen-genossin gab die Gestreifte auf Signora del Grossos Schulter sich wieder

gleichgültig. «Wie sind Sie auf mich gekommen?»

Alexander hielt sich bewusst zurück. Elena hatte ihn hergeführt, also sollte sie antworten. Es war ihr Spiel.

«Wer sich die alten Tempel ansieht, muss einfach auf die vielen Katzen aufmerksam werden», sagte die Journalistin.

«Leider nicht», entgegnete

die alte Frau. «Die meisten wollen nur den Bus oder die Bahn erwischen. Früher, als die große Anna sich noch um die Katzen kümmerte, war das anders.»

Wie von selbst ruckte ihre knotige Rechte hoch, und der Stock wies auf ein Wandbrett, an das mehrere vergilbte Fotos geheftet waren. Es zeigte Frauen unterschiedlichen Alters und

in den verschiedensten  
Kostümierungen. Bei  
genauerem Hinsehen  
erkannte Alexander, dass es  
immer ein und dieselbe Frau  
war, offenbar eine  
Schauspieler in diversen  
Rollen. Dunkle Haare  
umwallten ein herbes  
Gesicht, das von einer zu  
langen Nase beherrscht  
wurde. Der Mund wirkte  
dagegen unangemessen klein.  
Obwohl das Gesicht so gar

nicht dem von Kino und Werbefernsehen geprägten Schönheitsideal entsprach, strahlte die Frau eine ungeheure Lebenslust und Sinnlichkeit aus.

«Das ist Anna Magnani!», entfuhr es Elena.

«Das *war* sie. Vor vielen Jahren. Sie hat sich um die Katzen gekümmert, auch als sie alt und krank war. Ich war damals um einiges jünger

und habe ihr geholfen.»

Alexander stand auf, um die Fotos aus der Nähe zu betrachten.

Eine Katze, auf die er fast getreten wäre, floh mit einem schnellen Sprung Unter den Fotos war ein alter, fast gänzlich vergilbter Zeitungsartikel befestigt. Gerade mal die Überschrift war noch zu entziffern: *Filmstar füttert Katzen.*

Auf dem dazugehörigen Foto sah man die alte Anna Magnani und eine hübsche Frau in den Dreißigern. Er musste zweimal zum Tisch und wieder auf das Foto schauen, um in der jüngeren Frau Signora del Grosso zu erkennen.

Die Bildunterschrift lautete: *Für Roms Straßenkatzen im Einsatz – Schauspielerin Anna Magnani und eine hilfreiche Katzennärrin.*



«Annas berühmter Name hat viele Brieftaschen geöffnet», fuhr Signora del Grosso fort. «Nach ihrem Tod wurde es immer schwieriger, Geld für die Katzen zu bekommen.»

Alexander setzte sich wieder und fragte: «Weshalb leben Sie

... hier unten?»

«In dieser Ruine, wollten Sie sagen», stellte die

Katzennärrin fest und bleckte die wenigen gelblich schwarzen Zähne, die ihr geblieben waren. «Dafür gibt es zwei gute Gründe. Zum einen ist es sehr billig hier, ich zahle nämlich keine Miete. Vielleicht hat die Stadtverwaltung mich einfach vergessen, vielleicht sind sie aber auch ganz froh, eine unbezahlte Nachtwächterin für die Tempel zu haben. Und zum

anderen muss ich hier sein, weil die Katzen hier sind.»

«Erklären Sie uns das bitte, Signora», bat Elena.

Die Katzennärrin streichelte das Tier auf ihrem Schoß. «Es gab Zeiten, da wurden diese herrlichen Geschöpfe von den Menschen sehr verehrt. Im alten Ägypten hat man zur Katzengöttin Bastet gebetet. Auf das Töten einer Katze stand die Todesstrafe.

Der Körper einer gestorbenen Katze wurde mumifiziert, und ihr Besitzer rasierte sich zum Zeichen der Trauer die Augenbrauen. In der Spätantike haben ägyptische Mönche die Katze als Haustier überall im Morgenland verbreitet. Während der Kreuzzüge stellten die abendländischen Ritter erstaunt fest, dass die gegnerischen Krieger Katzen außerordentlich schätzten;

also haben die Soldaten Christi die ihnen weitgehend unbekannten Tiere in ihre Heimat mitgebracht, als Geschenk für die Damen, aber auch als Jäger von Mäusen und Ratten. Als König Ferdinand von Neapel einmal sämtliche Katzen auf der Insel Procida töten ließ, weil er ihre Konkurrenz bei der Fasanenjagd fürchtete, wurde die Insel von einer Rattenplage heimgesucht. Da

hat Ferdinand schleunigst wieder Katzen auf Procida ansiedeln lassen.»

Signora del Grosso hatte auf die blauschwarze Katze geblickt.

Jetzt sah sie zu ihren Besuchern auf und seufzte schwer. «Die Menschen vergessen schnell. Im Zeitalter der zubetonierten Städte glauben sie, auf die Katzen nicht mehr

angewiesen zu sein.

Dabei hält Beton keine Ratten ab und ein Computer ersetzt kein lebendes Wesen. Die aus den Häusern verbannten Katzen haben sich hier, unter der Stadt der Menschen, ein eigenes Reich geschaffen und warten darauf, dass sie wieder gebraucht werden.»

«Ein eigenes Reich?»  
Alexander sah die alte Frau

an wie eine geistig Verwirrte.

«Wie würden Sie eine Welt nennen, die nur den Katzen gehört?», fragte sie zurück. «So ist es wirklich, glauben Sie mir.

Nur ein Bruchteil der antiken Überreste Roms ist freigelegt. Das meiste schlummert noch unter modernen Bauten und asphaltierten Straßen. Unterirdische Gänge und



Gewölbe, zu großen Teilen eingestürzt. Aber für die geschmeidige Katze gibt es Wege, wo der schwere, ungelenke Mensch nicht weiterkommt.

Verbindungen zwischen zahlreichen Trümmerstätten wie dieser.

Man findet die Katzen von Rom im Kolosseum, in den Ruinen der alten Gladiatorenschule, beim

Pyramidengrab des Gaius Cestuis und an hundert anderen Plätzen. Manchmal ist eine meiner Lieben für Wochen und Monate verschwunden.

Irgendwann taucht sie wieder bei mir auf, zurückgekehrt durch ein Netzwerk unterirdischer Wege, das nur die Katzen kennen.»

Die Blicke von Alexander und Elena kreuzten sich, und

sie waren sich wortlos einig:  
Die unterirdischen Gänge  
mussten das sein, was Pater  
Borghesi mit seinen letzten  
Worten gemeint hatte: *Der  
Hort des Bösen ... unter  
Sankt Peter ... Frag die  
Katzennärrin!*

«Das klingt wirklich  
interessant», versicherte  
Elena der alten Frau. «Dieser  
Aspekt Ihrer Arbeit ist  
bislang wohl zu kurz

gekommen. Vermutlich  
wissen Sie mehr über diese  
unterirdischen  
Verbindungswege als  
mancher Archäologe.»

«Vermutlich», sagte die  
Katzennärrin knapp.

«Können Sie uns Näheres  
darüber erzählen, Signora del  
Grosso?»

«Nein!», presste die Signora  
zornig hervor und ihre alten

Augen funkelten böse.

Ihr plötzlicher Sinneswandel hatte sich auf die blauschwarze und auf die gestreifte Katze übertragen. Die Blauschwarze sprang wie elektrisiert vom Schoß ihrer Herrin und flitzte quer durch den Raum unter einen niedrigen Polstersessel. Die Gestreifte war standhafter. Mit einem misstrauischen Gesichtsausdruck richtete sie

sich neben dem Kopf der Alten auf und krümmte den Leib zu einem Buckel. Das Fell sträubte sich und sie zeigte mit einem bedrohlichen Fauchen ihre scharfen Fangzähne.

Elena sah ihre Gastgeberin verwundert an. «Was haben Sie denn, Signora?»

Die Katzennärrin zeigte mit ihrem Stock zum Ausgang.

«Hinaus! Verlassen Sie unser Heim! Sofort!»

Sie sagte tatsächlich «*unser* Heim», als spreche sie auch für die Katzen.

Als Elena noch einmal versuchte, eine Erklärung für den Rauswurf zu erhalten, stand Signora del Grosso auf und holte mit dem Stock aus. Alexander sprang ebenfalls auf und packte den Krückstock dicht unter dem

Griff, um Elena vor dem Hieb zu bewahren.

Plötzlich hing etwas vor seinem Gesicht, und ein scharfer Schmerz fuhr durch seine linke Wange. Er taumelte zurück und griff nach dem Wesen, das ihn verletzt hatte. Es entwand sich seiner Hand und landete mit einem geschickten Sprung auf dem Tisch. Dort krümmte die Gestreifte



abermals ihren Rücken und  
schoss eine wahre  
Fauchkanonade auf ihn ab.

«Ruhig, Tiger», sagte die  
Katzennärrin und hob die  
Linke zu einer  
beschwichtigenden Geste.

Sofort stellte das Tier,  
offenbar ein Kater und keine  
Katze, sein Fauchen ein.  
Aber es beobachtete  
Alexander weiterhin aus  
wachsamem Augen.

Signora del Grosso schien sich ein wenig beruhigt zu haben.

Mit einem entschuldigenden Lächeln erklärte sie: «Tiger ist mein Leibwächter.»

«Das habe ich gemerkt», knurrte Alexander und fuhr mit einer Hand vorsichtig über die Wunde, die Tigers Krallen gerissen hatten. Die Handfläche war mit Blut bedeckt.

«Katzen können sehr gefährlich sein», sagte die alte Frau überflüssigerweise. «Ein Wissenschaftler hat sie mal als perfekte Tötungsmaschine beschrieben. Oder wie Victor Hugo sagte: Gott erschuf die Katze, damit der Mensch einen Tiger zum Streicheln hat. Deshalb und natürlich auch wegen seines Fells habe ich meinen kleinen Beschützer Tiger genannt.»

«Sehr interessant», sagte Alexander giftig und zog ein Taschentuch aus seiner Jacke. Das hielt er unter einen rostigen Wasserhahn und tupfte die Wange ab. Über dem Waschbecken hing ein halb blinder Spiegel. Die Risse in seiner Haut waren tief.

«Ich nehme an, dass Sie diesen Vorfall in Ihrer Zeitung nicht erwähnen

werden», sagte Signora del Grosso gelassen. «Denn ich glaube nicht, dass Sie überhaupt einen Artikel schreiben wollen.»

«Wie kommen Sie darauf?», fragte Elena.

Wieder trat ein wütender Ausdruck in das runzlige Antlitz.

«Meinen Sie, nur weil ich alt und wunderbarlich bin, bin ich

auch dumm? Ich habe Ihre seltsamen Blicke durchaus bemerkt.

Außerdem finde ich es reichlich merkwürdig, dass Sie sich weder Notizen machen noch ein Aufnahmegerät benutzen.

Komische Journalisten sind Sie!»

«Ich arbeite wirklich für den *Messaggero*», sagte Elena mit

einer Spur Empörung.

Die Alte wandte sich zu Alexander um. «Und Sie?»

«Ich diene in der Schweizergarde.»

Die Augen der Katzennärrin wurden größer. «Wirklich? In der Schweizergarde des Papstes?»

Er lächelte dünn. «Ich glaube, heutzutage gibt es nur die eine.»

«Und wenn schon.» Signora del Grosso zuckte mit den Schultern. «Sie haben mich belogen. Also machen Sie, dass Sie fortkommen!»

«Schade», seufzte Alexander und trat zu Elena. «Offenbar haben wir uns von Pater Borghesis Hinweis zu viel versprochen.»

«Sagten Sie Borghesi?», fragte die Signora. «Giorgio Borghesi?»



«Ganz recht.»

Sie starrte ihn prüfend an.  
«Sie haben Monsignore  
Borghesi gekannt?»

«Er ist in meinen Armen  
gestorben. Und er sagte mir,  
ich solle die Katzennärrin  
fragen. Das waren seine  
letzten Worte.»

«Fragen? Wonach?»

«Nach dem Hort des Bösen,  
der sich angeblich unter

Sankt Peter befinden soll.»

«Warum hat der Monsignore Ihnen gegenüber davon gesprochen?»

«Er wollte mir etwas Wichtiges mitteilen oder mich warnen.

Leider konnte er mir nicht mehr alles sagen. Wer auch immer für seinen Tod verantwortlich ist, er wollte Borghesi zum Schweigen

bringen.»

«Ja, ich habe gelesen, dass es Mord gewesen sein soll», sagte die Signora leise. Sie setzte sich wieder hin und starrte nachdenklich ins Leere. Schließlich sagte sie: «Hören Sie zu, ich will Ihnen eine Geschichte erzählen ...»

Krieg!

Dieses Wort hat ihre kleine Welt verändert. Die Welt

heißt Vatikan und war früher sehr ruhig. Die kleine Adriana, Tochter des vatikanischen Gärtners Emilio Vivarelli und seiner Frau Maria, die in der vatikanischen Wäscherei arbeitet, hat lange zu den ganz wenigen Kindern gehört, die hinter den Mauern des Kirchenstaates leben. Sie ist sogar hier auf die Welt gekommen.

Die Vivarellis leben in einer kleinen Wohnung unter der Sixtinischen Kapelle. Man hatte ihnen eine größere Wohnung im Vatikanpalast in Aussicht gestellt, aber dann durften sie doch nicht dort einziehen. Auch daran ist der Krieg schuld. Er hat viele fremde Menschen in den Vatikan gebracht, Männer, Frauen und Kinder. Flüchtlinge, die sich erst vor den Faschisten verstecken

mussten und dann vor den Deutschen. Alle müssen zusammenrücken und die Vivarellis können froh sein, dass sie ihre kleine Wohnung behalten dürfen.

Adriana ist den Faschisten und den Deutschen gar nicht so böse. Die Fremden bringen Aufregung und Abwechslung in ihre Welt. Und mit den vielen neuen Kindern lässt sich wunderbar

spielen. Ganz besonders mit Nuccio. Nuccios Vater hat Flugblätter verteilt, in denen er zum Widerstand gegen die Faschisten aufgerufen hat. Deshalb musste er mit Frau und Sohn in den Vatikan fliehen.

Die Tage gehen dahin und bald ist in Adrianas Leben auch der Krieg nichts Besonderes mehr. Bis zu jenem Tag, als sie mit

Nuccio zwischen  
Mosaikwerkstatt und  
Bahnhof Verstecken spielt.  
Das Gelände ist hügelig und  
mit üppigem Gebüsch  
bewachsen. Adrianas Vater  
muss es sich in diesem Jahr  
noch vornehmen, der Krieg  
hat seinen Arbeitsplan  
durcheinander gebracht. Aber  
gerade deshalb haben die  
Kinder sich diesen Ort für ihr  
Spiel ausgesucht.



Adriana hat langsam bis zehn gezählt und macht sich auf die Suche.

Mehrmals ruft sie Nuccio, aber der fällt nicht auf den plumpen Trick herein. Sie läuft zwischen den Büschen hindurch und schaut in jedes nur mögliche Versteck.

Das leise Knacken eines Zweigs lässt sie anhalten und ihr Kopf ruckt nach links. Aus dieser Richtung ist das

Geräusch gekommen. Aber jetzt ist wieder alles still. Da, hinter einem mannshohen Ginsterstrauch, ist das nicht Nuccios auffälliger rotblonder Haarschopf? Sie muss grinsen – sie hat ihn gefunden!

Wieder will sie seinen Namen rufen, will ihm sagen, dass er entdeckt ist, aber ihr Ruf geht in ohrenbetäubendem

Motorenlärm unter. In  
Sekundenschnelle schwillt  
das Dröhnen an und der  
Schatten eines Riesenvogels  
verdunkelt den Himmel.

Ein Flugzeug, sehr tief und  
direkt über dem Vatikan!

Seit Krieg ist, hat Adriana  
viele Flugzeuge am Himmel  
über Rom gesehen, aber  
keins ist so dicht über den  
Kirchenstaat  
hinweggeflogen. Keins.

Sie bekommt Angst, und die Angst wächst, als etwas aus dem Bauch des Flugzeugs fällt. Es sieht aus wie ein brutmüder Vogel, der seine Eier abwirft.

Bomben!

Sie weiß, dass Bomben schlimm sind. Auch auf Rom sind schon welche gefallen. Sie zerstören Häuser, töten und verstümmeln Menschen.

Ohne lange zu überlegen, lässt sie sich fallen und stößt einen warnenden Schrei aus. Aber Nuccio wird sie kaum hören können. Das laute Brummen des Flugzeugs verschluckt jedes Geräusch.

Ein schrilles Pfeifen mischt sich in den Motorenlärm, wird lauter und lauter, obwohl Adriana, die bäuchlings im Gras liegt, die Hände über ihren Kopf hält

und die Unterarme gegen die Ohren presst. Sie drückt die Augen fest zu, als könnte sie das drohende Unglück dadurch vertreiben.

Mehrere Explosionen erfolgen so rasch hintereinander, dass sie zu einem einzigen Donner verschmelzen. Ein Laut, der alles durchdringt und alles verschluckt, der jedes andere Geräusch auslöscht. Adriana

spürt noch einen heftigen Schlag gegen den Hinterkopf.

Das ist das Letzte, woran sie sich erinnert, als sie wieder zu sich kommt.

Haben die Bomben ihr das Augenlicht genommen? Sie sieht nichts.

Aber sie spürt etwas: heftige Kopfschmerzen und einen Druck, der auf ihrer Brust lastet.

Sie liegt auf dem Rücken und tastet ihren Oberkörper ab.

Steine und Erde liegen darauf. Adriana räumt die Last beiseite und befühlt ihren Kopf. Als ihre Hände klebrig sind, weiß sie sofort, dass es Blut ist Ihr Blut.

Sie will aufstehen, schlägt aber mit dem Kopf an, und der Schmerz in ihrem Schädel vervielfacht sich. Sie stößt einen Schmerzensschrei



aus, der in ein Jammern übergeht. Niemand scheint sie zu hören, auch nicht, als sie wieder lauter ruft. Immer wieder schreit sie Nuccios Namen in die Finsternis. Nichts.

Sie muss sich in einer Art Höhle befinden, immerhin hoch genug, dass sie sich auf allen vieren fortbewegen kann. Ein Gedanke schießt ihr durch den Kopf: Wie wird

ihre Mutter schimpfen, wenn  
sie so verdreht heimkommt!  
*Falls* sie heimkommt.

Die schlimmsten  
Vorstellungen ergreifen  
Besitz von ihr.

Vielleicht ist sie unter einer  
so dicken Schicht von  
Erdreich und Gestein  
begraben, dass niemand sie  
hier finden kann. Was wird  
dann geschehen? Wird sie  
ersticken, verhungern oder

verdursten? Werden die Ratten an ihr nagen?

Sie tastet die unebene Decke ab und versucht vergeblich, sie zu durchstoßen, um ein Loch nach oben zu bohren, in die Freiheit. Also kriecht sie an den Wänden ihres Gefängnisses entlang, bis sie ein leises Geräusch vernimmt. Sie verharret einen Augenblick, hält den Atem an und lauscht. Da ist es

wieder, das Miauen einer  
Katze!

Adriana kriecht in die Richtung, aus der der Laut kommt, und spürt plötzlich einen Luftzug im Gesicht. Aufgeregt schiebt sie sich schneller voran, bis sie enttäuscht gegen eine weitere Wand stößt. Ihre Hände ertasten grobe, unbehauene Steine. Aber dann findet sie eine Lücke. Dort liegt loses Geröll. Sie räumt es in fieberhafter Hast beiseite, ohne darauf zu achten, dass

sie sich die Haut an Händen  
und Armen abschürft und  
dass ihre Fingernägel  
abbrechen.

Endlich ist die Lücke groß  
genug, dass Adriana sich  
hindurchzwängen kann.  
Dabei berührt sie etwas  
Weiches, das zurückspringt  
und ein erschrockenes  
Fauchen ausstößt.

«Hab keine Angst,  
Kätzchen», sagt Adriana,

leise, um das Tier nicht noch mehr zu erschrecken. «Vielleicht können wir uns gegenseitig helfen. Kennst du einen Weg, der nach oben führt?»

Die Antwort besteht aus einem Miauen, von dem sie nur hoffen kann, dass es «ja» heißt.

Die Katze läuft weg, und Adriana folgt ihr hastig, noch immer auf allen vieren. Dann

wird der Gang größer, so dass sie erst in geduckter Haltung laufen und sich schließlich ganz aufrichten kann.

Der Luftzug ist stärker geworden. Irgendwann sieht sie vor sich ein winziges Licht. Es ist nur ein Glimmen und doch ein gewaltiger Hoffnungsschimmer, denn es bedeutet auch, dass sie nicht erblindet ist.

Wieder hört sie die Katze



miauen. Es klingt wie eine Aufforderung: «Komm schon, Adriana, folge mir!»

Als Adriana um eine Ecke biegt, wird das Licht heller. Es ist ein seltsames Leuchten von unwirklichem Glanz. Bestimmt kein Tageslicht. Aber sie kennt auch keine Lampe, die in einer solchen Vielfalt blauer, roter und grüner Farbtöne leuchtet. Am ehesten lässt es sich mit von

Kerzen beleuchteten  
Kirchen-fenstern  
vergleichen, wie man sie  
sieht, wenn man abends  
durch den Vatikan streift.

Beim Weitergehen, dem  
magischen Leuchten  
entgegen, sieht sie zum  
ersten Mal die Katze, die zu  
ihrer Führerin durch die  
unterirdische Welt geworden  
ist. Ein mageres Tier mit  
dunklem, struppigem Fell.

Für Adriana, die schon glaubte, niemals mehr ein lebendiges Wesen zu sehen, ist es die schönste Katze der Welt. Dankbar folgt sie ihr. Die Hoffnung, einen Weg aus dem unterirdischen Gefängnis zu finden, lässt sie jeden Schmerz vergessen.

Noch eine Biegung, und sie bleibt überrascht stehen, vor sich die Quelle des seltsamen Lichts. Es ist ein

unglaublicher Anblick. Der unterirdische Raum ähnelt einer Kapelle, obwohl solch ein Gotteshaus sich im ganzen Vatikan nicht findet, jedenfalls nicht über der Erde. Auf dem kleinen Altar stehen rund um einen hölzernen Kasten mehrere Kerzen. Einige sind erloschen, andere brennen. Ihr Licht wird von den Wänden zurückgeworfen, wodurch das unwirkliche

Leuchten entsteht.

Denn die Wände sind mit Hunderten von Edelsteinen geschmückt, deren Farben sich vermischen: Das Grün von Smaragden, das Rot von Rubinen, das Blau von Saphiren und das Violett von Amethysten.

Alles ist so fremdartig, so verwirrend, dass Adriana für kurze Zeit vergisst, in welcher Zwangslage sie sich

befindet. Staunend betrachtet sie die Wände und erkennt, dass die Edelsteine Muster bilden. Hinter dem Altar formen unzählige Amethyste ein Kreuz, so groß wie ein Mensch. Wer hat diesen Raum geschaffen, wer die Kerzen entzündet?

Und dann denkt sie: Wenn jemand hierher kommt und sich um die Kerzen kümmert, muss es einen Weg nach

draußen geben.

Einen Weg in die Freiheit!

Vorhin, in dem dunklen Gang, ist sie an einigen Abzweigungen vorbeigekommen. Aber sie weiß nicht, wohin diese Wege führen, ob sie nicht wiederum an einer Mauer enden.

Die Katze schlüpft durch ein Eckloch dicht über dem

Boden.

Mit Mühe und Not kann Adriana, die eine Kerze vom Altar mitnimmt, sich ebenfalls durch die Öffnung quetschen. Dabei zerreißen ihre Kleider, aber sie denkt jetzt nicht an die tadelnden Worte ihrer Mutter.

Wieder muss sie kriechen, etlichen Windungen folgen, bis der Gang endlich weiter wird. Luftiger. Heller.



Frische Luft und Tageslicht!

Sie beginnt zu laufen, stolpert, fällt, rappelt sich wieder hoch und rennt weiter. Bis sie im Freien steht. Endlich!

Das Licht ist so grell, dass ihre Augen tränen. Durch den nassen Schleier erkennt sie ihre Führerin, die sich zu anderen Katzen gesellt. Sie aalen sich im hohen Gras einer Wiese, die von Ruinen

umgeben ist.

«Hier, bei den republikanischen Tempeln, bin ich heraus-gekommen», schloss Signora del Grosso ihren Bericht. «Die Katze hat mir das Leben gerettet.»

«Dann haben Sie unter der Erde eine Strecke von fast zwei Kilometern zurückgelegt», staunte Alexander. «Und Ihr Weg hat unter dem Bett des Tibers

entlanggeführt.»

«So ist es», sagte die  
Katzennärrin leichtthin.  
«Aber die Carabinieri, die  
mich fanden, wollten mir  
auch nicht glauben.

Sie haben mich in ein  
Krankenhaus gebracht und  
am nächsten Tag zurück in  
den Vatikan, wo ich Nuccio  
wieder sah.»

«Er hatte den Bombenangriff

also auch überlebt?», fragte Elena.

«Ja, aber es hatte ihn schwer erwischt. Es war wohl mein Glück im Unglück, dass ich in die Höhlen gefallen bin, die von den Explosionen erst aufgerissen und dann wieder verschüttet wurden. Das hat mir weitere Verletzungen erspart. Der arme Nuccio wurde von mehreren Bombensplittern getroffen.

Einer saß so dicht an seinem Herzen, dass er nicht herausoperiert werden konnte. Nuccio del Grosso hatte immer darunter zu leiden. Als wir 1960 heirateten, wussten wir beide, dass es keine lange Ehe sein würde, aber wir haben nicht damit gerechnet, dass er schon in den Flitterwochen stirbt. Seitdem bin ich allein und versuche, den Katzen von Rom meinen Dank

abzustatten.»

«Was war das für ein Bombenangriff?», fragte Alexander.

«Der Vatikan war im Zweiten Weltkrieg doch neutrales Gebiet.»

«Das war der Bomberbesatzung und ihrem Befehlshaber egal.»

«Ihrem Befehlshaber?», wiederholte Alexander.

«Heißt das, der Vatikan wurde gezielt bombardiert?»

«Offiziell ist das nie geklärt worden. Sowohl die Deutschen als auch die Alliierten haben jede Verantwortung abgelehnt. Ich habe an dem Flugzeug keine Hoheitszeichen gesehen, aber damals wusste ich nicht mal, was Hoheitszeichen sind.

Allerdings kam einige Tage später ein Prälat aus dem

Staatssekretariat in unsere Wohnung und zeigte mir ein Heft mit Darstellungen verschiedener Flugzeuge. Er wollte wissen, ob ich den Bomber erkennen würde. Tatsächlich habe ich eine entsprechende Flugzeugform in dem Heft gefunden. Ich weiß noch, dass es auf den Seiten mit den britischen Maschinen war.»

Alexander hörte gespannt zu



und beugte sich weit über den Tisch. «Was geschah dann?»

«Der Prälat wurde blass und sagte, ich solle darüber strengstes Stillschweigen bewahren. Danach habe ich nie wieder etwas über die Sache gehört.»

«Haben Sie jemandem von der unterirdischen Kapelle erzählt?»

Die Frage kam von Elena, die

vermutlich dasselbe dachte wie Alexander: Der edelsteingeschmückte Raum unter der Erde musste identisch sein mit dem Ort, an dem Papst Clemens VII.

einst dem Zirkel der Zwölf den Eid abverlangt hatte.

«Nein. Als die Carabinieri mir schon nicht glauben wollten, dass ich unter der Erde vom anderen Tiberufer herübergekommen war, hielt

ich es für besser, die Kapelle nicht zu erwähnen. Nur Nuccio habe ich davon berichtet, als er aus dem Krankenhaus kam. Vielleicht hätte ich die Kapelle selbst irgendwann für eine Einbildung meines überreizten Verstandes gehalten, hätte ich sie viele Jahre später nicht noch einmal gesehen.»

Elena stieß einen Laut der

Überraschung aus. «Sie waren noch einmal dort, Signora?»

«Wir mussten lange nach dem Weg suchen. Damals, als ich der Katze folgte, habe ich ihn mir natürlich nicht eingeprägt.

Und es gibt viele alte Stollen und Schächte unter Rom.»

«Wer ist *wir*? » , fragte Elena.

«Monsignore Borghesi und ich. Als ich ihn vor acht oder neun Jahren kennen lernte, lebte er noch als Benefiziat im Vatikan.

Wie Sie beide kam auch er unter irgendeinem Vorwand zu mir.

Er täuschte Interesse an meiner Arbeit vor und versprach, Kollekten für die herrenlosen Katzen Roms durchzuführen.

Aber ich habe schnell gemerkt, dass er etwas anderes wollte.

Nicht Signora del Grosso interessierte ihn, sondern die kleine Adriana Vivarelli, die als Kind im Vatikan einen unterirdischen Gang entdeckt hatte. Borghesi hatte irgendwo darüber gelesen und fragte mich, ob ich etwas von einem geheimen Versammlungsort unter der

Erde wüsste, so eine Art Kirche.»

«Und Sie haben ihm die Edelsteinkapelle gezeigt», schlussfolgerte Alexander.

«Es hat ihn eine beachtliche Spende gekostet.»

«Und? Was wollte Borghesi dort?»

«Ich habe nicht die geringste Ahnung. Ich war nur seine Führerin. Es war ein

seltsames Erlebnis. In der Kapelle hatte sich nichts verändert, als wären seit dem Bombenangriff nur Tage und nicht Jahrzehnte vergangen. Die Kerzen brannten wie ehedem auf dem Altar, aber außer uns war niemand dort. Wer immer sich um die Kerzen kümmerte, glaubte wohl, die Stollen, durch die wir gekommen waren, hätten keinen Ausgang, und rechnete daher nicht mit



ungeladenem Besuch.  
Borghesi hat sich nicht lange  
in der Kapelle aufgehalten.  
Er hat sich ein paarmal  
fassungslös um sich selbst  
gedreht und dann den Altar  
angestarrt. Die vielen  
Edelsteine schienen ihn gar  
nicht zu interessieren.  
Irgendwann stand ihm  
plötzlich der Schweiß auf der  
Stirn und er sah ängstlich  
aus. So schnell wie möglich  
wollte er die Kapelle wieder

verlassen.»

Elena zwinkerte der Katzennärrin zu. «Haben Sie nicht ein paar Edelsteine mitgenommen, Signora? Damit hätten sie eine Menge Katzenfutter kaufen können.»

Hastig schlug die alte Frau ein Kreuz. «Gott bewahre mich vor solcher Dummheit! Diese Kapelle ist entweder verflucht oder ein heiliger Ort. Auf jeden Fall bringt es

nichts Gutes, von dort etwas zu stehlen.»

Alexander ging die ganze Zeit etwas im Kopf herum. «Stand der Holzkasten bei Ihrem letzten Besuch in der Kapelle noch da? Hat Borghesi deshalb so auf den Altar gestarrt?»

«Ich habe nicht darauf geachtet», antwortete Signora del Grosso zu seiner Enttäuschung. «Und ich habe

Borghesi auch nie wieder zur Kapelle begleitet.»

«Er war noch öfter dort?», fragte Elena.

«Drei- oder viermal, immer nachts. Ganz überraschend tauchte er hier auf und erkaufte sich mit einer Spende den Durchgang zu den Stollen. Er kam mir immer sehr aufgeregt vor, ängstlich geradezu.»

«Warum?», wollte Elena wissen.

«Ich habe ihn nicht nach dem Grund gefragt. Das ging mich nichts an.»

Alexander brauchte nur einen Blick mit Elena zu wechseln, um zu erkennen, dass sie dasselbe dachte wie er. Also sprach er es aus: «Signora, würden Sie uns zu der Kapelle führen?

Selbstverständlich gegen eine  
Spende für Ihre Katzen.»

Die alte Frau lachte  
gackernd. «Ich kann mich  
kaum noch bewegen, und da  
soll ich durch die engen  
Gänge kriechen?

Vielen Dank! Schon damals,  
als ich Monsignore Borghesi  
führte, hatte ich Mühe.» Sie  
legte eine bedeutungsvolle  
Pause ein und raunte dann:  
«Außerdem spukt es unter

der Erde!

Manchmal höre ich von ferne Stimmen, mal sprechen sie, dann singen sie.»

«Hier unten?», hakte Elena nach.

Die Katzennärrin bejahte. «Wenn man den unterirdischen Gängen in Richtung Vatikan folgt, hört man es manchmal.»

«Ah», machte die

Journalistin. «Etwa dort, wo die Edelsteinkapelle liegt?»

«Ganz genau. Dort treffen sich die Geister!»

«Können Sie uns den Weg wenigsten beschreiben, Signora?», bat Elena.

«Warum beschreiben? Folgen Sie einfach den Kreidepfeilen, die Borghesi damals an die Felsen gezeichnet hat!»



Alexander lenkte den Lichtstrahl der alten Taschenlampe auf sein linkes Handgelenk und sah, dass der große Zeiger seiner Armbanduhr den kleinen vollkommen verdeckte. Draußen erreichte die Sonne gerade den Zenit, was jedoch für die Römer nur von Belang war, falls die Wolken einen Blick auf die Sonne

freigaben. Hier unten wäre es stockfinster gewesen ohne die Lampe, die Signora del Grosso ihnen, selbstredend gegen eine

«Spende», mitgegeben hatte. Die Katzennärrin hatte sie ein kurzes Stück in das unterirdische Netzwerk geführt, bis sie den ersten halb verblassten Kreidepfeil entdeckten. Von da an waren sie allein weitergegangen.

Fast eine Stunde war das jetzt her, und er fragte sich, wie lange sie noch bis zur Edelsteinkapelle unterwegs sein würden. In der Luftlinie mochten es vom Largo di Torre Argentina bis zum Vatikan nur knapp zwei Kilometer sein, aber das unterirdische System alter Gänge folgte seinen eigenen, verwinkelten Gesetzen. Hinzu kam, dass es ein beschwerlicher Weg war.

Immer wieder mussten sie sich bücken, besonders niedrige Stellen sogar auf allen vieren passieren.

Borghesi hatte sich mit dem Anbringen der Wegmarkierungen keine große Mühe gegeben. Sollten sie einmal die richtige Abzweigung verpassen, konnte das üble Folgen haben. Es war durchaus möglich, dass sie sich

rettungslos verirrt oder in einen Schacht stürzten und sich sämtliche Knochen brachen.

Alexander war sich nicht sicher, ob Signora del Grosso sich die Mühe machen würde, Schritte zu ihrer Rettung zu unternehmen.

Gespendet hatten sie schließlich schon. Einmal durchzuckte ihn der beunruhigende Gedanke, dass

die Alte sie absichtlich auf einen Irrweg geschickt haben mochte. So wie die Hexe Hänsel und Gretel in eine Falle lockt?

Und dann hörte der Gang, dem sie seit der letzten Abzweigung, seit knapp fünf Minuten, folgten, plötzlich auf. Als im selben Augenblick die Taschenlampe zu flackern begann, stieß Alexander

einen Fluch aus. Sofort schaltete er die Lampe aus, um die schwache Batterie für den Rückweg zu schonen.

«Gute Nacht, Marie», knurrte er und dachte an die Geldscheine, die er der Alten in die Hand gedrückt hatte. «Man kann wirklich sagen, unser Ausflug war für die Katz.»

«Vielleicht haben wir einen Pfeil übersehen», sagte

Elena.

«Oder wir haben übersehen, dass unsere Katzennärrin wahrhaftig närrisch ist. Wenn man sein halbes Leben und mehr hier unten verbringt, muss man ja wunderbarlich werden. Ich hatte aber ...»

«Still!», zischte sie. «Ich höre etwas.»

Alexander verstummte, hörte aber nichts.



«Eben waren da Geräusche»,  
sagte Elena so leise, als  
könne jemand sie belauschen.  
«Schritte und Stimmen.»

«Wo?»

«Hinter dieser Wand.  
Warte!»

Als er die Lampe kurz  
aufflammen ließ, sah er  
Elena die Wand abtasten.

«Wir sind doch auf dem  
richtigen Weg», stellte sie

befriedigt fest. «Hier muss in den letzten Jahren ein Erdrutsch runtergegangen sein. Die Steine sind relativ lose. Man könnte versuchen, sie wegzuräumen.»

In diesem Augenblick hörten sie etwas, das Alexander bei Signora del Grosso stumme Abbitte leisten ließ. Der seltsame, dumpfe Gesangklang tatsächlich wie von Geisterstimmen her-

vorgebracht. Alexander  
spürte Elenas Hand an  
seinem Arm. Bei genauerem  
Hinhören erkannte er, dass es  
kein eigentlicher Gesang war,  
sondern ein monotones  
Gemurmel mehrerer  
Stimmen.

«Wohl und Wehe der Kirche  
liegen in dieser Schatulle.  
Nie darf sie in unbefugte  
Hände fallen, nie dürfen  
andere Augen ihren Inhalt

schauen als die der Gott  
Ergebenen. Dafür zu sorgen,  
sind die zwölf tapfersten und  
treuesten Männer  
zusammengekommen. Wir,  
die wir den Zirkel der Zwölf  
bilden, geloben bei unserer  
Ehre, unserem Seelenheil und  
der Gnade Gottes, das  
Geheimnis um die *Wahre  
Ähnlichkeit Christi*, das uns  
anvertraut ist, zu bewahren!»

Alexander war sprachlos.

Hier in der Finsternis,  
irgendwo unter dem Vatikan  
– das vermutete er jedenfalls  
–, schienen sich Gegenwart  
und Vergangenheit zu  
vermischen. Es waren  
beinahe dieselben Worte wie  
in Albert Rosins  
Aufzeichnungen. Worte, die  
Papst Clemens VII vor fast  
fünfhundert Jahren  
gesprochen hatte. Konnte es  
wirklich sein dass dieses  
Ritual ein halbes Jahrtausend

überlebt hatte?

Oder saßen sie einem gewaltigen

Täuschungsmanöver auf, einem Schabernack, der eigens für ihn und Elena veranstaltet wurde? Aber niemand außer der Katzennärrin wusste, dass sie hier waren. Und die Alte hatte die Groteske, die jenseits der Geröllmauer veranstaltet wurde, kaum in

so kurzer Zeit inszenieren können. Oder doch?

Auch Elenas Erregung wuchs, was er am stärker werdenden Druck ihrer Hand erkannte. Keiner von ihnen sagte etwas.

Gebannt lauschten sie dem Geschehen hinter dem Geröll, auch wenn es schlecht zu verstehen war.

«Ich heiÙe euch an dem

heiligen Ort unserer  
Gründung willkommen,  
Brüder des heiligen Zirkels»,  
sagte eine Stimme, die  
Alexander seltsam berührte.  
Sie klang einerseits vertraut  
und doch wieder so dumpf  
und fremd, dass er sie nicht  
einordnen konnte.

«Deine treuen Brüder grüßen  
dich, Haupt der Zwölf»,  
antworteten mehrere  
Stimmen wie aus einem



Mund. «Mögen aus unserem  
Zirkel Stärke und Weisheit  
erwachsen.»

Als der Anführer des Zirkels  
wieder sprach, überlegte  
Alexander krampfhaft, woher  
er die Stimme kannte.

«Unser Kreis ist  
unvollständig. Einer fehlt in  
unseren Reihen.

Er musste von uns gehen,  
weil Stärke und Weisheit ihn

verlassen hatten. Er ist vom  
Pfad der Wahrhaftigkeit  
abgewichen und hat den  
Treueschwur gebrochen.  
Besonders schmerzlich ist  
das, weil er mein  
Stellvertreter war. Ein  
anderer muss an seine Stelle  
treten, und dazu habe ich  
nach alter Tradition ein  
Mitglied der Garde erkoren.  
Wenn ich nicht bei euch sein  
kann, wird Bruder Anton das  
Haupt unseres

zwölfgliedrigen Körpers sein.  
Nimmst du die Pflicht auf  
dich, Bruder?»

«Ich erkenne die Bürde und  
gelobe, sie zu tragen», lautete  
die Antwort.

Selbst durch die Steine  
hindurch hörte Alexander  
deutlich, dass es sich um eine  
raue Stimme handelte, eine  
befehls-gewohnte Stimme.  
Ihm ging auf, dass Bruder  
Anton kein anderer war als

Oberstleutnant Anton von Gunten. Umso mehr konzentrierte er sich nun auf die Stimme des Anführers, der jetzt wieder das Wort ergriff.

«Unsere Zahl soll die der Apostel sein, so will es das Gebot.

Und am getreulichsten befolgen wir es, wenn die Pflicht vom Vater auf den Sohn übergeht. Ich hatte

gehofft, es so halten zu können, aber wie ich höre, ist mein Wunsch weit davon entfernt, in Erfüllung zu gehen.»

«Leider zeigt Alexander sich sehr verschlossen gegenüber unseren Interessen», sagte eine neue Stimme, die er auf Anhieb erkannte. Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken, während er weiter lauschte: «Ich habe immer

wieder versucht, ihn in Gesprächen für unsere Wertvorstellungen und Ziele zu begeistern, aber er ist nicht darauf eingegangen. Es tut mir Leid.»

«Mir auch», erwiderte der Anführer. «Ich weiß allerdings nicht, was mich mehr erschüttert, Alexanders Uneinsichtigkeit oder die Tatsache, dass Anschläge auf sein Leben verübt worden

sind.»

Die Stimme hatte einen  
vorwurfsvollen Klang  
angenommen.

Einen Klang, an den  
Alexander sich erinnerte.  
Und da wusste er, wer der  
Anführer, das Haupt der  
Zwölf, war. Er wusste es,  
aber er konnte es nicht  
glauben, wollte es nicht  
wahrhaben.

«Es gab einige Kommunikationsstörungen», erklärte von Gunten ungewohnt kleinlaut. «Aber die Schuld liegt nicht nur auf unserer Seite. Alexander wird zunehmend gefährlich für uns.

Ich habe ihm Sonderurlaub verordnet, damit er uns in dieser kritischen Phase nicht noch mehr auf den Pelz rückt. Er steckt seine Nase in



unsere Angelegenheiten,  
ohne auf unserer Seite zu  
stehen.»

«Wir sollten versuchen, ihn  
auf unsere Seite zu ziehen»,  
entgegnete der Anführer.  
«Das ist deine Aufgabe,  
Bruder Utz.»

«Ich werde mich bemühen,  
sie zu erfüllen, Haupt der  
Zwölf.»

Es war die Stimme von Utz

Rasser, die Alexander eben einen Schauer über den Rücken gejagt hatte.

Er fühlte sich verraten und verkauft, hatte er Utz doch für seinen besten Freund gehalten. Nun ahnte er, dass er die ganze Zeit getäuscht worden war.

«Alexander Rosin ist vielleicht ein Problem, aber bei weitem nicht das drängendste», mischte sich

eine weitere Stimme ein.  
«Der Anlass unserer  
außerordentlichen  
Zusammenkunft ist der  
Mann, der den Heiligen Stuhl  
besetzt und sich Papst Custos  
nennt.»

«Der Usurpator ist der  
Antichrist», rief die Stimme  
eines alten Mannes.

«Davon müssen wir leider  
ausgehen», sagte düster der,  
der zuvor gesprochen hatte,

und Alexander erkannte den Staatssekretär des Vatikans, Domenico Kardinal Musolino. «Und wenn er morgen auf der Generalaudienz seine Ankündigung verwirklicht, besteht kaum noch eine Aussicht, ihn vom Stuhl Petri zu verjagen.»

«Wie sollen wir das verhindern?», fragte die alte Stimme, und auch zu ihr fiel

Alexander ein Gesicht ein,  
das des Kardinalprotodiakons  
Gianfranco Tamberlani.

«Ich werde es verhindern.»  
Das war zweifellos Riccardo  
Parada, der Sicherheitschef  
des Vatikans. Energisch fuhr  
er fort:

«Der, der sich Heiliger Vater  
nennt, wird die Audienzhalle  
nicht erreichen, nicht lebend.  
Ich habe bereits  
entsprechende Vorkehrungen

getroffen und brauche nur  
das Einverständnis des  
Zirkels.»

«Wann ... soll es  
geschehen?», fragte die  
monotone Stimme von  
Monsignore Wetter-Dietz.

«Kurz bevor er die  
Audienzhalle betritt»,  
antwortete Parada.

«Also in der Öffentlichkeit?»  
Wetter-Dietz klang

erschrocken.

«Etwa ein Attentat?»

«Warum nicht?», entgegnete Parada. «Wenn ein Papst so kurz nach seiner Wahl stirbt, wuchern die Gerüchte sowieso in alle nur denkbaren Richtungen. Das Wort ‹Attentat› wird in jeder Zeitung und jeder Nachrichtensendung fallen. Warum nicht gleich ein Attentat inszenieren und die

Schuld durch fingierte Indizien den Feinden des Glaubens in die Schuhe schieben?»

«Der Glaube hat viele Feinde», versetzte Musolino mit leichtem Sarkasmus.

«Ich spreche von den Moslems. Gardien hat die Aussöhnung mit dem Islam angekündigt. Den strenggläubigen Anhängern des Propheten Mohammed



schmeckt das ebenso wenig wie uns.

Was liegt näher, als der Welt einen radikal fundamentalistischen Moslem als Papstmörder zu präsentieren?»

«Ein guter Gedanke», lobte das Haupt der Zwölf. «Und ein guter Plan, falls er funktioniert.»

«Dafür verbürge ich mich»,

sagte der Generalinspektor  
des Vigilanzakorps.

«Wer ist dafür, dass wir  
Bruder Riccardo mit der  
Bereinigung dieser  
Angelegenheit betrauen?»,  
fragte das Haupt der Zwölf  
und erhielt ein vielstimmiges  
«Ich» zur Antwort. «Dann ist  
es beschlossen, dass Bruder  
Riccardo uns von dem Teufel  
im Papstrock befreien soll!»

*Dann ist es beschlossen, dass*

*Bruder Riccardo uns von dem  
Teufel im Papstrock befreien  
soll!*

Der Satz hallte Alexander  
noch in den Ohren wider, als  
sie das unterirdische  
Labyrinth längst verlassen  
hatten und in einem Café am  
Corso Vittorio Emanuele  
saßen. Draußen floss träge  
der Autoverkehr dahin.  
Geschäftsleute im Anzug  
oder eleganten Kostüm und

mit Kamera und Stadtplan bewaffnete Touristen eilten an den großen Fenstern vorüber. Dicke Regentropfen klopften schwer und dumpf gegen die Scheiben. Die Welt hatte ihn und Elena wieder, aber sie kam ihm unwirklich vor. Sie hatten soeben eine andere Welt kennen gelernt, die nur ein paar Meter unter ihnen lag. Dort hatten ein paar Männer über das Schicksal der oberen Welt

beratschlagt.  
entschieden.

Und

Die Erinnerung an die Stimmen, die er erkannt hatte, schnürte ihm die Kehle zu. Obwohl er sehr durstig war, rührte er sein Bitter Lemon kaum an. Er konnte einfach nicht. Die Gesichter der Männer, der Verschwörer gegen den Papst, die im Vatikan einflussreiche Posten innehatten, zogen an ihm

vorüber: Der neue  
Kommandant der  
Schweizergarde,  
Sicherheitschef,  
Staatssekretär,  
Kardinalprotodiakon und  
Vorsitzende des Obersten  
Gerichtshofs, der  
Pressesprecher — die  
Verschwörer schienen an  
alles gedacht und alle  
wichtigen Posten besetzt zu  
haben.

Aber die Ohnmacht, die er angesichts dessen verspürte, war nicht das Schlimmste. Dass er von seinem Freund Utz verraten und benutzt worden war, wog für ihn sehr viel schwerer. Doch am meisten machte ihm der Anführer des Zirkels zu schaffen, das Haupt der Zwölf. Sobald er nur an die Stimme und das Gesicht – an ihn! – dachte, wurde Alexander schlecht. Tische,

Stühle und Menschen  
begannen sich um ihn zu  
drehen. Sein Magen  
revoltierte.

Er sprang auf, lief zur  
Toilette und erbrach sich.  
Danach hielt er seinen Kopf  
lange unter den  
Kaltwasserhahn. Am liebsten  
hätte er die Erinnerung an  
das, was er in den letzten  
Stunden erfahren hatte,  
einfach weggespült. Der



Zwiespalt der Gefühle drohte ihn zu zerreißen. Er wünschte, er hätte die unterirdischen Stollen nie betreten.

«Du siehst schlecht aus», sagte Elena, als er sich wieder zu ihr an den Ecktisch setzte. «Kein Wunder nach allem, was wir gehört haben. Dich muss es besonders getroffen haben. Mit diesem Utz Rasser bist du gut

befreundet, nicht?»

«Das dachte ich – bis heute.»

Seine Stimme klang kratzig. Seit sie im flackernden Licht der schwächer werdenden Taschenlampe das Stollenssystem verlassen hatten hatte er kaum ein Wort gesagt. Kurz nachdem der Beschluss, den Papst morgen zu töten, gefasst worden war, hatte die Versammlung sich aufgelöst.

Vorher hatte Alexander noch die Stimmen von Gardekaplan Franz Imhoof und drei Gardisten identifiziert: Oberleutnant Roland Schnyder, Adjutant Walter Stückelberger und Feldweibel Kurt Mäder. Kameraden, mit denen er Seite an Seite gedient hatte und die ihn – wie er jetzt annehmen musste – in jeder Sekunde ausspioniert hatten.

Am Ende der  
Zusammenkunft hatten alle  
dieselbe Eidesformel  
gesprochen wie zu Beginn.  
Daraufhin hatten auch  
Alexander und Elena die  
unterirdische Welt verlassen.  
Mit der erlahmenden  
Lampenbatterie wäre es zu  
gefährlich gewesen, einen  
Umweg zur Edelsteinkapelle  
zu suchen – falls es  
überhaupt einen gab.

«Utz war für mich wie ein Bruder», sagte er hilflos.

«Vielleicht sollte er genau das sein. Dein Treubruder!»

«Du meinst ...»

«Ich habe den Eindruck, dass es zwischen Totus Tuus und dem Zirkel der Zwölf einige Gemeinsamkeiten gibt. Auch ich habe mich so elend gefühlt wie du, damals, als ich von Schwester Bianca

verraten wurde. Totus Tuus und der Zirkel wenden offensichtlich ähnliche Methoden an. Dir ist doch klar, dass Rasser auf dich angesetzt war, oder?»

«Ja», sagte er matt.

«Und klar scheint auch zu sein, dass dein Onkel ebenfalls zu den Verschwörern gehörte. Aber wohl nicht mit ganzem Herzen, sonst hätten sie ihn

nicht als Verräter bezeichnet.  
«Er musste von uns gehen,  
weil Stärke und Weisheit ihn  
verlassen hatten. Er ist vom  
Pfad der Wahrheit  
abgewichen und hat den  
Treueschwur gebrochen.» So  
hat das so genannte Haupt  
der Zwölf es doch  
ausgedrückt.»

«Ich weiß.» Es lag auf der  
Hand, dass der Anführer  
damit Heinrich Rosin

gemeint hatte.

«Der Zirkel der Zwölf hat Oberst Rosin eiskalt liquidiert. Und das Gleiche soll morgen mit dem Papst geschehen.» Elena schüttelte den Kopf. «Verrückt! Ich komme mir vor wie im Irrenhaus.»

«Willkommen im Club.»

In Elenas Gesicht trat ein entschlossener Ausdruck.



«Wir müssen etwas unternehmen! Wir kennen die Namen der Verschwörer, jedenfalls zum Teil. Wir müssen sie aufliegen lassen. Heute noch.»

«So? Und wer soll das übernehmen? Anton von Gunten und die Schweizergarde etwa? Oder die Vigilanza unter Riccardo Parada? Du kannst natürlich auch die Kurienkardinäle

informieren. Ich schätze, man wird dich entweder an Musolino oder an Tamberlani verweisen.»

«Die Polizei! Wir werden die Polizei verständigen.»

«Die hat im Vatikan keine Befugnis, es sei denn, sie wird von dort zu Hilfe gerufen», sagte Alexander. «Aber das werden Musolino und Parada zu verhindern wissen.»

«Die Polizei könnte den Vatikan informieren.»

«Und würde wieder an Musolino oder Parada geraten. Gib es auf, Elena! Der Zirkel der Zwölf verfügt über alle Schaltstellen.»

«Verdammt, wenn ich aufgeben wollte, hätte ich das damals getan, als Mutter Assunta mich blutig peitschen ließ! Ich habe mich für den anderen Weg

entschieden. Du weißt, dass ich mir geschworen habe, Totus Tuus das Handwerk zu legen, um jeden Preis. Und ich würde meinen Kopf darauf verwetten, dass der Zirkel der Zwölf mit dem Orden in Verbindung steht. Wenn es gar nicht anders geht, Sorge ich dafür, dass d e r *Messagero* in einer Sonderausgabe über das geplante Attentat auf den Papst berichtet.»

«Deine Bosse würden dich  
auslachen und dir erläutern,  
was für Konsequenzen eine  
solche Verunglimpfung  
hochrangiger Personen aus  
dem Vatikan nach sich zöge.  
Selbst wenn eine  
Sonderausgabe gedruckt  
würde, wäre Wetter-Dietz  
sofort mit einem Dementi zur  
Stelle. Du vergisst, dass wir  
nichts beweisen können,  
Elena. Nichts.»

Ihre Faust ließ den leichten  
Kunststofftisch tanzen, was  
ihnen ein paar neugierige  
Blicke einbrachte. «Das  
können wir doch! Der  
verschüttete Weg zur  
Edelsteinkapelle lässt sich  
frei räumen.»

«Und was dann? Selbst wenn  
wir die Kapelle der  
Öffentlichkeit präsentieren  
und einen Verbindungsweg  
zwischen der Kapelle und

dem Vatikan entdecken – das ist noch lange kein Beweis für das, was wir gehört haben. Zumal ich nicht glaube, dass der Geheimgang ausgerechnet in Musolinos oder Tamberlanis Schlafzimmer endet.»

Elena sah ihn durchdringend an. «Dann musst du es tun, Alex.

Der Papst hat schon einmal mit dir gesprochen. Du

könntest versuchen, ihn zu warnen.»

«Seine Handynummer hat er mir nicht gegeben. Der Zirkel der Zwölf hat mich schon auf der schwarzen Liste, wie du selbst gehört hast. Meinst du, Musolino und Konsorten würden in dieser Situation zulassen, dass ich zu Seiner Heiligkeit vordringe?»

«Ich glaube fast, du willst dem Papst nicht helfen»,



sagte Elena sichtlich  
enttäuscht.

Zu ihrer Überraschung  
erwiderte er: «Damit liegst  
du vielleicht gar nicht so  
falsch.»

«Aber du hast den Treueeid  
auf ihn geleistet!»

«Haben von Gunten und Utz  
das nicht auch getan?»

«Was ist mit dir los, Alex?  
Du redest, als wärst du einer

aus diesem grotesken  
Verschwörerzirkel.»

«Vielleicht bin ich das ja.  
Vielleicht hätte ich auf der  
anderen Seite der  
Geröllmauer sein sollen, in  
der Kapelle. «Unsere Zahl  
soll die der Apostel sein, so  
will es das Gebot. Und am  
getreulichsten befolgen wir  
es, wenn die Pflicht vom  
Vater auf den Sohn  
übergeht.» Das hat er doch

gesagt, oder?»

«Ja. Und?»

Alexander hatte auf die Tischplatte gestarrt. Unendlich langsam hob er den Kopf und sah Elena traurig an. «Der Anführer, das Haupt der Zwölf, ist mein Vater.»

Als sie zum Gianicolo zurückkehrten, hörte es auf zu regnen.

Sie machten einen Spaziergang. Ein kräftiger Wind trug die vielfältigen Gerüche der Metropole vom Tiber herüber.

Alexander sah auf die Stadt wie die kaiserlichen Landsknechte und Söldner, die am fünften Mai 1527 hier oben kampiert hatten. In den Wirren, die auf die Plünderung Roms folgten, war der Zirkel der Zwölf

entstanden; Albert Rosin hatte es in seinem *Geheimen Bericht* beschrieben. In der fünfhundert Jahre zurückliegenden Vergangenheit fanden sich die Wurzeln der ungeheuerlichen Ereignisse dieser Tage, bis hin zu dem Mord an Heinrich Rosin und der Verschwörung gegen Papst Gustos.

Aber sosehr er sich auch

bemühte, Alexander bekam die Wahrheit nicht zu fassen. Zu vieles lag noch im Dunkeln.

«Was ist mit dem Zirkel der Zwölf geschehen? Warum wendet er sich gegen den Papst?»

Dass er laut gedacht hatte, merkte er erst, als Elena antwortete:

«Wir haben es doch gehört.

Für den Zirkel ist Jean-Pierre Gardien nicht der rechtmäßige Papst. Die Männer dort unten haben ihn Usurpator und Antichrist genannt. Teufel im Papstrock haben sie gesagt.»

«Aber warum? Weil er die verkrusteten Kirchenstrukturen reformieren will?»

Elena, die sich auf eine Bank gesetzt hatte, stand auf und

trat an seine Seite. «Es muss damit zusammenhängen. Die Verschwörer haben jedenfalls eine Heidenangst vor der Audienz morgen. Was immer Papst Gardien dort vorhat, für sie scheint es der reinste Horror zu sein. Alex, willst du mir wirklich nicht mehr über deine Begegnung mit dem Papst erzählen? Es könnte wichtig sein. Du musst nicht glauben, dass ...»



«Dass du es im *Messagero* bringst? Nein, das glaube ich nicht.» Er dachte an das Versprechen, das er dem Heiligen Vater gegeben hatte, aber auch an den heiligen Eid, den er geleistet hatte, nämlich den Papst zu beschützen. Und er spürte, dass die Verpflichtung durch den Eid stärker war. «Seine Heiligkeit sagte etwas von intensiven Gesprächen mit meinem Onkel. Sie seien

einander nahe gekommen,  
und es sei schwer, ihn zu  
verlieren.»

«Sehr interessant», fand  
Elena. «Klingt ganz so, als  
hätte Oberst Rosin dem Papst  
etwas über den Zirkel der  
Zwölf erzählt. Der Zirkel  
muss es erfahren und  
daraufhin seine Ermordung  
beschlossen haben.»

«Das würde passen, aber es  
bringt uns auch nicht weiter.»

«Immer mit der Ruhe, Alex. Was war noch? Du sagtest, der Papst hätte dich seine heilenden Kräfte spüren lassen.»

Er berichtete von seinem Schwächeanfall und davon, wie er frei von allen Schmerzen in den Armen des Papstes wieder zu sich gekommen war. «Ich habe ihn gefragt, ob er mir die Schmerzen genommen hätte,

und er sagte etwas von einem Familienerbe. Darauf bin ich nicht weiter eingegangen, was ihn irgendwie zu enttäuschen schien. Aber ich kann mich irren. Der ganze Vorfall war höchst verwirrend.»

«Ein Familienerbe? Das hat er gesagt?»

«Genau das war der Ausdruck, den er benutzte. Warum?»

«Das wäre ein Ansatz zum Recherchieren.»

«Wir haben keine Zeit zum Recherchieren, Elena. Morgen stirbt der Papst!»

«Nur, wenn wir es nicht verhindern.»

Später saßen sie zwischen all den Kuscheltieren in Elenas Dachwohnung und stocherten lustlos in einem Bohnensalat herum, den sie auf die

Schnelle aus ihren Vorräten  
gezaubert hatte. Zuvor hatte  
sie Spartaco angerufen und  
ihn mit einer Recherche  
betraut. Er sollte  
herausfinden, ob Jean-Pierre  
Gardiens Vorfahren durch  
irgendwelche  
Wunderheilungen aufgefallen  
waren. Nach dem Gespräch  
hatten Elenas schlanke  
Finger unentschlossen über  
der Telefontastatur  
geschwebt.

«4686 ist das  
Polizeipräsidium, und  
Donatis Durchwahl ist die  
372», hatte Alexander gesagt.  
«Aber es bringt nichts.»

Elena hatte es eingesehen  
und auf den Anruf verzichtet.

Jetzt sprachen sie über  
Alexanders Vater und  
suchten vergeblich nach  
einem Grund, warum er  
seinen tödlichen Unfall über  
dem Ärmelkanal nur

vorgetäuscht hatte. Als sie damit nicht weiterkamen, wechselte Elena das Thema, wohl auch, um Alexander von seinem düsteren Brüten abzulenken. Sie erzählte, dass es gerade unter dem Vatikan zahlreiche Stollen und Schächte geben musste.

«Der Zirkus des Nero befindet sich unter dem Vatikangelände und man hat diverse Nekropolen dort



gefunden. Vielleicht wurde  
der Gang zu den  
republikanischen Tempeln  
als geheimer Fluchtweg  
angelegt, als ein  
unterirdisches Gegenstück  
zum Passetto.»

Alexander hörte nur mit  
halbem Ohr zu. Eine andere  
Frage beschäftigte ihn, und er  
sprach sie aus: «Was wusste  
Pater Borghesi? In welcher  
Verbindung stand er zum

Zirkel der Zwölf?»

«Es könnte doch sein, dass er ihm einmal angehört hat.

Schließlich haben wir heute erfahren, dass der Zirkel nicht mehr nur aus Angehörigen der Schweizergarde besteht.»

«Du meinst, er war ein Abtrünniger?» Alexander war skeptisch.

«Warum nicht? Er ist

ermordet worden wie dein Onkel.»

«Aber Borghesi lebte seit Jahren in den Bergen. Da musste es schon damals, als er den Vatikan verließ, zu einem Bruch mit ...

mit was oder wem auch immer gekommen sein.»

«Vielleicht hat er dem Zirkel auch nicht angehört. Aber er könnte durch Zufall etwas

erfahren haben. Als Benefiziat von Sankt Peter ist er den Verschwörern möglicherweise auf die Spur gekommen und hat dann weitergeforscht.» Elena stieß ihre Gabel in den Salat, führte sie aber nicht zum Mund. «Allerdings mag ich keine Zufälle. Schließlich war er der Beichtvater deines Onkels.

Auf diese Weise kann der

Zusammenhang entstanden sein.»

«Über Totus Tuus?»

Elena nickte. «Als er sich geißelte, hat er die Bußformel des Ordens benutzt. Und er muss von deinem Vater gewusst haben.

Jedenfalls ergäben seine letzten Worte dann einen Sinn: *Ich habe ihn gesehen, er lebt!* »

Hätte er Freude darüber empfinden müssen, dass sein Vater lebte? Was er Markus Rosin bei der Zusammenkunft des Zirkels hatte sagen hören, dämpfte jedes Glücksgefühl. Alexander wusste nicht, was ihn mehr betrübte: dass sein Vater sich gegen den Papst verschworen hatte oder dass er dem eigenen Sohn vorgaukelte, er sei tot.

Er erzählte Elena von seinem Vater und von seiner Einsamkeit. «Vater erschien mir immer fremd. Ich glaube, er hat Mutters Tod nie ganz verwunden und mir, wenn auch nur unterbewusst, die Schuld gegeben. Immerhin ist sie bei meiner Geburt gestorben. Oft habe ich ihn verwünscht, wenn er mich nach einem Ferienausflug wieder allein ließ. Erst als ich von seinem tödlichen

Unfall erfuhr, habe ich gespürt, wie viel er mir bedeutete. Vielleicht gerade, weil ich so wenig von ihm hatte.

Wäre meine Mutter am Leben gewesen, hätte sie das sicher etwas ausgeglichen.»

Elena hörte ihm zu wie sein bester Freund, den er heute verloren – nein, den er nie gehabt hatte. Sanft streichelte sie seinen Arm und seine



Wange wie die Mutter, die er nicht gekannt hatte. Und irgendwann lag sie in seinen Armen wie die Geliebte, die er schmerzlich vermisste.

Eng umschlungen taumelten sie zu dem noch von der letzten Nacht zerwühlten Bett. Alexander sank rücklings auf die Matratze. Hastig zog Elena ihre Jeans und den Slip aus und schwang sich rittlings auf

ihn. Sie öffnete seine Hose und führte ihn in ihren Schoß. Ihre Schenkel umklammerten ihn mit ungeahnter Kraft, und er überließ ihr willig die Führung. Mit geschlossenen Augen genoss er die Erregung, in die sie ihn versetzte, und auf dem gemeinsamen Höhepunkt stieß er voller Leidenschaft den Namen der Geliebten aus: «Juliette!»

Von einer Sekunde zur anderen zog Elena sich von ihm zurück und rutschte zur Seite. Als er sie ansah, lag nicht Enttäuschung in ihrem Blick, sondern die Aufforderung an ihn, sich zu erklären.

Er wusste, dass der Zeitpunkt gekommen war, an dem er sein Geheimnis preisgeben musste. Den Grund für seinen tiefen Schmerz über das, was

die Medien als «Gardemord»  
bezeichneten.

Seine  
Erinnerung wanderte sieben  
Jahre zurück zu einem heißen  
Sonntag im August ...

Fregene!

An überhitzten Sommertagen  
ein Zauberwort für die  
Römer.

Jedenfalls für die, die den  
Zauber bezahlen können. Die  
Masse der Römer, die sich

kein Sommerhaus in den Bergen leisten oder die Stadt aus beruflichen Gründen in den heißesten Wochen des Jahres nicht verlassen kann, flüchtet am Wochenende an den hoffnungslos überfüllten Strand von Ostia.

Wer hier im Meer badet, in das die Abwässer Roms und Ostias gespült werden, ist mutig. Die anderen drängen sich dicht an dicht an dem

langen, verschmutzten  
Strand, über dem sich das  
Gedudel zahlloser  
Radiorekorder mit dem  
Schreien und Kreischen  
unzähliger Kinder zu einem  
dicken Teppich betäubender  
Töne verknüpft.

Fregene ist anders. Leiser,  
ruhiger, sauberer,  
erholsamer, intimer.

Als junger, spärlich  
entlohnter Gardist hätte

Alexander kaum Zugang zu einer der kleinen privaten Badebuchten. Daher hat er das Angebot seiner Tante, sie nach Fregene zu begleiten, nur zu gern angenommen. Sein Onkel Heinrich hat an diesem Sonntag wieder einmal zu viele dienstliche Angelegenheiten zu regeln, als dass er den Vatikanstaat verlassen könnte.

«Ist es auch kein zu großes

Opfer für dich, den Sonntag ausgerechnet mit deiner Tante zu verbringen?», hat Juliette gefragt, als sie den Lancia aus der vatikanischen Tiefgarage lenkte. «Noch kannst du es dir überlegen. Du musst mir keinen Gefallen tun.»

«Du tust mir einen Gefallen», hat er geantwortet, und es war ehrlich gemeint.

Er mag Juliette, in der er eher



eine Freundin sieht als seine Tante. Die spontane, lebenslustige Art der attraktiven Frau zieht ihn an, und manchmal vergisst er vollkommen, dass sie zwanzig Jahre älter ist als er. Seinen Onkel erlebt er anders, sehr ernst und in sich gekehrt. Vielleicht ist das die Voraussetzung, um die Schweizergarde des Papstes zu befehligen.

Alexander fragt sich oft, ob er eines Tages sein wird wie sein Onkel und sein Vater, ob er in die Fußstapfen der beiden treten wird. Sollte es so kommen, dann erst in vielen Jahren. Noch genießt er es zu leben, ohne sich ständig den Kopf über Dienstpläne, Beförderungsvorschläge und Sicherheitsmaßnahmen zu zerbrechen. Heute hat das ungezwungene Leben einen

Namen: Fregene.

Er liegt im Schatten einer einzelnen Pinie auf der Parzelle, die Juliette für diesen Sonntag vom Besitzer der privaten Badeanstalt gemietet hat. Die einzelnen Parzellen sind von kleinen Kanälen umgeben, an deren Böschungen das Schilfrohr so hoch aufragt, dass es die Sonnenanbeter vor neugierigen Blicken schützt.

Die Hände im Nacken verschränkt, liegt Alexander auf einer flauschigen Decke und starrt durch seine Sonnenbrille in den blauen Himmel, über den winzige weiße Wölkchen ziehen, allein zu dem Zweck, das tiefe Sommerblau nur noch mehr zu betonen.

Die Parzelle hat nur zwei Zugänge. Einen dort, wo ein Fahrweg über einen der

Kanäle führt. Der Lancia verstellt die Einfahrt. Durch die getönten Brillengläser sieht es so aus, als verschmelze die dunkelblaue Lackierung mit dem Himmel. Die andere Öffnung führt zum Meer; gerade ist Juliette noch einmal baden gegangen. Große Schilder an der Einfahrt der privaten Badebucht versichern, dass moderne Filtersysteme das Wasser sauber halten. Wie

Alexander seine Tante einschätzt, wäre sie so oder so schwimmen gegangen.

Ein Schatten fällt auf ihn, und tausend winzige Wassertropfen spritzen auf seinen nur mit einer Badehose bekleideten Körper.

Er zuckt zusammen und rollt sich zur Seite. Juliette steht lachend über ihm.

Es gibt kein Entkommen. Er bleibt still liegen und bewundert sie. Der schwarze Badeanzug mit dem tiefen Rückenausschnitt bringt ihre Figur wunderbar zur Geltung. Ihr Bauch ist flach, ihre Haut straff und zart wie die einer jungen Frau.

«Es war herrlich. Du hättest noch mal mit reinkommen sollen, Alexander. Jetzt wirst du eh nass!»

Sie lacht noch immer, hell und klar, als sie sich auf ihn sinken lässt, um ihn ganz mit ihrer Feuchtigkeit zu bedecken. Er liegt wie erstarrt unter ihr. Dieser Körperkontakt hat eine Reaktion zur Folge, die ein Neffe seiner Tante gegenüber nicht zeigen sollte.

Juliette hebt ihre dünnen schwarzen Brauen. «Aber was seh ich denn da! Hat der



ungezogene Junge  
schmutzige Gedanken?»

Ehe er es verhindern kann –  
in Wahrheit will er es gar  
nicht verhindern –, greift sie  
in seine Hose. Ihre schlanken  
Finger umschließen sein  
Fleisch. Er ist in ihrer Hand  
und genießt es, wie sie ihn  
presst und knetet. Mit der  
anderen Hand nimmt sie ihm  
die Sonnenbrille ab und lässt  
sie achtlos ins Gras fallen.

Ihr Gesicht ist dicht über seinem, ihre Augen brennen sich in seinen fest. Sie will seine Reaktionen in sich aufsaugen wie ein ausgetrockneter Schwamm das Wasser. Seine Lust, seine Jugend, seine Begierde, an allem will sie teilhaben und es bis zum Grund auskosten.

Sie lacht nicht mehr, lächelt nicht einmal. Ihr ernster Ausdruck und ihr starrer

Blick sind wie eine Hypnose,  
der er sich nicht entziehen  
kann und nicht entziehen  
will. Ihr Atem geht schneller  
und streift seine Wangen,  
heiß wie ein Wüstenwind. Ihr  
Kopf hängt wie der einer  
Schlange über ihm, bereit  
zum Zustoßen, falls er, die  
Beute, eine falsche  
Bewegung macht. Aber es  
gibt nur eine Bewegung für  
ihn: Sein Körper windet sich  
in dem Rhythmus, den

Juliette bestimmt.

Er hat das Gefühl, seine Hose müsse zerreißen. Juliette spürt die Feuchtigkeit in ihrer Hand. Blitzschnell zuckt ihr Kopf zurück, und ihre Hände streifen seine Badehose nach unten. Ihre feucht glänzenden Lippen, die eben noch halb geöffnet über seinem Gesicht schwebten, schließen sich um sein pulsierendes Fleisch und

saugen sich fest.

Nur kurz denkt Alexander daran, dass sie seine Tante ist und dass es falsch ist, was sie tun. Seine Lust und seine Begierde sind ungleich stärker als jeder Zweifel. Er spürt Juliette, die ihn mit ihrem warmen Mund umschließt, und in diesem Augenblick will er nichts mehr als das. Selbst das Kitzeln ihres Haars an seinen

Schenkeln steigert seine Erregung. Beide wissen, dass sie einander schon lange unterschwellig begehren. Als sie ihm diesen Ausflug nach Fregene vorschlug, hat Alexander insgeheim gehofft, dass sie ihrem Verlangen nachgeben würden. Er hätte den ersten Schritt nicht gewagt, nicht bei der Frau seines Onkels.

Aber das ist sie für ihn nicht

mehr. Jetzt ist sie seine Geliebte.

Die kleinen Wolken ziehen in Richtung Horizont, und der Schatten der Pinie wird länger und länger, ohne dass sie es bemerken. Sie kennen nur noch einander und ihre gemeinsame Lust. Sie liegen sich in den Armen, bis die Sonne als roter Ball im Meer versunken ist. Als eine frische Brise ihre erhitzten

Körper kühlt, spüren sie ihren Hunger.

In einem der zahlreichen Strandclubs, *Gilda on the Beach*, essen sie gegrillten Fisch und Muschelsalat, bevor sie zurück nach Rom fahren. Unterwegs biegt Juliette in einen Feldweg ab, hält an und knöpft ihr leichtes Sommerkleid auf. Darunter ist sie nackt. Er greift nach ihren kleinen



Brüsten und streichelt sie, bis die Warzen ganz hart sind. Juliette stößt die Wagentür auf und rutscht vom Sitz. Ihre Hände öffnen seine Hose, und sie vergräbt den Kopf in seinem Schoß. Noch einmal bereitet sie ihm und damit auch sich selbst höchste Lust, bevor der magische Tag erlischt.

«Bist du in Gedanken bei ihr, wenn wir ... zusammen

sind?»

Alexander zögerte lange mit der Antwort. Er wollte weder Elena etwas vormachen noch sich selbst.

«Manchmal», sagte er schließlich. «Es ist dann, als würde sich ein Bild vor das andere schieben. Ich empfinde viel für dich, Elena, aber ich habe auch viel für Juliette empfunden. Du und ich, wir kennen uns

erst seit ein paar Tagen. Mit Juliette verband mich» – er suchte nach dem richtigen Wort, ohne es zu finden –

«eine lange Zeit.»

Elena nickte leicht, beinahe verständnisvoll. Sie schien erleichtert darüber, dass er ehrlich war. «Ging das die ganzen Jahre hindurch?»

«Ja. Im Sommer sind wir oft zu unserer Bucht in Fregene

gefahren. Sonst haben wir uns in einem kleinen, verschwiegenen Hotel in Trastevere getroffen.»

Er blickte aus dem Fenster, als könne man das Hotel von Elenas Wohnung aus sehen. Aber die Dächer von Trastevere bildeten in der einsetzenden Dämmerung ein undurchdringliches Gewirr aus sich auflösenden Konturen und Schatten. Von

hier oben sah es aus wie eine Traumlandschaft, unwirklich wie jener ferne Sommertag am Meer.

«Und dein Onkel? Hat er nie etwas gemerkt?»

«Keine Ahnung. Wenn er es wusste oder ahnte, hat er es sich nicht anmerken lassen. Auf der Rückfahrt an dem bewussten Sonntag hat Juliette mir erklärt, dass ihr Liebesleben seit ein paar

Jahren praktisch erloschen war. Sie gab Heinrich die Schuld, sagte, er habe urplötzlich kein Interesse mehr am Sex gehabt. Vielleicht war er sogar froh, dass ich in dieser Hinsicht seinen Part übernommen habe.»

«Das riecht nach Totus Tuus. *Vollkommen der Deine, Herr,* und nicht ein Sklave des Fleisches. So lernt man es bei

den Verführern.»

«Mag sein», sagte Alexander.  
«Aber ganz war er den  
Verführern offenbar nicht  
verfallen. Sonst hätte das  
Haupt der Zwölf, mein Vater,  
nicht den Befehl gegeben, ihn  
und Juliette zu ermorden.»

Seine Stimme war frostig  
geworden und doch nicht  
kalt. Zorn schwang in ihr mit,  
Hass.

«Was hast du vor?», fragte Elena.

«Mein Vater hat alle verraten. Mich, als er seinen Tod vortäuschte. Heinrich und Juliette, als er sie ermorden ließ. Und jetzt den Papst, den er ebenfalls umbringen will. Ich muss ihn aufhalten. Und ich muss ihn bestrafen.»

«Alex, was meinst du damit?»



«Ich werde ihn töten!»

*Mittwoch, 13. Mai*

Alexander stand im strömenden Regen und starrte auf den Eingang zur Nervi-Halle. Die

Vigilanzagendarmen vor der Halle und die römischen Polizisten drüben auf dem Petersplatz waren zahlreicher vertreten als sonst. Trotzdem hatten sie alle Hände voll zu

tun, die Enttäuschten davon abzuhalten, die Audienzhalle zu stürmen. Die Halle war zum Bersten voll.

Noch nie hatte Alexander so viele Behinderte und Schwerkranke versammelt gesehen. Natürlich waren nicht nur Römer zur Generalaudienz erschienen. Die Medien hatten das Sonntagsgebet des Papstes über die ganze Welt

verbreitet. Schon am  
Montagsmorgen hatten  
Reisebüros auf allen  
Kontinenten Kurztrips nach  
Rom angeboten – zu der  
erwarteten Wunderheilung.

Der Heilige Vater musste mit  
solch einem gewaltigen  
Ansturm gerechnet haben.  
Dass er seinen Aufruf an die  
Kranken, zur  
Mittwochsaudienz zu  
kommen, trotzdem unters

Volk gebracht hatte, zeigte nur, wie wichtig ihm sein Anliegen war. Welcher Art dieses Anliegen auch sein mochte, eins stand für Alexander fest: Der Einsatz seiner heilenden Kräfte war für Custos nur das Mittel zum Zweck.

Die Ordnungskräfte kämpften den Eingangsbereich der Audienzhalle frei. Auf dem

Petersplatz herrschte mittlerweile genau solches Gedränge wie in der Halle. Die vielen tausend und abertausend Menschen, die zwischen den Kolonnaden standen und auf die noch weißen Großbildschirme starrten, konnten kaum einen Finger rühren. Und das war noch nicht alles. Die breite Via della Conciliacione war heute für den Autoverkehr gesperrt.

Erwartungsvolle Menschen füllten die Straße fast bis zum Tiber.

Schirme, tief ins Gesicht gezogene Kapuzen und das Plastik von billigen Regencapes, so weit das Auge reichte.

Obwohl die Gendarmen die enttäuschten Pilger zurückgedrängt hatten, ging es vor der Nervi-Halle mehr als lebhaft zu.

Viel mehr Presse als sonst war erschienen. Ü-Wagen standen Stoßstange an Stoßstange, unzählige Kameras und Mikrofone waren aufgebaut. Schon die Ankunft des Papstes sollte als großes Spektakel live um den Erdball gehen. Custos persönlich hatte die Anweisung gegeben, allen interessierten Medien eine Sonderakkreditierung zu erteilen. Was immer er



vorhatte, der Welt sollte auch nicht eine Sekunde seines Auftritts vorenthalten werden. Die Last der Verantwortung, die Alexander spürte, wurde ein wenig erträglicher, als er sich klarmachte, dass der Heilige Vater sich wahrscheinlich auch dann nicht von seinem Vorhaben hätte abbringen lassen, wenn es gelungen wäre, ihn vor dem Attentat zu warnen.

Gleichwohl war Alexander,  
der neben Elena und Spartaco  
Negro inmitten der  
Medienmeute stand, von  
großer Unruhe erfüllt. Immer  
wieder fragte er sich, ob  
Seine Heiligkeit die Halle  
überhaupt erreichen würde.  
Wohl nicht, wenn es nach  
dem Zirkel der Zwölf ging.

Und seine Unruhe wuchs, als  
er von Guntens  
verschlossenes Gesicht sah.

Der neue Gardekommandant wirkte angespannt wie ein Feldherr am Morgen der Schlacht. Auch die Ehrenwache, mit der von Gunten aufmarschierte, war alarmierend. Laut Dienstplan hätte an diesem Tag das Romandgeschwader die Wache stellen müssen, aber der Oberstleutnant hatte das kurzfristig geändert. Es waren Deutschschweizer, Angehörige der beiden

anderen Geschwader, die selbst bei trübem Wetter leuchtende Galauniformen angelegt hatten. Drei Mitglieder des mysteriösen Zirkels waren unter ihnen: Utz Rasser, Walter Stückelberger und Kurt Mäder. Ob die andere Hälfte der Ehrenwache mit dem Zirkel in Verbindung stand oder gar in den Attentatsplan eingeweiht war, blieb Alexander schleierhaft.

Aber er musste damit rechnen. Wenn der Verdacht zutraf, dass der Zirkel der Zwölf und Totus Tuus in irgendeiner Weise miteinander in Verbindung standen, war es nicht unwahrscheinlich, dass weitere Gardisten zu den Verschwörern gehörten. Dann bildete der Zirkel nur die Spitze des Eisbergs.

Eine groteske Vorstellung

ergriff von ihm Besitz: Er sah die Ehrenwache auf den Papst zustürzen. Ihre Hellebarden und Schwerter hieben auf den Heiligen Vater ein, bis nur noch blutige Fleischklumpen von ihm übrig waren. – Aber nein, so plump würde der Zirkel nicht vorgehen. Was hatte Riccardo Parada doch bei der unterirdischen Zusammenkunft gesagt: *Was liegt näher, als der Welt*

einen radikal  
fundamentalistischen Moslem  
als Papstmörder zu  
präsentieren?

Alexander zerbrach sich den Kopf, wie der Anschlag ablaufen würde. Er erinnerte sich an den Unterricht bei Stelvio Donati: *Die Feinde des Friedens sind von Natur aus gefährlich. Wenn sie sich aber in die Enge gedrängt fühlen, wenn aus*

*Verblendung blinder Hass  
wird, ist mit dem  
Undenkbaren zu rechnen. –  
Die Bombe geht gerade dann  
hoch, wenn man am  
wenigsten damit rechnet.*

War es im Wortsinn eine  
Bombe, die Papst Custos  
beseitigen sollte? Dann  
würden viele andere mit ihm  
sterben oder schrecklich  
verstümmelt werden. Dieser  
Gedanke war nicht einmal



abwegig, der Zirkel der Zwölf schien keine Skrupel zu kennen. Und da die Sicherheitsvorkehrungen für die Audienz Riccardo Parada oblagen, durfte es für die Attentäter keine Schwierigkeit darstellen, an geeigneter Stelle einen Sprengsatz zu platzieren.

Alexander sah zum Sicherheitschef des Vatikans hinüber.

Parada, in einen Trenchcoat mit hochgeschlagenem Kragen gehüllt, sprach angeregt mit von Gunten. Erörterten sie gerade die letzten Details des Anschlags? Es zerrte an Alexanders Nerven, zur Untätigkeit verdammt zu sein. Er hatte einen Eid geschworen, den Papst zu beschützen, und konnte doch nichts tun. Er war beurlaubt, trug nicht die Gardeuniform

und fühlte sich  
ausgeschlossen, verloren.  
Andererseits konnte er froh  
sein, dass er dem Zirkel, den  
Verschwörern und  
Attentätern, nicht angehörte.

Stimmte das denn? Immer  
wieder ertappte er sich bei  
der Vorstellung, wie es wäre,  
mit seinem Vater Seite an  
Seite zu stehen. Die  
Sehnsucht nach dem Vater  
und der Hass auf den Mann,

der ihn verraten und Juliette  
getötet hatte, stritten erbittert  
in ihm, wollten ihn schier  
zerreißen. Ein Gedanke ließ  
ihm keine Ruhe, drang  
immer tiefer in ihn wie ein  
Wurm, der sich in sein  
Gehirn bohrte: Standen  
Markus Rosin und der Zirkel  
der Zwölf womöglich auf der  
richtigen Seite? War Jean-  
Pierre Gardien tatsächlich ein  
Usurpator? War er der  
Antichrist?

Von Gunten drehte sich um,  
und ihre Blicke begegneten  
sich.

Ahnte der Oberstleutnant,  
dass der Gardist, den er in  
den Urlaub abgeschoben  
hatte, mehr wusste?  
Alexander ballte die Hände.

Er war kurz davor, sich auf  
seinen Kommandanten zu  
stürzen und die Wahrheit aus  
ihm herauszuprügeln.

Die ganze Wahrheit! Wie das Attentat ablaufen sollte. Warum Papst Custos für den Zirkel der Antichrist war. Welche Pläne die Zwölf verfolgten. Ob er seinen Vater lieben oder hassen sollte.

«Ruhig, Alexander, wir können nichts tun, noch nicht!»

Elena stand neben ihm und flüsterte ihm die

beschwichtigenden Worte ins Ohr. Ihre Nähe tat ihm gut, besänftigte ihn. Er hatte keine Ahnung, was aus ihm werden würde. Seit sie von Juliette wusste, hatten sie sich nicht mehr geliebt. Falls Elena sich von ihm verraten fühlte, konnte er es ihr, die mit Verrat aufgewachsen war, nicht verübeln. Er mochte sie ehrlich und hoffte sehr, sie würde zu ihm zurückfinden.

Auch wenn er nicht sicher war, ob er Juliette ganz würde verdrängen können.

Spartaco warf ihm einen skeptischen Blick zu. Eine dicke Kamera hing vor seiner Brust, geschützt durch eine Regenplane.

Er ahnte nichts von dem Attentat. Elena hatte ihm nur gesagt, er solle auf alles gefasst sein. Alexander hegte noch immer Misstrauen



gegenüber dem  
Freizeitgladiator, aber  
zumindest hielt er ihn nicht  
mehr für den Einbrecher in  
der Waffenkammer.

Nach dem, was sie gestern  
mit angehört hatten, nahm er  
an, dass er da gegen einen  
Gardisten gekämpft hatte.  
Vielleicht konnte er mit  
Spartaco nicht recht warm  
werden, weil er in ihm einen  
Rivalen um Elenas Gunst

sah.

Die Wolken hatten sich  
immer dichter  
zusammengezogen.

Obwohl es zehn Uhr  
vormittags war, herrschte ein  
diffuses Dämmerlicht. Ein  
grell gezackter Lichtfinger,  
der in mehreren  
Verästelungen plötzlich auf  
die Ewige Stadt niederfuhr,  
sorgte wenige Sekunden lang  
für unerwartete Helligkeit.

Sie war noch nicht ganz  
erloschen, als der grollende  
Donner folgte, so laut, dass  
die Menschen  
zusammenzuckten. Gleich  
daraufleckte ein weiterer  
Blitz über Roms Dächer und  
tauchte die Wagenkolonne,  
die mit  
Schrittgeschwindigkeit vor  
die Audienzhalle rollte, für  
einen Moment in kaltes  
Licht. Die aufgeregten Rufe  
der Pressemeute und von

Guntens Befehle wurden vom zweiten                      Donnerschlag übertönt.

Sämtliche Kameras richteten sich auf den schweren Mercedes, in dem der Papst mit Ovasius Shafqat, Aldo Tessari und dem Chauffeur Ferdinando Zanni saß. Der Wagen hielt vor der Ehrenwache, die stocksteif im Regen stand. Tessari, der eine Regenjacke über seinem

Anzug trug, stieß die Beifahrertür auf und spannte noch im Aussteigen einen großen schwarzen Schirm auf.

Hektisch blickte Alexander in die Runde. Nur zu genau erinnerte er sich an das Gespräch, das er vor elf Tagen mit Donati geführt hatte: *Autos sind gefährlich! – Noch gefährlicher als die Fahrt im Wagen ist*

*allerdings das Ein- oder Aussteigen.*

*– Unordnung und Ablenkung. Zwei Faktoren, die Attentätern sehr gelegen kommen. – Wir können gepanzerte Limousinen bauen, aber der Weg von oder zu einem Wagen bleibt höchst gefährlich.*

*Unordnung und Ablenkung. Genau das geschah im Augenblick. Aldo Tessari,*

der eigentlich den Papst hätte beschützen sollen, war vollauf mit seinem Schirm beschäftigt.

Vielleicht spielte das keine Rolle, er konnte ja durchaus auch zu den Verschwörern gehören. Vielleicht war es aber auch die Gelegenheit, auf die die Feinde des Papstes gewartet hatten.

Nun, da der Papst ausstieg und sich, gefolgt von Don

Shafgat, unter den Schirm begab.

Aber wie sollte Alexander einen Attentäter erkennen? Das trübe Licht und der Regen verschleierten die Gestalten. Die Presseleute hatten die Mützen tief in die Stirn gezogen. Kameras wurden vor die Gesichter gehalten.

Bei einem Kameramann stutzte er. Der Mann trug



eine grüne Allwetterjacke mit der Aufschrift *World News* auf dem Rücken.

Alexander kannte den Sender nicht. Das dunkle, zum Teil von einer seltsam länglichen Kamera verdeckte Gesicht mit dem schwarzen Vollbart war ihm unbekannt und schien ihm doch seltsam vertraut. Als er genauer hinsah, hellte seine Erinnerung die Gesichtsfarbe

auf, und der Bart  
verschwand. Auf einmal  
wusste Alexander, dass der  
Bart ein vorspringendes,  
eingekerbtes Kinn kaschierte.

Und er sah eine andere,  
ebenfalls von Regen  
getränkte Szene vor sich. Die  
Piazza Farnese vor dem  
Seminargebäude der  
römischen Polizei; zwei  
Männer, die aus dem Wagen  
einer Straßenreinigungsfirma

stiegen; einer mit kräftigem,  
eingekerbtem Kinn. Ihre  
seltsamen Geräte waren  
keine Reinigungsapparate,  
sondern Gasdruckwaffen.  
Ähnlich der

«Kamera», die der Bärtige  
dort auf den Papst richtete.  
All das schoss Alexander in  
wenigen  
Sekundenbruchteilen durch  
den Kopf, und er hörte die  
Stimme des

Waffenspezialisten: *Eine automatische Gasdruckflinte der Pancor Corporation, Typenbezeichnung Jackhammer. — Die Schrotmunition hat auf eine Entfernung von bis zu vierzig Metern eine verheerende Wirkung.*

Keine zehn Meter trennten den Papst von dem «Kameramann».

Ungefähr dieselbe  
Entfernung lag zwischen  
Alexander und dem  
Attentäter.

Es ging um Mikrosekunden.

Er spurtete los und sah  
zeitlupenartig, wie der  
Bärtige seinen Zeigefinger  
um den Abzugshebel  
krümmte.

In Alexanders Kopf flogen  
die Gedankensplitter

durcheinander wie eine von  
der Jackhammer  
ausgespuckte Schrotladung:  
...

*eine Warnung an den Papst  
... Feinde des Friedens ...  
schwebt der Heilige Vater  
ständig in der größten  
denkbaren Gefahr ...*

Die letzten Meter. Alexander  
setzte zu einem Sprung an,  
den er bei Meister Funakoshi  
gelernt hatte.

*Unordnung und Ablenkung ...  
gefährlicher ist das Ein- oder  
Aussteigen ...*

*Revolvertrommel für zwölf  
Schuss*

*Zwölferschrotpatronen ...  
verheerende Wirkung ...*

Sein rechter Fuß berührte die  
linke Schulter des Attentäters  
in dem Augenblick, als die  
Schrotladung aus der  
Mündung jagte.

Zu spät, durchfuhr es

Alexander wie ein jäher  
Schmerz. Einen  
Sekundenbruchteil zu spät!

Das trockene Geräusch der  
Detonation ging in dem  
überraschten Aufschrei des  
vermeintlichen  
Kameramanns unter.

Alexanders Angriff riss ihn  
von den Füßen. Die  
Gasdruckflinte fiel mit  
hellem Scheppern zu Boden,  
und die Plastikteile der



Kameraverkleidung sprangen von der Waffe ab. Die beiden Männer wälzten sich im Zweikampf auf dem regennassen Asphalt.

Alexander warf einen Blick zur Papstlimousine. Der alte Ferdinando Zanni hatte seine Chauffeursmütze verloren und war über dem Lenkrad zusammengesunken. An seiner rechten Schläfe klaffte ein blutiges Loch. Da die

Wagentüren geöffnet waren,  
hatte die Panzerung ihn nicht  
schützen können.

Don Shafqat war von der  
Schrotladung halb ins  
Fahrzeug geworfen worden.  
Nur seine Beine ragten nach  
draußen.

Stöhnend wälzte er sich vor  
der Rückbank hin und her.

Vor dem Fahrzeug lag  
Tessari, das Gesicht zur

Hälfte weggerissen. Noch im Tod hielt der Vizeinspektor der Vigilanza den Schirm umklammert.

Neben ihm lag der Heilige Vater. Reglos. Das weiße Gewand von roten Flecken gesprenkelt.

Die Erkenntnis, dass er versagt hatte, ließ Alexander erstarren.

Der Attentäter nutzte die

Gelegenheit. Sein rechter Fuß traf den Schweizer mitten im Gesicht. Der Schmerz war mörderisch.

Alexander war, als würde ihm die Nase ausgerissen. Schwarze und rote Blitze tanzten vor seinen Augen. Ein Blutstrom ergoss sich aus der misshandelten Nase über Mund und Kinn.

Alexander hustete und spuckte.

Der Attentäter sprang auf und rannte zu einem grünen Ü-

Wagen mit der Aufschrift *World News*.

Zwei Schemen huschten an Alexander vorbei und nahmen die Verfolgung auf: Elena und Spartaco.

Alexander wollte Elena rufen und sie zurückhalten, weil er um ihr Leben fürchtete, aber er verschluckte sich an

seinem Blut und brachte nur ein klägliches Würgen hervor.

Der Motor des Ü-Wagens sprang an, während der Attentäter sich ins offene Heck rettete. Spartaco war fast bei dem Fahrzeug. Ein Gesicht erschien im heruntergelassenen Beifahrerfenster, dann Arm und Hand mit einer schwarz glänzenden Automatik. Zwei

Schüsse,                      unmittelbar  
hintereinander              abgefeuert,  
und              Spartaco              sackte  
zusammen.

Nun hatte Elena das Heck des  
Wagens erreicht, und  
Alexander atmete auf. Sie  
befand sich für den Schützen  
im toten Winkel.

Hoffentlich blieb sie dort!

Da tauchte der Attentäter  
wieder auf, streckte die Arme

aus dem Heck und zog Elena in den Wagen. Eine Sekunde später schlug ein Komplize die Heckklappe zu.

Der Ü-Wagen schoss aus der Parkreihe, schrammte an zwei anderen Fahrzeugen entlang und raste mit aufheulendem Motor davon. Zwei echte Kameramänner, die das Geschehen gebannt und doch routiniert aufzeichneten, konnten



gerade noch zur Seite  
springen.

Alexander stockte der Atem.  
Taumelnd kam er auf die  
Beine und wischte sich mit  
dem Jackenärmel das Blut  
aus dem Gesicht. Obwohl es  
aussichtslos war, stolperte er  
dem kleiner werdenden Ü-  
Wagen hinterher.

Elena!

Er musste ihr helfen.

«Alexander Rosin will fliehen!», rief hinter ihm von Gunten.

«Er ist der Komplize des Mörders. Ergreift ihn!»

Aus dem Chaos wild durcheinander schreiender, hin und her laufender Menschen und aufheulender Alarmsirenen lösten sich die Männer der Ehrenwache. Als sie, allen voran Utz Rasser, mit erhobenen Hellebarden

auf ihn zustürmten, begriff Alexander den tödlichen Ernst seiner Lage. Der Zirkel der Zwölf wollte ihn beseitigen!

Zwei Fiats der Vigilanza, die den Ü-Wagen verfolgen wollten, krachten hinter Alexander ineinander und versperrten seinen Verfolgern den Weg. Er nutzte den Vorsprung und rannte am Palast des Heiligen

Offiziums entlang hinaus auf die Piazza Sant'Uffizio.

Noch herrschte allgemeine Verwirrung, auch unter Gendarmen und Gardisten. Niemand traf Anstalten, ihn aufzuhalten. Das einzige Hindernis war die unüberschaubare Masse der Pilger, durch die er sich mit harten Ellbogen kämpfte. Der Ü-Wagen, der sich ebenfalls mit Gewalt einen Weg

gebahnt haben musste, war nicht mehr zu sehen.

Gerade hatte Alexander die letzten Absperrgitter hinter sich gebracht, da hörte er laute Rufe und wusste sofort, dass sie ihm galten. Die federbuschbesetzten Helme der Ehrenwache ragten aus der Menge empor. Von Gunten mit gezücktem Säbel, Rasser und Mäder mit ihren Hellebarden. Die restlichen

Schweizer hingen ein Stück zurück.

Endlich erreichte Alexander die Via di Porta Cavalleggeri. Da die Straße für den normalen Autoverkehr freigegeben war, verlor sich hier der Pilgerandrang. Er konnte sich frei bewegen, aber wohin?

Von Gunten und die anderen kamen näher. Hatte er überhaupt eine Chance?

Ein weinroter Fiat Tempra schoss heran und hielt mit quietschenden Reifen vor ihm an. Der Fahrer hatte so scharf gebremst, dass es nach verbranntem Gummi roch. Nun beugte er sich herüber und stieß die Beifahrertür auf.

«Steigen Sie ein, schnell!» Es war Stelvio Donati.

Alexander war klar, dass er sich später wundern musste,

wenn er den Häschern entkommen wollte. Von Gunten, Rasser und Mäder kamen bereits im Laufschrift näher. Also schwang er sich in den Wagen und saß noch nicht ganz, als Donati schon einen wahren Kavaliersstart hinlegte. Nur mit Mühe konnte Alexander die Tür zuziehen. Die Verfolger verschwanden im Rückspiegel, wie auch der ganze Vatikanstaat.



Doch die quälende Erinnerung blieb. Das Bild, wie Elena in den U-Wagen gezerrt wurde.

Und das Bild von Papst Custos, der in seinem Blut lag.

Sämtliche Schleusen des Himmels waren geöffnet, und die Welt löste sich in Regen auf. Hilflos rasten die Scheibenwischer auf der Windschutzscheibe hin und

her, gegen die dicken  
Wasserschleier vermochten  
sie kaum etwas auszurichten.  
Straße und Gebäude  
verschwammen zu  
schemenhaften Umrissen.  
Die siebzig bis achtzig  
Stundenkilometer die Stelvio  
Donati fuhr, erschienen  
Alexander geradezu  
halsbrecherisch. Seine  
einzige Hoffnung war, dass  
der Wolkenbruch nicht nur  
ihre Fahrt zu einem

lebensgefährlichen  
Unternehmen machte,  
sondern auch mögliche  
Verfolger behinderte.

Der Commissario blickte  
unverwandt auf die  
wasserüberspülte Fahrbahn  
und lenkte den Wagen über  
eine breite Straße, die  
Alexander als Via Gregorio  
VII. identifizierte. Es ging  
nach Westen. Das war auch  
schon alles, was er über ihr

Ziel wusste.

Donati schwieg eisern und Alexander wollte seine Konzentration nicht stören. Er saß mit zurückgelegtem Kopf da und drückte ein Taschentuch gegen seine blutende Nase.

Donati hatte das Autoradio eingeschaltet. Ein Regionalsender berichtete über das Attentat, durchsetzt von einem ständigen

Knattern, das auf die atmosphärischen Störungen durch das Gewitter zurückging: «... überstürzen sich die Meldungen aus dem Vatikan. Die heutige Generalaudienz, von der ganzen Christenheit mit Spannung erwartet, hat sich zu einer blutigen Tragödie entwickelt. Einzelheiten sind noch nicht bekannt. Dem Vernehmen nach hat ein Attentäter mit einer

Schrotflinte in dem Moment auf die Papstlimousine geschossen, als der Heilige Vater ausstieg. Mehrere Personen wurden getötet oder verletzt.

Zu den Opfern zählt auch Papst Gardien. Nach neuesten Meldungen soll er tödlich getroffen sein. Der Attentäter, der mehrere Helfer hatte, konnte in einem Ü-Wagen mit der Aufschrift

*World News* entkommen.  
Polizei und Carabinieri  
sperrten zur Stunde Rom nach  
allen Richtungen ab. An  
sämtlichen Ausfallstraßen  
werden Kontrollen  
eingerrichtet, die  
...»

«Gut, dass wir Rom nicht  
verlassen wollen», brach  
Donati endlich sein  
Schweigen. «Wir sind bald  
am Ziel.»

Er bog auf eine schmalere Straße ab, die Alexander auch bei besserer Sicht nicht erkannt hätte. Allmählich wurde die Bebauung spärlicher. Eichen und Pinien säumten den Straßenrand. Der Regen fuhr mit Urgewalt auf die Bäume nieder und riss zahlreiche Äste ab. Einer schlug mit lautem Krachen aufs Autodach.

Der Radiosprecher berichtete



mit sich vor Aufregung fast  
überschlagender Stimme:  
«Soeben erreicht uns die  
Meldung, dass zu den  
Helfern des Attentäters ein  
Schweizergardist gehören  
soll, der ebenfalls flüchtig  
ist. Seine Beteiligung an dem  
Mordanschlag könnte  
erklären, wie es möglich war,  
dass die Attentäter dem  
Heiligen Vater so nahe  
gekommen sind. Der Name  
des flüchtigen Gardisten ist

Alexander Rosin. Es handelt sich um den Neffen des vor zwei Wochen im Vatikan ermordeten Gardekommandanten Oberst Heinrich Rosin.

Spekulationen über eine Verbindung zwischen den beiden Anschlägen dürften nicht unberechtigt sein.»

«Ganz bestimmt nicht», stieß Alexander hervor und lachte zynisch. Ein neuerlicher

Hustenanfall schüttelte ihn. Bittersüßer Blutgeschmack füllte seinen Mund. Er würgte den Auswurf in sein ehemals weißes Taschentuch, das jetzt dunkelrot war.

«Gleich haben wir es geschafft», erklärte Donati, ohne ihn anzusehen. «Dann erhalten Sie ärztliche Hilfe.»

«Wo? Im  
Polizei Krankenhaus?»

«Nein.»

Der Tempra ruckelte über einen unbefestigten Weg, der von Bäumen und Büschen gesäumt wurde. Vom Regen herabgerissenes Astwerk zerbarst unter den Rädern. Donati bremste und hielt schließlich vor einem drei Meter hohen Eisentor. Zu beiden Seiten des geschlossenen Tores erstreckte sich eine nicht

minder hohe Steinmauer, die mit Stacheldraht und Glasscherben bewehrt war. Ein Schild neben dem Tor verkündete: *Clinica Privata. Professore R. Orlandi.*

Eine Privatklinik. Donati hatte offenbar nicht zu viel versprochen. Weshalb der Polizist ihm, dem gesuchten Attentäter, bei der Flucht half, anstatt ihn festzunehmen, blieb

Alexander allerdings ein Rätsel.

Der Commissario hämmerte auf seine Hupe ein. Ein Wachmann kam aus seinem Häuschen jenseits der Mauer, sah kurz zu dem Wagen und betätigte einen verborgenen Schalter.

Das Tor glitt zur Seite und verschwand in der Mauer. Als der Fiat durch die Einfahrt rollte, bemerkte

Alexander eine an der Mauer installierte Videokamera, die ihren Weg verfolgte.

Der Wachmann, der eine einfache dunkle Uniform und darüber ein Regencap trug, winkte, was Donati mit einem knappen Nicken quittierte. Das Tor glitt zurück in seine alte Position. Der Tempra fuhr um eine buschbewachsene Biegung, und die Mauer, die mehr an

ein Gefängnis als an eine Klinik erinnerte, verschwand aus Alexanders Blickfeld.

«Was für eine Klinik ist das?», fragte er. «Was wird hier behandelt?»

«Alles Mögliche.»

«Meinen Sie nicht, dass Sie mir eine Erklärung schulden?», versetzte Alexander säuerlich.

«Dafür, dass ich Sie gerettet



habe?»»

«Zum Beispiel. Ich bin Ihnen sehr dankbar, Commissario, aber ich glaube nicht, dass Ihre Handlungsweise mit Ihren dienstlichen Pflichten in Einklang steht.»»

«Es gibt höherrangige Pflichten», sagte Donati.

Er schien die Unterhaltung mit dieser geheimnisvollen Äußerung als beendet

anzusehen. Stumm lenkte er den Wagen durch einen verlassenen Park. Alexander fühlte sich an eine der Villen erinnert, die mit ihren weitläufigen Grünanlagen einst vom Renaissance-Adel als Lustschlösser errichtet worden waren und heute den Bürgern Roms Entspannung und Erholung boten.

Nur dass diese Anlage der Öffentlichkeit zweifellos

nicht zugänglich war. An  
Rosenhecken, großen  
Springbrunnen und antiken  
Statuen vorbei ging es zu  
einem imposanten  
vierstöckigen  
Renaissancebau.

Donati hielt auf einem  
unbefestigten Vorplatz.  
Mehrere Fahrzeuge parkten  
da rund um eine Statue von  
Jupiter Fulgur, dem Gott des  
Blitzes. Die alte

Himmelsgottheit schien nur auf ihre Ankunft gewartet zu haben. Grell fuhr ein Blitzstrahl aus den Wolken und beleuchtete die Statue, die drohend einen stilisierten Blitz in der Hand hielt. Das untere Ende des Marmorblitzes war abgebrochen, und Jupiter fehlte das halbe Gesicht, was Alexander schmerzlich an den niedergeschossenen Aldo Tessari erinnerte. Dem Blitz

folgte dumpfes Donnern und das zerfetzte Gesicht versank im Dämmer dieses lichtlosen Tages.

Über aufgeweichten Schlammboden liefen sie zum zweiflügeligen Hauptportal. Ein Dreiecksgiebel, der auf Säulen nach ionischem Vorbild ruhte, schützte den Eingangsbereich vor dem Regen. Als Alexander sich

umblickte, sah er direkt in eine Überwachungskamera.

Ein Torflügel schwang auf. Eine blonde Frau in eng sitzender Schwestertracht bat sie herein und musterte Alexander besorgt.

«Sie sehen aber gar nicht gut aus, Signore.»

«Ihm geht's auch gar nicht gut, Ilaria», ahmte Donati ihren fürsorglichen Tonfall

nach. «Wäre gut, wenn der Professor sich Signor Rosin ansehen könnte. Ich muss den Wagen in die Garage fahren. Vielleicht ist er schon zur Fahndung ausgeschrieben.»

«Ich werde den Professor verständigen und mich um Signor Rosin kümmern», versprach Schwester Ilaria mit einem verheißungsvollen Lächeln.

Donati wandte sich wortlos

um und hinkte wieder in den Regen hinaus.

Was für eine Klinik dies auch sein mochte, unter anderen Umständen hätte Alexander sich hier mit Freuden einweisen lassen. Jetzt aber achtete er kaum auf Ilarias verführerischen

Hüftschwung, als er ihr durch weitläufige Gänge folgte. Die Wände waren mit Fresken geschmückt, die im Glanz



frischer Restaurierungen  
erstrahlten. Professor Orlandi  
musste gut betuchte  
Patienten haben.

Die blonde Frau, deren Alter  
er auf etwa fünfunddreißig  
schätzte, führte ihn in ein  
Ordinationszimmer, in dem  
moderne medizinische  
Apparate eine halbwegs  
gelungene Symbiose mit  
antiken Möbeln, großen  
Ölgemälden und schweren

Brokatvorhängen eingingen. Die Fenster hinter den Vorhängen waren durch starke Gitterstäbe gesichert. Als Alexander versuchte, sich den Anblick der Klinik von außen zu vergegenwärtigen, erinnerte er sich, dass die Fenster, soweit er sie hatte sehen können, alle vergittert waren. Er hatte den Eindruck, sich im komfortabelsten Gefängnis der Welt zu

befinden.

Schwester Ilaria sprach leise ein paar Worte in ein Telefon, dann säuberte sie vorsichtig sein Gesicht. Die sanfte Berührung ihrer Hände und der schwere Duft ihres Parfüms übten eine beruhigende Wirkung auf ihn aus. Er schloss die Augen, atmete tief durch und genoss Ilarias Nähe und Wärme. Der Wahnsinn der letzten Stunde

fiel von ihm ab. Er hätte sich halbwegs entspannt gefühlt, hätten ihm nicht die Trauer um Papst Custos und die hämmernde Sorge um Elena auf der Seele gelegen.

«Willkommen in meinem Haus, Signor Rosin», sagte eine hohe, dünne Männerstimme und riss ihn aus dem kurzen Traum falscher Geborgenheit. «Ich bin Renato Orlandi.»

Die Nonchalance des hoch  
gewachsenen, dünnen  
Mittfünfzigers im  
altmodischen grauen  
Dreiteiler verblüffte  
Alexander. Donati war  
schweigsam gewesen wie  
eine Sphinx.

Der Professor und seine  
Schwester dagegen verhielten  
sich, als sei er mal eben zur  
Sprechstunde  
hereingeschneit. Sie mussten

doch wissen, dass der Papst erschossen worden war und dass ihr Patient als Komplize des Mörders gesucht wurde.

Er ergriff die ausgestreckte Rechte des Professors und schüttelte sie matt. Der gescheiterte Versuch, den Papst zu beschützen, und die anschließende Flucht hatten ihn erschöpft.

Vielleicht ließ er deshalb alles mit sich geschehen.

Was sonst hätte er auch tun sollen? Sich der Polizei stellen? Von Gunten und Parada hätten schon dafür gesorgt, dass man ihm nicht glaubte.

Orlandi hob die Brauen und sah ihn an wie einen dummen Jungen. «Na, wo drückt der Schuh?»

«Der Schuh hat in mein Gesicht gedrückt», brummte Alexander. «Ich dachte, das

sieht man.»

«In der Tat.»

Als Orlandi sich über ihn beugte, kitzelte der Geruch von Pfeifentabak Alexanders Nase. Immerhin konnte er noch riechen.

Der Professor stieß einen kurzen Seufzer aus. «Da werde ich wohl am besten gleich operieren.»

«Operieren?», rief



Alexander. «Was? Wozu?»

«Die Nase natürlich. Damit Sie wieder frei atmen können.

Außerdem wollen Sie doch nicht für den Rest Ihres Lebens aussehen wie Belmondo.» Orlandi wandte sich zu Ilaria um.

«Schwester, bereiten Sie alles vor.»

«Ja, Herr Professor.»

Nachdem sie den Raum verlassen hatte, zog Orlandi die Jacke aus und hängte sie sorgfältig über einen Stuhl. Dann krempeelte er die Ärmel seines blütenweißen Hemdes bis über die Ellbogen hoch und machte sich an einem Schrank mit Arzneifläschchen zu schaffen.

«Sie sollten sich auf die Liege dort legen und Jacke

und Hemd ausziehen», sagte er, als er sich wieder zu Alexander umdrehte.

In der rechten Hand hielt er einen kleinen, durchsichtigen Plastikzylinder, der in einer langen Nadel auslief. «So kann ich Ihnen die Spritze am besten geben.»

«Jetzt auch noch eine Spritze?»

«Nur keine Angst, mein

Bester. Die Operation wird schmerzhaft. Sie werden für die Betäubung noch dankbar sein.»

Als die Nadel in seinen Oberarm fuhr und das Zimmer kurz darauf vor seinen Augen zu verschwimmen begann, fragte Alexander sich, ob er richtig gehandelt hatte, als er zu Stelvio Donati in den Wagen stieg. Bleierne

Müdigkeit senkte sich über ihn. Ein panischer Versuch, gegen das betäubende Schweregefühl anzukämpfen, scheiterte kläglich. Sein letzter Gedanke, bevor um ihn her alles finster wurde, galt Elena.

*Donnerstag, 14. Mai*

Der           Anblick           des  
Krankenzimmers hatte etwas  
Deprimierendes.

All das klinisch saubere  
Weiß und die hochmodernen  
Apparaturen mit ihrem  
wichtigen Tuten und Piepen  
konnten nicht darüber  
hinwegtäuschen, dass dies  
das Vorzimmer zum Jenseits

war. Ob zum himmlischen Frieden oder zum Fegefeuer, darüber machte er sich im Augenblick keine Gedanken. Zur Zeit ging es schlichtweg um Leben und Tod. Fast meinte er, durch den eigentümlichen aseptischen Geruch der Krankenstation den süßlichen Hauch des Todes, der Verwesung, wahrzunehmen.

Der Patient lag reglos in

seinem Bett, wie er es den ganzen letzten Tag und die Nacht hindurch getan hat, hilfloses Objekt in den behandschuhten Händen der Ärzte. Sie beugten sich über ihn, tuschelten hinter ihren Mundschutzmasken miteinander und betrachteten stirnrunzelnd die grünen und gelben Monitore der lebenserhaltenden Geräte.

Ein kleiner, stämmiger Mann



drehte sich um. Schweiß perlte auf seiner Stirn. Als er den Mundschutz mit einer müden Bewegung abstreifte, enthüllte er ein teigiges Gesicht, das durch den Stoppelbart etwas unpassend Verwegenes erhielt.

Dr.

Salvatore Secchi, der Leiter des vatikanischen Gesundheitsdienstes und Leibarzt des Papstes, hatte

seit vierundzwanzig Stunden  
um das Leben seines  
Patienten gekämpft.

Jetzt schüttelte er traurig den  
Kopf und sagte mit brüchiger  
Stimme: «Es ist sinnlos, der  
Papst ist tot.»

Ovasius Shafqat fühlte sich  
wie vor den Kopf geschlagen.

Natürlich hatte er damit  
rechnen müssen, und doch –  
gerade dieser Papst hätte

leben sollen!

Der Privatsekretär des toten Papstes taumelte zurück, als könne er Dr. Secchis Auskunft negieren, indem er auf Distanz zu dem Arzt ging. Dabei stieß er mit dem linken Arm, der bandagiert war und in einer Schlinge steckte, gegen einen Medizinschrank. Ein höllischer Schmerz durchzuckte seine ganze linke Seite, aber das war

bedeutungslos im Vergleich zu seiner Verzweiflung.

Es gab gewiss mutigere Männer als ihn, aber er hätte sein Leben gegeben, um Jean-Pierre Gardien zu retten. So viel hing von diesem Mann ab. Welche Hoffnungen hatten die Auserwählten mit seiner Wahl zum Papst verbunden, Hoffnungen für die ganze Welt!

Warum nur hatte die Schrotladung des Attentäters den Papst mit voller Wucht getroffen und ihn, Shafqat, nur am Arm verletzt? Wäre er für den Papst gestorben, so wie Tessari und Zanni, es wäre der beste Tod gewesen, den er sich wünschen konnte. Dieses Ende aber war die schlechteste Möglichkeit des Weiterlebens.

«Es sind zu viele

Schrotkugeln nahe beim Herzen eingedrungen.» Shafqat hörte Secchis Worte wie aus weiter Ferne. «Wir mussten die Kugeln entfernen, damit Seine Heiligkeit überhaupt eine Lebenschance hatte. Aber diese Chance war gering. Zu gering.»

Shafqat konnte den Anblick des Krankenbetts nicht länger ertragen. Die reglose Gestalt

des Ermordeten mit den  
Schläuchen und Elektroden  
an seinem Körper wirkte wie  
ein Hohn auf den Mann, der  
als Papst Custos angetreten  
war, um die Welt zu  
verändern. Benommen  
wandte der Ire sich ab und  
sah aus dem Fenster über die  
Dächer und Gärten des  
Vatikans, die sich hinter dem  
Apostolischen Palast  
erstreckten. Die  
Morgendämmerung mit

ihrem unwirklichen Licht und den langen Schatten ließ den Stadtstaat noch bizarrer erscheinen, als er es ohnehin war.

War es richtig gewesen, Gardien hier zu behandeln, innerhalb dieser abgeschlossenen, konservativen, in vielerlei Dingen rückständigen Welt? Er zweifelte nicht an den Fähigkeiten von Dr. Secchi



und seinem Team, aber in der Gemelli-Klinik hätten mehr Ärzte mit ihrem gesammelten Wissen zur Verfügung gestanden.

Papst Johannes Paul II. hatte man damals, als er durch den Attentäter Ali Agca schwer verwundet worden war, ins Gemelli-Krankenhaus gebracht, und er hatte überlebt. Andererseits hatte gerade dieser Vorfall den

Anstoß gegeben, im  
Apostolischen Palast ein  
eigenes kleines Krankenhaus  
einzurichten. Ein  
Krankentransport durch  
Roms verstopfte Straßen  
kostete wertvolle Zeit und  
ein Aufenthalt des Papstes in  
einem römischen  
Krankenhaus wäre für die  
Medien ein gefundenes  
Fressen gewesen.

Shafqat wischte seine

Bedenken beiseite. Die apostolische Krankenstation war zwar klein, aber medizintechnisch auf dem neuesten Stand. Und die Ärzte des vatikanischen Gesundheitsdienstes arbeiteten hauptberuflich an den großen Kliniken Roms und verfügten daher über reiche Berufserfahrung. Die meisten Kurienkardinäle hatten Domenico Musolinos Entscheidung, Papst Custos

im Vatikan zu behandeln,  
begrüßt. Nicht wenige unter  
ihnen hätten es einfach  
unschicklich gefunden, wenn  
der Heilige Vater sich unter  
tausend gewöhnlichen  
Sterblichen in einem  
öffentlichen Krankenhaus  
hätte betreuen lassen. Eine  
Einstellung, die auf frühere  
Jahrhunderte zurückging, als  
die häusliche Pflege für einen  
Kranken tatsächlich die beste  
gewesen war. Dass sich

seither manches verändert hatte, wollte nicht in die kurialen Betonköpfe hinein. Nicht umsonst hatte einmal ein Journalist geschrieben, einige Kardinäle seien so steif, dass sie beim Sprechen knarrten und quietschten.

«Der Heilige Vater ist gestorben. Rufen wir alle zusammen, die anwesend sein müssen, wenn die Hammerfrage gestellt wird.»

Das sagte Musolino, der dem Papst schon am Vortag die Letzte Ölung erteilt hatte. Der Kardinalstaatssekretär war, wie auch Kardinalprotodiakon Tamberlani, seit dem Attentat nicht von der Seite des Schwerverletzten gewichen.

Shafqat sah Übermüdung, aber keine Trauer in dem faltigen Gesicht des

Staatssekretärs. Im Gegenteil, die tief liegenden Augen versprühten eine Energie, die in diesem Moment höchst unpassend wirkte. Vielleicht hing es damit zusammen, dass Musolino neben dem Amt des Staatssekretärs auch das des Camerlengos der heiligen römischen Kirche bekleidete. Ein Amt, dessen wahre Bedeutung erst zum Tragen kam, wenn ein Heiliger Vater

verschieden war. In der Sedisvakanz, der Zeit zwischen dem Tod eines Papstes und der Wahl des neuen, leitete der Camerlengo die Kirche – und er organisierte die anstehende Papstwahl. Das war eine schwierige Aufgabe, die ein großes Maß an Energie und Durchsetzungskraft erforderte. Doch Musolino strahlte noch mehr aus. Jede



Faser seines Körpers wirkte angespannt. Er schien sich geradezu auf die vor ihm liegende Aufgabe zu freuen.

Die Hammerfrage!

Es war alte Tradition, sie nach dem Tod eines Papstes zu stellen. Shafqat wusste das. Doch alles in ihm sträubte sich gegen die Vorstellung, dass die Prozedur auf die leblose Gestalt dort im Krankenbett

angewendet wurde. Damit würde Jean-Pierre Gardien endgültig tot sein.

Als ein dunkelhäutiger Monsignore aus dem Staatssekretariat, der stumm in einer Ecke gesessen hatte, zur Tür ging, um den Befehl seines Herrn auszuführen, stellte Shafqat sich ihm in den Weg.

«Nicht, bitte!» Er sah zu Musolino hinüber. «Eminenz,

warten Sie noch mit der Hammerfrage. Gewähren Sie mir ein paar Minuten allein mit Seiner Heiligkeit.»

Verwunderung malte sich in Musolinos sonst so beherrschten Zügen. «Das sieht das Protokoll nicht vor, Don Shafqat.»

«Ich weiß, aber trotzdem ...»

Shafqat war sich der Kläglichkeit seines

Vorstoßes bewusst und brachte den Satz nicht zu Ende. Er fühlte sich überfordert.

Er war schwach, ein Sünder. Warum hatte Gardien gerade ihn zum Vertrauten erkoren?

Wenn doch nur John Kembles Hand käme! Schon gestern Mittag hatte er sie in einem heimlichen Telefonat angefordert.

Die Aussichten standen zwar schlecht, aber vielleicht konnte er Gardien auf diese Weise doch helfen.

«Die Formalitäten müssen erledigt werden», sagte Musolino weihevoll. «Es ist an der Zeit, die Hammerfrage zu stellen.»

Das Aufblitzen in seinen Augen zeigte deutlich, dass es ihm um mehr ging als um Formalitäten.

Als der dunkelhäutige  
Monsignore auf Musolinos  
Wink hin den Raum verließ,  
schwanden Shafqats  
Hoffnungen.

Schwester Ilaria trat ein, und  
Alexander hoffte, endlich  
Neuigkeiten zu erfahren. Er  
war erst vor wenigen  
Minuten aufgewacht und  
hatte mit Schrecken  
festgestellt, dass es schon  
dämmerte. Das Gewitter

hatte sich gelegt, nur noch schwach klopfte der Regen gegen die vergitterten Fensterscheiben. Er hatte aufstehen wollen, doch war das einfacher gedacht als getan. Er fühlte sich unendlich müde und matt, als habe ein Sukkubus sämtliche Lebensenergie aus ihm herausgesaugt. Jetzt versuchte er noch einmal, sich im Bett aufzurichten, und merkte, dass noch etwas

anderes ihn zurückhielt. Er war an Armen und Beinen festgeschnallt!

«Guten Morgen, Signor Rosin», flötete Ilaria und stellte ein schwer beladenes Tablett auf den Nachttisch. «Sie haben die Nacht hoffentlich gut überstanden?»

«Was soll das?», knurrte er und zerrte an den straffen Lederriemen. «Bin ich ein



Gefangener?»

«Professor Orlandi hielt es für besser. Sie durften sich nach der Operation nicht aufs Gesicht legen. Einen Moment.»

Während sie sich über das Bett beugte, um die Riemen zu lösen, kam ihm eine beunruhigende Erkenntnis. Das diffuse Licht, das durchs Fenster hereinfiel, stammte nicht von der

Abenddämmerung.

«Was haben Sie eben gesagt, Schwester? Guten Morgen?»

«Etwas dagegen?»

«Welchen Tag haben wir denn?»

«Den vierzehnten natürlich.»

«Dann habe ich fast vierundzwanzig Stunden geschlafen!»

Ilaria hatte den letzten

Riemen geöffnet und lächelte ihn an.

«Das hat Ihnen gut getan, nicht wahr? Der Professor hat Ihnen ein starkes Schlafmittel gegeben, weil er meinte, das sei bei Ihrer physischen und psychischen Erschöpfung das Beste.» Sie rückte das Tablett zurecht. «Und jetzt frühstücken wir ordentlich!»

Er verspürte nicht den

geringsten Hunger. Dafür bedrängten ihn hundert Fragen. «Was ist mit Elena? Ist der Papst wirklich tot? Und der Attentäter, ist er ...»

«Später», säuselte Ilaria. «Das können Sie alles später klären, Signor Rosin. Jetzt wollen wir frühstücken.»

Sie goss aus einem verzierten Kännchen dampfenden Tee in eine Tasse mit demselben Dekor. Wütend schlug er sie

ihr aus der Hand. Die Schwester taumelte zurück und riss dabei das ganze Tablett zu Boden. Die teure Kanne zersprang. Brötchen, Margarine, Marmelade, Wurst und Käse verteilten sich auf dem Parkett.

«Ich habe keinen Hunger! Begreifen Sie das?»

«Ich schon.» Sie machte einen Schmolmund. «Aber dass der Professor dafür

Verständnis aufbringen wird, bezweifle ich.»

«Rufen Sie ihn her und fragen Sie ihn!», verlangte Alexander.

Die Unterhaltung mit Schwester Ilaria brachte ihn nicht weiter; er hoffte, dass Orlandi seine Fragen beantworten würde.

«Wie Sie wünschen, Signore.»

Sie griff nach dem Hörer des Telefons, das neben seinem Bett an der Wand hing.

Er stand langsam auf und bekämpfte ein Schwindelgefühl, das die Wände ins Kreiseln bringen wollte. Beiläufig stellte er fest, dass er einen blauen Pyjama trug. Auf nackten Füßen wankte er durch das luxuriöse Krankenzimmer zum Fenster. Vor einem

Wandspiegel, eingefasst in einen aufwendig geschnitzten Rahmen, blieb er stehen. Im ersten Augenblick glaubte er, eine Mumie glotze ihn aus dem Spiegel an. Sein Gesicht war bandagiert. Nur Augen, Mund und ein Stück Nase schauten hervor.

Als seine Hände unwillkürlich zum Gesicht fuhren, sagte Ilaria streng: «Lassen Sie das besser!



Professor Orlandi wird Ihnen schon sagen, wann Sie den Verband abnehmen können.

Übrigens wird er gleich hier sein. Sie legen sich am besten wieder hin.»

Aber er ging weiter zum Fenster und blickte auf den Vorplatz der ominösen Privatklinik. Der Park dahinter sah chaotisch aus.

Der Sturm hatte Äste

geknickt und abgerissen, Bäume und Buschwerk halb entlaubt. Der unbefestigte Platz war ein Meer aus Schlamm, durch das sich Reifenspuren zogen. Bei seiner Ankunft hatte ein halbes Dutzend Wagen dort geparkt, jetzt waren es doppelt so viele. Donatis Fiat befand sich nicht darunter. Es war noch immer stark bewölkt. Das Unwetter hatte sich nicht verzogen, sondern

nur eine Pause eingelegt. Vor dem Haus stand Jupiter Fulgur und schwang den zerstörerischen Blitz.

Zwei Männer betraten den Raum, Orlandi und Donati.

«Hinlegen oder wenigstens ins Bett setzen, aber nicht mit nackten Füßen hier herumstehen!», befahl der Professor.

Alexander gehorchte, um

langwierige Diskussionen zu vermeiden. Orlandi schickte Ilaria, die inzwischen das verschüttete Frühstück und die Scherben aufgesammelt hatte, hinaus.

«Sie haben wohl ein paar Fragen», meinte der Professor.

«Aber sagen Sie mir erst, wie es Ihnen geht.»

«Ein leichtes

Schwindelgefühl, und mein Gesicht ist ganz taub.»

«Wunderbar», befand Orlandi. «Dann ist alles normal.»

Alexander konnte nicht länger an sich halten und fragte: «Hat man Elena gefunden?»

Donati trat an sein Bett und setzte eine betrühte Miene auf.

«Leider nicht. Sie und der Attentäter sind spurlos verschwunden. Die Kollegen haben nur den Ü-Wagen gefunden.»

«Etwa wieder an der Stazione Termini?»

«Nein», antwortete der Commissario. «Der Wagen stand verlassen auf dem Hinterhof einer stillgelegten Schreinerei am Westhang des Gianicolo. Ich komme gerade

aus dem Präsidium.

Zum Glück stehe ich nicht unter Verdacht. In dem Chaos und bei dem Wolkenbruch gestern hat sich niemand das Kennzeichen meines Wagens gemerkt.»

«Wie schön für Sie!», brummte Alexander.

Er machte sich schwere Vorwürfe, weil er Elena nicht aus der Sache herausgehalten

hatte. Aber wie hätte er das tun können?

Obwohl er sich immer wieder sagte, dass Elena sich ohnehin nichts vorschreiben ließ, fühlte er sich verantwortlich für das, was mit ihr und Spartaco geschehen war. Er erkundigte sich nach Negro.

«Er ist mit einem blauen Auge davongekommen», sagte Donati. «Genauer



ausgedrückt, mit einem leichten Streifschuss am Bein.»

Er berichtete, dass auch Ovasius Shafqat nur leicht verletzt war. Tessari und Zanni waren auf der Stelle tot gewesen, aber das hatte Alexander nicht anders erwartet. Hatten die Verschwörer mit Tessari einen der Ihren geopfert, um ihr Ziel zu erreichen? Und

falls Tessari nicht zu ihnen gehörte, musste sein Tod Riccardo Parada umso gelegener kommen. Der Vigilanzchef würde wohl dafür sorgen, dass Tessaris Nachfolger zum Kreis der Verschwörer zählte.

«Und der Papst?», fragte er mit belegter Stimme.

«Obwohl ihn etliche Kugeln getroffen haben, war noch Leben in ihm. Da ein

Transport ins Krankenhaus zu gefährlich erschien, hat man ihn auf die Krankenstation im Apostolischen Palast gebracht. Nach unseren Informationen besteht wenig Hoffnung, wenn auch ...»

Das leise Klingeln des Telefons unterbrach Donati.

Orlandi nahm ab und lauschte dem Anrufer. Bestürzung lag auf seinem

Gesicht, als er den Hörer mit einer mechanischen Bewegung einhängte. Sein Blick pendelte zwischen Donati und Alexander.

«Sprechen Sie ruhig, Professor», sagte Donati. «Wenn wir vorankommen wollen, müssen wir einander vertrauen.»

«Ich fürchte, es gibt kein Vorankommen mehr.»  
Orlandis Stimme klang noch

heiserer als gewöhnlich. «Der Anruf kam aus dem Vatikan. Musolino will die Hammerfrage stellen.»

Sie alle wussten, was das bedeutete.

Eine Tradition, viele Jahrhunderte älter als die Intensivstation im Apostolischen Palast, wurde in dem Krankenzimmer befolgt.

Über das Gesicht des Heiligen Vaters war ein weißes Tuch gedeckt. Bis auf Dr. Secchi hatten alle Ärzte und Schwestern den Raum verlassen. An ihre Stelle waren kirchliche Würdenträger getreten, deren rote und schwarze Farben einen starken Kontrast zum allgemeinen Weiß der Krankenstation bildeten. Die Tradition verlangte, dass die Hammerfrage in

Anwesenheit des Päpstlichen Zeremonienmeisters, der Geheimsekretäre und des Kanzleivorstehers der Apostolischen Kammer gestellt wurde. Sie alle und weitere hohe Geistliche drängten sich um das Krankenbett, das zum Totenlager geworden war.

Für Ovasius Shafqat, der mit den Kardinälen Musolino und Tamberlani am Kopfende des

Bettes stand, war es eine Szene wie aus einem Albtraum. Und er konnte kaum hoffen, daraus zu erwachen.

Der dunkelhäutige Sekretär Musolinos, der eine Stunde zuvor gegangen war, die kurialen Würdenträger zusammenzurufen, hielt seinem Herrn einen kleinen schwarzen Koffer hin. Nach einem Blick in die Runde



erledigte Musolino seine  
erste Pflicht als  
Kardinalcamerlengo. Er  
nahm das weiße Tuch vom  
Gesicht des Papstes und  
reichte es Tamberlani.  
Musolino klappte den Koffer  
auf und nahm einen kleinen  
silbernen Hammer heraus.

Er beugte sich über den  
Pontifex, schlug leicht mit  
dem Hammer gegen dessen  
Stirn und fragte mit lauter

Stimme:

«Jean-Pierre Gardien, lebst du, oder bist du tot?»

Genauestens befolgte er die Tradition, die es verlangte, dass der Papst mit seinem bürgerlichen Namen angesprochen wurde.

Sosehr Shafqat es auch ersehnt hatte, Gardien antwortete nicht.

Auch dann nicht, als

Musolino den Vorgang zweimal wiederholte, wie es die geheiligte Regel vorschrieb.

Nachdem die Frage zum dritten Mal unbeantwortet geblieben war, richtete der Camerlengo sich auf, drehte sich zu den anderen um und sagte feierlich: «Wahrhaftig, der Papst ist tot.»

Alles war verloren! Shafqat war speiübel und er rang

nach Atem.

Dennoch registrierte er, dass nur in einigen der ihn umgebenden Gesichter Trauer und Beklemmung standen. Papst Gardien hatte sich durch seine unkonventionelle Art und durch seine verwegenen Pläne zur Erneuerung der Kirche in seinem engsten Umfeld alles andere als beliebt gemacht. Manch einer

schien sogar erleichtert, dass es gestern nicht zu der weltweit mit Spannung erwarteten Audienz gekommen war.

Eifrig gingen der Camerlengo, die Angehörigen der Apostolischen Kammer und Dr. Secchi daran, die Identität des Toten zu beurkunden und den Totenschein auszustellen.

Mit dem negativen Ausgang der Hammerfrage galt Custos für die Kirche als tot, sein Pontifikat war erloschen.

Jetzt galt es, sich auf die Wahl des nächsten Papstes zu konzentrieren. Shafqat hätte Gift darauf genommen, dass es diesmal kein Reformer wie Gardien sein würde, sondern im Gegenteil ein erzkonservativer Kardinal. Als er die Geschäftigkeit

beobachtete, mit der Gardiens Ableben beurkundet wurde, kam ihm ein Satz in den Sinn, der nach dem Tod des vorherigen Papstes in der Presse gestanden hatte: *Wenn ein Papst stirbt, macht man eben einen neuen.*

Der Raum leerte sich. Man hatte das Wichtigste gesehen und gehört und brannte darauf, die Neuigkeit nach draußen zu tragen. Es war ein

offenes Geheimnis, dass  
mancher Monsignore,  
Erzbischof und auch Kardinal  
einem Vatikanisten als  
Informant diente. Dafür gab  
es Gegenleistungen der  
unterschiedlichsten Art – von  
einem guten Essen bis hin zu  
anderen fleischlichen  
Genüssen. Bevor Monsignore  
Wetter-Dietz das Ende von  
Custos' Amtszeit offiziell  
bekannt gab, würde es in  
Rom schon die Runde



machen: « *Il Papa e morto!* »

– «Der Papst ist tot!» Und alle Kirchenglocken würden läuten.

Ein Mann in der Uniform der Vatikanpost schob keuchend einen kleinen Wagen mit einem schweren Paket durchs Gedränge und rief: «Eine Eilsendung für Don Shafqat! Ist eben angeliefert worden.»

Musolino                      warf                      dem

Postbeamten einen  
strafenden Blick zu.

«Hat der Herrgott Sie  
verlassen, Mann? Jetzt ist  
wohl kaum der richtige  
Augenblick, die Post  
auszuteilen!»

«Aber Don Shafqat hat mich  
beauftragt, ihm das Paket  
unter allen Umständen sofort  
zu bringen», rechtfertigte der  
Postbeamte sich. Im  
Angesicht der hohen

Würdenträger zog er sein schweißleckiges hellblaues Hemd glatt und strich die dunkle Krawatte zurecht.

«Das stimmt», mischte Shafqat sich ein.

Eilig trat er zu dem Postler und betrachtete die Sendung.

Tatsächlich, sie kam aus England! Seine fast schon erloschene Hoffnung loderte wieder auf.

«Eine Unterschrift bitte,  
Hochwürden.»

Der Postbeamte hielt ihm  
Klemmbrett und  
Kugelschreiber unter die  
Nase, und er bestätigte den  
Empfang.

Mit fliegenden Fingern  
öffnete Shafqat das Paket.  
Unter zwei Schichten dicken  
Packpapiers kam eine mit  
Styroporkugeln gefüllte  
Metallkiste zum Vorschein.

In das Styropor war sorgsam ein Kasten aus Eichenholz gebettet. Hastig überflog er den beiliegenden Brief des Bischofs von Hereford, bevor er den Holzkasten öffnete.

Die Kurialen, die sich neugierig um ihn geschart hatten, stöhnten auf und wichen zurück, als sie den Inhalt erblickten.

Shafqat dagegen war kein bisschen erschrocken. Er

hatte gewusst, was ihn erwartete, hatte es früher schon einmal gesehen. Die schwärzliche, mumifizierte Klaue mochte aussehen wie aus dem Fundus eines Gruselkabinetts, aber sie war eine Reliquie. Bevor sie abgehackt wurde, hatte die Hand dem Priester John Kemble gehört, der anno 1679 hingerichtet und 1970 heilig gesprochen worden war.

Als Shafqat die Klaue aus dem Kasten hob, traten die Kurialen noch weiter zurück. Andächtig starrte er auf das mumifizierte Stück Mensch und rätselte, ob das Wunder, das er vor vielen Jahren erlebt hatte, sich wiederholen würde.

«Was ist das, Don Shafqat?», fragte Musolino in demselben unduldsamen Ton, in dem er mit dem

Postbeamten gesprochen  
hatte.

«Eine Hand.»

«Wir sind nicht hier, um uns  
von Ihnen zum Narren halten  
zu lassen», wies der  
Staatssekretär ihn zurecht.

Shafqat hielt die Hand hoch,  
sodass alle sie sehen konnten.

«Das ist die Hand des John  
Kemble, eine anerkannte  
Reliquie unserer Kirche in



England. Ich habe den  
Bischof von Hereford  
gebeten, sie uns zu schicken,  
weil ich hoffe, damit Seiner  
Heiligkeit helfen zu können.»

«Helfen?», krächte der alte  
Tamberlani. «Ja, wie denn  
das?»

«Ich habe schon einmal  
erlebt, wie Kembles Hand  
Wunder gewirkt hat», sagte  
Shafqat, der auf einmal eine  
merkwürdige Gelassenheit

verspürte, so als übertrage die Reliquie eine geheime Kraft auf ihn. «Damals war ich ein junger Priester an der Kirche St. Francis Xavier in Hereford, wo diese Reliquie aufbewahrt wird. Als Pater Christopher Jenkins von St. Francis Xavier nach einem Schlaganfall in ein tiefes Koma fiel, sahen die Ärzte keine Chance mehr für ihn. Ich war dabei, als Jenkins'

Stellvertreter, Pater Tumelty, die Hand vom Altar holte und auf Pater Jenkins' Stirn legte. Kurz darauf erwachte Jenkins aus dem Koma, und nach einiger Zeit verschwanden auch die durch den Schlaganfall verursachten Beeinträchtigungen.»

Ein Detail hatte Shafqat den Kurialen verschwiegen: Er, Pater Ovasius Shafqat, hatte den Pater in den Armen

gehalten, als Anthony Tumelty ihm die Kemble-Hand auf die Stirn legte.

«Ob die Hand das Wunder vollbracht hat oder nicht, spielt keine Rolle», rief Tamberlani, offenbar verärgert über Shafqats Aktionismus. «Der Fall in Hereford war anders gelagert. Damals ging es um einen Priester, der im Koma lag. Unser Heiliger Vater aber ist

tot!»

«Was kann es dann schaden, wenn ich die Reliquie zu ihm bringe?»

«Die Medien werden davon erfahren», schnaubte der Kardinalprotodiakon. «Wir machen uns lächerlich!»

«Geistliche der heiligen römischen Kirche machen sich lächerlich, wenn sie die Reliquie eines Heiligen

benutzen?», fragte Shafqat. «Wie kann das möglich sein, Eure Eminenz?»

Musolino machte eine beschwichtigende Handbewegung gegenüber Tamberlani, der kurz vor einem cholerischen Anfall stand, und sagte: «Lassen wir Don Shafqat gewähren. Er hat ganz Recht, wir sollten über den Hohn der Medien erhaben sein.

Außerdem soll man uns nicht nachsagen, wir hätten irgendetwas unversucht gelassen, um Papst Custos zu retten. Die Medizin hat ihre Chance gehabt, legen wir das Schicksal des Pontifex also mit der Kraft und Gefasstheit unseres Glaubens in Gottes Hand.»

Einige der Anwesenden grinsten unverfroren. *In Gottes Hand.*

Ein paar gaben durch Gesten zu erkennen, dass sie Shafqat für einen Spinner hielten. Ein Sekretär der Apostolischen Kammer führte ein unsichtbares Glas zum Mund, woraufhin einige in der Runde über den irischen Trunkenbold kicherten.

Von all dem unbeeindruckt, trat Ovasius Shafqat mit der schwarzen Hand zum Krankenbett. Jetzt würde sich



erweisen, ob Jean-Pierre Gardien den richtigen Mann zu seinem Privatsekretär erwählt hatte. Und ob Shafqats Kraft, sein Glaube, stark genug war.

Trotz seiner Sorge um Elena und der Trauer um den Papst fühlte Alexander sich etwas besser, als er Schwester Ilaria durch mehrere Gänge und über eine breite Steintreppe mit kunstvoll verziertem

Geländer ins oberste Stockwerk folgte. Er sah weder andere Schwestern noch Patienten. An ein Krankenhaus erinnerte hier nichts als Ilarias weiße Tracht, die sich über ihren verführerischen Formen spannte. Zweimal hörte er undeutliche Stimmen hinter verschlossenen Türen.

Er hoffte, gleich mehr über dieses Haus und die hier

versammelten Menschen zu erfahren; Donati und Orlandi hatten es ihm zugesagt. Er hatte geduscht und das zweite Frühstück, das Ilaria ihm brachte, brav verzehrt. Seine Entschuldigung hatte sie mit einem verständnisvollen Lächeln akzeptiert. Das taube Gefühl in seinem Gesicht wich allmählich, und seine Lebensgeister erstarkten. In den frischen Kleidern, die Ilaria ihm gebracht hatte,

hätte er sich ganz normal  
gefühlt, wäre nicht der  
Verband um sein Gesicht  
gewesen.

Sie führte ihn in einen Salon,  
dessen altertümliche  
Ausstattung hundert Jahre alt  
sein musste. Hinter den  
Rauchschwaden, die das  
riesige Zimmer durchzogen,  
entdeckte er klobiges  
Möbiliar und protzige  
Ölschinken. Drei Männer

saßen um einen runden Tisch und rauchten, was das Zeug hielt. Donati zog an einem halb heruntergebrannten Zigarillo, Orlandi an einer abgegriffenen Bruyereholzpfeife, und der dritte Mann, der in einem ledergebundenen Buch las, hatte sich eine filterlose Zigarette zwischen die Lippen geklemmt. Ihn hatte Alexander hier nicht erwartet.

«Setzen Sie sich zu uns, Signor Rosin», sagte Orlandi. «Bei einer Parlamentärspfeife und einem Glas Feuerwasser lässt sich's besser reden.»

«Danke nein, ich bin praktizierender Nichtraucher», entgegnete Alexander und starrte noch immer ungläubig auf den Mann mit dem Buch.

Der erwiderte seinen Blick

durch große, dicke  
Brillengläser und sagte auf  
Deutsch: «Guten Tag, Herr  
Rosin. Schade, dass wir uns  
unter solchen Umständen  
wieder sehen. Ich hoffe, Sie  
haben nichts dagegen, dass  
ich meine Freunde mit dem  
Inhalt dieses Buches vertraut  
gemacht habe.»

«Ihre Freunde?» Alexander  
setzte sich in einen der  
ausladenden Clubsessel und

musterte Remigio Solbelli skeptisch. «Ich glaube, jetzt sind ein paar Erklärungen fällig.»

«Verständlich, dass Sie Fragen haben», sagte der Privatgelehrte jetzt auf Italienisch. «Doch zunächst müssen Sie uns ein paar Antworten geben.»

Alexander versteifte sich, er war das Rätselraten leid. «Nicht ein Wort bekommen



Sie von mir zu hören, wenn Sie mir nicht Rede und Antwort stehen.»

Donati rutschte unwillig in seinem Sessel herum. «Ich habe Sie vor Ihren Gardekameraden gerettet und Professor Orlandi hat Ihre Nase zusammengeflickt. Dafür schulden Sie uns die Bereitschaft zu kooperieren, Rosin.»

«Wenn Sie das glauben,

machen Sie sich mit dem Gedanken vertraut, dass Sie an einen höchst zahlungsunwilligen Schuldner geraten sind.»

«Aber bitte, meine Herren, so kommen wir nicht weiter.»

Orlandi fuchtelte mit seiner Pfeife herum wie ein Dirigent mit seinem Stab, als wollte er einen anderen Takt vorgeben. «Lassen Sie uns höflich sein und Signor

Rosins Fragen beantworten, dann wird er auch höflich sein. Wir sitzen in einem Boot. Und wir müssen einen Plan entwickeln. Auch wenn unser Bruder Gardien tot ist, dürfen wir nicht aufgeben. Retten, was noch zu retten ist – das muss jetzt die Parole sein.»

Er fragte Alexander, was er trinken wolle. Schwester Ilaria brachte ihm einen mit

Wasser verdünnten Whiskey und verließ den Raum.

«Stellen Sie also Ihre Fragen, Signor Rosin», bat Orlandi.

«Wer sind Sie?», fragte Alexander. «Und was sind Ihre Ziele?»

«Das nenne ich auf den Punkt kommen», sagte Orlandi. «Und ich will Ihnen genauso knapp und präzise antworten. Wir sind ein Kreis von

Christen, die sich *Electi* nennen, die Auserwählten. Warum? Weil wir wissen, dass und wie die Lehre Christi im Laufe zweier Jahrtausende verfälscht wurde. Unser Ziel ist es, Christi Wort wieder zur Maxime des kirchlichen und christlichen Handelns zu machen. Jean-Pierre Gardien, der zu unserem Kreis gehörte, hätte als Pontifex der heiligen römischen

Kirche dieses Ziel  
verwirklichen können. Jetzt  
ist es wieder in weite Ferne  
gerückt.»

«Also hat der Zirkel Recht»,  
entfuhr es Alexander.  
«Gardien war tatsächlich ein  
Usurpator auf dem Heiligen  
Stuhl. Der Antichrist!»

«So ein Blödsinn», sagte  
Orlandi scharf. «Wie kann  
jemand der Antichrist sein,  
der Christi wahre Lehre

vertritt? Und wie kann jemand ein Usurpator sein, der ordnungsgemäß zum Papst gewählt worden ist. Sicher haben wir bei der Wahl ein wenig Politik hinter den Kulissen gemacht, aber das tun andere in der Kurie auch. Schon lange haben wir uns bemüht, einen der Unseren auf den Stuhl Petri zu setzen. Dass die Kardinäle des rechten und des linken Flügels sich bei der letzten

Wahl nicht auf einen  
Kandidaten einigen konnten,  
hat uns endlich zum  
Durchbruch verholfen.  
Entnervt von der langen  
Prozedur haben viele für  
Gardien gestimmt, der  
bislang unauffällig war und  
ihnen harmlos erschien, wie  
eine gut zu führende  
Marionette.»

Solbelli beugte sich vor.  
«Haben Sie eben vom Zirkel



der Zwölf gesprochen,  
Alexander?»

«Das habe ich», sagte  
Alexander in dem fatalen  
Bewusstsein, dass schon  
wieder er es war, der die  
Antworten gab. «Nach fast  
fünfhundert Jahren existiert  
der Zirkel noch oder schon  
wieder.»

«Das wissen wir», unterbrach  
der Privatgelehrte ihn zu  
seinem Erstaunen. «Aber was

wissen Sie davon?»

«Elena und ich haben ein Geheimtreffen des Zirkels belauscht und mit angehört, wie das Attentat auf den Papst beschlossen wurde.»

«Warum haben Sie uns nicht sofort verständigt?», bellte Donati. «Wir hätten Gardien retten können!»

«Wen hätte ich verständigen sollen? Professor Orlandi,

den ich noch gar nicht kannte? Signor Solbelli, den Kastellan der Engelsburg? Oder Sie, Commissario, der Sie mir offensichtlich auch nicht alles über sich erzählt haben? Was hatten Sie gestern beim Vatikan zu suchen?»

«Viele von uns waren dort, um Gardien im Notfall beizustehen», erwiderte Donati. «Er hatte etwas

Großes vor, und niemand wusste genau, wie es ausgehen würde.»

Solbelli beugte sich vor. «Alexander, erzählen Sie uns alles, was Sie über den Zirkel erfahren haben!»

Nach kurzem Überlegen kam Alexander der Bitte nach. Er brauchte Verbündete, wenn er Elena helfen wollte. Also erzählte er den *drei Auserwählten* alles, sagte

ihnen sogar, wer das Haupt der Zwölf war.

«Dann liegt der Smaragd noch immer in der unterirdischen Kapelle», stellte Solbelli fest und klopfte auf das Buch. «Seit fünfhundert Jahren womöglich. Wie Albert Rosin es beschrieben hat.»

«Was zur Hölle hat es mit diesem Smaragd nur auf sich?», rief Alexander; der

Whiskey hatte ihm die Zunge gelöst. Offenbar machte ihm das Betäubungsmittel, das Orlandi ihm gegeben hatte, auch für kleine Alkoholmengen anfällig. Er fragte sich, ob der Professor ihm deshalb einen Drink angeboten hatte.

«Man müsste den Stein in Händen halten, um das genau zu sagen», murmelte Solbelli, mehr zu sich selbst.

«Warum nicht?», fragte Donati. «Signor Rosin kann uns zu der Kapelle führen.»

«Das ist es!» Orlandi schnippte mit den Fingern und richtete sich auf. «Das ist der Plan, mit dem wir unser Ziel doch noch erreichen könnten. Wir müssen die *Wahre Ähnlichkeit Christi* in unseren Besitz bringen!»

«Warum?» Alexander war skeptisch.

«Das ist eine lange Geschichte, zu deren Erörterung uns jetzt die Zeit fehlt», antwortete Solbelli. «Ich will versuchen, Ihnen das Wichtigste in einer Kurzfassung zu erzählen.»

Ein starker, unbekannter, süßlicher Duft stieg in seine Nase.

Wenn er die Augen schloss, meinte er, sich in einem überirdischen Rosengarten



aufzuhalten. War das der  
Duft der Heiligkeit?  
Christliche Chroniken  
berichteten von einem  
unerklärlichen Duft, den  
spätere Heilige und ihre  
Reliquien verströmt haben  
sollten. Ging dieser Duft  
auch von Kembles Hand aus,  
die er, vor dem Krankenbett  
kniend, auf Jean-Pierre  
Gardiens Stirn drückte?

Unsinn, sagte sich Shafqat,

das muss Einbildung sein. Er hatte so viel über Heilige und ihre Reliquien gelesen, dass er den Geruch wahrzunehmen *glaubte*. Er wusste, dass es nur eine Kraft gab, auf die er setzen konnte: seine eigene.

Er umarmte den leblosen Papst und sprach leise das Vaterunser in lateinischer Sprache. Letzteres tat er, damit die umstehenden Kurialen glaubten, die

Umarmung geschehe zum Zwecke des Gebets. In Wahrheit verhielt es sich genau umgekehrt: Er betete, um Gardien möglichst nahe zu kommen.

Seine Kraft musste auf den Papst übergehen. Darauf richtete er all sein Denken und Wollen, seine ganze Konzentration.

Auch Kembles Hand war nur ein Vorwand. Wirklich? War

Pater Jenkins damals nur aus dem Koma erwacht, weil er seine, Shafqats, heilende Kräfte verspürt hatte? Vielleicht war die schwarze Klaue doch mehr als ein mumifiziertes Stück Fleisch und Knochen, besaß sie die Macht, verborgene Kräfte zu wecken und zu verstärken.

Nach all den Jahren wusste Shafqat noch immer nicht, ob er froh sein sollte, dass er

Jenkins hatte helfen können.  
Für die Öffentlichkeit hatte  
John Kembles Hand das  
Wunder gewirkt.

Doch die Medienberichte  
hatten die Aufmerksamkeit  
einer kleinen Gruppe, die  
sich *Electi* nannte, auf ihn  
gelenkt.

Die *Auserwählten* hatten ihn  
als einen der Ihren erkannt.  
Was er von ihnen erfuhr,  
hatte ihn in eine so tiefe

Glaubenskrise gestürzt, dass er seine Zweifel an der Kirche, an Jesus und an Gott im Alkohol zu ertränken suchte. Er war nahe daran gewesen, sich zu Tode zu saufen, als ein Auserwählter mit besonders starken Kräften seinen angegriffenen Körper heilte.

Und in langen Gesprächen hatte derselbe Mann auch seine Seele gestärkt: Jean-

Pierre Gardien.

Jetzt hatte Shafqat Gelegenheit, seine Schulden bei Gardien zu begleichen. Eine ungeheure Wärme durchströmte den Iren, verbunden mit einem Kribbeln, als lade er sich elektrisch auf.

Als er es kaum noch ertragen konnte, spürte Shafqat, wie etwas aus seinem Körper in den des Papstes strömte, eine

Art abfließende Energie. Er schwitzte wie in der heißesten Sauna und fühlte sich von Sekunde zu Sekunde schwächer.

Irgendwann rutschte er von Gardiens Bett auf den Boden.

Undeutlich vernahm er Tamberlanis Stimme: «Da haben wir's.

Er hat sich zu sehr in seinen Heiligenwahn



hineingesteigert. Ich glaube, Sie sollten sich um Don Shafqat kümmern, Dr. Secchi.»

Der Arzt erwiderte: «Ich glaube, ich sollte mich eher um Seine Heiligkeit kümmern!»

Kräftige Hände packten Shafqat und zogen ihn zur Seite, bis er mit dem Rücken gegen eine Wand lehnte. Er fühlte sich wie von dichtem

Nebel umgeben, schwach und nur halb bei Sinnen.

Schattenhafte Gestalten in Weiß eilten durch den Raum und verständigten sich mit knappen Zurufen. Er hörte viele lateinische Ausdrücke. Es war nicht das Latein der Kirche, sondern das der Mediziner.

Wie seine Augen bloß Schemen wahrnahmen, so hörten seine Ohren nur

Gesprächsfetzen: «...  
Lebensfunktionen stärker ...

Atmung stabilisiert sich ...  
Herzrhythmus regelmäßig ...  
komatöser Zustand ...  
unmöglich, ihn wach zu  
bekommen ...»

Jemand griff Shafqat unter  
die Arme und zog ihn auf die  
Füße.

Verschwommen sah er  
Secchis stoppelbärtiges  
Gesicht.

«Sie müssen sich ausruhen,

Don Shafqat», hörte er die Stimme des Arztes, merkwürdig verzerrt wie das Heranrollen und Verebben einer Meeresbrandung. «Mehr Wunder kann der Glaube nicht vollbringen: Jetzt ist wieder die medizinische Wissenschaft gefragt.»

Das bezweifelte Shafqat, aber er schwieg. Eine Krankenschwester und ein

Monsignore führten ihn hinaus.

Langsam kehrten seine Kräfte zurück. Er musste die anderen informieren, unbedingt!

Alexander schob das halb leere Whiskeyglas beiseite. Der Alkohol bekam ihm nicht. Er hatte Schwierigkeiten, sich zu konzentrieren. Schwerfällig sagte er: «Wenn ich Sie

richtig verstanden habe,  
Signor Solbelli, lässt sich mit  
d e r *Wahren Ähnlichkeit*  
*Christi* beweisen, dass die  
kirchlichen Dogmen Jesu  
Lehre verdreht haben.  
Deshalb also sind die Päpste  
so peinlich darauf bedacht,  
den Stein zu behüten. Aber  
warum haben sie ihn nicht  
einfach vernichtet?»

«Wer zerstört schon, was ihm  
einmal nützlich werden

könnte?» Solbelli zerdrückte den Stummel einer Zigarette in einem schweren Marmoraschenbecher.

«Bedenken Sie, dass es in früheren Jahrhunderten etliche Gegenpäpste gab. Während des großen abendländischen Schismas konnten die Christen gleich unter drei Päpsten wählen. Es war jederzeit denkbar, dass eine solche Situation wieder entstand. Wer über die



*Wahre Ähnlichkeit Christi*  
verfügte, konnte seine  
Rivalen ausstechen, indem er  
sich als einzig wahrer  
Pontifex ausgab, der zum  
rechten Glauben  
zurückgekehrt war.  
Außerdem zerstört man das  
einzige Abbild des Erlösers  
nicht so einfach, mag man  
sich von seiner Lehre auch  
noch so weit entfernt haben.  
Das wäre, als würde ein  
Sohn, der sich mit seinem

Vater zerstritten hat, das einzige Foto von ihm verbrennen.»

Der letzte Satz brachte Alexander zum Bewusstsein, dass er sich in einer ähnlichen Lage befand. Allerdings hatte er beschlossen, mehr als die Erinnerung an seinen Vater auszulöschen. Als er Elena gesagt hatte, er werde das Haupt der Zwölf töten, war er

sich seiner Sache sicher  
gewesen. Sein Vater war ein  
Verräter, ein Verschwörer,  
ein Mörder. Je länger er aber  
darüber nachdachte, desto  
schwankender wurde er.  
Vielleicht hatte Markus  
Rosin gute Gründe für das,  
was er getan hatte. Und wer,  
wenn nicht sein eigener  
Sohn, sollte ihm eine  
Gelegenheit bieten, sich zu  
rechtfertigen?

Alexander fuhr sich über die Stirn, als könne er so die quälenden Gedanken beiseite schieben, und sagte: «Päpste und Gegenpäpste waren also gleichermaßen an diesem Smaragd interessiert. Auf welcher Seite stand Abbas de Naggera?»»

Solbelli stieß einen schweren Seufzer aus und runzelte die Stirn. «Auf der unseren, fürchte ich. Ich kann mir

denken, dass Sie das verwirrt. Aber vergessen Sie nicht: Die Jagd nach der *Wahren Ähnlichkeit Christi* währt schon Jahrhunderte. Damals herrschten raue Sitten.»

«Nicht nur damals», sagte Alexander düster, während er in seiner Erinnerung noch einmal das Attentat vor der Nervi-Halle durchlebte.

«Im Laufe der Jahrhunderte haben auch die Auserwählten

ihre Ziele und Methoden geändert», fuhr Solbelli fort. «Heute würden wir keinen Sacco di Roma mehr anzetteln, um an den Smaragd zu kommen.»

«So viel zu den Methoden.» Alexander blickte Solbelli herausfordernd an. «Was ist mit den Zielen? Sie haben einen der Ihren zum Papst gemacht. Ist das nicht genau das, was die Auserwählten

schon vor fünfhundert Jahren erreichen wollten?»

«Damals war es das Ziel, heute ist es das Mittel zum Zweck.

Vor Jahrhunderten, als die Menschen noch zutiefst vom Glauben an Gott durchdrungen waren, hätte ein Papst aus unseren Reihen ihnen den rechten Glauben verhältnismäßig leicht verkünden können. Heute, da

den großen Kirchen Legionen von U-Boot-Gläubigen angehören, die nur zu Ostern und zu Weihnachten zum Gottesdienst auftauchen, da die wahren Götter der Neuwagen und der Jahresurlaub sind, da Jesus Christus mit Pop-und Filmstars konkurriert, ist ein Wandel im Glauben nicht einfach herbeizuführen. Wäre Gardien ein langes Pontifikat beschieden gewesen, hätte er



vielleicht etwas bewegen können, aber nur langsam und bedächtig.»

«Seine großartige Ankündigung, sich bei der Audienz als Wunderheiler zu betätigen, sah mir aber nicht nach bedächtigem Vorgehen aus.»

Solbelli blickte noch bekümmelter drein als zuvor. «Da bin ich Ihrer Meinung, Signor Rosin. Nicht alle von

uns waren mit diesem Vorpreschen einverstanden. Gardien fühlte sich durch die sich überstürzenden Ereignisse dazu getrieben, glaubte, auf diese Weise unsere Feinde von weiteren Untaten abhalten zu können. Ein tragischer Irrtum. Er hat die größte Untat damit erst herausgefordert.»

«Wollte mein Onkel ihm den Smaragd übergeben?»

Der Universalgelehrte nickte.  
«Heinrich Rosin stand kurz  
davor. Er hat mit Gardien  
lange Gespräche geführt.»

«Was ist mit Leonardo da  
Vinci? Gehörte er zu den  
Ihren?»

«Sagen wir, er war ein  
Verbündeter. Wie die Heilige  
Römische Kirche haben auch  
die *Electi* im Laufe ihrer  
Geschichte innere Krisen und  
Abspaltungen erlebt. So sind

mehrere Gruppen entstanden, die zwar dasselbe Ziel verfolgten und auch häufig zusammenarbeiteten, aber doch verschiedene Methoden anwandten.»

Ein verrückter Gedanke schoss Alexander durch den Kopf:

«Waren es etwa auch Auserwählte, die im Zweiten Weltkrieg den Vatikan bombardiert haben?»

Solbelli schien am liebsten im Boden versinken zu wollen.

«Nicht gerade eine unserer Ruhmestaten, ich weiß. Aber die Situation war verfahren. Hitler hielt Rom besetzt und hatte mehr als ein begehrrliches Auge auf den Vatikan geworfen. Er hatte mehrere Pläne ausarbeiten lassen, um den Papst zu entführen –

und um die *Wahre Ähnlichkeit Christi* an sich zu bringen.

Glücklicherweise hatten einige Auserwählte großen Einfluss im britischen Bomberkommando. Wir haben versucht, den Schaden möglichst gering zu halten. Ganz gezielt wurde der Teil des Vatikans bombardiert, wo wir den Eingang zum unterirdischen Versteck des

Smaragds vermuteten.» Er stockte und fingerte am Gestell seiner Brille herum. «Wir mussten es tun. Hätte Hitler den Vatikan überfallen und sich des Smaragds bemächtigt, hätte er der Welt einen eigenen Papst präsentiert und einen Glauben verkündet, der nur seinen Zielen gedient hätte. Die Katholiken in den alliierten Staaten wären verunsichert gewesen, hätten

als verlässliche Soldaten  
gegen das Nazi-Regime  
kaum noch getaucht.  
Vielleicht wäre es zwischen  
Katholiken und Protestanten  
sogar zu  
bürgerkriegsähnlichen  
Unruhen gekommen.»

«Das klingt nach den  
Phantasien eines Thriller-  
Schreibers», sagte Alexander.

«Es gibt schriftliche  
Unterlagen über einen Plan



mit dem seltsamen Namen  
«Rabat-Föhn». SS-Truppen in  
italienischen Uniformen und  
mit italienischen Waffen  
sollten nachts in den Vatikan  
einfallen und unter den hohen  
Kurialen ein Massaker  
anrichten. Die Panzerdivision  
Hermann Göring wäre als  
Retter in der Not aufgetaucht  
und hätte den Kirchenstaat  
besetzt. Papst Pius XII. wäre  
entweder im Laufe der  
Kämpfe *umgekommen* oder in

d e u t s c h e *Schutzhaft*  
genommen worden. Pius  
muss darüber zumindest vage  
unterrichtet gewesen sein,  
denn er hat schriftlich seinen  
Rücktritt für den Fall verfügt,  
dass er gegen seinen Willen  
in Gewahrsam genommen  
wird.»

«Und woher wusste Hitler  
von der *Wahren Ähnlichkeit*  
*Christi?* »

Solbelli zuckte mit den

Schultern. «Genau es weiß ich nicht.

Die Nazis hatten bekanntlich einen starken Hang zu allem Mystischen und Okkulten. Himmler, der sich für den reinkarnierten König Heinrich I. hielt, ist das beste Beispiel. Er hat nach dem Heiligen Gral und anderen mystischen Gegenständen suchen lassen. Gut möglich, dass die Nazis dabei zufällig

auf den Smaragd gestoßen sind.»

Alexander hielt es für wahrscheinlich, dass italienische Totus-Tuus-Mitglieder zu den Faschisten gehört hatten, zu Hitlers Verbündeten. Sein Schädel brummte. Er fragte sich, ob das die Nachwirkungen der Operation waren, der Whiskey oder die wilden Geschichten, die Solbelli ihm

aufsuchte. Er hielt den Privatgelehrten nicht für einen Lügner und doch schien ihm hier die Grenze zwischen Wahrheit und Phantasie fließend zu sein.

Wer konnte nach so vielen Jahrhunderten des geheimen Kampfes schon sagen, wer was genau aus welchen Motiven heraus getan hatte? Abbas de Naggera und Albert Rosin, Leonardo da Vinci

und Hitler waren Geschichte. Aber Markus Rosin lebte – ihn konnte er fragen.

Er verdrängte die sich immer wieder in den Vordergrund schiebenden Gedanken an seinen Vater und stellte die Frage, die allen anderen zugrunde lag: «Was hat es mit dem rechten Glauben auf sich, den die Auserwählten propagieren?»

Solbelli hob zu einer Antwort

an, doch da klingelte das Telefon.

Orlandi nahm den schweren Hörer von der Gabel des altertümlichen Apparats. Sein ohnehin längliches Gesicht wurde während des Telefonats immer länger. Er stellte nur knappe Fragen: «Wie das?» – «Und sein jetziger Zustand?» – «Was sagen die Kardinäle?» – «Und die Presse?» Dann

berichtete er kurz vom Zirkel der Zwölf und nannte die Namen, die er von Alexander erfahren hatte.

Nachdem er das Gespräch mit einem «Gute Arbeit, halten Sie uns unbedingt auf dem Laufenden!» beendet hatte, wandte er sich den anderen zu und sagte mit belegter Stimme: «Gardien ...

er lebt! John Kembles Hand



ist vor einer Stunde im Vatikan eingetroffen. Es hat gewirkt! Gardien befindet sich in einem relativ stabilen Zustand, aber er liegt im Koma. Shafqat fürchtet um die Sicherheit des Papstes, wenn er im Vatikan bleibt. Und nach allem, was wir von Signor Rosin über den Zirkel der Zwölf gehört haben, ist diese Furcht nur zu begründet. Wir müssen schleunigst handeln!»

«Wie gut, dass ich schon einen Plan habe. Signor Rosins Bericht hat mich darauf gebracht», sagte Donati und stemmte sich aus dem Sessel, um mit steifen Schritten zur Tür zu gehen.

«Ein Angriff auf den Vatikan hat nur Aussicht auf Erfolg, wenn er überraschend kommt – und wenn er von innen erfolgt. Ich werde das Nötige sofort veranlassen.»

Die Hand schon auf der eisernen Türklinke, drehte er sich noch einmal um. «Falls Sie uns beistehen könnten, Signor Rosin, wäre das von unschätzbarem Vorteil.»

«Ich habe unter Eid geschworen, das Leben des Papstes zu beschützen», sagte Alexander. «Natürlich werde ich Ihnen beistehen.»

Doch insgeheim fragte er sich, ob dasselbe Blut, das in

Vater und Sohn floss, nicht  
ein dickeres Band war als ein  
Eid.

*Freitag, 15. Mai*

Mitternacht war schon vorüber, und die Dunkelheit hatte den Tempelbezirk am Largo di Torre Argentina verwandelt. Die antiken Säulen wirkten keineswegs kläglich und verloren inmitten des Verkehrsgewühls. Auch jetzt brummten Motoren und

stöhnten vereinzelte Hupen  
in die Nacht, aber all das  
schien weit entfernt, hatte  
nichts zu tun mit der Welt  
aus jahrtausendealtem Stein.  
Die Lichtkegel der  
Autoscheinwerfer, die hin  
und wieder über die Säulen  
und Pinien huschten, waren  
Blitze, von zornentbrannten  
Göttern geschleudert, die  
Rache verlangten für die  
Verödung ihrer Heiligtümer.  
Und die Baumkronen

schaukelten unter dem erbosten Götteratem, der als kräftiger Wind in die Menschenwelt fuhr.

Immer wieder sah Alexander hinaus auf das Ruinenfeld, während er auf Adriana del Grosso einredete. Natürlich hätten er und seine Begleiter sich den Zugang zu den unterirdischen Gängen erzwingen können. Aber er wollte nicht, dass dieser

seltsame Krieg noch mehr unschuldige Opfer forderte. Die Katzennärrin hatte Elena und ihm geholfen, auch deshalb wollte er fair zu ihr sein. Er berichtete ihr von der Gefahr, in der Papst Custos schwebte, und sagte ihr, dass sie helfen könne, den Heiligen Vater zu retten.

«Ich lese Zeitung, und ich weiß, dass Sie als Komplize des Attentäters gesucht



werden», erwiderte die Signora. «Aber ich lese auch Gesichter, und in Ihrem stehen Wahrhaftigkeit und große Sorge geschrieben. Die Attentäter haben Ihre Freundin entführt. Ich habe schon bei Ihrem ersten Besuch gespürt, dass Sie viel für die Journalistin empfinden. Sie würden niemals etwas tun, das ihr schaden könnte. Deshalb werde ich Ihnen helfen.

Gehen Sie mit Ihren  
Freunden in die Höhlen, und  
tun Sie alles, um Seine  
Heiligkeit zu retten.» Ihre  
Hand strich über das  
gestreifte Fell von Tiger, der  
in ihrem Schoß lag und  
Alexander wachsam  
anblinzelte. «Ich habe  
erfahren, wie wichtig es in  
der Not ist, Freunde zu  
haben.»

«Man wird vielleicht

herausfinden, an welcher Stelle wir in die Gänge eingedrungen sind, und Sie verhören.»

Die Signora setzte ein schiefes Gangsterlächeln auf. «Ich weiß von nichts. Ich werde sagen, man hätte mich im Schlaf überwältigt und gefesselt.»

«Danke, Signora.» Alexander reichte ihr die Hand.

Sechs Männer bewegten sich im Licht starker Handscheinwerfer durch die Stollen: Alexander, Orlandi, Donati und drei kräftige junge Kerle, von denen er nur die Vornamen kannte.

Alexander hatte Einwände dagegen erhoben, dass Donati sich an dem Unternehmen beteiligte. Mit seinem steifen Bein war der Commissario nicht der beste Mann für den

beschwerlichen Weg.

Der aber hatte nichts davon hören wollen und erwiderte:

«Meine Erfahrung und mein Training ersetzen mehr als ein Bein.»

Vielleicht hatte er Recht, dachte Alexander, als er sich daran erinnerte, wie schnell und effektiv Donati bei dem Anschlag auf der Piazza Farnese reagiert hatte.

Sie folgten den Kreidemarkierungen bis zu der Trennwand zwischen Gang und unterirdischer Kapelle. Bereits hier kam Donatis Erfahrung zum Tragen. Er holte Plastiksprengstoff aus seinem Rucksack und befestigte ihn mit geschickten Fingern in der Geröllwand.

«Wird die Explosion nicht

oben zu hören sein?», fragte Alexander.

«Ich hoffe nicht», antwortete der Commissario, ohne seine Arbeit zu unterbrechen. «Es ist nur eine kleine Ladung, wohl dosiert. Mit diesem neuen Zeug – eine Weiterentwicklung des guten alten Semtex – lässt sich ein Korken von der Flasche sprengen.»

«Und wenn durch die

Sprengung noch mehr  
einstürzt? Wir alle könnten  
hier unten verschüttet  
werden.»

«Darüber mache ich mir  
keine Gedanken, sonst wäre  
ich nicht hier.»

Als sie hinter der nächsten  
Krümmung des Stollens in  
Deckung gingen, sagte  
Alexander dem  
Commissario, wie sehr er  
seine Gelassenheit



bewundere.

«Sie täuschen sich, Rosin, in Wahrheit bin ich sehr aufgeregt.

Ich brenne darauf zu erfahren, was hinter der Trennwand liegt.»

Im nächsten Moment drückte er auch schon auf den Knopf des handtellergroßen Funksenders.

Der Sprengzünder empfing

das Signal, und die Druckwelle der Explosion rollte durch den Stollen. Ob der dumpfe Donner ein paar Meter weiter oben gehört wurde, war schwer zu sagen.

Staub drang in Augen, Nasen und Münder. Die Männer spuckten und husteten.

Alexander reinigte sein Gesicht mit einem Taschentuch und spürte dabei ein schmerzhaftes Ziehen

seiner um die Nase herum  
angeschwollenen Haut. Vor  
ihrer Fahrt zum Largo di  
Torre Argentina hatte  
Orlandi ihm den grellweißen  
Verband abgenommen. Das  
hautfarbene Pflaster, das jetzt  
auf der Nase klebte, fiel bei  
flüchtigem Hinsehen kaum  
auf.

Langsam schoben die sechs  
Männer sich um die Biegung  
und richteten ihre

Scheinwerfer auf die Geröllwand. Als der Nebel aus aufgewirbeltem Staub sich verzogen hatte, entdeckte Donati als Erster das Loch in der Wand. Es hatte nur einen halben Meter Durchmesser, aber es war ein Loch.

Mit bloßen Händen erweiterten sie es, ganz vorsichtig Stein für Stein, damit nicht loses Geröll

nachrutschte. Endlich war die Öffnung groß genug, dass sie sich hindurchzwängen konnten.

Einer nach dem anderen schob erst den Rucksack mit der Ausrüstung und dann sich selbst durch die Lücke. Und dann standen sie in dem Raum, in dem der Zwölferzirkel seine geheimen Treffen abhielt, in der Edelsteinkapelle.

Ovasius Shafqat fragte sich, ob Jean-Pierre Gardien wirklich am Leben war. Vielleicht verliehen ihm nur die unablässig summenden und piependen Geräte, an die er angeschlossen war, den Anschein von Leben. Der Papst lag noch genauso still und –

scheinbar? – leblos im Bett wie einige Stunden zuvor, als die Ärzte ihn totgesagt

hatten.

Am liebsten hätte Shafqat sich noch einmal über ihn gebeugt, sich mit ihm verbunden, um ihn aus dem Koma zu reißen. Doch dieser Wunsch war unsinnig. Er allein war viel zu schwach, seine Kräfte reichten an die Gardiens nicht heran. Der Papst war der Stärkste von ihnen, ein Ausnahmefall. Schon sein erster Kontakt zu

dem vermeintlich Toten, dessen letzte Lebensenergien er geweckt hatte, hatte Shafqat völlig entkräftet.

Nur gemeinsam konnten die Auserwählten ihrem Bruder helfen.

«Sie sollten endlich schlafen gehen, Don Shafqat», sagte der selbst hoffnungslos übermüdete Dr. Secchi. Unter den Augen des Arztes hatten sich tiefe Ringe eingegraben,



fast noch schwärzer als seine  
kräftig                      sprießenden  
Bartstoppeln.

«Sie auch», erwiderte der Ire.

Secchi lächelte schwach.  
«Sie haben Ihre Arbeit getan,  
ich noch nicht. Apropos, wie  
haben Sie das hingekriegt?»

«Fragen Sie bei Ihrem  
nächsten Gebet den heiligen  
John Kemble, Doktor.»

«Das werde ich. Und ich

werde ihn bitten, jeder Intensivstation auf dieser Welt eine solche Hand zu spenden.»

Shafqat sah auf das schwarze Zifferblatt seiner Armbanduhr.

Einige Minuten nach Mitternacht; er musste aufbrechen. Nur ungern ließ er Gardien allein. Aber solange Secchi Wache hielt, würde der Papst sicher sein –

hoffte er.

«Sie haben Recht, Doktor, etwas Schlaf könnte mir nicht schaden. Gute Nacht. Und stopfen Sie nicht zu viele Pillen in sich rein, um wach zu bleiben.»

Secchi versprach es, und Shafqat verließ nach einem letzten Blick auf den Bewusstlosen die Krankenstation. Allerdings suchte er nicht seine kleine

Wohnung im Apostolischen Palast auf. Zielstrebig durcheilte er das weitläufige Gebäude und trat durch eine versteckte Tür, die eigentlich hätte verschlossen sein müssen und die er schon vor Stunden mit einem Dietrich geöffnet hatte, auf die Piazza del Forno hinaus.

Im Schatten der Sixtinischen Kapelle blieb er stehen und atmete tief durch. Der kühle

Wind, der vom  
Tyrrhenischen Meer nach  
Rom herüberwehte, tat ihm  
gut und trocknete den  
Schweiß auf seiner Stirn.  
Hinter ihm ragte der  
Apostolische Palast auf, ein  
finsterer Riesenklotz in  
wolkenverhangener Nacht.  
Vor ihm verband sich die  
üppige Bepflanzung der  
vaticanischen Gärten mit den  
verschiedenen Gebäuden, die  
wie zufällig hingestellt

wirkten, zu einem  
undeutlichen Gespinnst  
ineinander verschlungener  
Formen. Ein paar Laternen  
beleuchteten die Straßen und  
Plätze des kleinen Staates  
eher spärlich. Die meisten  
Fenster waren dunkel. «Beten  
und arbeiten» hieß hier die  
Devise, und es wurde früh zu  
Bett gegangen.

Das weltliche Rom mit  
seinem Gewirr aus

Geschäftshäusern und Wohnblocks starrte mit Hunderten erleuchteter Fenster über die hohe Umfassungsmauer, die den Vatikan von der nahen und doch so fernen Außenwelt abschirmte. Hier galten andere Regeln. Auch der Lauf der Zeit schien im Vatikan verändert.

Das Leben wurde immer noch von Gesetzen und

Traditionen aus längst  
vergangenen Tagen  
bestimmt, im äußeren  
Erscheinungsbild genauso  
wie in den geheimen Motiven  
der Menschen. Hier einen  
Wandel herbeizuführen, die  
Kernsätze kirchlicher Lehren  
gar umzudrehen, war eine  
Aufgabe, die selbst Herkules  
mit Schrecken erfüllt hätte.

Er hegte eine enorme  
Bewunderung für den Mann,



der sich dieser Aufgabe gestellt hatte und dessen Lohn nun darin bestand, in einem Reich zwischen Leben und Tod dahinzudämmern. Mehr als einmal hatte er Gardien, nachdem er zum Papst gewählt worden war, gebeten, sich einen neuen, stärkeren Privatsekretär und Vertrauten zu suchen. Die Antwort war stets gleich ausgefallen: «Niemand kann stärker sein als derjenige, der

seine tiefen Zweifel, seine Krankheit an Seele und Körper, überwunden und den wahren Glauben gefunden hat.»

So groß sein Respekt für Jean-Pierre Gardien auch war, in dieser Angelegenheit bezweifelte Shafqat dessen Urteilskraft.

Sicher hatte er seine Zweifel und seine Schwäche überwunden, aber er hatte sie

nicht ausgelöscht. Tief in seinem Innern kauerte die an Körper und Seele nagende Bestie und wartete darauf, mit einem Panthersatz hervorzubrechen. In diesen Tagen der Prüfungen spürte er seine Schwäche, gegen die anzukämpfen an seinen Kräften zehrte. Noch wenige Stunden zuvor hätte er den Kampf um ein Haar verloren.

Er hatte in seinem Bett

gelegen und versucht, sich ein wenig auszuruhen. Aber der Schlaf, den er so dringend brauchte, wollte nicht kommen. Immer stärker wurde sein Verlangen. Sein Atem rasselte, die rechte, nicht durch einen Verband gestützte Hand zitterte in einem wilden Takt. Als er sich aus dem Bett schwang, gab es für ihn nur eine Erlösung aus der Qual, nur

einen Weg, Kraft zu schöpfen.

Mit einer Hand, die seinem Willen kaum noch gehorchte, öffnete er den kleinen Schrank mit der jungfräulichen Whiskeyflasche. Seit seiner Heilung hatte er keinen Tropfen mehr angerührt, so schwer es zuweilen auch gefallen war. Um seinen Widerstandswillen zu

stärken, bewahrte er seitdem die Flasche mit irischem Whiskey auf. Jeden Morgen nahm er sie in die Hände, starrte sie an und sagte ihr – und sich selbst –, dass er sie nicht brauche.

Aber jetzt, in diesen schweren Stunden, brauchte er sie!

Es war doch nichts Verwerfliches, seinem entkräfteten Leib eine

Stärkung zu gönnen. Hatten  
Mönche und Ärzte nicht  
schon im Mittelalter  
Branntwein als Medizin  
verkauft, als *aqua vita* –

Lebenswasser? Und im  
siebzehnten Jahrhundert hatte  
man an der Sorbonne  
wissenschaftliche  
Untersuchungen über die  
gesundheitsfördernde  
Wirkung der Trunkenheit  
angestellt.

Gerade einem Mann aus  
einem Land mit langer  
Whiskeytradition konnte ein  
kräftiger Schluck doch nicht  
schaden.

Mit diesen Überlegungen  
lullte er seinen Verstand ein.  
Es war wie eine  
Vorwegnahme des  
erlösenden Rausches. Die  
schwere Flasche gab seiner  
Hand ein wenig Ruhe zurück.  
Andächtig strichen seine



Finger über das glatte Glas. Fast hätte er die Flasche geküsst wie eine Reliquie. Was sie enthielt, war für ihn heilsamer als jede abgehackte Heiligenhand.

Hastig machte er sich daran, den Verschluss aus dünnem Blech aufzuschrauben; dabei sagte er sich, dass er es schließlich nicht nur für sich tue. Nur wenn er stark war, konnte er Jean-Pierre

Gardien weiterhin beistehen.  
Gardien, der ihn geheilt hatte  
von seinen Zweifeln, seinem  
Irrglauben, seiner  
Trunksucht.

Ein klarer Gedanke schob  
sich schwach, aber  
hartnäckig durch den dichten  
Nebel von Beschönigungen:  
Der Griff zur Flasche war das  
Letzte, was Gardien  
gutheißen würde. Shafqat war  
im Begriff, Gardiens

mühsam errungenen Erfolg zu zerstören. Und redete sich selbst auch noch ein, nur so könne er dem Freund helfen.

Er wollte diese Klarsicht nicht und drehte umso schneller an dem widerspenstigen Verschluss, der im Lauf der Jahre regelrecht eingerostet zu sein schien. Vielleicht war es auch deshalb so schwierig, weil ihm nur eine Hand zur

Verfügung stand.

Ein stechender Schmerz in seinem Daumen ließ ihn innehalten. Er hatte sich an dem Blech geschnitten. Ein dicker Blutstropfen quoll aus der Wunde und lief, eine rote Spur hinterlassend, über Hand und Unterarm. Der Anblick erinnerte ihn an das Attentat. An all das Blut, das von einer Sekunde zur anderen überall gewesen war.

An den Papst, der nur noch ein regloser blutüberströmter Körper war. An den Verrat, der innerhalb der Vatikanmauern verübt wurde. An den Verrat, den er selbst in diesem Augenblick beging.

Angewidert ließ er die Flasche los, und sie zerplatzte auf dem Parkett. Glassplitter und Whiskey spritzten nach allen Seiten.

Der starke Geruch des Alkohols breitete sich im Zimmer aus und weckte Erinnerungen an selige, alle Schmerzen auslöschende Räusche. Er fiel auf die Knie und war kurz davor, die erlösende Flüssigkeit ungeachtet der Splitter vom Boden aufzulecken. Doch dann dachte er an Gardien und widerstand der Versuchung. Taumelnd erhob er sich und wankte ins

Badezimmer, wo er den Kopf unter einen kalten Wasserstrahl hielt.

So wie in jener schwachen Stunde das Wasser half ihm jetzt der Nachtwind, einen klaren Kopf und einen festen Willen zu bewahren. Kurz nach seinem Ringen mit sich selbst hatte Orlandi angerufen und ihn über den Plan zu Gardiens Rettung informiert. Wäre Shafqat

betrunken gewesen, wäre er für die Rolle, die Orlandi und Donati ihm zugedacht hatten, nicht in Betracht gekommen.

Er verließ die Piazza del Forno und umrundete auf der Via delle Fondamenta den Petersdom, der geheimnisvoller und erhabener wirkte als bei Tag, wenn Tausende lärmender und fotografierender Touristen jede Andacht



zerstörten. Hoch über der Hauptapsis ragte die mächtige Halbkugel der von Michelangelo entworfenen Peterskuppel empor und reckte das goldene Kreuz, das ihre Spitze zierte, wie zur Abwehr böser Mächte den dunklen Wolken entgegen. Schafqat konnte in dem Anblick nichts Beruhigendes finden; zu viele Schandtaten waren im Zeichen des Kreuzes begangen worden.

Er hörte Stimmen und  
erstarrte. Zwei Schatten  
lösten sich aus dem  
Durchgang zwischen  
Stephanskirche und  
Tribunalspalast.

Schnell sprang er hinter eine  
der Zypressen, die sich um  
die Apsis erhoben. Er hoffte,  
dass seine schwarze Soutane  
und der Baum ihn davor  
bewahrten, entdeckt zu  
werden. Zwar war ein

nächtlicher Spaziergang in  
den Gärten dem  
Privatsekretär Seiner  
Heiligkeit nicht verboten,  
aber er wollte seine Mission  
nicht gefährden, indem er  
Neugier erregte.

Dass er richtig gehandelt  
hatte, erkannte er, als er die  
Vigilanza-Uniformen der  
beiden langsam  
dahinschlendernden Männer  
sah. Bemerkten sie ihn,

würden sie vielleicht  
Meldung machen. Und zwar  
ihrem Generalinspektor,  
Riccardo Parada.

Und seit gestern wusste  
Shafqat durch Orlandi, dass  
der Sicherheitschef des  
Vatikans zu ihren Gegnern  
zählte.

Vigilanza und  
Schweizergarde hatten das  
Attentat zum Anlass  
genommen, ihre Wachen zu

verstärken. Offiziell, um  
weitere Anschläge zu  
verhindern. Nur wenige  
Männer aus den  
vatikanischen  
Sicherheitskräften wussten  
wohl, dass sie in Wahrheit  
für die Hintermänner des  
Attentats arbeiteten.

Die Gendarmen kamen dicht  
an Shafqat vorbei, sie gingen  
seinen Weg in umgekehrter  
Richtung. Mit angehaltenem

Atem wartete er, bis sie außer Hörweite waren. Er dankte dem Herrn, dass die beiden mehr an ihrer Unterhaltung interessiert waren als daran, die Augen offen zu halten. Sie rechneten wohl nicht wirklich mit einem nächtlichen Eindringling.

Vorsichtig, sich immer wieder nach allen Seiten umblickend, ging er zu der

Baustelle an der Tiefgarage  
und stieg die  
Fußgängertreppe hinunter. In  
regelmäßigen Abständen  
brannten Lampen in der  
Garagendecke. Weitere  
Leuchten hingen an den  
Absperrungen der Bauzonen.  
Aber wo in dem Gewirr aus  
Baumaschinen, geparkten  
Autos und Betonpfeilern lag  
der Eingang zu dem  
unterirdischen Labyrinth?

Orlandi hatte ihm in aller Kürze mitgeteilt, dass der Einstieg vermutlich in der Garage zu finden sei. Auf dieses Gebiet waren im Zweiten Weltkrieg die ominösen Bomben gefallen. Wenn Orlandi Recht hatte, musste Shafqat nach einer versteckten Stelle suchen.

Im hinteren Teil der Garage, abgetrennt durch eine Ziegelmauer, führte eine



Wendeltreppe noch ein Stück tiefer.

Ein großes Schild hing über dem Treppengeländer:  
WARTUNGS- UND  
DEPOTRÄUME

ZUTRITT NUR FÜR  
BEFUGTE

Shafqat hielt sich in diesem Fall zu allem befugt und stieg die metallenen Treppenstufen hinab. Falls er

den Eingang fand, sollte er versuchen, ihn zu öffnen. Orlandi hatte nicht vorhersehen können, wie schwierig es sein würde, sich unter der Erde zu orientieren. Gelang es Shafqat nicht, ihnen entgegenzukommen, sollte er auf sie warten, um sie zum Papst zu führen.

Der enge Gang, in den der untere Treppenabsatz mündete, war nur schwach

beleuchtet. Mehrere Türen zu beiden Seiten, nummeriert mit römischen Zahlen, waren verschlossen. Er zog den Dietrich, mit dem er schon die Nebentür im Palast geöffnet hatte, unter der Soutane hervor.

Ein metallisches Klirren drang an seine Ohren, gerade als er den Nachschlüssel ins Schloss der ersten Tür stecken wollte.

Das Geräusch kam von der Wendeltreppe, wo er die schattenhaften Umrisse eines Mannes erspähte. Wieder ertönte das helle Scheppern, als etwas gegen das Treppengeländer stieß.

Vergebens sah er sich nach einer Deckung um. Sein Herz schlug schneller, sein Atem rasselte wie zuvor, als das Verlangen nach Alkohol ihn fast übermannt hatte. Es gab

nur eine Möglichkeit, sich zu verstecken: die Abstellräume.

In fieberhafter Eile versuchte er die Tür zu öffnen, die mit der Ziffer I gekennzeichnet war. Seine schweißnasse Hand zitterte.

Der Dietrich entglitt ihm und fiel in eine mit Werkzeugen gefüllte Plastikkiste. Das klirrende Geräusch, viel leiser als das auf der Treppe,

klang in Shafqats Ohren wie ein Trompetenstoß.

Er bückte sich, griff in die Werkzeugkiste des Wartungsdienstes und durchwühlte sie, bis er den Nachschlüssel endlich fand. Als er sich wieder aufrichtete, stand der andere Mann nur drei Schritte vor ihm. Er trug die blaugraue Dienstuniform der Schweizergarde. Das große

Barett überschattete sein Gesicht.

Die rechte Hand des Schweizers fuhr zur linken Hüfte, und Shafqat erkannte, was da klirrend gegen das Treppengeländer gestoßen war: das Schwert des Gardisten. Er zog es aus der Scheide und erhob es wie zum Schlag. Dabei fiel das Licht aus einer der kleinen Deckenlampen auf die

Klinge, und der tödliche Stahl blitzte auf.

Blitze in glühenden Farben flammten im Licht der Handscheinwerfer auf. Funkelnde Edelsteine schmückten die Wände, zu mannsgroßen religiösen Symbolen zusammengefügt, ganz wie die Katzennärrin es beschrieben hatte. Die Wände waren so überreich verziert, dass bloßes



Felsgestein kaum zu erkennen war. Die Männer kniffen die Augen zu, so ungewohnt, ja schmerzhaft war das überirdische Aufblitzen bei jedem noch so kleinen Schwenk der Scheinwerfer.

Vor Alexander erstrahlte, eingefasst von einem rubinroten Kreis, auf saphirblauem Untergrund ein rubinrotes Kreuz, und gleich

daneben sah er ein rubinrotes  
Dreieck mit saphirblauer  
Innenfläche. Beide Zeichen  
waren Symbole der  
Dreifaltigkeit.

Als er den Kopf wandte,  
erblickte er ein Meer aus  
Saphiren, aus dem ihn ein  
großer Smaragdfisch,  
Zeichen des getauften  
Christen, mit seinem  
Amethystauge anblinzelte.

Die Katzennärrin hatte beide

Male, als sie in der Edelsteinkapelle gewesen war, Kerzen brennen sehen. Ihr Licht war verlöscht, aber es roch nach Feuer und Wachs. Vermutlich hatte die Druckwelle der Explosion die Flammen erstickt.

Die eigenartige Kapelle wäre Grund genug gewesen, von Spannung und Aufregung erfüllt zu sein. Aber Alexander fühlte sich eher

erleichtert, so als habe die Sprengung einen Felsblock von seiner Brust gerollt. Die ganze Zeit über hatte er sich gefragt, was geschehen würde, wenn sie Wachen aus dem Zirkel der Zwölf in der Kapelle antrafen. Er hatte keine Angst vor einer gewaltsamen Auseinandersetzung. Wovor er sich fürchtete, war eine Begegnung mit seinem Vater. Als er eingewilligt hatte, den

Auserwählten zu helfen, war er seinem Gewissen gefolgt. Auge in Auge mit seinem Vater würde sich erweisen, ob die Stimme des Blutes stärker war. Bei aller Erleichterung wusste er doch, dass die Entscheidung nur aufgeschoben, nicht aufgehoben war.

Bislang hatten die Männer überwältigt geschwiegen. Jetzt sagte Orlandi: «Da ist

es!»

Sein Scheinwerfer beleuchtete einen Holzkasten auf dem Altar. In ihrer Schlichtheit schien die Schatulle nicht an diesen Ort zu gehören. Doch sie alle wussten, dass ihr Inhalt wertvoller war als sämtliche leuchtenden Edelsteine an den Wänden.

Ganz langsam, als fürchte er, durch übergroße Hast einen

geheimen Zauber zu zerstören, ging Orlandi zum Altar und legte seinen Scheinwerfer auf die Steinplatte. Ehrfürchtig tastete er den Kasten ab. Sein Blick war verklärt.

Donati trat näher. «Auch wenn die *Electi* Jahrhunderte auf diesen Augenblick gewartet haben – wir sollten uns beeilen. Wir haben in dieser Nacht noch einiges vor

uns.))

Orlandi nickte. «Sie haben Recht, Bruder Donati. Ich kann es nur kaum fassen. Es fällt mir unsagbar schwer, mich schon wieder von diesem Smaragd zu trennen.»

«Noch wissen wir nicht, ob er überhaupt in dem Kasten ist», entgegnete der Commissario.

Orlandi wollte den Deckel



hochklappen, aber der war durch drei Schlösser gesichert. Donati zog eine Brechstange aus seinem Rucksack und reichte sie dem Professor. Schon beim zweiten Versuch hebelte Orlandi den Kasten auf. Langsam öffnete er den Deckel und sah hinein.

Seltsamerweise fühlte sich keiner der anderen gedrängt, ihm über die Schulter zu

blicken. Als sei allein Orlandi befugt, den Stein zu betrachten.

«Er ist es!» Orlandi klappte den Deckel wieder zu. «Die *Wahre Ähnlichkeit Christi!* »

«Damit wäre Punkt eins unseres Plans nahezu erledigt», sagte Donati in einem geschäftsmäßigen Ton, der nichts mit Orlandis Ergriffenheit gemeinsam hatte. «Jetzt bist du an der

Reihe, Silvio.»

Einer der drei jüngeren Männer trat vor und verstaute den Holzkasten in seinem Rucksack. Er sollte zu den Tempelruinen zurückkehren und die Beute mit dem Lieferwagen, mit dem sie gekommen waren, in Sicherheit bringen. Als Silvio durch das Sprengloch kroch und im Dunkel dahinter verschwand, fragte

Alexander sich, ob er den geheimnisvollen Smaragd jemals zu Gesicht bekommen würde.

Der Schweizer trat einen Schritt vor, ins Lichtfeld einer Deckenlampe, sodass Shafqat sein Gesicht sehen konnte. Es war ein breites Gesicht, genau passend zu dem großen, kräftigen Mann, der seine Uniform mit jeder Bewegung zu sprengen

schien. Was Shafqat erschreckte, war der kalte und feindselige Ausdruck. Ein Blick genügte, um zu begreifen, dass der Gardist zum Töten bereit war. Und als Shafqat sich an den Namen des Mannes erinnerte, wurde ihm klar, dass es sich hier nicht um einen Routinewachgang handelte. Der Gardist gehörte zum Zirkel der Zwölf. Entweder hatte er ihn verfolgt, oder er

kontrollierte den Zugang zu den Stollen.

«Haben Sie sich verlaufen, Don Shafqat?», fragte der Soldat in einem Italienisch, das ebenso unbeholfen klang wie das des irischen Geistlichen.

«Ja, so ähnlich», antwortete Shafqat, fieberhaft nach einer glaubhaften Ausrede suchend.

«Warum wollen Sie diese Tür öffnen?»

«Ich dachte, es könnte eine Abkürzung sein.» Als er es aussprach, wusste Shafqat auch schon, wie absurd es sich anhörte.

«Eine Abkürzung wohin, Monsignore?»

«Nach draußen natürlich.»

Der Gardist zeigte mit dem Daumen über seine breite

Schulter.

«Da hätten Sie besser die Treppe genommen, über die Sie auch gekommen sind.»

«Das sollte ich wohl», murmelte Shafqat und wollte sich an dem anderen vorbeischleichen.

Der verstellte ihm mit einem schnellen Schritt zur Seite den Weg— «Augenblick mal, Don Shafqat. Sie tragen da



einen Dietrich bei sich, nicht wahr?»

«Ja», antwortete der Ire, da er es schlecht leugnen konnte.

«Warum?»

«Das geht Sie nichts an, Adjutant. Lassen Sie mich jetzt durch!»

Shafqat bemühte sich, die Autorität geltend zu machen, die dem Privatsekretär des Papstes zukam. Ein Adjutant

der Schweizergarde hätte davon unter normalen Umständen mehr als beeindruckt sein müssen. Doch der Gardist zeigte sich ungerührt. Es war offensichtlich, dass kein Argument und kein Befehl ihn dazu bringen konnte, Shafqat aus der Mausefalle zu lassen, in die er sich selbst begeben hatte.

«Sagen Sie mir jetzt die

Wahrheit, Monsignore! Was haben Sie hier unten gesucht?»

Wut stieg in Shafqat hoch. Wut auf die Verschwörer, die sich aufführten, als gehöre der Vatikan ihnen. Selbst wenn es so war

— er wollte nicht klein begeben und sagte gepresst: «Ich suche die Männer, die für den Anschlag auf Papst Custos verantwortlich sind.»

Der Gardist nahm die Herausforderung an. Er sprang vor, und der erhobene Schwertarm sauste nach unten. Shafqat hatte damit gerechnet und wich zur Seite aus. Er hoffte immer noch, an seinem Gegner vorbeizukommen und ihm zu entweichen. Einen Kampf Mann gegen Mann konnte er, unbewaffnet und mit nur einem gesunden Arm, kaum gewinnen. Auch wenn er vor

vielen Jahren ein guter Boxer gewesen war und es in seiner Heimatstadt Killarney bis zum Jugendmeister im Schwergewicht gebracht hatte.

Sein Plan schien aufzugehen. Der Gardist wurde vom Schwung des eigenen Angriffs mitgerissen. Shafqat lief an ihm vorbei, stolperte aber über den Werkzeugkasten und stürzte.

Das wäre nicht so schlimm gewesen, wäre er nicht auf seinen verletzten Arm gefallen. Ein höllischer Schmerz durchfuhr ihn, und es verstrichen kostbare Sekunden, die ihm für die Flucht fehlten. Als er sich aufrappeln wollte, traf ihn ein Fußtritt ins Kreuz, der ihn erneut zu Boden warf.

«Da unten liegen Sie schon richtig, Monsignore», höhnte

der Gardist. «Bevor Sie aufstehen, werden Sie meine Fragen beantworten.»

Shafqat erinnerte sich an die unsauberen Tricks der Boxer, legte seine Beine wie eine Schere um die Unterschenkel des Uniformierten und brachte ihn ebenfalls zu Fall. Er wollte das Schwert an sich reißen, doch der Schweizer zog es weg, sodass Shafqat in die Klinge griff und sich die

rechte Hand gefährlich  
aufschnitt.

Der Gardist erkannte, dass er den Geistlichen unterschätzt hatte. Er verschwendete keine Zeit damit, sich zu erheben, sondern stieß im Knien zu. Ungläubig starrte Shafqat auf die Klinge, die tief in seine Brust fuhr. Erst als der Schweizer den Stahl wieder herausgezogen hatte, kam Shafqat zu Bewusstsein,



dass es sein Blut war, mit dem die Klinge überzogen war. Und jetzt spürte er auch den Schmerz. Es fühlte sich an, als würde sein Brustkörper von innen auseinander gesprengt.

Als Shafqat über dem Werkzeugkasten zusammenbrach, stand der Gardist auf. Das Schwert einsatzbereit in der Rechten, starrte er auf den Iren hinab.

Doch der rührte sich nicht.  
Der Schweizer stieß ein  
zufriedenes Grunzen aus und  
bückte sich nach seinem  
Barett, das heruntergefallen  
war.

Shafqat wusste, dass dies  
seine letzte Chance war.  
Seine pochende Rechte  
umklammerte einen großen  
Schraubenschlüssel, den er in  
dem Werkzeugkasten ertastet  
hatte. Als der Schweizer sich

bückte, erhob er sich mit letzter Kraft und zog den schweren Schraubenschlüssel über den Soldatenschädel mit dem militärisch kurz geschorenen Haar.

Der Schweizer stöhnte und knickte ein.

Shafqat war, als gebe der Boden unter ihm nach. Alles drehte sich, löste sich auf, und dem Schmerz folgte ein erlösendes schwarzes Nichts.

Aus der Schwärze schälten sich Konturen heraus, schemenhaft erst, dann immer deutlicher. Er sah den schwach beleuchteten Gang mit den nummerierten Türen und erinnerte sich an den erbitterten Kampf. Mit der Erinnerung kamen die Schmerzen, aber auch das Gefühl des Triumphs.

Er hatte gesiegt!

Sein Gegner lag wie tot am

Boden. Die Schmerzen, die ihm jede Bewegung verursachte, ignorierend, beugte er sich über den anderen.

Da hörte er das Geräusch, das Klappern einer Tür. Er musste fürchten, entdeckt zu werden. Mit einem schnellen Griff packte er das blutige Schwert und zog sich an einer Wand hoch. Er war ziemlich wacklig auf den

Beinen, konnte sich gerade noch bis zur Wendeltreppe schleppen und sich dahinter verbergen, ein Schatten im Schatten.

Die gewaltsam aufgebrochene Tür am Ende des Ganges schwang mit lautem Krachen auf, und mehrere Gestalten traten heraus.

«Wo sind wir?», fragte Donati, als sie nach ihrem

langen Weg durch das unterirdische Stollenssystem in den beleuchteten Gang traten.

«Immer noch unter der Erde», antwortete Alexander. «Aber hier scheinen öfter Menschen herzukommen.» Er blickte sich um. «Vermutlich gehört das alles zur Tiefgarage, aber diesen Gang kenne ich nicht.»

Der Weg von der

Edelsteinkapelle hierher war verhältnismäßig einfach gewesen. Zwar hatte es immer wieder Abzweigungen gegeben, aber sie waren den Spuren gefolgt, die aller Wahrscheinlichkeit nach vom Zirkel der Zwölf stammten.

Die meisten Stollen waren am Boden mit feinem Geröll bedeckt, nicht aber der, für den sie sich schließlich



entschieden hatten.

Dort schienen häufiger Menschen zu verkehren. Der Gang hatte sie zu einer verschlossenen Tür geführt, die sie gewaltsam aufbrachen. So waren sie in einen großen Geräteschuppen gelangt. Von dessen Seite war die Tür mit Schläuchen und Drahtrollen derart verhängt, dass sie vor zufälliger Entdeckung sicher

war. Die Ausgangstür des Schuppens hatten sie ebenfalls aufbrechen müssen, und so waren sie auf diesen schwach erleuchteten Gang gestoßen.

«Zumindest gibt es da hinten eine Treppe.» Donati zeigte ins Halbdunkel des Korridors. «Gleich werden wir mehr wissen.»

Beim Näher treten entdeckten sie die reglose

Gestalt, die inmitten einer Blutlache am Boden lag. Alexander überholte den hinkenden Commissario und drehte den schweren Körper um.

Er erkannte den Mann und erschrak. Denn er blickte in die Augen eines Toten.

«Blutige Fußspuren», stieß Donati halblaut hervor.

Der Strahl seines

Scheinwerfers glitt über den Estrich. Jemand war in das Blut des Toten getreten und bis zu der Wendeltreppe am Ende des Korridors gelaufen. Der sich immer mehr ins Ovale verlängernde Lichtfleck des Scheinwerfers folgte der Spur. Sie endete nicht am Treppenabsatz, sondern führte weiter hinter das Metallgestell, wo zusammengekauert eine Gestalt in der Uniform der

Schweizergarde hockte.

Genau in diesem Augenblick verließ der Gardist sein Versteck; er wollte über die Treppe flüchten. Alexander sah das Schwert in der Hand des Mannes und dann endlich sein Gesicht.

Sosehr dieser Anblick ihn auch schmerzte, jetzt wollte er nur Don Shafqat rächen und verhindern, dass der Mörder flüchtete.

Er ließ seinen Scheinwerfer neben dem Toten liegen, spurtete los, bekam den Flüchtenden an den Unterschenkeln zu fassen und zog ihn mit aller Kraft nach unten.

Beide Männer verloren das Gleichgewicht und bildeten ein ineinander verschlungenes Knäuel aus Leibern und Gliedmaßen, das gegen eine Wand des

Korridors prallte. Der Uniformierte hatte bei dem Sturz sein Schwert verloren und verteidigte sich mit bloßen Fäusten. Alexander bekam einen kräftigen Hieb aufs Kinn und beantwortete ihn mit einem Ellbogenstoß in die Rippen.

Ein Schatten fiel auf sie. Es war Orlandi, der eine Impfpistole an den linken Arm des Uniformierten

presste. Ein kurzes Zischen, und schon zog der Professor sich wieder zurück.

Alexander spürte, wie der Widerstand in Sekundenschnelle schwächer wurde. Der Kopf seines Gegners fiel zur Seite. Das Betäubungsmittel, das Orlandi dem Schweizer gespritzt hatte, wirkte verblüffend schnell.

Alexander kniete über dem



Schlafenden und sah zu  
Orlandi auf. «Sie sind sehr  
geschickt darin, Leute ins  
Reich der Träume zu  
schicken, Professor.  
Beschränkt sich Ihre  
ärztliche Kunst darauf?»

«Ich würde sagen, Sie sollten  
sich mal an Ihre Nase fassen.

Sind Sie nicht damit  
einverstanden, dass ich Ihnen  
eben geholfen habe?»

«Nein!», sagte Alexander hart. «Ich hätte das gern selbst erledigt.»

Orlandi sah ihn zweifelnd an.  
«Warum?»

«Weil dieser Mann, der für mich wie ein Bruder war, mich verraten hat.»

Auf dem Belvederehof spaltete die Gruppe sich auf. Orlandi, Donati und einer ihrer jungen Begleiter hielten

auf den Trakt des  
Apostolischen Palastes zu, in  
dem die Krankenstation lag.  
Sie hofften, die kleine  
Seitentür, die Shafqat hatte  
öffnen sollen, auch ohne  
dessen Hilfe zu finden.  
Alexander und der drahtige,  
fast kahlköpfige  
Mittzwanziger, den sie Dario  
nannten, übernahmen die  
Aufgabe, den  
Ambulanzwagen zu kapern.

Während sie im  
Häuserschatten auf die  
Ambulanzgarage  
zuschlichen, kreisten  
Alexanders Gedanken um  
den Mann, der in der  
Tiefgarage schlief und dessen  
Uniform er angezogen hatte.  
Insofern war es ein  
Glücksfall, dass sie auf Utz  
Rasser gestoßen waren. Für  
Don Shafqat allerdings war  
die Begegnung das Gegenteil  
gewesen.

Alexander bedauerte, dass sie Rasser hatten zurücklassen müssen. Vielleicht hätte er ihnen wertvolle Informationen über den Zirkel der Zwölf und über Elenas Aufenthaltsort liefern können. Professor Orlandi besaß bestimmt ein Mittel, das ihm die Zunge auch gegen seinen Willen gelöst hätte.

Möglicherweise hätten sie

Rasser sogar gegen Elena austauschen können. Aber ihn mitzunehmen wäre höchst beschwerlich gewesen und hätte ihre Mission gefährdet. Die Rettung des Papstes genoss absolute Priorität – abgesehen wohl von der Bergung des geheimnisvollen Smaragds. Alexander konnte nicht sagen, woran den *Electi* mehr gelegen war.

Der Vorfall in der Tiefgarage hatte seine Stimmung gedämpft.

Er sah noch Orlandi vor sich, wie dieser sich über Shafqat beugte, ihn sorgfältig abtastete und dann die seltsamen Worte sprach: «Es ist kein Leben mehr in ihm. Selbst ich kann nichts mehr für Bruder Shafqat tun.»

Geduckt huschten Alexander und Dario unter den schwach

erleuchteten Fenstern der vatikanischen Feuerwache vorbei.

Leises Musikgedudel drang nach draußen. Das halbe Dutzend Männer schlief wahrscheinlich, mit Ausnahme des Wachhabenden, der, vor dem Radio dösend, auf das Morgengrauen wartete und auf das Ende der 24-Stunden-Schicht.



Die kleine Ambulanzgarage lag direkt neben der größeren Feuerwehrgarage, in der die drei Tanklöschzüge und die beiden Drehleiterfahrzeuge einsatzbereit standen. Die verschlossenen Tore der Feuerwehrgarage öffneten sich auf Knopfdruck in weniger als zehn Sekunden; die Ambulanzgarage hatte nicht mal ein Tor, der weiße Wagen konnte ohne Zeitverlust starten. Falls der

Papst doch einmal in ein  
römisches Krankenhaus  
gebracht werden musste,  
brauchte keine Zeit mit dem  
Warten auf eine externe  
Ambulanz verschwendet zu  
werden.

Alexander lugte um die Ecke.  
Eine Neonröhre erhellte die  
Garage. Die Fahrertür der  
Ambulanz stand halb offen.  
Der Fahrer der  
Einsatzbereitschaft war über

dem Lenkrad  
zusammengesunken. Ein  
dickes Buch war seinen  
Händen entglitten und lag  
hinter der  
Windschutzscheibe.

Alexander bedeutete Dario,  
er solle hier warten, und ging  
leise auf den  
Ambulanzwagen zu. Der  
Fahrer schlief nicht so fest,  
wie er gehofft hatte;  
Alexanders Schritte

schreckten ihn auf. Der Mann blinzelte, und ein Rucken ging durch seinen ganzen Körper. Ihm kam zu Bewusstsein, dass er den schweren Kampf gegen den Schlaf verloren hatte, und er musterte Alexander mit einem unfreundlichen Blick, nicht skeptisch, sondern wütend über die Störung. Wahrscheinlich glaubte er, der Gardist wolle ihn für seine Schläfrigkeit rügen.

«Buona notte», sagte Alexander mit einem breiten Grinsen und zog die Tür auf.

Ehe der Fahrer etwas erwidern konnte, packte Alexander ihn beim linken Arm und zog ihn mit einem heftigen Ruck aus dem Wagen. Kaum fiel der untersetzte Mann ihm aufstöhnend vor die Füße, rammte er ihm auch schon seine ineinander

verschränkten Hände in den Nacken. Das war eine schmerzhaft Methode, jemanden schlafen zu schicken, aber die einzige, über die Alexander im Moment gebot.

Nachdem sie den Fahrer in die hinterste und dunkelste Ecke der Garage geschleift hatten, schlüpfte Dario in dessen Dienstoverall, der ihm viel zu knapp war. Er zog den

Reißverschluss nur zur Hälfte hoch, was nicht weiter auffiel, wenn er hinter dem Steuer der Ambulanz saß. Alexander kletterte auf den Beifahrersitz und warf den Schmöker nach draußen, damit Dario eine bessere Sicht hatte. Der Schlüssel steckte. Jetzt hieß es warten, bis ... bis Darios kleines Funkgerät knackte. «Glas für Flasche, Glas für Flasche, wir haben den Korken

sichergestellt. Ende.»

Die verzerrte Stimme gehörte Donati, der sich auch die albernsten Codenamen ausgedacht hatte.

«Flasche für Glas, wir bringen den Sektkübel», antwortete Dario. «Ende.»

«Glas für Flasche, verstanden. Ende und aus.»

Als Dario den Motor anließ, erschien das Geräusch



Alexander ungewöhnlich laut, wohl weil es ringsum so still war und weil er unter starker Anspannung stand. Er konnte nur hoffen, dass die Männer in der nahen Feuerwache nichts gehört hatten.

Mit Schrittgeschwindigkeit fuhren sie in den Belvederehof, ohne das Licht einzuschalten. Alexanders Augen suchten die dunklen

Palastmauern ab und entdeckten schließlich das ersehnte Signal: das mehrmalige Aufblitzen einer Taschenlampe. Dario lenkte den Wagen in die Richtung des Signals: zu einer geöffneten Tür, in der ihre drei Gefährten sie erwarteten. Sie schoben eine Rollbahre mit dem Papst durch die Tür, die dafür gerade breit genug war.

Alexander sprang aus dem Wagen, riss die Hintertür auf und fragte: «Wie ist es gelaufen?»

«Unerwartet gut», antwortete Donati. «Leone und ich mussten vor der Krankenstation einen Gendarmen und einen Schweizer erledigen. Drinnen hielt nur der Leibarzt des Papstes Krankenwache. Er sah aus, als könnte er etwas

Schlaf vertragen.»

Während sie Papst Gardien vorsichtig auf die Liege in der Ambulanz umbetteten, betrachtete Alexander das Gesicht des Schlafenden. Es sah nicht friedlich aus, wie er erwartet hatte, wirkte eher angespannt. So als registriere der Heilige Vater alles, was um ihn her geschah.

Orlandi, Donati und Leone stiegen zu Gardien in den

Innenraum. Alexander nahm wieder vorn bei Dario Platz und wies ihm den Weg zur Porta Sant'Anna. Immer noch ohne Licht rollte der Wagen im Leerlauf über die abschüssige Straße auf das nachts geschlossene Gittertor zu.

Gebannt starrten die beiden Männer auf das hohe, schwere Gitter, hinter dem die rettende Straße lag. Noch

zwanzig Meter, fünfzehn,  
zwölf ...

Zwei Gardisten sprangen aus  
dem Wachhäuschen vor das  
Tor und wedelten wild mit  
ihren weiß behandschuhten  
Händen.

«Gas, Fernlicht und hupen!»,  
rief Alexander.

Dario befolgte die  
Anweisung. Der schwere  
Wagen machte einen Satz

und schoss nach vorn.

Die Hupe lärmte ohrenbetäubend. Alexander wollte seinen Kameraden durch das Warnsignal die Möglichkeit geben, sich in Sicherheit zu bringen; die meisten Gardisten wussten schließlich nichts von den Machenschaften des Zirkels. Von der Hupe aufgeschreckt und vom Fernlicht geblendet, sprangen die beiden

Schweizer tatsächlich zur Seite.

Der Wagen prallte gegen das Gitter. Dem dunklen Klatschen des ersten Aufpralls folgte ein markdurchdringendes Kreischen, als Metall sich an Metall rieb. Funken sprühten durch die Nacht, die beiden Torflügel sprangen auf und gaben das Fahrzeug frei.

Feine Risse durchzogen die



Windschutzscheibe, die nicht mehr lange durchhalten würde. Aber das war unwichtig, solange sie nur die Via di Porta Angelica erkennen konnten.

Dario bog nach links ab, schaltete auf Abblendlicht um und sagte mit einem zufriedenen Grinsen: «Das war ein tolles Ding!»

*Freitag, 15. Mai, vormittags*

Alexander konnte kaum fassen, dass die Entführung des Papstes so reibungslos abgelaufen war. Wäre nicht Don Shafqats Tod zu beklagen gewesen, hätte man von einem Erfolg auf der ganzen Linie sprechen können. Donati hatte den einzig möglichen Plan

entworfen: überraschend und, vor allen Dingen, mitten aus dem Vatikan heraus zuschlagen. Hätten sie erst gewaltsam in den Kirchenstaat eindringen müssen, wären Schweizergarde, Vigilanza und italienische Polizei alarmiert gewesen und hätten ein Entkommen verhindert.

Das alles ging Alexander durch den Kopf, als er sein

Zimmer in Orlandis  
Privatklinik verließ. Er hatte  
geduscht und ein für  
italienische Verhältnisse  
ungewöhnlich deftiges  
Frühstück zu sich  
genommen. Donatis Rat, sich  
eine Weile hinzulegen, hatte  
er in den Wind geschlagen.  
Der Schlaf einer ganzen  
Nacht mochte ihm fehlen,  
aber nach den überstandenen  
Aufregungen war ihm nicht  
nach Bettruhe zu Mute. Er

hätte vermutlich kein Auge zugetan. Zu sehr brannte er darauf zu erfahren, wie die weiteren Pläne der Auserwählten aussahen.

Über den Wolken war die Sonne aufgegangen und trübes Morgenlicht fiel durch die vergitterten Fenster. In den Gängen brannten noch die Fin-de-Siecle-Lampen, die, wie so vieles hier, überhaupt nicht nach einem

Krankenhaus aussahen. Eine etwa zehnköpfige Gruppe von Männern und Frauen eilte an ihm vorbei die Treppe hinauf. Alexander entdeckte Donati und Solbelli unter ihnen und folgte der Gruppe neugierig. Es ging hinauf in den obersten Stock, wo die Gruppe hinter einer zweiflügeligen Tür verschwand. Vor der Tür hielten Dario und Leone Wache. Beide hatten sie eine

handliche MP vom Typ Spectre M4 umgehängt, die Schulterstütze angeklappt. Die nur fünfunddreißig Zentimeter lange Waffe, in deren vierreihiges Magazin fünfzig 9-mm-Patronen passten, galt aufgrund ihrer Kompaktheit und Schusskapazität und weil sie so schnell und mit großer Treffsicherheit eingesetzt werden konnte, als ideal für den Personenschutz. Für

Alexander war es keine Frage, welche Person Dario und Leone schützten.

Donati war hinter den anderen zurückgeblieben und drehte sich jetzt so unerwartet um, dass Alexander fast mit ihm zusammengeprallt wäre.

«Wohin des Wegs?»

Alexander nickte in Richtung Tür. «Zu Seiner Heiligkeit.»



«Woher wollen Sie wissen, dass der Papst sich hier aufhält?»

«Intuition.»

«Sie wären ein guter Polizist. Trotzdem können Sie da nicht hinein, ebenso wenig wie ich. Nur die Auserwählten dürfen an der Sitzung teilnehmen.»

«Ich dachte, Sie gehören zu den Auserwählten,

Commissario?»

«Ich gehöre zu ihnen, aber ich bin keiner von ihnen. Wenn Sie so wollen, arbeite ich für sie, aus Überzeugung, nicht für Geld.

Professor Orlandi hat sich um mich gekümmert, damals, nach der Bombengeschichte in Mailand.» Donatis Gesicht verfinsterte sich bei der Erinnerung. «Orlandi und

seinen besonderen  
Fähigkeiten verdanke ich,  
dass ich überhaupt noch am  
Leben bin. Er hat meinen  
Körper, aber auch meinen  
Glauben zusammengeflickt,  
dafür schulde ich ihm und  
den Auserwählten ewigen  
Dank.»

«Statten Sie diesen Dank ab,  
indem Sie uns Schweizern  
Unterricht erteilen, um auf  
diesem Weg an

Informationen über den  
Zirkel der Zwölf zu  
gelangen? Und könnte es  
sein, das Sie selbst dafür  
gesorgt haben, dass Sie  
Bazzini für die Ermittlungen  
zur Seite gestellt wurden?»

Donati lächelte. «Ich sagte  
schon, Sie gäben einen guten  
Polizisten ab, Signor Rosin.»

Ein grauhaariger Kopf  
erschien in der Tür und  
sechseckige Brillengläser

reflektierten das satte Licht der Deckenlampen.

«Geht's bei den Herren vielleicht ein wenig leiser?», fragte Solbelli vorwurfsvoll. «Hier drin versuchen ein paar Leute, sich zu konzentrieren.»

«Erklären Sie das Signor Rosin», erwiderte Donati.

«Was will er?»

«Hinein.»

«Ah, verstehe.» Der Gelehrte musterte Alexander. «Na, dann kommen Sie, Signor Rosin.»

«Aber ...»

Solbelli erstickte Donatis Protest mit einer herrischen Handbewegung. «Ich kann verstehen, dass Signor Rosin im Bilde sein will. Schließlich hat er einen Eid geschworen, dem Heiligen Vater beizustehen. Traurig

genug, dass nur einer aus der ganzen Schweizergarde in der Lage ist, seinen Eid zu halten.

Ich an seiner Stelle würde auch dabei sein wollen.»

Zweifelnd, vielleicht auch ein wenig eifersüchtig, sah Donati zu, wie Alexander durch die Tür ging, die Solbelli gleich darauf schloss.

Kein weiß-steriles  
Krankenzimmer, keine  
Infusionen, keine Monitore,  
die Auskunft über den  
Zustand des Papstes gegeben  
hätten. Natürlich nicht.  
Alexander hätte wissen  
müssen, dass in dieser

*Privatklinik*

nichts so war wie in anderen  
Krankenhäusern. Man konnte  
den Raum am ehesten als



großes, spartanisch  
eingerrichtetes Schlafzimmer  
bezeichnen. Ein schmales  
Bett stand frei in der Mitte.  
Seine Heiligkeit schien darin  
einen friedlichen Schlaf zu  
schlafen.

Rund um das Bett knieten  
Männer und Frauen, die  
Auserwählten. Ihre Hände  
lagen auf dem Kopf des  
Papstes, auf seiner Stirn,  
seinem Gesicht. Etliche

Arme reckten sich unter die Bettdecke, um den Leib des Schlafenden zu berühren. Es sah aus wie eine kultische Handlung, eine religiöse Zeremonie, die umso seltsamer anmutete, als die Auserwählten ganz normal gekleidet und nicht etwa in Priestergewänder gehüllt waren. Es herrschte vollkommenes Schweigen, alle wirkten höchst konzentriert. Von Alexander

schien niemand Notiz zu nehmen.

Solbelli zeigte auf einen gepolsterten Stuhl in einer Ecke.

Alexander nahm schweigend Platz und sah zu, wie der Privatgelehrte sich neben Orlandi an das Kopfende des Bettes kniete, seine Hände auf das Gesicht des Papstes legte und ebenfalls in diesen tranceartigen Zustand sank.

Es war so unerträglich still, dass Alexander kaum zu atmen wagte.

Hinterher hätte er nicht sagen können, wie lange er auf dem Stuhl gesessen und die anderen einfach nur angesehen hatte.

Von den Auserwählten schien eine hypnotische Kraft auszugehen, die ihn aus Zeit und Raum entrückte. Ein wohliges Gefühl ergriff von

ihm Besitz, warm und prickelnd, als fließe eine geheime Energie durch das Zimmer. Es erinnerte ihn an seinen Besuch bei Papst Custos, vor jener kleinen Ewigkeit von vierzehn Tagen, als der Heilige Vater ihn von seinen Schmerzen geheilt hatte. Jetzt empfand er die gleiche Geborgenheit.

Er war nicht mehr im Geringsten verwundert über

die ungewöhnliche Zeremonie. Warum auch? Er hatte es geahnt, bevor er das Zimmer betreten hatte. Nur hatte der rationale Teil seiner selbst die Erkenntnis unterdrückt. So wunderte er sich auch nicht, als der Heilige Vater die Augen aufschlug, sich umblickte und mit leiser Stimme zu den anderen sprach, Worte des Dankes an seine «Brüder und Schwestern» richtete.

Die ließen erschöpft von ihm ab, zitternd, schweißüberströmt, nahezu am Ende ihrer Kräfte. Beim Verlassen des Zimmers stützten sie sich gegenseitig. Nur Orlandi blieb am Bett hocken und sprach leise mit dem Papst.

Solbelli trat heran und lehnte sich schwer atmend gegen die Wand. «Bruder Gardien muss sich ausruhen. Auf was

warten Sie noch,  
Alexander?»

«Auf Erklärungen.»

«Erklärungen wollen Sie  
also, Alexander. Und auch  
noch eine ganze Menge,  
schätze ich.»

«Ich hoffe, es ist nicht zu viel  
verlangt, aber ich ...»

«Sie sind reichlich verwirrt,  
natürlich.»



Der Papst lächelte verständnisvoll. Jedenfalls legte Alexander sein Mienenspiel so aus. In dem Dämmerlicht, das durch die verhängten Fenster ins Zimmer fiel, war das nicht eindeutig festzustellen.

Mehr als zwölf Stunden war es her, dass Alexander der eigentümlichen Zeremonie beigewohnt hatte, mit der die Auserwählten den Heiligen

Vater aus dem Koma geholt hatten.

Alexander hatte für ein paar Stunden Schlaf gefunden, unruhigen Schlaf, angefüllt mit dem Traumgesicht der um Hilfe rufenden Elena; er fühlte sich nicht sonderlich ausgeruht. Ganz anders Custos. Seine Lebhaftigkeit war erstaunlich angesichts der schweren Schussverletzungen. Für ihn

schienen nicht zwölf  
Stunden, sondern zwölf  
Wochen vergangen zu sein.

Er lag nun in einem anderen,  
kleineren Zimmer im  
obersten Stockwerk und  
wurde weiterhin von zwei  
Bewaffneten bewacht.

Dario und Leone waren von  
Männern abgelöst worden,  
deren Namen Alexander  
nicht kannte. Auch sie trugen  
die griffigen Spectre-MPs.

Alexander hatte beobachtet, dass weitere bewaffnete Wachen in den ausgedehnten Grünanlagen patrouillierten.

Vor fünf Minuten war Solbelli zu ihm gekommen, hatte ihn zum Papst geführt und sie auf Geheiß des Heiligen Vaters allein gelassen. Zum zweiten Mal traf Alexander diesen Mann unter vier Augen. So vieles war seit ihrer ersten

Begegnung geschehen, hatte sich in den zwei Wochen verändert. Von der Beklommenheit, die ihn damals befallen hatte, als Don Shafqat ihn in das private Arbeitszimmer Seiner Heiligkeit führte, spürte er jetzt nichts. Was nicht daran lag, dass der Heilige Vater einen ganz und gar weltlichen Pyjama trug. Brennende Neugier und die Erkenntnis, dass sie beide in

dasselbe dunkle Spiel  
verstrickt waren, verdrängten  
jede Ehrfurcht.

«Ich will Ihnen keine langen  
Vorträge halten, Alexander.»  
Die Stimme des Papstes  
klang voll und kräftig, nicht  
wie die eines  
Schwerverletzten. «Am  
besten stellen Sie einfach  
Ihre Fragen.»

Alexander beugte sich vor,  
sah ihm in die Augen und

fragte:

«Eure Heiligkeit, sind Sie der Engelspapst?»

Zu seinem Erstaunen kicherte der Papst. «Bei allen Heiligen, Sie verstehen es, auf den Punkt zu kommen.»

«Sie wollten, dass ich frage.»

«Und Sie sollen Ihre Antwort bekommen: Ja und nein. Ich bin kein überirdisches Wesen, auch wenn das, was

Sie in meiner Gegenwart erlebt haben, Ihnen einen anderen Eindruck vermittelt haben mag. Ich bin nicht gesandt worden, um alte Prophezeiungen zu erfüllen. Aber ich will das vollbringen, was seit Jahrhunderten als Aufgabe des Engelspapstes betrachtet wird. Die Kirche soll wieder das Wort Jesu verkünden und nicht die im Laufe zweier Jahrtausende entstandenen



Verfälschungen, ja  
Verdrehungen seiner Lehre.  
Für alle, die dieses Ziel auch  
verfolgen, bin ich der  
Engelspapst – für meine  
Gegner wohl eher der  
Antichrist.»

«Und um die  
Aufmerksamkeit der Welt  
auf sich zu lenken, wollten  
Sie Wunder vollbringen.»

«So ähnlich, ja. Ich würde es  
nicht Wunder nennen, auch

wenn die Medien dieses Schlagwort lieben. Ursprünglich wollte ich viel langsamer vorgehen und die Gläubigen behutsam an die Wahrheit heranzuführen. Doch dann haben die Ereignisse sich überstürzt, angefangen mit dem Mord an Oberst Rosin und seiner Frau – ich musste einfach handeln. Nach unserer ersten Begegnung begann ich mich zu fragen, ob ein schnelleres

Vorgehen nicht weitere Opfer verhindern könnte. Und als sich bei der Generalaudienz die Gelegenheit bot, meine heilenden Kräfte zu demonstrieren, habe ich nicht länger gezögert.»

«Für mich ist es ein Wunder, was Sie in der Nervi-Halle vollbracht und was die Auserwählten heute Morgen bei Ihnen erreicht haben, Heiligkeit. Was geschieht

da?»

«Um Ihnen das zu erläutern,  
muss ich Ihnen  
verdeutlichen, wer ich bin.  
Schalten Sie doch bitte das  
Licht ein!»

Alexander kam der Bitte  
nach. Eine vierflammige  
Deckenlampe tauchte den  
Raum in warmes,  
anheimelndes Licht.

Auf dem Tisch neben dem

Bett des Papstes lagen mehrere Bücher neben einer Holzschatulle. Es war der Kasten, den sie in der Nacht aus der Edelsteinkapelle geborgen hatten.

Dieses unscheinbare Behältnis verkörperte für ihn alle Geheimnisse, die sich in den letzten zwei Wochen vor ihm aufgetürmt hatten. Schon vor fünfhundert Jahren hatte sein Vorfahr Albert Rosin für

den Kasten – oder für das, was er enthielt – sein Leben aufs Spiel gesetzt.

Er war enttäuscht, als Custos statt zu dem Kasten zu einem großformatigen Buch griff. Die unbekümmerte Art, wie der Papst sich im Bett aufsetzte, passte nicht zu einem Mann, der kürzlich operiert und erst wenige Stunden zuvor aus dem Koma erweckt worden war.

Custos blätterte in dem Bildband und zeigte Alexander schließlich ein Gemälde, das auf einer Doppelseite abgebildet war: dreizehn Männer, die, mit den unterschiedlichsten Anzeichen der Erregung, an einer langen Tafel saßen oder gerade von ihr aufgesprungen waren; nur der Mann in der Mitte, der langes Haar und einen Bart trug, saß gelassen auf seinem Platz und streckte

in beruhigender Geste die Hände aus.

«D a s *Abendmahl*» , sagte Alexander und fügte nach kurzer Pause hinzu: «Von Leonardo da Vinci.»

Das Universalgenie der Renaissance schien ihn regelrecht zu verfolgen, tauchte immer wieder auf: als Erfinder lederner Taucheranzüge, als Spion und Anführer von Ketzern,



jetzt als Maler.

«Bruder Solbelli hat Ihnen bereits gesagt, dass Leonardo im Vatikan weilte, um in den Geheimarchiven zu forschen. Das war im Jahr 1492. Drei Jahre später begann er im Refektorium des Mailänder Dominikanerklosters Santa Maria delle Grazie mit den Arbeiten *am Abendmahl*. »

«Das hört sich an, als gäbe es da einen verborgenen

Zusammenhang.»

«So verborgen ist er gar nicht. Sehen Sie sich das Gemälde in Ruhe an, dann werden Sie erkennen, was Leonardo in Rom herausgefunden hat.»

Der Papst reichte Alexander das Buch. Ihre Hände berührten sich kurz, und Alexander spürte ein warmes, angenehmes Kribbeln. Seine Augen suchten die

Reproduktion des berühmten Gemäldes nach etwas Auffälligem ab. Vergeblich.

Der Papst tippte mit dem Zeigefinger auf die zweitäußerste Figur auf der linken Seite. «Wissen Sie, wer das ist?»

«Nein», sagte Alexander, der zwar die Namen der zwölf Apostel kannte, sie dem Gemälde aber nicht alle zuordnen konnte.

«Allgemein wird behauptet, dies sei der jüngere Jakobus», erklärte Custos. «Betrachten Sie einmal erst ihn und dann die anderen Gestalten auf dem Bild!»

Leichte Erregung schwang in der Stimme des Heiligen Vaters mit. Er schien gespannt darauf zu warten, dass Alexander hinter das Geheimnis kam.

Der Schweizer musste das

Bild nur bis zur Mitte  
ansehen, dann rief er:  
«Jakobus und Jesus sehen  
sich erstaunlich ähnlich, fast  
wie ...»

«Wie Zwillingsbrüder,  
sprechen Sie es ruhig aus.»  
Der Papst nickte zufrieden.  
«Leonardo hat die  
Ähnlichkeit bis hin zu der  
roten Kleidung betont; das  
Einzigste, was die beiden  
unterscheidet, ist der Mantel,

den Jesus um die Schulter  
geschlungen hat. Sie haben es  
erkannt, Alexander. Diese  
Ähnlichkeit Christi mit  
einem seiner Jünger ist der  
Schlüssel zur geheimen  
Botschaft des Bildes. Und sie  
ist der Grund, weshalb es  
immer wieder Bestrebungen  
der Mächtigen gegeben hat,  
das Gemälde zu zerstören  
oder es sich anzueignen.  
Schon der französische  
König Ludwig XII. war, als

er im Jahr 1499

Mailand eroberte, nur mit Mühe davon abzuhalten, das Bild nach Frankreich zu bringen. So ging es all die Jahrhunderte hindurch. Sie wissen, dass im Zweiten Weltkrieg Bomben auf den Vatikan gefallen sind. Nun, auch das Kloster Santa Maria delle Grazie wurde angegriffen, eine Bombe traf das Refektorium. Das Dach

und die ganze Wand rechts neben Leonardos Gemälde wurden zerstört. Das *Abendmahl* blieb nur deshalb weitgehend erhalten, weil es durch Sandsäcke geschützt war. Vor acht Jahren konnte in letzter Minute ein Mafia-Bombenanschlag auf das Refektorium verhindert werden. Auf der Suche nach den Auftraggebern führten Spuren in den Vatikan, wo sie sich, wie üblich, in Luft



auflösen.»

«Vor acht Jahren?», fragte Alexander. «Damals verlor Commissario Donati seine Familie bei einem Bombenanschlag in Mailand.»

«Er war der Mafia auf der Spur, wenn auch nicht wegen des Gemäldes. Aber durch seinen Einsatz sind die Pläne zur Vernichtung des Refektoriums aufgefliegen.

Wir haben uns nach dem furchtbaren Anschlag um ihn gekümmert. Das war das Mindeste, was wir tun konnten.»

Jetzt begriff Alexander, warum Donati so leidenschaftlich gegen die Verschwörer im Vatikan vorging. Die Auserwählten hatten vermutlich nicht ganz selbstlos gehandelt, als sie dem Commissario im

wahrsten Sinne des Wortes  
wieder auf die Beine halfen.  
Einen engagierteren  
Verbündeten in den Reihen  
der Polizei hätten sie sich  
nicht wünschen können.

Aber eins verstand Alexander  
noch immer nicht: «Wenn  
Leonardo da Vinci etwas  
mitzuteilen hatte, warum hat  
er es nicht einfach  
aufgeschrieben?»

«Hätte er das, was uns sein

Gemälde sagt, offen behauptet, wäre er als Ketzer auf dem Scheiterhaufen gelandet. Außerdem waren damals längst nicht so viele Menschen des Lesens mächtig. Ein Bild konnte jeder verstehen, der sich darauf einließ.»

Die Betonung des letzten Satzes machte Alexander klar, dass dies eine Aufforderung an ihn war. Die

Worte des Papstes spukten in seinem Hirn umher: *Wie Zwillingsbrüder ... Diese Ähnlichkeit Christi mit einem seiner Jünger ist der Schlüssel zur geheimen Botschaft des Bildes.*

«Jesus hatte Schwestern und Brüder», überlegte er schließlich laut. «Jedenfalls steht das im Matthäus-Evangelium.

Konservative                      Theologen

deuten die Stelle anders, um die These von Marias ewiger Jungfräulichkeit aufrechtzuerhalten. Sie sprechen von ‹Vettern› statt von ‹Brüdern›. Oder sie behaupten, es handele sich um Kinder aus Josefs erster Ehe.»

Der Papst klatschte in die Hände. «Sehr gut, Alexander!

Erinnern Sie sich auch an die Anzahl und die Namen der

von Matthäus erwähnten  
Brüder Jesu?»

«Ich glaube, es waren drei.  
Jakobus, Josef und Simon.»

«Einer fehlt noch. Der vierte  
Bruder Jesu hieß Judas.»

«Eure Heiligkeit glauben  
also, dass es tatsächlich  
Brüder waren?»

«Ich glaube es nicht, ich weiß  
es.» Er zeigte auf das  
aufgeschlagene Buch.

«Kehren wir zum *Letzten Abendmahl* zurück. Natürlich ist das eine Stilisierung, wie auch die Anzahl der Jünger keine historische Tatsache ist, sondern ein Symbol.

Die Zwölf ist die Zahl des geschlossenen Kreises. Es gibt zwölf Stämme Israels, zwölf Edelsteine auf dem Brustschild des Hohenpriesters, zwölf kleine Propheten und demgemäß



zwölf Apostel. Zwölf Stunden haben Tag und Nacht, zwölf Monate hat das Jahr, und wir kennen zwölf Tierkreiszeichen.»

«Ich verstehe», sagte Alexander. «Es können auch acht oder vierzehn Jünger gewesen sein, die das letzte Mahl mit Jesus teilten.»

Custos nickte. «Falls es ein solches Mahl in der überlieferten Form überhaupt

gegeben hat. Wenn die Zahl der Jünger symbolisch zu verstehen ist, können sie selbst es auch sein.»

«Sie meinen, einige Jünger hat es gar nicht gegeben?»

«Es kann sich durchaus sowohl bei Figuren als auch bei einzelnen Szenen um Fiktion handeln. Leonardo da Vinci hat drei Jünger abgebildet, die zusammengehören und seine

Botschaft verkörpern. Neben Jakobus dem Jüngeren ist Judas Iskariot wichtig, hier, in der linken Bildhälfte. Sehen Sie, wie er sich erschrocken zurücklehnt und die rechte Hand um den Beutel mit den dreißig Silberlingen zusammenkrampft? Die ganze Verratsgeschichte ist unter Historikern sehr umstritten.

Wie auch immer Jesus ausgeliefert wurde, die von Leonardo festgehaltene Ankündigung des Verrats und des eigenen Todes durch Jesus ist eine Erfindung der Evangelisten, um zu zeigen, dass Jesus nicht gescheitert ist, sondern gerade durch seinen Tod zum Erlöser der Welt wurde. Dazu mussten Verrat und Tod zu Bestandteilen des göttlichen Plans erklärt werden.»

«Sie sprachen eben von drei Jüngern, Heiligkeit.»

«Schauen Sie hier rechts, die Figur mit dem warnend oder protestierend emporgereckten Zeigefinger. Das ist der ungläubige Thomas. Sein Unglauben, der Verrat des Judas und die Ähnlichkeit von Jesus und dem jüngeren Jakobus sind der Schlüssel zu Leonardos Botschaft. Verstehen Sie?»

«Nicht im Geringsten»,  
bekannte Alexander.

Unbeirrt fuhr der Papst fort:  
«Um Thomas ranken sich  
zahlreiche Legenden und  
apokryphe Schriften. Darin  
wird er häufig Judas Thomas  
genannt. Bedenken Sie, dass  
auch einer von Jesu Brüdern  
Judas hieß und ein anderer  
Jakobus.»

Auf einmal sah Alexander so  
klar, als sei er in die

Gedanken des Heiligen  
Vaters eingetaucht. «Judas,  
Thomas und Jakobus –

die drei Jünger auf dem Bild  
sind einer!»

Custos nickte. «Ganz recht.  
Leonardo hat die  
Wesenszüge einer Person  
aufgespalten und auf drei  
Jünger übertragen.»

«Der Ungläubige, der  
Verräter und der mit dem

Aussehen Jesu», stieß Alexander hervor. «Sie sind eine Person, *ein* Bruder des Herrn! Aber welcher?»

«Judas, auch bekannt unter den Namen Judas Thomas, Didymos Judas Thomas oder Thomas Didymos. Was so verwirrend klingt, ist in Wahrheit recht einfach. Thomas, im Aramäischen Toma, bedeutet Zwilling. Dieselbe Bedeutung hat der



Name Didymos. Jemanden als Thomas Didymos zu bezeichnen, als Zwilling-Zwilling, wäre also überflüssig – es sei denn, der Name soll ein besonderer Hinweis sein. Ein Hinweis darauf, dass Judas, genannt Thomas Didymos ...»

«Der Zwillingenbruder Jesu war!», rief Alexander aus und wurde sich dann erst bewusst, dass er dem Papst in die Rede

gefallen war. «Ich habe von den Geschichten über diesen Zwillingbruder gelesen, hielt sie aber für Legenden.»

«Sie sind wahr, leider», sagte Custos. «Denn dieser Judas war in der Tat ein Verräter, nicht nur an seinem Zwilling Jesu, sondern auch an dessen Lehre. Sehen Sie selbst!»

Nun öffnete er den Holzkasten und nahm den Smaragd heraus,

dessentwegen Rom vor  
fünfhundert Jahren verwüstet  
worden war: die *Wahre*  
*Ähnlichkeit Christi*. Der  
hühnereigroße Stein strahlte  
ein intensives Leuchten aus,  
das mehr zu sein schien als  
eine Reflexion des  
Lampenlichts. Es war, als  
lodere ein Feuer in dem  
Edelstein. Ein Feuer, das die  
beiden Gesichter, die  
Alexander erblickte, als der  
Papst den Stein langsam

drehte, mit Leben erfüllte. Es konnten genauso gut zwei Profile ein- und desselben Gesichts sein, so ähnlich waren sie einander.

Langes Haar fiel bis über die Schultern. Ein vollbärtiges Gesicht, ausdrucksstark und makellos zugleich, als sei der Mann, dem es gehörte, von großer innerer Kraft und Ruhe erfüllt gewesen. Dann aber, als das eine Profil das

andere verdrängte, zeigte sich ein neuer Zug. Das Gesicht schien unverändert, und doch wirkte es auf seltsame Weise hart und verschlossen, so als habe eine dunkle Macht von dem Mann Besitz ergriffen.

«Seit dem Sacco di Roma gilt dieser Stein als verschollen», sagte der Papst. «Diese Schutzbehauptung sollte der heiligen römischen Kirche

ein weiteres Desaster von der Art ersparen.

Das hat nicht immer funktioniert, wie der Bombenangriff auf den Vatikan gezeigt hat. Aber damals, in der Renaissance, besaß die Behauptung eine gewisse Glaubwürdigkeit; es hieß, man habe den Smaragd Abbas de Naggera ausgeliefert, und der Tod des Spaniers ließ das

Verschwinden des Steins als plausibel erscheinen. Der Stein, der ihm tatsächlich ausgehändigt wurde und der danach nie wieder aufgetaucht ist, war die Fälschung, von der Sie in den Aufzeichnungen Ihres Vorfahren gelesen haben. Sie zeigte nur ein Gesicht Jesu – durfte nur eins zeigen, weil die Kirche die Existenz des Zwillings aus guten Gründen verschweigt.»

«Was ist so bedrohlich an ihm?»

«Judas Thomas hat wie Jesus gegen das strenge Judentum der Pharisäer und die Geschäftemacherei in den Tempeln rebelliert.

Die Zwillinge und ihre Anhänger wollten erreichen, dass die Gesetze den Menschen dienen und nicht die Menschen den Gesetzen. Insoweit stimmt die



Schilderung des Neuen Testaments. Jesus stieg zum Führer der Bewegung auf, weil er über Kräfte verfügte, die anderen Menschen verwehrt bleiben.

Heute würden wir von paranormalen Fähigkeiten sprechen, damals war schlicht von Wundern die Rede. Kein Wunder war es allerdings, dass Jesus und seine Jünger die Pharisäer

und Tempelpriester gegen sich aufbrachten.»

«Aber auch die Römer», warf Alexander ein.

«Ganz recht. Die Unruhe, die durch den Konflikt im römisch besetzten Judäa entstand, hat dem römischen Statthalter Pontius Pilatus zu schaffen gemacht. Seine Hände waren nicht so rein, wie die Evangelisten uns glauben machen wollen, um

die Priester und Pharisäer stärker zu belasten. Pilatus hatte ein vitales Interesse daran, die Akte Jesus oder Jeschua, wie die Zeitgenossen ihn nannten, schnell zu schließen. Also stellte er sich auf die Seite der Ankläger und verurteilte den Aufrührer Jeschua zum Tod. Und am Morgen des Rüsttages für das Passafest zogen römische Legionäre, das Volk aufhetzende

Priester und die wenigen Anhänger Jeschuas, die es wagten, ihm in seiner schwersten Stunde nahe zu sein, mit dem blutig gepeitschten Verurteilten vom römischen Prätorium zur Schädelstätte, zum Hügel Golgatha.»

Custos sprach mit solcher Eindringlichkeit, als sei er selbst dabei gewesen. Und etwas Seltsames geschah:

Die Stimme des Papstes und das Leuchten des Smaragds zogen Alexander derart in die Erzählung hinein, dass er meinte, unmittelbar Zeuge der zweitausend Jahre zurückliegenden Ereignisse zu werden.

Die Kopfhaut von Dornen zerkratzt, von den Schultern bis zu den Füßen voller Wunden und Blutergüsse, war Jeschua ben Joseph nackt

zum Schädelberg gewankt. Nach der Auspeitschung war er kaum in der Lage, aufrecht zu gehen. Und es war gut, sich zu bücken, nicht in die Gesichter der Menschen zu sehen, die den Weg säumten.

Nicht Spott und Neugier in vielen Gesichtern waren es, die Jeschua abschreckten. Er fürchtete den Anblick derer, die er liebte, allen voran seine Mutter Mirjam. Sein

Körper, eine einzige blutige Wunde, würde sie mehr schmerzen als ihn. Ihn nackt zu sehen, allen Blicken ausgeliefert, würde ihr mehr Würde rauben als ihm, der bald von allen Schmerzen erlöst sein würde. Die Nacktheit war ein Teil der Strafe, die nicht nur den Leib, sondern auch den Geist treffen sollte. Je schneller die Stunde seines Todes kam, desto besser war es für ihn

und alle, die ihn liebten.

So war er fast erleichtert, als der Menschenzug die Kuppe Golgathas erreichte. Und der jähe Schmerz, als die Soldaten ihm Nägel durch die Handgelenke und Füße trieben, erschien ihm als willkommener Sendbote der nahen Erlösung. Er spürte die rauen Hände der Legionäre, als sie ihn mitsamt dem Querbalken, den sie



Patibulum nannten, anhoben. Auf zwei schwere Holzgabeln gelegt, wurde der Querbalken höher geschoben und glitt mit einem dunklen Knirschen am fest eingegrabenem Längsbalken entlang, bis er in die vorbereitete Kerbe rutschte.

Die Soldaten wischten sich den Schweiß aus den Gesichtern und ächzten in der Sprache der Römer: «Elende

Schinderei! Wir sollten  
leichteres Holz fürs  
Patibulum nehmen.» – «Das  
liegt nicht am Holz, sondern  
an dem Kerl, der dranhängt.  
Er muss schwere Knochen  
haben.» – «Vielleicht welche  
aus Gold.

Würde mich nicht wundern  
bei einem König.» – «Wieso  
König?»

Der andere lachte und zeigte  
auf das Schild, das sie auf

Anweisung des Statthalters  
am Kreuz anzubringen  
hatten: *König der Juden*.

Sie schlugen zwischen  
Jeschuas Beinen einen  
Stützpflöck für den Unterleib  
in den Längsbalken und  
nagelten schließlich das  
Schild über seinem Kopf an.  
Jeschua erlebte all das wie  
einen Traum, wollte schon  
hinübergleiten in eine Welt  
ohne Qualen, da packte ihn

neuer Schmerz und entriss  
ihn der Betäubung.

Zwei Nägel fraßen sich durch  
jedes Schienbein ins Holz des  
Querbalkens.

Wieder bei wachem  
Verstand, sah Jeschua die  
schaulustige Menge und  
hörte ihre Rufe: «Kreuzigt  
ihn!» — «Tötet den  
Heuchler!» — «Wenn er  
König sein will, dann im  
Reich der Toten!»

Am lautesten schrien die Tempelpriester, die das Volk aufhetzten. Auch viele der Händler und Geldwechsler, deren Geschäfte im heiligen Tempel Jeschua angeprangert hatte, zählten zu den Schreihälsen. Er war eine Gefahr für sie alle, und deshalb wollten sie seinen Tod.

Doch der Blick in die gehässigen Fratzen, von

denen viele sein Ende ebenso sehr herbeisehnten wie er selbst, war nicht das Schlimmste. Denn nun sah er sie, Mirjam, seine Mutter.

Umgeben von Freundinnen und dem treuen Johanan stand sie wie versteinert dort und wäre vor Scham und Trauer wohl umgefallen, hätten die anderen sie nicht gestützt.

Es war Jeschua schrecklich,

dass er ihr mit seiner Art zu leben so viel Leid zugemutet hatte. Aber hatte sie ihn nicht unterstützt, war sie den schwierigen Weg nicht mit ihm gegangen? Hatte sie nicht leichten Herzens alles Leid auf sich genommen, um Gott wieder den Menschen und die Menschen Gott nahe zu bringen?

Vielleicht war es sein großer Irrtum gewesen, von sich –

seinem festen Willen und  
seinem leichten Herzen – auf  
seine Gefolgschaft zu  
schließen.

Mirjams Blick kreuzte den  
seinen. Sie riss sich los,  
stürzte in den Staub, kam  
schwankend wieder auf die  
Beine und lief zum mittleren  
der drei Kreuze, wo ihr Sohn  
zwischen zwei gemeinen  
Dieben hing. Ihre  
Freundinnen konnten sie



nicht halten, und die Legionäre wollten es nicht. Grinsend verfolgten sie das Schauspiel, das die verzweifelte Mutter und ihr todgeweihter Sohn boten.

Johanan folgte Mirjam und umfasste ihre Schultern, damit sie nicht vor Jeschua niedersank und damit die Legionäre, die Priester, die Pharisäer und die gedankenlosen Krakeeler zu

noch mehr Hohn und Spott  
veranlasste.

Als Jeschua den Freund und  
die Mutter Arm in Arm  
erblickte, sammelte er seine  
Kräfte und sagte: «Die  
Mutter hat einen neuen Sohn,  
der Sohn eine neue Mutter.  
So soll es sein ...»

Seine Rede erstarb in einem  
Hustenanfall. Blutiger  
Auswurf fiel in den Staub.

Johanan aber hatte ihn verstanden und nickte ihm zu, bevor er Mirjam sanft mit sich zog, zurück zu ihren Freundinnen.

Immer öfter musste Jeschua jetzt husten. Sein festgenagelter Leib bäumte sich auf und wand sich in dem Bemühen, das Gewicht zu verlagern, die Schmerzen zu lindern, seine Kehle nicht mit Blut und Galle zu füllen.

Tausend unsichtbare Dolche  
stachen in seinen Kopf, viel  
schlimmer als die  
Dornenkrone, die man ihm  
im Prätorium aufgesetzt  
hatte, um ihn als Judenkönig  
zu verhöhnen. Er konnte  
kaum atmen, und wenn er  
nach Luft schnappte, stiegen  
Blut und Galle in ihm hoch.  
Die Nägel, die ihm bei jeder  
Gewichtsverlagerung neue  
Schmerzen verursachten,  
hielten ihn wach,

verhinderten, dass ihm die Gnade zuteil wurde, endlich in die Schattenwelt zwischen Leben und Tod zu gelangen.

Allmählich lichtete die Menge sich. Das Sterben dauerte zu lange, war zu eintönig, um den Zuschauern noch Kurzweil zu bieten. Dann, als der Himmel sich mehr und mehr verdüsterte, zogen sich auch die meisten Priester und Tempeldiener in

den Schutz des Tempels zurück. Die Finsternis mitten am Tag kam aus der Wüste, wo Sturmwind den Sand in solchen Massen aufwirbelte, dass die Sonne verhüllt wurde.

«Chamsin! Chamsin!», schrien die letzten Schaulustigen den Namen des schwarzen Winds hinaus und flohen in die nahe Stadt.

Die hartgesottenen Legionäre

wirkten nicht länger  
unerschütterlich. Für sie war  
der Sandsturm ein Zeichen  
dafür, dass die Götter zornig  
waren. Ihre entsetzten  
Mienen verrieten, dass sie  
den sonst so verachteten  
Juden am liebsten  
hinterhergelaufen wären. Als  
dicker Sandnebel die  
Schädelstätte umhüllte,  
zogen sie Tücher vor ihre  
Gesichter und verbargen die  
Köpfe hinter den länglichen

Schilden.

Der Chamsin rollte heran und ließ eine kräftige Tamarinde am Fuß des Hügels bis in die Wurzeln erbeben. Dann wurde es schwarz vor Jeschuas Augen, und Sand drang in jede Öffnung von Gesicht und Leib. Ihm war es nur recht, dass der Sand seine Atemwege verklebte. Umso eher kam der Tod und mit ihm die Erlösung. Doch der



Sturm brach nicht mit aller Heftigkeit über Golgatha herein. Er schüttelte nur drohend die sandige Faust und drehte dann so plötzlich ab, wie er über der Wüste erschienen war.

Jeschua erblickte eine Gestalt, die sich undeutlich aus dem zurückweichenden Sandnebel schälte. Er meinte, das Gesicht schon gesehen zu haben, doch es fiel ihm kein

Name dazu ein; Schmerz und Erschöpfung ließen ihn keinen klaren Gedanken mehr fassen. Vielleicht täuschte er sich auch, als er glaubte, das faltige Antlitz aus dem weiteren Kreis seiner Gefolgschaft zu kennen. Denn der Mann spottete über den Gekreuzigten und rief den Römern zu, dass es doch schade wäre, wenn der Chamsin der Qual ein zu

schnelles Ende bereitete.

«Erlaubt mir, seinen Mund und seine Nase mit Essigwasser zu säubern. Und wenn der *Judenkönig* etwas davon trinkt, wird jeder Schluck seine Widerstandskraft und damit seine Qual nur verlängern.»

Die Soldaten hielten ihn nicht auf. Ihnen war in diesem Augenblick egal, was mit dem jüdischen Aufrührer

geschah.

Fluchend spuckten sie den Sand aus und rieben sich die geröteten Augen.

Der Spötter reckte Jeschua einen Schwamm entgegen, der auf einen gegabelten Stock gesteckt war, so als scheue der Mann sich, das Essigwasser zu berühren. Dabei war das Kreuz nicht sonderlich hoch, und er hätte nur den Arm auszustrecken

brauchen, um das Gesicht des Gekreuzigten zu erreichen.

Kühl und feucht strich der Schwamm über Jeschuas Gesicht.

Aber er freute sich nicht über die Erleichterung, die nur eine Verlängerung des Leidens bedeutete, für ihn und für seine Mutter Mirjam, die mit ihren Freundinnen und Johanan auch während des Sandsturms ausgeharrt

hatte. Er presste die Lippen aufeinander, um nicht von der Flüssigkeit zu trinken.

«Sauf nur, Judenkönig!», höhnte der Mann vor ihm. «Für dich ist es das Wasser des Lebens! Mein Herr schickt es dir mit eindringlichen Grüßen.»

Unter dem Spott schwang etwas anderes in seinem Ton mit, ein verborgener Ernst. Ein Mahnen, ein Flehen. Und

wer war sein Herr? Jetzt erinnerte Jeschua sich deutlicher an den Mann, wenn auch nicht an seinen Namen. Er war einer aus der Dienerschaft des hoch angesehenen Joseph, der dem Sanhedrin angehörte, dem Hohen Rat, der Jeschua zum Tod verurteilt hatte. Joseph, der insgeheim zu Jeschuas Anhängern zählte, hatte das Urteil nicht verhindern können. Als die

Tempelwächter Jeschua zur Bestätigung des Urteils dem römischen Statthalter überantworteten, hatte Joseph ihm zugeraunt: «Bleibe stark im Glauben, Rabbi! Ich werde dir beistehen, wo ich kann.»

Als Jeschua sich daran erinnerte, sperrte er sich nicht länger gegen das Essigwasser. Er riss den Mund auf, nahm den



Schwamm zwischen die Zähne und sog daran wie ein dürstendes Kind an der Mutterbrust. Die Flüssigkeit erfüllte ihn mit einem heftigen Brennen, das bald wohliger Wärme und dann einer Art Betäubung wich.

War es ein Fehler gewesen, dem Mann zu vertrauen und von dem Schwamm zu trinken? Er dachte an seine vielen Feinde, denen nicht an

einer Verkürzung seiner Leiden gelegen war, sehr wohl aber an seinem sicheren Tod. Als er seinen Zorn hinausschreien wollte, kam nur ein Krächzen über seine schon tauben Lippen.

Die Taubheit kroch mit leichtem Kribbeln in jedes Glied und breitete sich bis in die Finger- und Zehenspitzen aus. Er fühlte sich unendlich müde, sah keine Gesichter

mehr, keine Menschen, hörte keine Stimmen. Sein eigenes Herz hörte er nicht länger schlagen, zum Atmen war er zu schwach. Aber das spürte er kaum noch, denn alles in ihm erstarb.

«Jeschua hing bereits nach überraschend kurzer Zeit leblos am Kreuz. Üblicherweise dauerte es an die sechsendreißig Stunden, bis ein Gekreuzigter sein

Leben aushauchte, bei Jeschua waren es keine drei gewesen. Der Mann, der ihm zu trinken gegeben hatte, lief eilig zu seinem Herrn, den wir heute als Joseph von Arimathäa kennen. Der suchte Pontius Pilatus auf und bat, den Toten bestatten zu dürfen, bevor der Sabbat kam, an dem jede körperliche Arbeit untersagt war. Pilatus, froh, das leidige Jeschua-Kapitel abschließen zu

können, erteilte die Erlaubnis sofort.»

Alexander unterbrach den Heiligen Vater mit einer Frage, die zu den ewigen Streitpunkten unter den Bibelkundlern und Altertumsforschern zählte: «Wo wurde Jesus nun begraben?»

«Sie haben den leblosen Leib in ein großes Leintuch gewickelt und in ein Grab

nahe der Schädelstätte gelegt,  
das Joseph gehörte. Es wurde  
mit einem großen Stein  
verschlossen. Ein Trupp  
Legionäre nahm davor  
Aufstellung, um zu  
verhindern, dass die  
Anhänger Jeschuas sich hier  
versammelten oder sich des  
Leichnams bemächtigten.  
Nur Joseph wusste, dass ein  
geheimer Gang die  
Grabkammer mit der  
Außenwelt verband.

Durch diesen Gang führte er  
Johanan, den die Heilige  
Schrift Johannes und den  
Lieblingsjünger Jesu nennt,  
und einige andere  
Eingeweihte. Sie flößten dem  
scheinbar Toten einen Trank  
ein, ein Gegengift zu dem  
Betäubungsmittel, das er aus  
dem Schwamm  
aufgenommen hatte. Es war  
ein Wagnis gewesen, und  
manch anderer hätte es  
vielleicht nicht überlebt.

Aber Jeschua war stark und verfügte über besondere Kräfte. Er konnte andere Menschen heilen und so konnte er auch seinen eigenen Leib rasch regenerieren. Durch den geheimen Gang, den man sorgfältig wieder verschloss, um Joseph nicht zu verraten, folgte er den Freunden in die Freiheit.»

Nachdem Papst Custos



seinen Bericht beendet hatte, herrschte für einige Minuten Schweigen. Alexander brauchte die Zeit, um das Gehörte zu verarbeiten. Und um aus der Vergangenheit, in die die eindringliche Schilderung ihn gerissen hatte, in die Gegenwart zurückzukehren. Die Lebendigkeit der Erzählung hatte ihn so ergriffen, dass er die Qualen des Gekreuzigten selbst zu spüren glaubte.

Sand knirschte zwischen seinen Zähnen und er schmeckte die Säure des Essigwassers.

Der Bericht des Papstes entsprach in wesentlichen Zügen der Darstellung in den Evangelien. Dass Jesus dort erst auf der Schädelstätte seiner Kleider beraubt wurde, mochte dem Schamgefühl der Evangelisten geschuldet sein. So strebten auch ganze

Regale voller theologischer  
Abhandlungen nur danach zu  
«beweisen», dass der Messias  
am Kreuz einen  
Lendenschurz getragen hatte.  
Doch das war vollkommen  
unbedeutend, gemessen an  
der Geschichte mit dem  
Schwamm und dem, was  
daraus erwuchs.

«Wenn Jesus ... oder Jeschua  
nicht am Kreuz gestorben ist,  
sind alle Berichte über seine

Auferstehung von den Toten Makulatur», sagte Alexander stockend. «Und wenn das so ist, können wir unser ganzes Christentum vergessen!»

«Nicht das ganze Christentum, aber wesentliche Teile», erwiderte Custos. «Jetzt verstehen Sie wohl, warum es im Vatikan Männer gibt, die selbst vor Mord nicht zurückschrecken, um dieses Geheimnis zu

hüten. Schon Paulus hat an die Korinther geschrieben, dass unsere Predigt und unser ganzer Glaube vergeblich sind, wenn Christus nicht auferstanden ist. Damit ist die These, er habe für uns gesühnt, hinfällig. Niemand starb für unsere Sünden, und niemand wird uns von der Last unserer Schuld befreien, wenn wir selbst es nicht tun.»

Alexander schluckte,

während er sich der Tragweite dieser Worte bewusst zu werden versuchte. «Ähnliche Gedanken sind auch schon früher geäußert worden – allerdings nicht von einem Papst», sagte er schließlich.

«Ich spüre Ihren Zweifel sehr wohl, Alexander. Sie fragen sich, ob ich nicht doch der Antichrist bin, der gekommen ist, um den

Menschen den rechten  
Glauben zu nehmen. Hören  
Sie mir noch ein paar  
Minuten zu, meine  
Geschichte ist noch nicht zu  
Ende.»

Der Heilige Vater legte den  
Smaragd zurück in den  
Kasten, klappte den Deckel  
aber nicht zu. Er nahm ein  
Glas vom Tisch und trank  
einen Schluck Wasser, bevor  
er fortfuhr.

«Die Tempelpriester waren misstrauisch und fürchteten den Rabbiner Jeschua selbst im Tod. Um ihn vor ihren Nachstellungen zu schützen, brachte Joseph ihn mitsamt Frau und Kindern in die Wüste hinaus, wo ...»

«Mitsamt Frau und Kindern?», unterbrach Alexander ihn ungläubig.

«Jeschua war kein Heiliger, er war ein Rabbiner, ein



Prediger.

Und ein anständiger Rabbiner befolgt das Gesetz, das ihm befiehlt, sich eine Frau zu nehmen und Kinder zu zeugen. In Begleitung seiner Frau und der gemeinsamen Kinder gelangte Jeschua in die am Meer gelegene Stadt Joppe, die wir heute als Hafenstadt Jaffa kennen. Joppe besaß noch keinen ausgebauten Hafen, aber es

verkehrten zahlreiche  
größere Handelsschiffe dort,  
die vor der Küste ankerten  
und mittels kleinerer Boote  
be-und entladen wurden.  
Josephs Geld und Einfluss  
ermöglichten es, Jeschua und  
die Seinen an Bord eines  
solchen Schiffes zu bringen,  
das noch am selben Tag nach  
Gallien ablegte. Dort sollten  
die Verfolgten eine neue  
Heimat finden.»

«Sie schildern das alles so detailliert, als seien Sie dabei gewesen.»

«In gewisser Weise könnte man das sagen.» Custos griff wieder nach dem Smaragd und drehte ihn so, dass Alexander erst das freundliche und dann das düstere Antlitz sah. «Jeschua-Jesus verlässt also die Bühne unseres Dramas. Auftritt für Judas Thomas

oder Judah Toma, den  
Zwilling des Herrn.»

«Auf den habe ich die ganze  
Zeit gewartet», seufzte  
Alexander. «Wo war er, als  
Jesus gefangen, verurteilt  
und hingerichtet wurde?»

«Nicht in Jerusalem. Die  
Zwillinge hatten sich über  
eine grundsätzliche Frage  
zerstritten. Jeschua wollte  
das Judentum von innen  
erneuern, Judah Toma war

das zu langwierig. Er und seine Anhänger plädierten dafür, einen neuen Glauben zu begründen, der die guten Elemente des althergebrachten enthalten, die Gesetze aber weniger streng, weniger einengend für die Menschen auslegen sollte.»

Alexander schnippte mit den Fingern. «Und als sein Zwillingsbruder für tot

gehalten wurde, hielt er seine Stunde für gekommen.»

«Mehr noch, Jeschua galt als von den Toten auferstanden. Das war ja gerade der Witz!»

Custos ereiferte sich so, dass er sich verschluckte. Er hustete heftig und Alexander sah das Bild des Blut und Galle spuckenden Gekreuzigten vor sich.

Der Papst trank einen

weiteren Schluck Wasser und sagte:

«Wie gesagt, die Tempelpriester und die mit ihnen verbündeten Ratsherren trauten dem Frieden nicht, der mit Jeschuas Kreuzigung eingetreten war. Sie versetzten sich gegenseitig in Unruhe und brachten schließlich Pontius Pilatus dazu, das Grab zu öffnen, um

nach dem Leichnam des Gekreuzigten zu sehen.

Ironie des Schicksals, dass sie damit die Legende von der Auferstehung selbst begründet haben. Das Grab war leer und der geheime Gang so gut verborgen, dass es für das Verschwinden des vermeintlichen Toten keine vernünftige Erklärung gab. Das war die Gelegenheit für Judah Toma, sich als den von



den Toten Auferstandenen zu präsentieren. Damit hatten er und seine Anhänger genau das gefunden, wonach sie lange gesucht hatten: die göttliche Leitfigur einer neuen Glaubensrichtung.»

«Es müssen doch Menschen aus der Gefolgschaft des echten Jesus den Schwindel bemerkt haben.»

«Vielleicht gab es Skeptiker, denken Sie nur an die

Geschichte vom ungläubigen Thomas. Jedenfalls wurden die Auftritte des *Auferstandenen* klug inszeniert. Wie Sie wissen, erscheint der Herr in den Evangelien seinen Jüngern zumeist unerwartet und nur für kurze Zeit. Und er vermeidet einen zu engen Kontakt.

Johannes schildert, wie Maria Magdalena Jesus nach

der Auferstehung sieht und ihn umarmen will. Er aber weicht vor der alten Vertrauten zurück und befiehlt ihr, ihn nicht anzurühren. So ähnlich könnte es sich tatsächlich zugetragen haben.»

«Trotzdem ein gewagtes Spiel.»

«Nein, das war es nicht, weil es gut durchdacht war und zeitlich eng begrenzt zudem.

Laut der Apostelgeschichte dauerte der Spuk vierzig Tage, was in etwa stimmen dürfte. Danach wurde in Judäa weder Jeschua noch sein Zwilling je wieder gesehen. Der falsche Messias verschwand von der Bildfläche.

Ob er sich nur bedeckt hielt oder ob er ausgeschaltet wurde, wissen wir nicht. Vielleicht haben ihn sogar

die eigenen Anhänger  
getötet, als sie ihn nicht mehr  
brauchten. Er hätte ihr  
Lügengebäude mit einem  
Wort zum Einsturz bringen  
können.

Das geschah nicht und die  
Legende von der  
Auferstehung durch Gottes  
Macht war begründet.»

«Hat der echte Jesus nicht  
versucht, in seine Heimat  
zurückzukehren?»

«Er ist wenige Jahre nach seiner Ankunft in Gallien gestorben.

Die genauen Umstände sind ungeklärt. Es heißt, er sei einem Anschlag zum Opfer gefallen.»

«Den sein Zwillingsbruder oder dessen Gefolgsleute verübt haben?»

«Vielleicht. Wir wissen es nicht.»

«Das ist alles so ...  
unglaublich ...»

Custos hielt den Smaragd hoch. «Sehen Sie sich die *Wahre Ähnlichkeit Christi* an. Erzählen diese einander gleichenden und doch so unterschiedlichen Gesichter nicht genau das, was Sie von mir erfahren haben – nur ohne Worte?»

Er gab Alexander den Smaragd und der Schweizer

betrachtete die Profile ausführlich von nahem. Aus ihnen sprach eine Wahrheit, die sich nicht mit Brief und Siegel beweisen ließ.

Custos hatte Recht, dieser Stein bekräftigte seine Worte besser als jedes geschriebene Dokument. Alexander glaubte dem Papst.

Er brauchte keine Argumente, er hielt die Wahrheit in Händen.



«Wer hat die Gesichter in den Stein geschliffen?», fragte er.

«Warum ist gerade dieser Smaragd eine so wichtige Waffe im Kampf um die Wahrheit?»

«Weil er zu Jeschuas Lebzeiten angefertigt worden ist. Wer sich durch seinen Anblick allein nicht überzeugen lässt, könnte durch wissenschaftliche

Analysen feststellen, dass der Smaragd zweitausend Jahre alt ist, also aus den Tagen der großen Zeitenwende stammt. Joseph von Arimathäa, der sowohl Jeschua als auch Judah Toma von Angesicht zu Angesicht kannte, hat die Gesichter schneiden lassen, als ewiges Zeugnis über das Lügenspiel um den falschen Messias.»

Noch eine Frage blieb:

«Woher, Heiligkeit, wissen Sie das alles so genau?»

«Es ist teils in mühsamer Arbeit zusammengetragen worden, teils, soweit es das Schicksal Jeschuas betrifft, in meiner Familie überliefert.»

«Sie haben schon einmal von Ihrem Familienerbe gesprochen.»

«Ja, die Fähigkeiten unseres

Ahnherren sind auf viele  
seiner Nachkommen  
übergegangen.»

«Ihres ... Ahnherrn?»

«Seit zweitausend Jahren lebt  
meine Familie in  
Südfrankreich.

Einige meiner Vorfahren sind  
in andere Länder  
ausgewandert, auch nach  
Irland, wo Shafqat geboren  
wurde. Aber eine Linie ist in

der Nähe des Ortes  
geblieben, wo Jeschua  
damals gallischen Boden  
betrat.»

Alexander hatte so etwas  
geahnt und doch blieb es  
unfassbar.

Papst Custos, der Heilige  
Vater, hatte soeben nichts  
anderes behauptet, als ein  
Nachfahre Jesu Christi zu  
sein!

«Aber warum haben Sie, Ihre  
Verwandten und die  
Auserwählten Ihre  
Abstammung über all die  
Jahrhunderte geheim  
gehalten?»

«Weil die Kirche es nicht  
gern gesehen hätte, mit den  
Kindeskindern ihres  
Gottessohns konfrontiert zu  
werden. Noch dazu mit  
Menschen, die behaupten,  
dass die kirchliche Lehre

nichts mit dem Mann zu tun hat, auf dessen Wort sie sich beruft.

Die Inquisition hätte meine Vorfahren gnadenlos verfolgt. Nein, wir mussten warten, bis wir mächtig genug sind, um uns der Kirche entgegenzustellen. Bis wir die Wahrheit von einer Position verkünden können, die uns Gehör und unseren Worten

Glaubwürdigkeit garantiert.»

«Sie meinen die Position des Papstes.»

«Ja. Lange hat es gedauert.»

«Dann ... glauben Sie nicht an das, was Sie als Papst verkünden?»

Zweifel stiegen in Alexander auf. Zweifel daran, auf der richtigen Seite zu stehen. Galt der Schwur noch, dem Papst zu dienen und das



eigene Leben für ihn hinzugeben, wenn der Papst sein Amt nur benutzte? War dieser Mann überhaupt ein rechtmäßiger Papst?

«Ich glaube nicht an alles, was kirchliche Lehre ist. Aber ich verdamme diese Lehre auch nicht in Bausch und Bogen. Es ist fast wie damals, als Jeschua sich gegen die überstrenge Auslegung des mosaischen

Gesetzes wandte. Auch wir müssen die bestehende Ordnung von innen heraus reformieren. Das heutige Christentum mag nicht mehr viel von Jeschuas Lehre enthalten, aber es ist alles, was wir noch davon haben. Es hat die Welt seit zweitausend Jahren geprägt. Fast zwei Milliarden Menschen, über ein Drittel der Weltbevölkerung, nennen sich Christen. Wenn wir

diesen Glauben zerstören,  
zerstören wir die Welt.»

«Sie und die Auserwählten  
könnten eine neue Religion  
gründen», wandte Alexander  
ein.

Custos ließ ein heiseres  
Lachen hören. «Wäre das in  
den Augen der Öffentlichkeit  
etwas anderes als nur eine  
weitere Sekte von selbst  
ernannten Jesusgläubigen?»

«Wohl kaum, das stimmt.»

«Das Christentum, wie Paulus und seine Gefolgsleute es verkündet haben, hat sich auf Jeschua berufen, seine Lehre aber verdreht. Jeschua hat die Gleichheit vor Gott gepredigt. Nach seinen Worten war der Geringste so viel wert wie ein König.

Nun sehen Sie sich die Hierarchie der Kirche an,

Alexander.

Kann da von Gleichheit die Rede sein?»

«Die Gleichheit wird im Reich Gottes herrschen.»

«Das ist es eben!», stieß der Papst erregt hervor. «Mit der Vertröstung auf das Jenseits wird der Mensch am Gängelband gehalten. Aber die Leiden und Sorgen der Menschen existieren in

dieser Welt, ihnen muss in dieser Welt abgeholfen werden.

Der Glaube an Gott kann dabei eine wichtige Rolle spielen, aber er muss die Menschen zu Liebe und Versöhnlichkeit aufrufen, nicht zu Abgrenzung und blindem Gehorsam!»

Custos sprach mit jener Eindringlichkeit, die schon seine Erzählung von Jesu

Kreuzigung ausgezeichnet hatte. Alexander konnte sich gut vorstellen, dass der historische Jesus – Jeschua – über dieselbe Gabe verfügt hatte. Worte wurden zu Visionen und Visionen fügten sich zu einer neuen Wirklichkeit zusammen. Seine Zweifel an der Aufrichtigkeit des Papstes schwanden. Dieser Mann *war* der Heilige Vater, und

Alexander hatte ihm zu Recht Treue geschworen. Vielleicht verdiente dieser Papst mehr Ergebenheit und Unterstützung als jeder andere zuvor.

Alexander wollte den Smaragd zurückgeben. Dabei trafen sich ihre Hände und hielten einander fest. Der Heilige Vater und der Schweizer hatten einen stillen Pakt geschlossen,



einander zu vertrauen und zu helfen.

«Ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet, Alexander. Sie haben mehr getan, als Ihr Eid es gebietet, indem Sie meine Brüder zur Edelsteinkapelle und in den Vatikan geführt haben. Sie haben mein Leben zweimal gerettet. In der letzten Nacht und am Mittwoch.»

«Aber ich konnte das

Attentat nicht verhindern!»

«Sie haben sich gegen den Attentäter geworfen. Wären Sie nicht so mutig gewesen, hätte die Schrotladung mich voll getroffen. Die Kraft aller Auserwählten reicht nicht aus, um einen Toten zu erwecken. Das vermochte nicht einmal Jeschua.»

«Was ist mit den Berichten der Heiligen Schrift über die Totenerweckungen, die Jesus

an Lazarus, an der Tochter  
des Jairus und an dem Sohn  
der Witwe bei Nain  
vollzogen hat?»

«Wenn sie tot waren, hat  
Jeschua sie nicht erweckt.  
Hat Jeschua sie aber erweckt,  
so war noch Leben in ihren  
Körpern.»

Mit einem leisen Stöhnen  
sackte Custos in die Kissen  
zurück.

Er sah erschöpft aus und schloss die Augen, unter denen sich tiefe Schatten gebildet hatten. Sein Brustkorb hob und senkte sich im gleichmäßigen Takt. Er schien zu schlafen.

Leise stand Alexander auf und wollte den Raum verlassen.

«Warten Sie!», hielt die Stimme des Papstes ihn zurück. «Ich stehe tief in

Ihrer Schuld. Wenn ich irgendetwas für Sie tun kann, sagen Sie es mir bitte.»

«Da gibt es etwas», sagte Alexander und drehte sich zu Custos um. «Ich muss Elena finden.»

*Sonnabend, 16. Mai*

Erwartungsvoll betrat Alexander den Salon, in dem er zwei Tage zuvor mit Orlandi, Solbelli und Donati gesprochen hatte.

Die beiden Letztgenannten erwarteten ihn auch an diesem Vormittag, über eine große Weltkarte gebeugt. Die Karte bedeckte den runden

Tisch und war mit dem Marmoraschenbecher beschwert, in dem sich Asche und zerdrückte Stummel türmten.

«Ah, Signor Rosin», begrüßte ihn der Commissario, der gerade einen neuen Zigarillo aus dem Etui nahm. «Gut gefrühstückt?»

«Die Hörnchen waren fast so heiß wie der Cappuccino.»

Alexander trat an den Tisch.  
«Schwester Ilaria sagte mir,  
Sie wollten mich sprechen –  
wegen Elena.»

Donati nickte und zündete  
seinen Glimmstengel an.  
«Bruder Gardien hat uns  
aufgetragen, uns der Sache  
anzunehmen. Dies ist das  
Ergebnis unserer  
Überlegungen.» Er klopfte  
mit dem verchromten  
Feuerzeug auf die Weltkarte.



Mehrere Orte waren mit rotem Filzstift eingekreist, viele in Südamerika. Andere Markierungen galten den Bahamas, Gibraltar und einer Inselgruppe vor der französischen Küste. «Mit dem Zirkel der Zwölf allein kommen wir nicht weiter. Der Zirkel muss Helfer außerhalb des Vatikans haben, das hat das Attentat gezeigt. Wir halten es für mehr als wahrscheinlich,

dass es tatsächlich eine Verbindung zwischen dem Zirkel und Totus Tuus gibt. Elena Vida hat seit Jahren über den Geheimorden recherchiert. Grund genug, sie zu kidnappen.»

«Ganz Ihrer Meinung», sagte Alexander. «Ich denke, Ihre Erkenntnisse über diese Verbindung sind nicht neu. Was sonst könnte Sie, Signor Solbelli, bewogen haben, sich

für Ordensaussteiger wie Elena zu engagieren?»

«Ihr Scharfsinn lässt mich erblassen», erwiderte Solbelli mit einem dünnen Lächeln.

Alexander tippte mit dem Zeigefinger auf einige der roten Punkte. «Dies sind also die Stützpunkte des Ordens.»

«Die wichtigsten, von denen wir wissen», bestätigte Donati.

«Dass Totus Tuus in Südamerika stark vertreten ist, kann ich mir vorstellen», meinte Alexander.

«Erzkatholische Länder, eine naiv-gläubige Bevölkerung und korrupte Regierungen. Was wünscht eine geheime katholische Bruderschaft sich mehr? Aber was macht der Orden auf den Bahamas, in Gibraltar und auf den Kanalinseln?»

«Was viele große Organisationen und sogar Regierungen dort tun: Steuern sparen. Totus Tuus mit seiner stark weltlichen Ausprägung ist an etlichen Unternehmen beteiligt. Man könnte guten Gewissens von einem Finanzimperium sprechen. Und diese drei Steueroasen sind bei dem Orden besonders beliebt.»

«Zugegeben eine recht große

Auswahl an Orten, wo man Elena versteckt halten könnte», meldete Solbelli sich zu Wort.

«Sie könnte natürlich auch weiterhin in Rom oder sonstwo in Italien festgehalten werden, aber das entspräche nicht dem Stil von Totus Tuus. Niedere Ordensmitglieder werden ihrer Umgebung entfremdet, um sie ganz in den Bann zu

ziehen.»

«Dann sollten wir auch Südamerika ausschließen, Signorina Vidas Heimat», schlug Donati vor.

Solbelli grunzte unwillig. «Südamerika ist groß. Totus Tuus hat nicht nur in Brasilien Stützpunkte.»

Alexanders Zeigefinger stieß erneut auf die Karte hinab, auf die kleine Gruppe von

Inseln, die der französischen Küste vorgelagert waren.  
«Sie ist hier!»

«Warum ausgerechnet auf den Kanalinseln?», fragte Solbelli.

«Weil Ihr Vater damals angeblich über dem Ärmelkanal abgestürzt ist?»

«Mein Vater ist fast jedes Jahr ein paar Tage mit mir in Urlaub gefahren. Zuvor oder



anschließend ist er jedes Mal auf die Kanalinseln geflogen – um sich zu entspannen, wie er sagte.

Mich hat er nie mitgenommen, obwohl ich ihn oft darum gebeten habe. Inzwischen glaube ich nicht mehr, dass er dort Ferien gemacht hat.»

«Signor Rosin könnte Recht haben», sagte Donati und sah Solbelli an. «Denken Sie nur

an Brecqhou.»

«Breckwas?», fragte  
Alexander.

«Brecqhou.» Donati zog  
einen Kugelschreiber aus der  
Innentasche seines Jacketts  
und zeigte mit der Spitze auf  
einen winzigen Punkt in der  
Inselgruppe. «Das hier ist  
Sark, mit einer maximalen  
Ausdehnung von fünf  
Kilometern Länge und zwei  
Kilometern Breite der

kleinste unabhängige Staat  
unter dem Schutz der  
britischen Krone. Obwohl die  
Kanalinseln dicht vor  
Frankreich liegen, werden sie  
außen- und  
verteidigungspolitisch von  
Großbritannien vertreten.  
Innenpolitisch sind sie  
unabhängig, zählen nicht  
einmal zur Europäischen  
Union.»

«Der Kelch ist an ihnen

vorübergegangen», seufzte Solbelli.

«Diese Unabhängigkeit ermöglicht eine Steuergesetzgebung, die jede Menge Banken, Konzerne und Milliardäre anlockt», fuhr Donati fort. «Eine Einkommensteuer von maximal fünfundzwanzig Prozent, keine Umsatzsteuer und andere Nettigkeiten. Sark ist noch einmal ein

Sonderfall. Die Insel wird, fast wie im Mittelalter, von einem Feudalherrn regiert, dem Seigneur. Dort herrscht ungeschriebenes

Gewohnheitsrecht, das auf die Zeit der Normannen zurückgeht. Brecqhou liegt vor Sarks Westküste und ist mit seinen fünfundsechzig Hektar zu klein, um auf der Karte eingezeichnet zu sein.»

«Kaum größer als der

Vatikan», bemerkte der Privatgelehrte.

«Und nicht weniger geheimnisumwittert.»

Donati steckte den Kugelschreiber wieder ein. «Bruder Solbelli hat Recht. 1993 wurde Brecqhou für eineinhalb Millionen Pfund Sterling in Privathand verkauft. Strohmannen eines internationalen Finanzkonsortiums haben das

Eiland erworben und unter strengster Geheimhaltung ausbauen lassen.

Niemand darf die Insel ohne Genehmigung betreten, niemand weiß, was dort vor sich geht. Und jetzt raten Sie mal, wer in diesem Finanzkonsortium seine Finger hat?»

«Totus Tuus», sagte Alexander, ohne zu raten. «Was ist denn gebaut

worden?»

«Ein Schloss», antwortete Donati. «Ein riesiges Schloss im gotischen Stil.»

Solbelli fügte hinzu: «Eher eine Festung. Mit Zinnen, Türmen und Wehrgängen – wie aus einem Ritterroman.»

«Wozu?», fragte Alexander.

«Das wüssten viele gern», sagte Donati. «Aber man kommt eher in Fort Knox



hinein als in dieses Schloss.  
Sonst gibt es nicht viel zu  
sehen auf Brecqhou, nur ein  
paar Wirtschaftsgebäude und  
einen  
Hubschrauberlandeplatz.»

Nach kurzem Überlegen  
sagte Alexander: «Wenn ich  
Sie beide richtig verstanden  
habe, ist dieses Brecqhou ein  
rechtsfreier Raum.»

«Rechts- und steuerfrei»,  
nickte Solbelli. «Die

Kanalinseln sind ein rechtlicher Sonderfall, Sark ist der Sonderfall eines Sonderfalls, und Brecqhou ... Wie soll ich es sagen?»

«Wer auf Brecqhou sitzt, kann tun, was immer er will», sekundierte Donati.

«Dann bin ich umso mehr davon überzeugt, dass ich ihn dort finde», sagte Alexander mit finsterem Blick auf die Karte.

«Sie sprechen wohl von Ihrem Vater.» Solbelli rückte seine Brille zurecht und musterte den Schweizer. «Wollten Sie nicht Elena suchen?»

«Auf Brecqhou finde ich beide, das spüre ich. Ich muss nur auf die Insel gelangen.»

«Sie könnten Hilfe gebrauchen», stellte Donati fest. «Zurzeit benötigen wir

hier in Rom leider jeden Mann und jede Frau. An Geld und Ausrüstung soll es Ihnen nicht mangeln, aber für einen allein ist die Sache riskant.»

«Machen Sie sich keine Sorgen, Commissario. Ich weiß schon, wer mir helfen wird.»

Mitten am Nachmittag war die Gegend ausgestorben wie in tiefster Nacht. Der hoch gewachsene Mann mit dem

kurz geschnittenen  
rotblonden Haar sah sich  
suchend um, nachdem er aus  
seinem Honda gestiegen war.  
Der Wagen stand in einer  
Straße, die eher zu einem  
Abbruchviertel als zu einem  
Wohngebiet gehörte. Der  
Honda hatte schon ein paar  
Jahre auf dem Buckel, und  
der schilfgrüne Lack war  
stumpf geworden, aber neben  
den zerbeulten Kisten, die da  
am Straßenrand standen,

wirkte er wie eine  
Nobelkarosse.

Die Häuser waren noch älter  
und verrotteter als die Autos.

Heillos ineinander  
verschachtelt, schienen sie  
eher organisch gewachsen als  
planvoll erbaut. Hier ging ein  
Dach nahtlos auf ein anderes  
Gebäude über, da spross ein  
ganz und gar unpassender  
Anbau aus einer Wand, und  
dort war, ebenso nachträglich

wie unverträglich im Baustil,  
ein weiteres Geschoss auf ein  
Flachdach gesetzt worden.  
Etliche scheibenlose Fenster  
blinzelten müde aus  
abgasgeschwärzten, mit  
Graffiti besprühten Mauern.  
Das Ganze erweckte den  
Eindruck eines monströsen  
Tiers, das scheinbar träge  
schief, in Wahrheit aber  
darauf lauerte, den Fremden  
zu verschlingen.

Der Mann ging durch den  
Nieselregen und suchte  
vergeblich nach  
Hausnummern, von  
Namensschildern in den  
Eingängen ganz zu  
schweigen. Wie die Post sich  
hier zurecht fand, blieb ihm  
ein Rätsel. Aber wer hier  
wohnte, wartete nicht auf  
Rechnungen, konnte sie  
ohnehin nicht bezahlen,  
wollte vielleicht auch gar  
nicht gefunden werden.



Umso unverständlicher war ihm, wieso der Mann, den er suchte, hier sein Domizil hatte. Wer immer konnte, machte einen großen Bogen um die Borgate, die trostlosen römischen Vorstädte. Die Siedlungen rund um das alte Rom hatten gar nicht so schnell wachsen können, wie Zuzügler aus den armen Landstrichen Italiens hereingeströmt waren. Die Menschen waren hier nicht

reicher und nicht glücklicher geworden, nur abgestumpfter und hoffnungsloser.

Auf einem Hinterhof kickte eine Gruppe Halbwüchsiger lustlos einen schlaffen Lederball hin und her. Erst als der Fremde ein paar Scheine in ihre schmutzigen Hände wandern ließ, schenkten sie ihm Beachtung. Und einer kam mit, um ihm das Haus

mit der Nummer 34 zu zeigen. Er konnte nur hoffen, dass die anderen ihnen nicht heimlich folgten, um ihm auch den Rest seines Geldes abzunehmen. Der dürre Sechzehnjährige mit dem verfilzten Haarschopf führte ihn tief in das Gewirr aus Hinterhöfen und Baracken, bis zu einer Treppe, die zu einer Kellerwohnung führte.

«Hier ist's», sagte der

Wuschelkopf.

«Im Keller?»

«Der Rest vom Haus ist 'ne Ruine.»

Und damit verschwand er im Eiltempo.

Es gab keine Hausnummer, es gab kein Namensschild, es gab nicht mal eine Klingel. Der Rotblonde klopfte mehrmals laut und energisch. Er wollte sich schon etwas

anderes überlegen, als die Tür plötzlich aufflog.

Kräftige Hände packten ihn am rechten Arm, zerrten ihn herein und schleuderten ihn in eine Ecke. Er stolperte, riss einen Hantelständer um und ging zu Boden. Die Hanteln folgten ihm mit lautem Gepolter.

Ein weitläufiger Raum drehte sich um ihn. Fenster schien es nicht zu geben. Unter der

Decke brannten schmucklose Lampen.

An den Wänden hingen großformatige, knallbunte Plakate alter Sandalenfilme: Charlton Heston in *Ben Hur*, Kirk Douglas in *Spartacus*, Richard Burton, Jean Simmons und Victor Mature in *Das Gewand*.

Durchdringender Schweißgeruch verursachte ihm Übelkeit, und über ihm

stand Victor Mature.  
Verschwitzt, ein dünnes  
Netz-Shirt über dem  
gewaltigen Brustkorb, die  
klobigen Fäuste zum Schlag  
erhoben. Nur mit einem  
schnellen Tritt gegen das  
Schienbein konnte er den  
Muskelprotz am Zuschlagen  
hindern.

Der Koloss fiel auf eine  
seiner Hanteln und stöhnte  
vor Schmerz.

Alexander zog sich an der Wand hoch und keuchte:

«Verdammt, reden wir miteinander, oder schlagen wir uns? Und wenn wir uns schlagen, warum?»

«Rosin?», ächzte Spartaco Negro. «Was haben Sie mit Ihren Haaren gemacht?»

«Gefärbt. Das wird polizeilich gesuchten Papst-Kidnappern ausdrücklich



empfohlen.»

Sein Blick fiel auf eine Sonderausgabe des *Messagero*, die halb aufgeschlagen auf einem Stuhl lag. Seit Elenas Entführung spuckte die Zeitung täglich Extrablätter mit den neuesten Meldungen und Gerüchten zur «Papstaffäre» aus. Die aktuelle Nummer, die noch herb-süßlich nach Papierleim

und Druckerschwärze roch,  
sprach schon in ihren  
Überschriften Bände:  
*Angeschossener Papst  
entführt – Wegen Beihilfe  
zum Attentat gesuchter  
Gardist hilft beim  
Kidnapping – Eindringen der  
Entführer in den Vatikan für  
Vigilanzchef unerklärlich –  
Privatsekretär des Heiligen  
Vaters ermordet in  
Vatikanischen Gärten*

*gefunden.*

Offenbar war es den Verschwörern gelungen, den unterirdischen Gang zu verheimlichen.

Spartaco erhob sich und drückte eine Hand gegen den Bauch, mit dem er auf die Hantel geprallt war. «Ich dachte, Sie sind einer von denen. Okay, reden wir.»

«Das ist die bessere

Alternative.» Alexander zeigte auf das *Ben-Hur*-Poster. «Apropos. Der Stummfilm mit Ramon Novarro ist um einiges besser.»

«Weiß ich. Aber versuchen Sie mal, davon ein Originalposter zu ergattern.»

«Verstehe.»

Spartaco, den er mitten aus dem Krafttraining gerissen

hatte, fuhr sich über die schweißbedeckte Stirn. «Ich muss was trinken.»

«Gleichfalls.»

Während das Muskelpaket zur Kochnische ging und den großen Kühlschrank aufzog, sah Alexander sich in dem Kellerbunker um. Ein schmales Bett war in eine Ecke gequetscht. Die spartanische Lagerstatt und die Kochnische waren alles,

was entfernt an eine Wohnung erinnerte. Der Rest des Raums war zu einer Hälfte ein Bodybuilding-Studio und zur anderen ein mit Computern, Monitoren und Kabeln vollgestopftes Hackerzentrum.

«Meine Recherche-Ecke», sagte Spartaco, als er Alexanders Blick bemerkte. Er stellte eine Flasche Mineralwasser und zwei

Plastikbecher auf den dreieckigen Küchentisch.

Alexander setzte sich zu ihm.  
«Was macht Ihr Bein?»

«Wenn ich nicht dran denke,  
tut's gar nicht mehr weh.  
Was macht der Papst?»

«Ihm tut's auch kaum noch  
weh. Wir haben *denen* einen  
dicken Strich durch die  
Rechnung gemacht.»

«Verrückt.»

«Ist eine lange Geschichte.  
Wir sollten uns jetzt um  
Elena kümmern.»

Spartacos Rechte schoss vor  
und umklammerte  
Alexanders linkes  
Handgelenk. Ein Griff wie  
ein Schraubstock. «Haben Sie  
eine Spur von ihr?»

«Ich denke, ich weiß, wo sie  
ist.»

«Warum sind wir dann noch



nicht unterwegs?»

«Wir müssen ein paar Vorkehrungen für die Reise treffen.»

«Je eher wir anfangen, desto eher geht's los. Wohin reisen wir?»

«Auf die Kanalinseln.»

*Dienstag, 19. Mai*

Sark war ein altes Piraten- und Schmugglernerst, und genauso sah es aus. Schroff und abweisend reckte sich der steile Fels mit dem Hochplateau aus dem blaugrünen Meer, erhaben über die unablässig anrollenden Wellen, die sich an ihm brachen und zu

schaumiger Gischt zerstoben. Möwenschwärme kreisten wachsam über der Steilküste, bereit, sich jederzeit auf das blütenweiße Ausflugsschiff zu stürzen, das vor einer halben Stunde von Guernsey abgelegt hatte. Die schrillen Schreie der Seevögel gingen im monotonen Brummen der Schiffsmotoren unter. Die *Castle Cornet* war die erste Fähre, die an diesem Morgen Guernseys Hauptstadt St.

Peter Port mit Kurs auf Sark verlassen hatte, und entsprechend wenige Passagiere hatte sie an Bord. Die meisten Touristen saßen um die Zeit noch bei Kaffee oder Tee, Schinken, Ei und Würstchen. Vor fünfzehn Minuten hatte die *Castle Cornet* die kleine Insel Herrn passiert, die näher an Guernsey als an Sark lag, jetzt steuerte sie mit striktem Westkurs ihr Ziel an.

Sark wuchs mit jeder Minute vor dem Bug der Fähre. Einzelne Buchten und Klippen schälten sich aus dem eintönigen Graubraun des Felsgesteins, Stück für Stück enthüllte die Insel ihr Gesicht. Mehrere Gesichter. Die Menschen auf der *Castle Cornet* erkannten, dass Sark nicht eine kompakte Landmasse war. Der südliche Teil, Little Sark, hing nur über einen schmalen

Landstreifen mit dem Rest zusammen. Noch weniger Verbindung zum Hauptteil des Eilandes schien der östlich vorgelagerte Felsen zu haben, auf den die Fähre unbeirrt zuhielt.

«Brecqhou!», sagte Spartaco inbrünstig, während er das kleine Stück meerumwogten Landes durch sein Fernglas betrachtete.

Es klang wie ein Schwur, die

geheimnisvolle Insel nicht ohne Elena zu verlassen.

Sie standen auf dem Ausflugsdeck und starrten gebannt auf Brecqhou, das sich immer deutlicher aus dem Schatten Sarks löste und eigene Konturen gewann. Gierig griff Alexander nach dem Fernglas. Spartaco, der mit seinem frischen Igelhaarschnitt gewöhnungsbedürftig aussah,

holte die sündhaft teure  
Pentax-Kamera aus seiner  
Umhängetasche und begann  
die Insel zu fotografieren.

Das Fernglas enthüllte  
Alexander die Einzelheiten  
des schmalen Eilands, das  
sich von Norden nach Süden  
hinzog.

Über den hohen Steilhängen  
am Nordende standen auf  
gewelltem Hügel land  
mehrere lang gestreckte



Wirtschaftsgebäude. Zur Mitte hin wurde die Küstenlinie flacher und gab den Blick auf das pompöse Schloss frei, so groß und klotzig, dass es die ganze Insel zu erdrücken schien. Vor der zur offenen See gelegenen östlichen Mauer befand sich eine niedrigere, ebenfalls mittelalterlich wirkende Bastion, so als müsste das Schloss gegen Angriffe verteidigt werden.

Tatsächlich war die Küste an dieser Stelle am flachsten. Es war wohl der einzige Punkt, den nicht steile, zerklüftete Klippen abschirmten. Ein gewundener Weg führte hinunter zum Meer und endete bei einem Barackenkomplex, vermutlich Bootsschuppen. Zum Süden hin wurde die Insel wieder hügelig.

Dort standen ein paar

vereinzelte Häuser und Schuppen rund um den leeren Hubschrauberlandeplatz.

«Sieht so einladend aus wie die Insel des Dr. Moreau», sagte Alexander. «Und wirkt trotz der Bebauung ausgestorben wie Robinsons Eiland.»

«Vielleicht ist Camelot verwaist, weil Artus und die Ritter seiner Tafelrunde gerade den Heiligen Gral

suchen», meinte Spartaco, während er die Kamera öffnete, um den Film zu wechseln.

Den Gral oder die *Wahre Ähnlichkeit Christi*, dachte Alexander.

D i e *Castle Cornet* drehte nach Norden ab, um an Brecqhou vorbei Sark anzulaufen. Der Schlenker an Brecqhous Ostküste entlang war ein Umweg, ein Service

für die Touristen. Viel näher wäre das große Fährschiff auch nicht an das wenig einladende Eiland herangekommen. Rund um die kleine Insel, wie auch an vielen Stellen vor der Küste von Sark, ragten zerklüftete Felsen aus dem Wasser.

Alexander, der in den vergangenen Tagen jede nur auffindbare Broschüre über die Kanalinseln verschlungen

hatte, wusste, dass noch viel mehr der gefährlichen Brocken unter der Wasseroberfläche darauf lauerten, einen Schiffsrumpf aufzuschlitzen. Wer Brecqhou anlaufen wollte, brauchte ein kleineres Boot, und selbst dann war es für einen Ortsunkundigen ein schwieriges Manöver. Die Einheimischen nannten solch einen Felsen «Boue», was «versunkener Stein»

bedeutete. Der Begriff  
stammte aus dem  
normannischen Französisch,  
aus der Zeit, als die  
Normannen über die  
Kanalinseln geherrscht  
hatten.

Jeder größere Boue hatte  
einen eigenen Namen – den  
eines Fischers oder eines  
Schiffes, dem er zum  
Verhängnis geworden war.

Mit beschleunigtem Tempo

rauschte die Fähre an der unwirtlichen Nordküste Brecqhous vorbei, und die Gouliot-Passage kam in Sicht. Ein schmaler natürlicher Kanal zwischen der kleineren Insel und Sark. Wütend über die Einengung schlug das Meer mit hohen, Gischt sprühenden Wellen gegen die Westküste Brecqhous und die Ostküste Sarks, von denen eine schroffer und abweisender



war als die andere. Meer und Fels lagen hier in einem unermüdlichen, Jahrtausende währenden Kampf, der jeden zu zermalmen drohte, der sich zwischen die Fronten wagte. Bei diesem Anblick verstand Alexander, warum die kleinere Landmasse den Namen Brecqhou trug, «Insel der Schlucht».

«Die Entfernung zwischen beiden Inseln soll

dreundsiebzig Meter  
betragen», bemerkte er.

Spartaco ließ die Kamera  
sinken und knurrte: «Das  
sind selbst für einen guten  
Schwimmer dreundsiebzig  
Meter zu viel.»

«Und wenn zwei gute  
Schwimmer sich mit einer  
Leine, die sie miteinander  
verbindet, absichern?»

Der Italiener sah ihn an wie

einen Vollidioten. «Dann wird man zwei tote gute Schwimmer, die an einer Leine hängen, aus dem Meer fischen.»

Die von schäumenden Wellen aufgewühlte Durchfahrt verschwand hinter Sarks Klippen. Indem sie die spitze Landzunge im Norden Sarks umrundeten, entglitt ihren Blicken auch Brecqhou, die Insel,

derentwegen sie unter falschen Namen, mit gefälschten Papieren und auf unterschiedlichen Wegen auf die Kanalinseln gekommen waren. Ohne die finanzielle und organisatorische Hilfe der Auserwählten wäre ihnen das alles nicht möglich gewesen.

Alexander, noch immer mit rotblondem Haar, war jetzt Marian Fuchs, freier

Handelsvertreter aus  
München. Er war von Rom  
mit dem Zug nach München  
gefahren und von dort per  
Flugzeug über London-  
Heathrow nach Guernsey  
gekommen. Spartaco trat als  
Claudio Argento auf, von  
Beruf Wirtschaftsprüfer. Mit  
seinem neuen  
Kurzhaarschnitt sah er  
richtiggehend seriös aus.

Er war von Roms

internationalern Flughafen  
Leonardo da Vinci nach Paris  
geflogen und hatte dort den  
nächsten Zug nach Saint-  
Malo genommen. Von der  
bretonischen Hafenstadt war  
es mit einem Fährkatamaran  
nach Guernsey  
weitergegangen, wo sie sich  
gestern Abend getroffen  
hatten.

Sie wohnten mitten in St.  
Peter Port, im Pandora Hotel.

Ein paar Meter weiter unten auf der langen Hügelstraße Hauteville stand die Maison Victor Hugo, das Haus, in dem der französische Dichter während seiner Exiljahre auf Guernsey gewohnt hatte. Sie hatten das Hotel allerdings nicht aus touristischen, sondern aus rein pragmatischen Erwägungen ausgewählt. Es lag nahe am Hafen und hatte Meerblick. Bei gutem Wetter konnte

man die Umrisse von Sark deutlich sehen.

Auf Sark zu wohnen war ihnen zu riskant erschienen. Die Insel war erheblich kleiner als Guernsey und so nah an Brecqhou gelegen — da drohte ihnen viel eher Entdeckung.

Mochte Totus Tuus auch auf Guernsey seine Spione haben, zwischen den Tausenden Touristen waren



Alexander und Spartaco auf jeden Fall sicherer.

Die *Castle Cornet* umrundete die Landzunge Point Robert an Sarks Ostküste und ließ den strahlend weißen Gebäudekomplex des Leuchtturms, der sich festungsartig über den Klippen erhob, hinter sich zurück. Bald verlangsamte die Fähre ihre Fahrt, schob sich vorsichtig zwischen den

Boues hindurch und lief in den tidenunabhängigen Hafen La Maseline ein, der ebenfalls an der Ostküste lag, zwischen natürlichen Steilhängen und von Menschenhand errichtetem Mauerwerk.

Zwei Männer von der Bootsbesatzung halfen den Passagieren auf den Kai. Durch einen Felstunnel ging es auf einen unbefestigten

Platz, wo traktorgezogene Busse warteten. Nur Traktoren fuhren auf Sark mit Motorkraft. Alle anderen Motorfahrzeuge hatte der Seigneur von der Insel verbannt, und auch Flugverkehr gab es hier nicht. Als die Traktoren die Anhänger mit den Ausflüglern die waldgesäumten Serpentinaen zum hundert Meter über dem Meeresspiegel gelegenen

Inselplateau hinaufzogen, war eine dichte Staubfahne ihr ständiger Begleiter. Der Tag versprach warm und sonnig zu werden. Rom mit seinen düsteren Wolken schien Alexander unendlich weit entfernt und doch, wenn er an Brecqhou dachte, bedrohlich nahe.

Auf dem Plateau warteten Pferdekutschen. Wem die nicht zusagten, der ging in

das kleine Dorf, um sich ein Fahrrad zu mieten. Oder er machte sich, wie Alexander und Spartaco, zu Fuß an die Erkundung des ruhigen, grünen Fleckens, den Victor Hugo ein Feenschloss voller Wunder und Algernon Swinburne ein berauschendes Eiland genannt hatten. Die beiden Männer aus Rom hatten keinen Sinn für die Naturschönheiten, die sie mit Hilfe einer Landkarte auf fast

gerader Linie von Ost nach West durchquerten. Vorbei an stillen Weihern, grasenden Schafen und romantischen Häuschen marschierten sie, die wärmenden Strahlen der allmählich höher kletternden Sonne im Rücken, zur Landspitze von Gouliot. Von hier aus sahen sie direkt nach Brecqhou hinüber und in die tosende Gischt der Gouliot-Passage.

Es war ein in jeder Hinsicht enttäuschender Anblick. Die Granitfelsen an der Ostküste von Brecqhou verbargen den größten Teil der Insel, und nur ein Zipfel des Schlosses war zu sehen. Die Passage, so aufregend das Schauspiel der sich zornig aufbäumenden Wassermassen auch war, wirkte aus der Nähe betrachtet noch viel weniger einladend als von Bord der *Castle Cornet* aus. Ungerührt

schoß Spartaco seine Fotos, mochte der Brodem atomatisierten Wassers auch bis zu ihnen heraufspritzen.

«Sie haben Recht, Spartaco.»  
Missmutig starrte Alexander in die Schlucht. «Nicht mal Johnny Weissmüller wäre da durchgekommen.»

«Höchstens in einem Boot», erwiderte der Italiener. «Und das wäre noch riskant genug. Von Anlegen könnte nicht



die Rede sein, schon gar nicht nachts. Das geht nur an der Westküste.»

Alexander nickte. «Wir brauchen ein kleines, leichtes Boot!»

Ein kleines, leichtes Boot war die *Saints Bay*, aber auch ein verflucht teures. Der Bootsverleiher in St. Peter Port schien darauf zu bauen, dass auf den Kanalinseln keine Habenichtse Urlaub

machten. Oder er hatte Alexander – dem angeblichen Münchner, der so gern auf dem Starnberger See segelte –

angemerkt, wie scharf er auf die kleine Schaluppe war. Das wendige, überaus seetüchtige Boot war genau das, wonach er schon bei zwei Bootsverleihern vergeblich gesucht hatte, und da er von den Auserwählten

großzügig bedacht worden war, hatte er den exorbitanten Preis ohne Feilschen akzeptiert. Ein zweites kleines Vermögen war für ihre nicht sehr umfangreiche, aber nützliche Ausrüstung draufgegangen, die Spartaco besorgt hatte.

Die *Saints Bay*. fasste gerade mal die beiden Männer und ihre Gerätschaft, doch mehr war für die knapp fünfzehn

Kilometer zwischen  
Guernsey und Brecqhou auch  
nicht nötig.

Ihre Chancen, zumindest bis  
vor die Küste von Brecqhou  
zu kommen, standen gut,  
waren sie doch beide geübte  
Segler.

Spartaco hatte das Segeln im  
Meer vor Ostia geübt,  
Alexander hatte es von  
seinem Vater gelernt,  
während ihrer Ferien am

Vierwaldstätter See. Eine Erinnerung, die ihm genauso weit weg erschien wie der Vater, den er einmal gehabt hatte.

Spartaco, der auf offener See erfahrener war, hielt die Steuerstange und beobachtete den Kompass in der kardanischen Aufhängung. Bei Tageslicht hätte er nach Sicht navigieren können, aber eine Stunde vor Mitternacht

war das Meer aus Wasser von einem Meer aus Dunkelheit umschlungen. Auf den Inseln änderte das Wetter sich schnell. Wo am Tag eine strahlende Sonne am Himmel gestanden hatte, zogen jetzt große Wolkenbänke mit dem Wind nach Westen.

Alexander kauerte vorn im Boot und hielt durch ein biokulares Nachtsichtgerät, ein französisches Modell vom

Typ            Sopelem            LISP,  
Ausschau.        Wo        immer  
Spartaco        den        handlichen  
Restlichtverstärker  
aufgetrieben hatte, er war  
eine        höchst        dankenswerte  
Erwerbung. Zwar war das  
durch        die        Wolkendecke  
dringende Licht der Gestirne  
nur        schwach, aber dem  
Mikrokanalverstärker        des  
LISP        reichte es aus. Er  
zauberte        ein        fremdartig  
verzerrtes Bild des Meeres

auf den phosphoreszierenden  
Bildschirm, verwandelte die  
dunklen Wellen in weiß  
leuchtende Schlangen, die im  
finsternen Nichts einen  
exotischen Tanz aufführten.  
Alexander beachtete das  
unwirkliche  
Schlangengewimmel nicht.  
Für ihn zählten nur feste  
Objekte, die unveränderlich  
aus dem Meer ragten. Felsen.  
Ein leistungsstarker  
Scheinwerfer wäre



hilfreicher gewesen, aber auch verräterisch.

Der Seegang war stärker als am Tag, und das leichte Boot tanzte nur so auf den Wellen. Mit ihrem kurzen Kiel war die *Saints Bay* bei jedem Absturz in ein Wellental nahe daran, sich zu überschlagen. Die Brecher warfen sich über das Boot und die Männer darin, die von Glück sagen konnten,

dass sie Neoprenanzüge trugen. Alexander hatte keine Angst vor dem Kentern. Er und Spartaco hatten sich selbst ebenso festgezurt wie ihr Gepäck. Außerdem trugen sie Rettungswesten. Sollte das Boot kippen, würde es sich dank der schaumgefüllten Flotationskammern sofort wieder aufrichten. Neben der Leichtigkeit des Gefährts der Hauptgrund, weshalb er sich

für die *Saints Bay*  
entschieden hatte.

Eine riesige, weiß schillernde Masse schob sich auf seinen Bildschirm. Es sah aus wie ein Berg aus zerfließendem Kalk: Sark, das noch mit Brecqhou verschmolzen war.

Er rief die Nachricht seinem Begleiter zu, der sie mit einem knappen Nicken bestätigte. Dicht am Wind segelte Spartaco auf die

Inseln zu.

Ein Motorboot hatten sie nicht gewollt, weil der Lärm sie verraten hätte und weil das Gewicht angesichts der unzähligen Boues ein zu großes Risiko bedeutet hätte. Je leichter das Boot, desto geringer die Gefahr, dass der Rumpf aufgeschlitzt wurde.

Der Wind frischte auf und vertrieb die Wolken. Mond und Sterne beleuchteten die

Inselmasse, die jetzt mit bloßem Auge zu erkennen war. Alexander wusste nicht, ob er froh darüber sein sollte. Die Boues waren so leichter zu entdecken — aber die *Saints Bay* und ihre Insassen auch.

Als Brecqhou ihnen die Sicht auf Sark fast gänzlich versperrte, holten sie die Segel ein und paddelten mit Muskelkraft gegen die Meeresströmung an. Mit den Segeln wären sie weithin sichtbar gewesen und zudem nicht wendig genug, um das Boot zwischen den Boues hindurchzulavieren, die ihren Kurs bald in stattlicher Zahl säumten. Mehrmals vernahmen sie ein tiefes,

beunruhigendes Schrammen,  
doch der Aluminiumrumpf  
d e r *Saints Bay* hielt den  
Felsen stand.

Sie steuerten das Nordende  
der Insel an, weit ab vom  
Schloss und den  
Bootsschuppen, die  
vermutlich streng bewacht  
wurden.

Dort zu landen wäre verrückt  
gewesen. Nun sprangen sie  
ins flache Ufergewässer, um

die *Saints Bay* das letzte Stück zu schieben und zu ziehen. Einmal stolperte Alexander und fiel so hart auf einen Felsen, dass der Neoprenanzug einen Riss bekam und er sich das linke Knie aufschlug. Dann war es vollbracht, sie zogen das Boot ans Ufer.

«Ein kleines Wunder, dass wir heil durchgekommen sind!»



Alexander setzte sich auf einen der vom Wasser gerundeten Steine und atmete tief durch.

Spartaco zuckte mit den Schultern, als sei dies seine leichteste Übung gewesen. «Auf dieses Wunder mussten wir doch hoffen.»

Sie zogen das Boot in eine enge Felsspalte, wo die Wellen nicht genügend Kraft hatten, es zu entführen.

Zudem boten die steil aufragenden Klippen einen guten Sichtschutz.

Das Schloss war von hier unten nicht zu sehen. Zuvor, beim Durchqueren der natürlichen Sperre aus Meeresfelsen, hatten sie geglaubt, ein paar brennende Lichter im Schloss zu erkennen, doch das konnte auch das Funkeln der Sterne gewesen sein.

Sie nahmen ihre Ausrüstung an sich und gingen zu der Uferhöhle, deren Lage sie sich genau eingeprägt hatten.

Nachdem sie am frühen Nachmittag von Sark zurückgekehrt waren, hatte Spartaco die Filme noch am Hafen zur Entwicklung gebracht, bei Guemsey Photographics an der Gategny Esplanade. «One Hour Film Processing» war

nicht zu viel versprochen.  
Beim sorgfältigen Betrachten  
der Fotos hatten sie ihren  
Weg auf das Plateau von  
Brecqhou gefunden: einen  
streckenweise zum Meer hin  
offenen Klippenkamin, der  
unten in eine offene Höhle  
mündete.

Als sie in die Höhle  
eintauchten, schalteten sie  
erstmalig ihre  
Handscheinwerfer ein. Das

vom Wasser geglättete Felsgestein glitzerte im Licht noch viel eindrucksvoller als der künstliche Schmuck der Edelsteinkapelle. Sie standen bis zu den Knien im Nass, und jeder Schritt wurde von einem Plätschern begleitet.

Am Kamin endete die Höhle.

«Schwein gehabt», sagte Alexander, als er den Kopf in den Nacken legte und weit über sich den Sternenhimmel

erblickte.

«Es geht tatsächlich bis oben durch. Und der Schacht ist eng genug.»

«Über fünfzig Meter, das ist kein Sonntagsspaziergang», meinte Spartaco. «Geh du voran.»

Es war das erste Mal, dass er Alexander duzte, und damit war seine Aufforderung ein zweifacher

Vertrauensbeweis. Als  
zweiter Mann trug er das  
doppelte Risiko. Stürzte  
Alexander ab, würde er den  
Italiener unweigerlich mit  
sich reißen. Hätte einer unten  
gewartet, bis der andere oben  
war und ein Seil  
herunterlassen konnte, wäre  
zu viel kostbare Zeit  
vergangen. Ihr Zeitplan war  
eng, sie mussten Brecqhou  
noch bei Dunkelheit wieder  
verlassen, wollten sie

unentdeckt bleiben. Den Platz im Boot, den ihr Gepäck eingenommen hatte, würde dann Elena ausfüllen. Hoffentlich!

Zunächst sah es allerdings so aus, als würde Alexander keine zehn Meter weit kommen. Den Rucksack vor den Bauch geschnallt, den Rücken gegen die eine Kaminwand und die Füße gegen die gegenüberliegende



gestemmt, schob er sich Stück für Stück nach oben – bloß um immer wieder abzurutschen. Besorgt sah Spartaco zu, wie er sich vorbeugte und seine Stiefel aufschnürte.

«Es geht nur mit nackten Füßen», erklärte Alexander.

Und er behielt Recht. Mit den bloßen Füßen fand er genügend Halt. Immer weiter arbeitete er sich nach oben

und fünf Meter unter ihm folgte Spartaco auf dieselbe mühselige Weise. Die Muskeln schmerzten, doch der näher rückende Sternenhimmel spornte sie an.

Hin und wieder, wenn der Kamin sich auf der Seeseite öffnete und Alexander unter sich die felsige Küste erblickte, wurde ihm bewusst, in was für einer

gefährlichen Höhe sie kletterten.

Ein zynischer Gedanke kam ihm: Er musste seinem Vater für das Bergsteigen in den Berner Alpen dankbar sein. Ohne Markus Rosins hartes Training hätte er das hier kaum geschafft.

Die Stimme seines Vaters klang ihm in den Ohren, als wäre es gestern gewesen: *Nur nicht aufgeben, Sohn, ich*

*werde aus dir einen Mann machen!*

«Kommt nur weiter, Leute, gleich habt ihr's hinter euch!» Die Stimme kam nicht aus seiner Erinnerung, sondern von der oberen Öffnung des Kamins, von der Alexander keine zehn Meter mehr entfernt war. «Behaltet die Hände an der Felswand!

Das ist besser für eure Sicherheit, in doppelter

Hinsicht.» Der Mann sprach Englisch mit einem starken Akzent.

Erschrocken blickte Alexander hoch und erkannte mehrere Gestalten, die sich als dunkle Schemen gegen den Nachthimmel abzeichneten. Sie hielten Waffen in den Händen. Waffen, die auf ihn und Spartaco gerichtet waren. Alle Vorsicht hatte nichts

genützt. Er stieß einen leisen Fluch aus.

«Los, kommt hoch!», befahl der Mann mit dem schlechten Englisch.

Alexander hörte Spartaco zischen: «Tu es, klettere weiter!»

Er spähte kurz nach unten und sah, dass Spartaco an seinem Rucksack herumfingerte, an dem er die

Armbrust befestigt hatte.

Schusswaffen waren auf Guernsey nicht aufzutreiben gewesen, jedenfalls nicht in der Eile. Deshalb hatte Spartaco für sich eine große, aber aufgrund ihrer Skelettbauweise leichte Armbrust der englischen Firma Barnett und für Alexander eine handliche Pistolenarmbrust besorgt. Alexanders Waffe steckte im

Rucksack und ließ sich nicht herausholen, ohne dass die Männer oben etwas davon mitbekamen. Spartaco baute darauf, dass Alexander ihnen die Sicht versperrte und er unbemerkt an seine Waffe kam.

Mit einem flauen Gefühl im Magen kletterte Alexander weiter.

Er hielt es in ihrer Lage für reichlich unangebracht,



Widerstand zu leisten, aber er konnte das Spartaco nicht mitteilen, ohne ihn zu verraten. Also, näherte er sich langsam dem Kaminende, bis ihn kräftige Hände packten und nach oben zogen. Er landete auf allen vieren, und als er aufblickte, sah er in die Mündungen automatischer und halbautomatischer Waffen. Und in harte, entschlossene Gesichter.

Eins der Gesichter verzerrte sich plötzlich, und ein gurgelnder Laut kam über die aufgerissenen Lippen. Ein Metallpfeil war in den Hals des Mannes gefahren. Das Schaftende mit den Federn zitterte noch. Die Federn waren rot wie das Blut, das aus der Wunde spritzte. Der Mann kippte vornüber und stürzte über die Klippen.

Alexander musste handeln.

Er schnellte hoch und riss zwei der vier übrigen Männer um. Alle drei rollten sie über den felsigen Boden zum abschüssigen Klippenrand. Unter ihnen tat sich der Abgrund auf.

Mündungsfeuer blitzte, und der Donner einer Geschossgarbe zerriss die nächtliche Stille. Darauf folgte ein lauter Schrei, der von den Wänden des Kamins

als Echo widerhallte.

Spartaco!

Kaum hatte Alexander erfasst, was geschehen war, durchfuhr ihn ein heftiger Schmerz. Jemand hatte ihm einen Waffenkolben zwischen die Schulterblätter gerammt. Der Stoß raubte ihm sekundenlang den Atem und warf ihn bäuchlings zu Boden.

«Aufpassen!», sagte einer der Männer warnend. «Das ist der Kerl, den der General lebend will.»

Alexanders Hände wurden auf den Rücken gerissen und mit Handschellen gefesselt. Jemand stülpte ihm einen Sack über den Kopf. Um ihn war Finsternis, doch vor seinem inneren Auge sah er, wie Spartaco den Halt verlor und in die Tiefe stürzte.

*Mittwoch, 20. Mai*

Der Sturz in endlose Tiefe verfolgte Alexander bis in seine unruhigen Träume. Aufgewühlt, wie er war, hätte er nicht geglaubt, überhaupt schlafen zu können, aber nach den Strapazen, die hinter ihm lagen, und der durchwachten Nacht hatte die Erschöpfung ihn übermannt.

Der Filmprojektor in seinem Gehirn zeigte ihm den Absturz des Freundes, wie um auszugleichen, dass seinen Augen der Anblick erspart geblieben war.

Spartacos kräftiger Körper, der, von Kugeln getroffen, den Halt verlor. Vergeblich nach einem Felsvorsprung greifende Hände. Ein hilfloses Knäuel aus Gliedmaßen, das fiel und fiel.

Eine nicht enden wollende,  
qualvolle Zeitlupensequenz.  
Mit weit aufgerissenen  
Augen, phosphoreszierend  
wie der Bildschirm des  
Restlichtverstärkers, starrte  
der Fallende panisch zu  
Alexander hinauf. Öffnete  
den Mund und heraus kam  
ein klirrendes Geräusch.  
Jähes Licht erinnerte an das  
Aufblitzen des  
Mündungsfeuers.



Das Licht war das einer Taschenlampe, geklirrt hatte es beim Aufschließen der Zellentür. Das wurde Alexander bewusst, als der Film in seinem Kopf abbrach. Trauer über den Verlust des Freundes kroch in ihm hoch. Fast wünschte er sich in die Traumwelt zurück, als habe er dort eine Chance, Spartaco zu retten. Außerdem quälte es ihn, an der selbst gestellten Aufgabe

gescheitert zu sein. Aber seine Sorge um Elena überwog die Trauer um Spartaco.

Allmählich fand er sich in der Realität zurecht. Die Erinnerung an den Marsch über die felsige Insel kehrte zurück. Mehrmals war er gestürzt, weil der Sack über seinem Kopf ihn blind machte. So hatte er auch nicht gesehen, wohin die

Männer, die ihn mit kurzen Befehlen und rohen Händen dirigierten, ihn brachten. Doch war er sich ziemlich sicher, dass seine Kerkerzelle im Keller des trutzigen Schlosses lag. Es war über mehrere Treppen in die Tiefe gegangen, wo es kalt und feucht war. Den Sack und die Handschellen hatten sie ihm erst in der Zelle abgenommen. Hier gab es keine Möglichkeit zu fliehen.

Wände, Boden und Decke bestanden aus rohem Felsgestein.

Eine Holzpritsche mit einer kratzigen Wolldecke stellte die ganze Einrichtung dar, es gab weder ein Fenster noch künstliches Licht. Die schwere Eisentür hätte einem Hochsicherheitstrakt zur Ehre gereicht. Ohne ein weiteres Wort hatten die bewaffneten Fremden ihn

hier allein gelassen.

Die drei Männer, die jetzt hereinkamen, gehörten zu denen, die ihn hergebracht hatten. Sie trugen schwarze Hosen und Jacken.

Auf der linken Brustseite der Jacken prangte ein weißes Kreuz, dessen Balken oben und rechts von Querstrichen begrenzt wurden. Wie zwei übereinandergelegte Ts, die sich im 90-Grad-Winkel

kreuzten. Oder wie zwei Taukreuze, die in der Offenbarung des Johannes das Siegel Gottes waren, das Zeichen der Erlösung. Im oberen rechten Feld zwischen den Balken war ein Krebs abgebildet. Das Tier, das den Panzer wechseln konnte, galt als Symbol der Auferstehung Christi. Das Doppel-T-Kreuz war ganz offensichtlich das Wappen von Totus Tuus.

Die Männer sahen allerdings nicht aus, als würden sie das ewige Leben bringen – eher den schnellen Tod. Pistolentaschen hingen an ihren Hüften. Einer hatte die Waffe gezogen und zielte auf Alexander; es war eine Glock-Automatik. Groß und muskelbepackt erinnerte der Mann ihn entfernt an Spartaco.

Die beiden anderen kannte er.

Gegen den Dunkelhäutigen mit der wallenden Lockenpracht und dem breiten Mund hatte er auf der Baustelle in den Albaner Bergen gekämpft. Dem Kerl mit dem kantigen Gesicht und dem Kirk-Douglas-Kinn war er schon zweimal begegnet. Der hatte auf der Piazza Farnese auf ihn und Donati geschossen und im Vatikan auf den Papst. Und er war Elenas Kidnapper.



Alexander sprang von der Pritsche, trat ihm entgegen und schrie: «Was habt ihr mit Elena gemacht? Wo ist sie?» Auf Englisch, weil auch die Totus-Tuus-Männer die Sprache benutzt hatten.

Der Muskulöse stieß die Glock warnend nach vorn. «Maul halten und mitkommen!»

Die beiden anderen nahmen ihren Gefangenen in die

Mitte, und der Muskelmann  
marschierte hinterher.  
Alexander zweifelte nicht  
daran, dass ihm ein  
Fluchtversuch nichts als  
einen Schuss in den Rücken  
einbringen würde. Also ging  
er mit und fühlte bei jedem  
Schritt den kalten Stein.  
Barfuß und in dem  
zerschlissenen Neoprenanzug  
gab er vermutlich ein  
reichlich kurioses Bild ab.

Seine ursprüngliche Befürchtung, dass es vom Kerker geradewegs in die Folterkammer gehen würde, bestätigte sich nicht. Der Weg führte treppauf. Elektrische Wandleuchten erhellten die Gänge und Treppen. Der Strom musste auf dieser Insel mit eigenen Generatoren erzeugt werden. Nach mehreren Treppen schlug ihnen helles Tageslicht entgegen, woran

Alexander erkannte, dass er viele Stunden geschlafen hatte. Die Treppe mündete in einen Gang mit dick verglasten Bogenfenstern. Der Blick ging nach Norden hinaus. Jenseits von Brecqhous gewellter Landmasse lag das Meer, das diesen Flecken Erde von allem abschloss, von den Gesetzen der Menschen und von möglicher Hilfe. Den Schatten nach zu urteilen,

musste es ungefähr neun oder zehn Uhr vormittags sein. Da seine Wächter ihm in der Nacht mitsamt seiner Ausrüstung auch die Armbanduhr abgenommen hatten, konnte er nur mutmaßen.

Weitere Treppen führten zwei Stockwerke nach oben. Überall gab es Gemälde, Skulpturen und Kronleuchter – genau die Pracht, die der

äußere Anblick des Schlosses versprach.

Alexander hatte anderes im Kopf und sah nur flüchtig hin, hegte aber keinen Zweifel daran, dass es sich bei den Kunstwerken um Originale handelte. In einem geräumigen, behaglich eingerichteten, aber für seinen Geschmack zu plüschigen Zimmer wartete ein Stapel frischer Kleider

auf ihn. Obenauf lagen eine dunkle Baumwollhose und ein weiter Wollpullover.

Vor dem Bett stand ein Paar leichter Leinenslipper.

«Das können Sie anziehen, nachdem Sie sich frisch gemacht haben», sagte der Mann mit dem eingekerbten Kinn und zeigte auf eine offene Tür, die in ein marmorgekacheltes Bad führte.

«Und wann gibt's Frühstück?» Alexander fand die Situation grotesk. Er wurde behandelt wie ein Schwerverbrecher, aber in ein Zimmer gebracht, das jedem Luxushotel Ehre gemacht hätte.

«Danach», antwortete der andere ohne jeden Funken Humor.

Die drei blieben im Zimmer, folgten ihm aber wenigstens



nicht ins Bad. Sein aufgeschlagenes Knie brannte, als es mit der Seife in Berührung kam. Die belebende Dusche tat unendlich gut und für kurze Zeit vergaß er seine ausweglose Lage. Vielmehr fühlte er sich wie ein Urlauber am Morgen eines verheißungsvollen Tages.

Ein Elektrorasierer lag bereit und er benutzte ihn. Er war

Soldat und überzeugt davon, dass die äußere Erscheinung das innere Befinden beeinflusste, wie es auch umgekehrt der Fall war. Die Kriegsgeschichte hatte nur selten eine zerlumppte Armee mit hoher Kampfmoral gesehen. Er wusste nicht, was ihn in diesem unwirklichen Schloss erwartete, aber er wollte dem Unbekannten in bestmöglicher Verfassung entgagentreten.

Auch das üppige englische Frühstück, das er mit einer Kanne heißen Kaffees hinunterspülte, belebte Alexanders Kräfte. Er aß ohne Appetit, aber mit großem Hunger. Nachdem er die saubere Kleidung angezogen hatte, war er von seinen Bewachern ein Stockwerk tiefer in diesen kleinen Salon mit Meerblick gebracht worden. Die junge Frau, die ihn lächelnd nach

seinen Frühstückswünschen fragte, ließ einmal mehr den Eindruck entstehen, es handele sich hier um einen Urlaubsaufenthalt.

Wäre sie nicht völlig ungeschminkt gewesen und hätte sie nicht ein schlichtes schwarzes Kleid mit dem Totus-Tuus-Wappen getragen, hätte sie glatt als Bedienung in einem der zahlreichen Touristenhotels

auf der nahen, fernen Insel  
Guernsey durchgehen  
können.

Als Alexander die restlichen  
Bohnen auf seinem Teller  
mit Gabel und Messer  
zusammenschob, rief der  
Mann mit dem markanten  
Kinn: «Achtung, der  
General!»

Die drei Wachen nahmen, zur  
Tür gewandt, Haltung an.

«Stehen Sie bequem», sagte der Eingetretene beiläufig und steuerte den Tisch an, an dem Alexander saß. «Bohnen, Speck, Würstchen, Rührei und Toast. Du hast schon immer ein kräftiges Frühstück geschätzt, Alexander.»

«Ein richtiger Mann braucht ein richtiges Frühstück.» Er starrte den anderen an. «Hast du mir das nicht

eingetrübt, Vater?»

Sollte er erschüttert sein?  
Überwältigt? Hätte er das  
Gefühl haben müssen, der  
Boden schwanke unter seinen  
Füßen? Sollte er aufspringen  
und den Vater, den er zehn  
lange Jahre für tot gehalten  
hatte, umarmen?

Er war weder überwältigt  
noch erfreut. Seit sie das  
Treffen in der  
Edelsteinkapelle belauscht

hatten, war ihm klar, dass Markus Rosin lebte und ganz bewusst keinen Kontakt zu ihm aufgenommen hatte. Umarmungen wollte er nicht von seinem Vater – er wollte Antworten.

Auch Markus Rosin traf keine Anstalten zu einer herzlichen Begrüßung. Steif wie eh und je stand er da, äußerlich kaum verändert. Kein Gramm überflüssiges



Fett schien an seinem  
sehnigen Körper zu hängen.  
Nur das Gesicht war etwas  
faltiger, und das  
streichholzkurze Haar war  
grau geworden. Er trug  
ähnliche Kleidung wie die  
drei Wachen. An seinen  
Schultern prangte zusätzlich  
der weiße Krebs. Bewaffnet  
war er nicht.

«Ihr könnt gehen», sagte er  
zu seinen Männern. «Ich

rechne nicht mit  
Schwierigkeiten.»

«Wie Sie befehlen, General»,  
erwiderte der Kirk-Douglas-  
Verschnitt.

Alexander sagte, jetzt auf  
Deutsch: «Als wir uns zuletzt  
gesehen haben, warst du noch  
Oberst. Wer hat dich  
befördert?

Bestimmt nicht die  
Schweizergarde oder die

Schweizer Armee.»

Markus Rosin zog sich einen Stuhl heran und setzte sich Alexander direkt gegenüber. «Auf meinen Posten wird man nicht befördert, sondern gewählt.»

«Wer hat dich gewählt, die Köpfe von Totus Tuus?»

«Respekt, mein Sohn, du bist gut informiert.»

«War nicht weiter schwer.»

Alexander deutete auf das Kreuz, das die linke Brust seines Vaters zierte. «Was hast du als General von Totus Tuus für Pläne? Willst du ein neues Kreuzfahrerheer aussenden, um die Welt im Sinne deines Ordens zu bekehren?»

«Die militärische Hierarchie ist bei einer so großen Organisation sehr hilfreich. Doch wir verfolgen keine

militärischen Ziele.  
 Bekehrung tut Not, gerade in  
 wirren Zeiten wie den  
 unseren, aber nicht mit  
 Waffengewalt.»

«Nicht mit Waffengewalt?»  
Alexander stieß ein heiseres,  
bitteres Lachen aus. «Und  
wie nennst du das, was ihr  
mit dem Papst gemacht habt?  
Den Anschlag auf der Piazza  
Farnese? Von den Morden an  
Onkel Heinrich und Tante

Juliette, an Pater Borghesi,  
Ovasius Shafqat und anderen  
ganz zu schweigen!

Waren das friedliche  
Bekehrungsversuche à la  
Totus Tuus?»

Ein Glühen trat in Markus  
Rosins Augen, und seine  
Miene verhärtete sich. «Das  
war Notwehr. Der Antichrist  
hat den Heiligen Stuhl  
bestiegen. Wenn wir den  
wahren Glauben jetzt nicht

mit aller Macht verteidigen,  
ist es zu spät!»

«Ich kenne Papst Custos»,  
sagte Alexander ruhig. «Er  
ist ganz bestimmt nicht der  
Antichrist, im Gegenteil.»

«Und was ist er deiner  
Meinung nach?»

Alexander zögerte. Er hatte  
sich diese Frage während der  
letzten Tage mehr als einmal  
selbst gestellt, ohne zu einer

befriedigenden Antwort zu  
gelangen.

«Papst Custos hilft den  
Menschen», sagte er  
schließlich. «Und er will sie  
in den Mittelpunkt der  
Kirche stellen. Das macht ihn  
zum wohl wichtigsten Papst  
der Kirchengeschichte.»

«Hat er behauptet, ein  
Nachkomme unseres Herrn  
Jesus zu sein? Und du glaubst  
ihm die verrückte



Geschichte? Warum?

Weil er läppische  
Wundertaten vollbringt?»

«Das waren keine läppischen  
Wundertaten! Er hat Kranke  
geheilt. Ich habe es selbst  
erlebt.»

«Viele Menschen verfügen  
über solche Kräfte, und es  
gibt sogar eine  
wissenschaftliche Erklärung  
für das unerwartete

Verschwinden einer Krankheit: Mediziner bezeichnen den Vorgang als Spontanremission. Durch die plötzliche Freisetzung körpereigener Stoffe wird die Krankheit besiegt. Manche Menschen wirken offenbar wie ein Katalysator und helfen Kranken bei der Auslösung einer spontanen Heilung. Wie das im Einzelnen funktioniert, ist noch nicht erforscht, aber es

ist ein natürlicher Vorgang!»

«Der Heilige Vater hat nichts anderes behauptet.»

«So, hat er nicht?», fauchte Markus Rosin, den Alexanders ruhige Art um seine Gelassenheit brachte. «Hat er sich nicht als Blutsverwandter des Messias ausgegeben?»

«Er nannte sich einen Nachkommen Jesu.»

«Für was hältst du Jesus, wenn du an den falschen Papst glaubst? Für einen x-beliebigen Wunderheiler?»

«Für einen Menschen, der sich Übermenschliches zur Aufgabe gemacht hat, so wie Custos.»

«Alexander! Wenn du Jesus die Göttlichkeit absprichst, bist du ein Ketzer!»

«Und das ist gut so», sagte

Alexander zur Verblüffung seines Vaters. «Der Begriff ‹Ketzer› ist aus dem Wort ‹Katharer›

entstanden und das wiederum aus dem griechischen ‹kátharos›, was ‹rein› bedeutet. So nannten sich im Mittelalter christliche Sektierer, die meinten, einen reinen Glauben zu haben.»

«Abweichler, die die heilige Kirche und ihre Dogmen

verhöhnt haben!», schnaubte Markus Rosin.

«Zu Recht. Wenn es eine falsche Lehre gibt, dann die der kirchlichen Dogmen. Jesus hat von einer Gemeinschaft Gleichgestellter gesprochen, frei von Hierarchie oder gar Bürokratie. Aber die Kirche, die sich auf Jesus beruft, ist eine durch und durch hierarchische Institution, ein

Spiegelbild des römischen Imperiums, geprägt durch die Zeit ihrer Entstehung.

Aus einer rebellischen Religion ist eine der Herrschenden geworden, ein Instrument zur Bevormundung und Lenkung der Massen. Man unterwirft die Menschen dem Mechanismus von Schuld und Sühne und macht sie damit zu willfähigen

Schafen, die in der Hoffnung auf eine Erlösung im Jenseits ihr reales Leben dem Hirten opfern.» Alexander beugte sich vor. «Und wenn es Vertreter einer reinen Lehre, Ketzer im besten Wortsinn, gibt, dann Custos und die Auserwählten. Ich kenne die Wahrheit. Der Heilige Vater hat mir die *Wahre Ähnlichkeit Christi* gezeigt.»

Markus Rosin erblasste. «Das



war zu früh! Du warst nicht bereit dafür. Eines Tages hätte *ich* dir den Smaragd gezeigt, und dann hättest du seine Bedeutung verstanden.»

«Ich denke, ich habe seine Bedeutung sehr gut verstanden, Vater. Die Lehre, die du verteidigst, gründet sich auf eine Täuschung, auf eine Auferstehung, die niemals stattgefunden hat.»

«Na und?»

«Du gibst es zu?» Alexander war fassungslos.

«Der historische Jesus ist für den Glauben an Gott bedeutungslos. Er ist der Gegenstand des Glaubens, nicht aber sein Urheber. Nur was aus seinem Wirken entstanden ist, was Männer wie Paulus daraus geschaffen haben, zählt. Die heilige Kirche und ihre Religion gründen sich nicht auf einen

Mann namens Jesus, sondern einzig und allein auf seinen Mythos, auf Christus, den Erlöser.»

Alexander lehnte sich zurück und trank den letzten, längst kalten Schluck Kaffee. Er brauchte die Pause, um seine Gedanken zu ordnen. Bis jetzt hatte er sich nicht schlecht geschlagen, aber angesichts der verblüffenden Offenheit seines Vaters

drohte ihm allmählich die Munition auszugehen. Und tief in ihm nagten Zweifel. Markus Rosin schien unerschütterlich in seiner Sicht der Dinge und hatte sich gewiss ausführlich mit diesen Fragen befasst, viel intensiver als er selbst. War am Ende sein Vater derjenige, der Recht hatte?

Alles spitzte sich auf die Frage zu, die Alexander nun

stellte:

«Wenn ihr, du und die Deinen, so überzeugt seid von eurem Glauben und von der Unwichtigkeit des historischen Jesus, warum fürchtet ihr dann so sehr, dass die *Wahre Ähnlichkeit Christi* bekannt wird?»

«Liegt das nicht auf der Hand?» Markus Rosin klang enttäuscht, als habe sein Sohn mit dieser Frage seine

Unreife bewiesen. «Gerade du, der du dich so sehr verunsichern lässt, solltest die Antwort kennen. Viele Menschen werden sich durch den Smaragd verunsichern lassen, werden in ihrem Glauben schwanken und sich vielleicht gar der falschen Lehre zuwenden.»

«Das fürchtest du? Sollten die Menschen nicht frei über ihren Glauben entscheiden?

Und sollten sie dazu nicht die Wahrheit kennen?»

In einer Geste der Ratlosigkeit breitete Markus Rosin die Arme aus. «Du redest, als ginge es darum, die Wahl zwischen zwei Sorten Frühstücksmarmelade zu treffen. Bei oberflächlicher Betrachtung mag es so aussehen, als sei die Frage des Glaubens in unserer säkularisierten Welt

belanglos geworden. In Wahrheit gründet unsere westliche Zivilisation auf den Glauben der heiligen römischen Kirche, ist seit zweitausend Jahren Stein für Stein darauf gewachsen und unlösbar damit verbunden. Nimm den Menschen diesen Glauben und du kappst unserer Welt die Wurzeln, lässt sie in Anarchie und Chaos versinken!»



«Warum hat der Zirkel der Zwölf den Smaragd nicht längst vernichtet, wenn er eine solche Gefahr darstellt?»

«Wir wollen die Wahrheit nicht vernichten», rief Markus Rosin. «Aber sie muss gut behütet werden, damit die Mächte der Finsternis sie nicht zu ihren Zwecken missbrauchen.»

«Sprichst du von Papst

Custos?»

«Ja. Er ist der Antichrist!»

«Das ist nichts als eine  
Behauptung», entgegnete  
Alexander.

«So? Wie geht es deinem  
Papst denn jetzt? Ist er mit  
Hilfe seiner Auserwählten  
von der tödlichen Wunde  
genesen?»

«Woher weißt du ...»

Alexander brach mitten im Satz ab. Er durfte nicht leichtsinnig werden, durfte nicht zu viel von den Auserwählten und ihrem Versteck verraten.

«Ich weiß es nicht, Alexander, ich habe es nur vermutet. Denn es steht in der Heiligen Schrift. In der Apokalypse des Johannes ist der Antichrist beschrieben: *Und seine Todeswunde wurde*

*geheilt, und die ganze Welt wunderte sich über das Tier.*  
Verhält es sich nicht so mit Jean-Pierre Gardien?»

«Und wenn?»

«Dann steht es schlecht um dich, mein Sohn. Denn die Apokalypse berichtet von einem zweiten Tier, das aussieht wie ein Lamm und wie ein Drache redet. Du weißt, dass mit dem Drachen der Teufel gemeint ist, das

*Böse. Und es sorgt dafür,  
dass die Erde und ihre  
Bewohner das erste Tier  
anbeten, dessen Todeswunde  
geheilt worden ist. »*

Das verschlug Alexander den  
Atem. Er wollte nicht  
glauben, was sein Vater mit  
den Bibelworten zum  
Ausdruck brachte.

Früher hatte dieser Mann ihm  
das Gefühl vermittelt, mehr  
eine Last als eine Freude zu

sein. Dann hatte er, auch vor dem eigenen Sohn, seinen Tod vorgetäuscht. Aber die Unterstellung eben schien das weitaus Schlimmste zu sein, was ein Vater seinem Sohn antun konnte.

«Du hältst mich für einen Sendboten des Bösen?»

«Du verleugnest den Glauben, in dem du erzogen wurdest, und redest wie ein Drache gegen die Lehren der

Kirche. Du beschützt das Tier  
der Apokalypse, den  
Antichrist. Und bei alldem  
gibst du vor, dem wahren  
Glauben zu dienen,  
unschuldig zu sein wie das  
Lamm. Was soll ich denn  
davon halten?»

Alexander sah seinem Vater  
in die Augen, und was er  
darin las, irritierte ihn. Er  
war mit der Absicht, das  
Haupt der Zwölf zu

verurteilen, vielleicht sogar zu töten, nach Brecqhou gekommen. Für ihn hatte festgestanden, dass Markus Rosin sich dem Bösen verschrieben hatte. Jetzt, von Angesicht zu Angesicht, bröckelte das Fundament dieser Überzeugung. Er fand kein Falsch in den Worten seines Vaters, auch nicht in seinem Gesicht, seinen Augen. Die blickten ihn traurig an, legten beredtes



Zeugnis von der  
Enttäuschung darüber, dass  
er auf der anderen Seite  
stand.

«Ich diene nicht dem  
Bösen!», presste er hervor,  
als könne er durch die  
Behauptung allein die  
Ansicht seines Vaters  
widerlegen und seine eigenen  
Zweifel zerstreuen.

Er stand auf, trat ans nächste  
Fenster und blickte hinaus

aufs Meer, das unermüdlich gegen die zerklüftete Küste wogte. Die Sicht war hervorragend, deutlich erkannte er die grünen Hügel der kleinen Inseln Herrn und Jethou, zwischen denen sich die lang gezogene Küstenlinie von Guernsey zeigte. Fast war ihm, als könne er die Industriestadt St. Sampson mit ihren hoch aufragenden Schornsteinen und Verladekränen sehen. Sie

schien einer anderen Welt anzugehören, einer Welt der feststehenden Dinge. Für Alexander war die Welt ins Schwanken geraten, als hätten die Meereswellen Brecqhou ergriffen und trügen die Insel nun schaukelnd mit sich fort. Es gab keinen festen Boden, keine Sicherheit, nur die nagenden Zweifel.

Markus Rosin trat hinter ihn

und legte die Hand auf seine Schulter. Schauer jagten über seinen Rücken. Schauer nicht der Abneigung, sondern der Ergriffenheit. Wie sehr hatte er sich früher nach der Nähe seines Vaters gesehnt, nach seiner Zuneigung, einer Berührung!

Er hatte seinem Vater immer beweisen wollen, dass er seiner würdig war, ein echter Rosin, ein richtiger Mann.

Wann, wenn nicht jetzt, sollte er diesen Beweis antreten?

«Du bist verwirrt, mein Sohn, und das mit Recht», sagte Markus Rosin mitfühlend. «Vielleicht hätte ich es nicht so hart ausdrücken sollen. Aber während der ganzen letzten Tage – als ich auf dich wartete – habe ich vergeblich nach anderen Worten gesucht.»

Alexander drehte sich zu ihm um. «Wie bist du zum General von Totus Tuus geworden? Als du Mutter geheiratet hast, musst du sie doch geliebt haben. Wann ist der Glaube für dich an die erste Stelle getreten, Vater? Nach meiner Geburt, als Mutter gestorben war?»

Markus Rosins Züge verhärteten sich, und mit klirrender Stimme sagte er:

«Nein, zu dem Bruch ist es schon vorher gekommen. Als Isabelle mit dir schwanger war, erfuhr ich, dass sie mich betrogen hatte, mehr als einmal. Da habe ich erkannt, dass die Liebe zwischen Mann und Frau nicht von Dauer ist –

im Gegensatz zur Liebe Gottes.»

«Als Mutter schwanger war», wiederholte Alexander leise.

«Bin ich ...»

«Daran habe ich auch gedacht», fiel sein Vater ihm ins Wort.

«Aber je älter du wurdest, desto sicherer war ich mir, dass du mein Sohn bist. Ich bin von meinem Vater, dem Gardemajor Andreas Rosin, in das Geheimnis um die *Wahre Ähnlichkeit Christi* eingeweiht worden. Ich fand meinen Weg zu Gott und



hoffte, auch dich eines Tages auf den richtigen Weg zu führen.»

Alexander versuchte sich vorzustellen, was sein Vater damals empfunden haben mochte. Glaubte er, dass Gott Isabelle für ihre Untreue mit dem Tod bestraft hatte? Hatte er seinen Sohn anfangs für einen Bastard gehalten und sich deshalb von ihm abgewandt? Vielleicht war

der Weg, der ihn bis an die Spitze von Totus Tuus geführt hatte, eine Flucht vor dem Leben mit all seinen Konflikten. Dann konnte seine nach außen so fest wirkende Überzeugung auch die fixe Idee eines Irregeleiteten sein. Plötzlich empfand Alexander Mitleid mit seinem Vater.

Der sagte: «Du solltest dich etwas hinlegen und ausruhen,

mein Sohn. Wenn es dir besser geht, unterhalten wir uns weiter.»

«Eins muss ich noch wissen. Was ist mit Elena?»

«Immer die Frauen, wie?»  
Sein Vater lächelte kalt. «Sie ist hier und es geht ihr gut. Möchtest du sie sehen?»

Natürlich wollte Alexander das. Er konnte seine Erregung kaum verbergen,

als Markus Rosin ihn durch Gänge und Treppenfluchten führte. Bewaffnete Wachen, denen sie hin und wieder begegneten, salutierten vor ihrem General. Ansonsten wirkte das Schloss, zog man seine enorme Ausdehnung in Betracht, menschenleer.

Als Alexander ihn darauf ansprach, erklärte sein Vater:

«Dieser Teil wird hauptsächlich für

Konferenzen benutzt. Dann kommen die führenden Mitglieder unseres Ordens aus allen Teilen der Welt hierher, und das Schloss würde dir alles andere als menschenleer erscheinen. Auch jetzt halten sich übrigens in den anderen Trakten mehr Menschen auf.»

«Warum überhaupt dieser protzige Kasten?»

«Was hätten wir sonst hier bauen sollen? Ein zweites World Trade Center oder eine Kopie von Sankt Peter?»

Wie um die Worte ihres Generals zu bestätigen, begegneten ihnen mehr und mehr Menschen, Männer und Frauen in der schlichten dunklen Ordenskleidung. Sie eilten ameisengleich, als folgten sie einem nur ihnen bekannten Plan, geschäftig

hin und her.

Vater und Sohn traten ins Freie, auf einen kleinen Innenhof.

Ein Bautrupp, einheitlich in dunkle Overalls mit dem Totus-Tuus-Wappen gekleidet, war damit beschäftigt, die Mauern eines halbrunden Anbaus hochzuziehen. Als sie näher kamen, fiel Alexander auf, dass die schweigend und sich

beinahe mechanisch  
bewegenden Arbeiter etwa  
zur Hälfte Frauen waren.

Eine, die schweißgebadet  
eine Schubkarre mit Sand vor  
sich her schob, geriet ins  
Stolpern und kippte mitsamt  
ihrer Fracht um.

Als sie vor dem  
ausgeschütteten Sandhaufen  
kniete, sah sie auf, und ihr –  
Elenas – Blick kreuzte sich  
mit dem Alexanders.



Er lief zu ihr und half ihr beim Aufstehen. Seine Freude, sie zu sehen, wurde durch die Umstände dieser Begegnung erheblich getrübt. Er machte sich Sorgen um Elena. Ihre Wangen waren eingefallen, unter den Augen hatten sich dunkle Ringe eingegraben.

Ihre Hände, die von der ungewohnten Arbeit rau und schwielig waren, in den

seinen haltend, rief er:  
«Elena, was zur Hölle tust du  
hier?»

«Das siehst du doch, ich  
arbeite.»

«Was arbeitest du?»

«Wir bauen ein neues  
Lagerhaus.»

Alexander begriff das alles  
nicht. Er hätte nicht sagen  
können, in welcher Lage er  
Elena vorzufinden erwartet

hatte. Bestimmt nicht als Heldin der Bauarbeit. Sie kam ihm vor wie eine Fremde, als stünde sie unter Drogen. Aber das schien es nicht zu sein. Ihre Pupillen waren nicht geweitet, ihr Blick war nicht getrübt. Gleichwohl konnte sie nicht Herrin ihrer selbst sein. Sie stand unter dem beherrschenden Einfluss von Totus Tuus.

Um sie aus ihrer inneren Erstarrung zu reißen, sagte er:

«Spartaco ist tot! Die Männer von Totus Tuus haben ihn letzte Nacht erschossen.»

«Das ist bedauerlich», erwiderte sie mit der gefühllosen Stimme eines Roboters.

«Bedauerlich?», brüllte er und schüttelte sie. «Mehr

hast du nicht dazu zu sagen, Elena? Er war dein Freund. Wir sind hergekommen, um dir zu helfen!»

«Das hättet ihr nicht tun sollen, es war überflüssig. Ich bekomme hier jede Hilfe, die ich benötige.» Ihr Mund verzog sich zu einem Lächeln, das zu ihrem starren Blick in krassem Widerspruch stand. «Ich muss jetzt weiterarbeiten.»

Sie streifte seine Hände ab, richtete die Schubkarre auf und holte sich eine Schaufel, um den verschütteten Sand wieder einzuladen.

Alexander wandte sich an seinen Vater. «Was hast du mit ihr gemacht? Die Arbeit ist viel zu schwer für sie und die anderen Frauen!»

«Mit der Zeit gewöhnen sie sich daran. Die Frauen und Männer, die du hier siehst,

haben sich gegen Gott und  
gegen ihren Orden  
versündigt. Die harte Arbeit  
ist ein Teil ihrer Buße.

Indem sie ihren Körper  
stählen, läutern sie auch  
ihren Geist.

Und sie schaffen etwas, auf  
das sie mit Stolz blicken  
können. Es ist eine gute  
Sache für sie, hier zu  
arbeiten.»

«Eine gute Sache, sagst du?»  
Ungläubig schüttelte  
Alexander den Kopf. «Für  
mich ist das ein Straflager,  
Teil einer Gehirnwäsche.  
Was kann daran gut sein?»

«Es bringt die Menschen auf  
den richtigen Weg»,  
antwortete Markus Rosin  
unbeirrt.

Alexander fragte sich, ob  
sein Vater durch die Untreue  
Isabelles zu der Überzeugung



gelangt war, dass die Menschen eine harte, führende Hand benötigten. *Seine* Hand. Im Weltbild von Totus Tuus, dem Weltbild der konservativen Kirche, hatte er bestätigt gefunden, dass die Menschen mit Strenge geführt werden mussten. Geführt und entmündigt.

Markus Rosins  
Selbstsicherheit war eine

starke Waffe, aber nicht die stärkste, wenn es darum ging, seinen Sohn zu überzeugen. Das erkannte Alexander, als er allein in seinem Zimmer saß und über die verwirrende Begegnung nachdachte.

Papst Custos und die Auserwählten vertraten ihre Sicht der Dinge nicht weniger überzeugt und überzeugend. Was ihn, Alexander, schwankend

gemacht hatte, waren weder die Argumente noch die Überzeugungskraft Markus Rosins, es war schlicht und einfach der Umstand, dass der General von Totus Tuus *sein Vater war*.

Er hatte das Treffen des Zirkels belauscht und gemeint, er könnte den längst Totgeglaubten noch einmal töten, sei es physisch, durch körperliche Gewalt, sei es in

der eigenen wunden Seele – durch die Erkenntnis, dass Markus Rosin an seinem Sohn nichts gelegen war. Auge in Auge mit seinem Vater hatte er erfahren, dass die Stimme des Blutes stärker sein konnte als die Einflüsterungen verletzter Gefühle.

Jetzt hatte er Gelegenheit, sich dem Vater zu beweisen, konnte er der Sohn und Mann

sein, den Markus Rosin immer an seiner Seite hatte haben wollen. Hatte das Haupt der Zwölf den anderen Mitgliedern des Zirkels nicht seinen Unmut über den Anschlag auf Alexanders Leben bekundet? Und hatte sein Vater in ihrem Gespräch nicht abermals zu erkennen gegeben, dass er in ihm gern seinen Nachfolger sähe? Warum sonst hätte Markus Rosin sich gewünscht, ihn

zum geeigneten Zeitpunkt mit der *Wahren Ähnlichkeit Christi* vertraut zu machen?

Nachfolger seines Vaters, Haupt der Zwölf, vielleicht sogar General von Totus Tuus! Dieser Gedanke beschäftigte Alexander, ließ ihn ruhelos in dem Zimmer umherwandern, in das er am Morgen gebracht worden war, um sich umzuziehen.

Nach der Begegnung mit

Elena, die für ihn nicht minder verwirrend gewesen war als das Zusammentreffen mit seinem Vater, hatten zwei Wächter ihn zurückgeführt. Sein Vater hatte angekündigt, dass sie sich zum Abendessen sehen würden. Die Wächter hatten die Tür von außen verschlossen. Das Fenster war nicht vergittert, bot aber trotzdem keine Fluchtmöglichkeit.

Die Mauer war zum Hinabklettern viel zu glatt. Zudem lag unter dem Fenster der Schlosshof. Selbst wenn Alexander ihn erreicht hätte, wäre er noch ein Gefangener gewesen.

Außerdem wollte er gar nicht fliehen, nicht ohne Elena. Und nicht, ohne sicher zu sein, wer Recht hatte, sein Vater oder Papst Custos.

Es gab einen kleinen



Kühlschrank, der mit Getränken gefüllt war. Vermutlich wohnten in Zimmern wie diesem während der Totus-Tuus-Konferenzen, die sein Vater erwähnt hatte, hohe Tiere. Am Nachmittag brachten die Wachen ihm ein Tablett mit Sandwiches, was nach dem ausgiebigen Frühstück vollauf genügte. Anders als am Vormittag brachte er kaum einen Bissen hinunter,

er war viel zu sehr in Gedanken versunken. Bevor er seinen Vater wiedersah, musste er sich darüber klar werden, auf welcher Seite er selbst stand. Nur so konnte er zu einer Entscheidung gelangen, für sich und für Elena.

*Mittwoch, 20. Mai, abends*

«Nun, Alexander, hast du dich ausgeruht? Haben sich deine Verwirrung und deine Erschöpfung etwas gelegt?»

Markus Rosin erwartete seinen Sohn in dem Salon, in dem Alexander gefrühstückt hatte. Die Abenddämmerung hatte eingesetzt, und das elektrische Licht eines

ausladenden Kronleuchters verstärkte das schwindende Tageslicht. Die Tafel, an die Alexander sich setzte, war für zwei Personen gedeckt.

Wie es aussah, lebte der General von Totus Tuus nicht gerade asketisch.

«Zum Ausruhen war keine Zeit», versetzte Alexander knapp.

«Ich habe noch eine Menge

Fragen an dich.»

«Wir haben Zeit, alle Fragen zu klären. Ah, da kommt die Suppe!»

Eine Frau in den Vierzigern servierte ihnen eine dampfende Fischsuppe.

Während sein Vater sich gleich darüber hermachte, ließ Alexander den Löffel liegen und fragte: «Du sagtest heute Morgen, du

hättest mich hier erwartet.  
Wieso?»

«Wir hatten dein Boot schon  
lange entdeckt. Doppler-  
Radar.

Nachts überwachen wir damit  
das Meer und die Westküste  
von Sark. Ein sehr effizientes  
System zur Ortung  
beweglicher Objekte. Der  
Empfänger ist so  
eingerichtet, dass er die  
Signale, die mit der

Aussendefrequenz  
zurückkehren, ignoriert und  
sich auf jene konzentriert, die  
mit höherer oder niedrigerer  
Frequenz reflektiert werden.  
Die Frequenz ändert sich,  
wenn die ausgesandten  
Signale auf sich bewegende  
Objekte treffen und  
...»

«Ich weiß ganz gut, wie  
Doppler-Radar funktioniert»,  
unterbrach Alexander ihn.

«Du vergisst, dass ich bei der  
Armee in einer  
Fernmeldeeinheit war,  
elektronische Aufklärung.  
Nein, ich habe etwas anderes  
gemeint. Du hast gesagt, du  
hättest mich schon seit Tagen  
erwartet. Hast du Elena nur  
entführen lassen, um mich  
herzulocken?»

«Auch deshalb ist sie hier, ja.  
Es hat sich einfach ergeben.

Sandro wusste, dass sie mit



dir zusammenarbeitet. Uns war schon seit einiger Zeit klar, dass die Journalistin Elena Vida hinter uns herschnüffelt und dass sie identisch ist mit der geflohenen Denunziantin Paolina Orfei. Sandro hielt es für eine gute Gelegenheit, mehr aus ihr herauszubekommen.»

«Ich nehme an, Sandro ist die Killermaschine mit der

Kerbe im Kinn.»

Markus Rosin nickte nur knapp, während er Weißwein in ihre Gläser füllte. «Wir haben frischen Fisch als Hauptgang.»

«Und was willst du von mir?»

«Das muss dir doch klar sein, Alexander. Es ist an dir, die Tradition der Rosins fortzuführen. Auch du kannst

an die Spitze aufrücken.»

«An welche, die des Zirkels der Zwölf, die von Totus Tuus?

Oder an beide, so wie du?»

Markus Rosin gab der Bedienung ein paar halblaute Anweisungen für das Hauptgericht und sagte dann zu seinem Sohn: «Der Zirkel der Zwölf musste verändert werden, um weiterhin

zeitgemäß zu sein. Die Gründung von Totus Tuus gab dem Zirkel die Möglichkeit, seinen auf den Vatikan begrenzten Einfluss auszudehnen. Männer des Zirkels, Angehörige der Schweizergarde, haben entscheidende Posten an der Spitze des Ordens besetzt. Und gleichzeitig wurde der Zirkel für Mitglieder geöffnet, die nicht in der Garde dienen.»

«Ich weiß. Für wichtige Angehörige der Kurie wie Musolino, Tamberlani und Wetter-Dietz. Und für einen Riccardo Parada.»

Markus Rosin warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu. «Du sprichst sehr abfällig von den Männern, in deren Kreis du treten sollst.»

«Vielleicht bin ich gar nicht so wild darauf, in ihren Kreis zu treten. Ich habe noch

deutlich vor Augen, wie Onkel Heinrich mit vor Panik aufgerissenen Augen und dem tödlichen Blei im Leib in seiner Wohnung lag. Er und Danegger. Und Juliette.»

Sein Vater stieß einen schweren Seufzer aus. «Ich habe mich in Heinrich getäuscht, schwer getäuscht. Als ich damals von der Bildfläche verschwand, um mich ungestört meiner neuen

Aufgabe als General des Ordens zu widmen, dachte ich, er sei der beste Nachfolger als Haupt der Zwölf, den ich mir wünschen konnte. Mein eigener Bruder, sein Glaube schien so fest! Doch dann fing er an, Gespräche mit Gardien zu führen – und kippte um.»

«Und du hast den Befehl gegeben, deinen Bruder zu ermorden.»

«Ihn zu *liquidieren*. Ich musste es tun, er war ein Verräter. Als er zu Borghesi in die Berge fuhr, ahnten wir, dass er endgültig die Seiten gewechselt hatte. Borghesi hat dem Orden schon vor Jahren den Rücken gekehrt, aber bis vor kurzem wussten wir nicht, wie tief er in unsere Geheimnisse eingedrungen war. Und als Parada — nach der Liquidierung — Heinrichs



Wohnung vergeblich nach  
Albert Rosins  
Aufzeichnungen durchsuchte,  
stand auch fest, wohin  
Heinrich sie gebracht hatte.  
Ich hatte sie ihm anvertraut,  
bevor ich untertauchte; er  
sollte dich zum passenden  
Zeitpunkt in unsere  
Familiengeschichte  
einweihen.»

Markus Rosins Züge  
verhärteten sich. «Heinrich

und Borghesi, sie waren  
beide Verräter!»

«So wie Danegger?»

«Was meinst du,  
Alexander?»

«Danegger ist nicht der  
Mörder, er ist auch ein  
Opfer.»

«Sehr scharfsinnig, Sohn»,  
sagte Markus Rosin.

«Danegger war, wie  
Heinrich, schwach im

Glauben und wollte Totus  
Tuus verlassen. Ein  
schlechtes Beispiel für die  
Garde. Sein Opfer kam uns  
gerade recht.»

«Hat seine Freundin ihn  
verraten? War Raffaella Sini  
eine Art Treuschwester?»

«So kann man es nennen.»

«Dann hat sie begriffen, dass  
ihr Verrat den Tod ihres  
Freundes zur Folge hatte, und

deshalb musste sie auch sterben, nicht?»

«Du weißt ja schon alles», sagte Markus Rosin leichthin und winkte der durch den Türspalt hereinblickenden Bedienung, die daraufhin große Platten mit Fisch und Beilagen auftrug.

Alexander ignorierte das Essen auch weiterhin, ebenso den Wein. «Es ist wichtig für mich, die Wahrheit aus

deinem Mund zu hören,  
Vater. Juliette musste  
sterben, weil sie Zeugin von  
Heinrichs Hinrichtung war.  
Vielleicht auch, weil ihr  
befürchtet habt, ihr Mann  
könne sie eingeweiht haben.  
Nicht wahr?»

«Korrekt.» Markus Rosin,  
der es sich ungerührt  
schmecken ließ, sah seinen  
Sohn plötzlich erstaunt an.  
«Du isst ja gar nichts!»

Alexander erwiderte den Blick voller Abscheu. «Das lohnt sich wohl kaum, so schnell, wie du Todesurteile fällst. Wäre doch schade um den guten Fisch.»

«Warum sollte ich dich töten, Alexander?»

«Weil ich ganz gewiss nicht in deinen Orden eintreten werde und auch nicht in den Zirkel der Zwölf. Ich habe lange nachgedacht, aber es

hat sich gelohnt. Ich habe  
dich und deinesgleichen  
durchschaut. Ihr behütet  
nicht den wahren Glauben,  
sondern nur eure eigene  
Macht. Ich weiß nicht, wann  
es passiert ist, aber  
irgendwann ist der Zirkel der  
Zwölf durch die Macht, die  
seine besondere Aufgabe ihm  
einräumte, korrumpiert  
worden. Ihr, und nicht der  
Heilige Vater, habt die  
*Wahre Ähnlichkeit Christi*

bewacht. Damit hattet ihr die  
Möglichkeit, jeden Papst zu  
erpressen. Ganz einfach:  
Entweder der Papst  
unterstützt die  
wirtschaftlichen und  
politischen Ziele von Totus  
Tuus, oder ihr beweist mit  
dem Smaragd die  
Unrechtmäßigkeit der  
päpstlichen Herrschaft.  
*Weide meine Schafe*, soll  
Jesus laut dem Johannes-  
Evangelium zu Simon Petrus,



dem ersten Papst, gesagt haben. Wenn Jesus aber nur ein Mensch war und nicht Gottes Sohn, kann auch die auf ihn begründete Stellung des Papstes als Stellvertreter Gottes auf Erden nicht länger Bestand haben. Das ist der eigentliche Grund, warum ihr den Smaragd nicht längst vernichtet habt!»

Markus Rosin starrte ihn erschrocken an. «Du bist

tatsächlich ein Ketzer!»

«Diese Diskussion haben wir hinter uns», sagte Alexander mit einer abweisenden Handbewegung. «Genauso überrascht wie du jetzt muss Onkel Heinrich gewesen sein, als er den frisch gewählten Papst über die Lage der Dinge aufklären wollte – war Custos doch sehr interessiert daran, die *Wahre Ähnlichkeit Christi* der Öffentlichkeit

bekannt zu machen. Und er hat Heinrich von seiner Position überzeugt. Das war das Todesurteil für Heinrich und dann auch für den Papst, denn Custos konntet ihr mit dem Smaragd nicht erpressen. Eure geheime Waffe hatte sich plötzlich gegen euch gekehrt.»

«Es tut mir weh, dass du so verblendet bist, Alexander.

Vielleicht hätte ich mich

mehr um deine Erziehung kümmern sollen.»

Alexander hielt dem enttäuschten Blick seines Vaters stand und sagte mit fester Stimme: «Ich bin nicht verblendet, im Gegenteil, ich habe die Wahrheit erkannt. Deine Strafkompagnie da draußen, in der auch Elena schuftet, hat mir die Augen geöffnet. Was hinter einer Religion steckt, erkennt man

doch daran, wie sie mit den Menschen umgeht. Der Glaube ist für den Menschen da, nicht der Mensch für den Glauben. Ihr von Totus Tuus erniedrigt und misshandelt den Menschen, nehmt ihm die Grundbedingung seiner Existenz, die Würde. Das kann nicht Gottes Wille sein!»

Markus Rosin schob den Teller von sich weg, stützte

die Ellbogen auf die  
Tischplatte und das Kinn auf  
die ineinander verschränkten  
Hände und sah seinen Sohn  
lange nachdenklich an.  
«Wenn du uns nicht aus  
Überzeugung helfen willst,  
dann tu es für deine Elena.  
Du bekommst sie zurück,  
wenn du uns die *Wahre*  
*Ähnlichkeit Christi*  
übergibst.»

«Das ist schlicht

Erpressung», sagte  
Alexander.

Dass sein Vater ihn derart unter Druck setzte, war schmerzlich. Doch zugleich empfand er Befriedigung darüber, sich nicht getäuscht zu haben. Das lange Grübeln am Nachmittag hatte ihn zu der Einsicht geführt, dass die miteinander streitenden Mächte, die *Electi* und Totus Tuus, nach ihren Taten, nicht

nach ihren Worten beurteilt werden mussten.

Da bot der Orden, der bedenkenlos Menschen mordete und entmündigte, um seine Ziele zu erreichen, ein düsteres Bild.

Und was sein Vater jetzt tat, bestätigte Alexander in dem Glauben, sich auf die richtige Seite geschlagen zu haben, auf die der Auserwählten.



«Nenn es, wie du willst»,  
sagte Markus Rosin.  
«Hauptsache, du bringst uns  
den Smaragd!»

«Ich habe ihn nicht.»

«Du kannst ihn dir  
beschaffen. Die *Electi*  
vertrauen dir.»

«Und dann?», fragte  
Alexander. «Was nützt euch  
der Stein gegen Custos, der  
doch genau das enthüllen

will, was die *Wahre Ähnlichkeit Christi* belegt?»

«Ohne den Stein wird Gardien es nicht leicht haben, seine Worte zu beweisen.»

«Man wird ihm glauben, weil er der Papst ist.»

Ein seltsames Lächeln huschte über Markus Rosins Gesicht.

Es erinnerte Alexander an ein Raubtier, das angesichts der

sicheren Beute Befriedigung  
und Überlegenheit  
empfindet.

«Lange wird er nicht mehr  
Papst sein. Musolino und  
Tamberlani arbeiten bereits  
an seiner Absetzung.»

«Den Papst absetzen?», rief  
Alexander ungläubig. «Mit  
welcher Begründung?»

«Oh, da haben wir mehrere  
zur Auswahl. Gardien ist ein

Häretiker, der die kirchliche Lehre ablehnt und sich mit dem Sohn Gottes auf eine Stufe stellt. Das allein würde genügen.

Schon seit Jahrhunderten wird in der Kirche die Lehre vertreten, dass ein häretischer Papst nicht rechtmäßiger Stellvertreter Gottes sein kann. Außerdem könnte man ihn schlichtweg für geisteskrank erklären.»

«Der Papst ist das Oberhaupt der Kirche. Es gibt keine Instanz, die befugt ist, über ihn zu richten.»

«Du hast Gott vergessen, mein Sohn. Er richtet über seinen Stellvertreter. Du kannst es im Johannes-Evangelium nachlesen: *Wer nicht glaubt, der ist gerichtet.* »

«Ein Putsch gegen den Papst also!» Vergeblich versuchte

Alexander, sich die Folgen eines solchen Unternehmens auszumalen. «Das könnte die Kirche zerreißen.»

«Wenn einer die Kirche zerreißt, dann Gardien. Aber ich rechne nicht mit großen Schwierigkeiten. Schließlich gibt es noch ein formales Argument gegen die Fortsetzung seines Pontifikats. Kardinal Musolino hat die

Hammerfrage gestellt und den Papst, der nicht geantwortet hat, für tot erklärt. In diesem Augenblick ist das Pontifikat nach kirchlichem Recht erloschen. Gardien ist nicht mehr der gewählte Papst.»

«Aber er war nicht tot!», protestierte Alexander.

«Darüber lässt sich streiten. Wenn er im Koma lag, muss man annehmen, dass sein

Gehirn gelitten hat, was wiederum für seine Absetzung spricht. Unsere Leute sind im Vatikan, er nicht.

Dieser Umstand stärkt unsere Position. Und wenn wir die *Wahre Ähnlichkeit Christi* wiederhaben, ist Gardien für die Öffentlichkeit nichts weiter als ein Scharlatan, der sich auf den Heiligen Stuhl geschwindelt hat.» Markus



Rosin lehnte sich zurück und fixierte seinen Sohn wie die Schlange das Kaninchen. «Nun, wie entscheidest du dich?»

Die Antwort war schwierig und sie brauchte Zeit. Zögernd sagte Alexander: «Bevor ich mich entscheide, will ich Elena sehen. Sofort!»

*« Totus tuus, Domine. Hic iacet pulvis ...»*

Die monoton wiederholte Formel verschmolz mit dem unaufhörlichen Klatschen der Geißel. Als Markus Rosin und zwei bewaffnete Wächter ihn in die kleine Kapelle führten, rechnete Alexander mit vielem, aber nicht mit diesem erbärmlichen Anblick.

Nackt kniete Elena vor einem großen weißen Totus-Tuus-Kreuz und ließ immer wieder

die verknoteten Lederriemen  
auf ihren Rücken  
niedergehen. Glasig blickten  
ihre Augen auf das Kreuz  
oder in eine Leere dahinter,  
während sie sich züchtigte  
und die Bußformel sprach.  
Sie war so tief in ihre Buße  
versunken, dass sie  
Alexander nicht  
wahrzunehmen schien und  
selbst dann nicht reagierte,  
als er sie mehrmals mit  
ihrem Namen ansprach.

In den vergangenen Tagen musste Elena die Geißelung öfter vollzogen haben. Viele der alten Narben waren aufgeplatzt, neue Striemen hatten sich hinzugesellt. Ihr Rücken war eine einzige Wunde.

Tat sie das freiwillig, war es ihr ein inneres Bedürfnis? Hatte die Gehirnwäsche so schnell gegriffen? Oder musste Elena der hageren

Frau gehorchen, die mit unbewegter Miene neben ihr stand und sie beobachtete?

Die Augen in dem strengen Gesicht waren das Einzige, was lebte. In ihnen brannte das Feuer tiefer Befriedigung. Obwohl Alexander die Frau in dem schwarzen Kleid noch nie gesehen hatte, wusste er, dass es Mutter Assunta, ehemalige Oberin des Mädchenhorts zu

Gottes großer Gnade, war. Die Vergangenheit hatte Elena eingeholt.

Als er den Anblick des aufgerissenen Rückens, das widerliche Klatschen der Geißel und den süßlichen Blutgeruch nicht länger ertrug, sprang er vor und packte Elenas Arm. Sofort war einer der Wächter bei ihm und riss ihn zurück. Der zweite Wächter zog seine

Glock-Automatik und zielte drohend auf Alexanders Brust.

Elena sah ihn für kurze Sekunden an, dann versank ihr Blick wieder in innerer Leere, und sie fuhr mit der Geißelung fort.

«Wenn sie so weitermacht, holt sie sich den Tod!», keuchte Alexander.

«Du kannst es verhindern, es

liegt in deiner Hand»,  
erwiderte sein Vater kühl.  
«Bring uns den Smaragd!»

Alexander schluckte und  
sagte gequält: «Also gut, ich  
werde es tun.»

Sosehr er auf die Begegnung  
mit Elena gedrängt hatte, so  
erleichtert war er, als sein  
Vater und die Wachen ihn  
aus der Kapelle führten. Er  
wusste selbst nicht mehr, was  
genau er sich von dem



Treffen erhofft hatte. Der Gedanke an die Qualen, die Elena sich zufügte, verdrängte alles andere.

Er hörte nur mit halbem Ohr, wie sein Vater sagte: «Leg dich hin und schlaf, Alexander. Morgen früh wirst du Brecqhou verlassen.»

Wie in Trance ließ er sich in sein Zimmer bringen, wo sie ihn einschlossen. Er schaltete

nicht das Licht an, blieb einfach in dem fast dunklen Raum stehen und wartete darauf, dass der Albtraum endete.

Die Gedanken flogen in seinem Kopf hin und her, quälten ihn mit Fragen, auf die er keine Antworten fand.

Die Auserwählten hatten ihm geholfen, nach Brecqhou zu gelangen. Und hier war seine Mission so gründlich

gescheitert, dass er, wollte er Elena noch retten, seine Verbündeten verraten musste.

Kein Zweifel, sein Vater hatte das alles seit Tagen geplant.

Schon ab dem Zeitpunkt, als er erfahren hatte, dass die *Wahre Ähnlichkeit Christi* im Besitz der Auserwählten war. Markus Rosin allein trug die Verantwortung für Elenas

Leid. Das war Alexander klar, doch er war zu geschockt, um noch Hass auf seinen Vater zu empfinden.

Er fühlte sich betäubt. Seine Beine begannen zu zittern. Erst jetzt, als er in Gedanken die grausige Szene in der Kapelle wieder und wieder durchlebte, durchlitt, traf ihn die Bestürzung mit ganzer Wucht. Er wankte zum Bett und ließ sich niederfallen.

Dabei berührte sein Arm einen kleinen weichen Körper, der hier nicht hingehörte. Elektrisiert zog er seinen Fund unter der Decke hervor und knipste die Nachttischlampe an.

Er hielt einen Teddybären in der Hand. Winnie-the-Pooh mit Schlafmütze und Nachthemd und mit einem Kissen unter dem rechten Arm. Es war der Bär, den

Elena auf der Piazza Navona erstanden hatte, ihr ständiger Begleiter.

Bei genauerem Hinsehen bemerkte Alexander ein dünnes Röllchen, das zwischen Teddyarm und Kissen klemmte. Er zog es heraus, entrollte den Zettel. Drei Wörter waren mit Bleistift auf das Papier geschrieben: *Warte auf mich.*

Immer wieder las er die

verheißungsvolle Nachricht.  
Sie änderte die Lage völlig.  
Mutlosigkeit wich neuer  
Hoffnung, Verzweiflung dem  
Aufkeimen wilder Pläne.

Er machte das Licht aus,  
blieb auf dem Bett sitzen und  
starrte, den Teddybären an  
sich gepresst, auf die dunklen  
Umrisse der Tür. So wartete  
er Stunde um Stunde.

Ein leises Knacken im  
Türschloss, in seinen Ohren

so laut wie eine Explosion,  
holte ihn aus dem  
Dämmerzustand, in den er  
gefallen war. Er riss die halb  
geschlossenen Augen auf und  
starrte auf die Tür, die  
langsam aufgeschoben  
wurde. Als der Spalt groß  
genug war, schlüpfte eine  
dunkle Gestalt ins Zimmer  
und schob die Tür vorsichtig  
wieder zu. Alexanders Hand  
schwebte über dem Knopf  
der Nachttischlampe.



«Kein Licht!», zischte eine leise Stimme. «Es könnte uns verraten.»

«Ja, ich weiß», seufzte Alexander bedauernd.

Das schwache Sternenlicht, das durchs Fenster hereinfiel, entriss dem nachtdämmrigen Zimmer Elenas schlanke Gestalt, die näher kam. Sie trug wieder den Arbeitsoverall. Mit großen Augen sah sie Alexander

erwartungsvoll an.

Er stand auf und nahm sie in die Arme, drückte sie an sich. Es tat gut, ihre Wärme zu spüren. Er schloss die Augen und kostete ihre Nähe aus.

Elena stöhnte auf und sofort lockerte er seinen Griff. Er hatte nicht an ihren wunden Rücken gedacht. Schon das Reiben der Kleidung an ihrer Haut – oder was davon übrig war – musste ihr unsägliche

Schmerzen bereiten.

«Was haben diese Schweine dir angetan?», fragte er erregt und musste sich zum Flüstern regelrecht zwingen.

«Ich hatte keine Wahl. Nur indem ich ihnen die reuige Sünderin vorspielte, konnte ich sie täuschen. Ich war mir sicher, dass du kommen würdest, und habe die Zeit genutzt, um einen Fluchtweg auszuspähen. Dafür war die

Schufterei auf der Baustelle  
sehr nützlich.»

«Ich hätte nicht an dir  
zweifeln sollen, Elena. Aber  
das Bild vorhin in der  
Kapelle, ich ...»

Seine Rede erstarb. Er konnte  
nicht in Worte fassen, was  
ihn in jenem Augenblick  
bewegt hatte.

Elena blickte über seine  
Schulter zum Bett, wo ein

matter Lichtschein auf den  
Bären fiel. Sie hob ihn hoch,  
küsste seine schwarze Nase  
und schob ihn unter den  
Overall.

«Mein kleiner Freund hat dir  
also die Nachricht  
überbracht.

Ihn haben sie mir gelassen.  
Und das haben sie, Gott sei  
Dank, auch nicht gefunden.»  
Sie hielt den Bund mit  
Dietrichen hoch, mit dem sie

auf der Piazza Bocca della Verità das Tor zur Kirche Santa Maria in Cosmedin geöffnet hatte. «Ohne die Schlüssel wäre ich nie aus meiner Zelle und in dein Zimmer gekommen. Und jetzt werden sie uns dabei helfen, dieses gastliche Haus zu verlassen.»

Sie hatte ihre Zeit auf Brecqhou gut genutzt. Das erkannte Alexander, als sie

ihn zielsicher durch das halbdunkle, nachtstille Schloss führte. Mehrmals mussten sie sich vor Wächtern verstecken, bis sie schließlich durch eine schmale Tür, die Elena mit einem Dietrich öffnete, ins Freie gelangten. Auf einen Hof, der von hohen Mauern umgeben war.

«Dienstboteneingang», flüsterte sie. «Und das ist ein

Wirtschaftshof. Ein Gang führt von hier in die Nähe der Baustelle. Und dort habe ich eine Pforte in der Außenmauer entdeckt, zu der einer meiner Schlüssel passt. Auf diesem Weg dürften wir keinen Wachen begegnen.»

Sie behielt Recht. Wirklich glauben konnte er es erst, als sie vor der südlichen Schlossmauer standen, im Freien! Vor ihnen stieg die



Insel zur Spitze hin in einem  
sanften Bogen an. In einigen  
der frei stehenden Häuser  
brannte Licht. Auf dem  
unbeleuchteten  
Hubschrauberlandeplatz  
zeichneten sich  
verschwommen die Umrisse  
eines Helikopters gegen den  
Himmel ab.

«Schade, dass ich so ein Ding  
nicht fliegen kann», brummte  
Alexander. «Das wäre der

schnellste und sicherste Weg.»

Elena fasste ihn bei der Hand und zog ihn mit sich. «Wir bedienen uns bei den Bootsschuppen.»

Sie führte ihn in einem weiten Bogen zur Westküste und erklärte, als er sich nach dem Grund für den Umweg erkundigte:

«Die Bastion, die das Schloss

zur offenen Küste hin  
abriegelt, ist mit einem  
Wachtrupp besetzt.»

«Bestimmt die  
Radarstation», meinte er.

Das letzte Stück Weg zu den  
Klippen legten sie kriechend  
zurück, um von den Wachen  
in der Bastion nicht bemerkt  
zu werden. Den gewundenen  
Pfad, der zu den  
Bootsschuppen führte,  
meidend, kletterten sie die

Felsen hinab. In der Dunkelheit war das schwierig. Sie rissen sich die Haut auf und waren mehrmals nahe daran, den Halt zu verlieren. Mit mehr Glück als Verstand kamen sie weitgehend unversehrt unten an, wo die flachen Schuppen wie schlafende Riesentiere vor ihnen lagen.

«Gibt's hier keine Wachen?», fragte Alexander.

«Das konnte ich nicht herausfinden.»

«Gott ist mit den Dummen», sagte er und blieb nach wenigen Schritten in Richtung Schuppen überrascht stehen. «Was ist das?»

Ihr Blick folgte seinem ausgestreckten Arm. Zwischen zwei Schuppen lag ein kleines Segelboot auf dem Uferstreifen.

«Die *Saints Boy!* », stieß er hervor. «Ja, das ist sie. Die Männer meines Vaters müssen sie geborgen und hergebracht haben.

Glück für uns. Sie ist das ideale Boot für zwei Personen, die von dieser Insel fliehen wollen.»

«Wird der Radarstrahl uns nicht erfassen?»

«Doch, das wird er. Aber das

Risiko müssen wir eingehen.

Wir können nur hoffen, dass wir den Küstenbereich schnell genug verlassen und es wenigstens bis Herrn schaffen. Jenseits von Brecqhou gelten die Gesetze von Totus Tuus nicht mehr.»

Vorsichtig schoben sie das Boot ins Wasser, nachdem Alexander es untersucht hatte. Soweit er das bei dem schwachen Licht feststellen

konnte, war es unversehrt. Die Boues hatten dem Rumpf zwar ein paar Schrammen zugefügt, ihn aber nicht ernsthaft beschädigt.

«Wir paddeln, bis wir an den Felsen vorbei sind», sagte Alexander. «Dann setzen wir die Segel und müssen ...»

Er verschluckte den Rest seines Satzes, als gleißendes Licht aufflammte und ihn blendete, als sei direkt vor



seinen Augen die Sonne aufgegangen. Er hörte schnelle Schritte und knappe Befehle. Schatten hetzten durch das Licht, das jede differenzierte optische Wahrnehmung ausschloss. Er wollte die Hände vors Gesicht reißen, aber da wurde er gepackt und zu Boden gestoßen. Er spürte die kühle Mündung einer Schusswaffe an der Stirn.

Allmählich gewöhnten seine Augen sich an die unnatürliche Helligkeit. Er sah Männer in der dunklen Ordensuniform, darunter seinen Vater. Und ihm wurde klar, dass dies keine zufällige Begegnung war. Markus Rosin und seine Schergen hatten sie hier unten erwartet. Der Totus-Tuus-General hatte ihnen das Entkommen aus dem Schloss absichtlich leicht gemacht und die *Saints*

*Bay* wie auf dem  
Präsentierteller angeboten –  
nur damit das Scheitern der  
Flucht möglichst  
schmerzhaft geriet.

Zwei Männer, darunter der  
mit der Kerbe im Kinn,  
zerrten die sich sträubende  
Elena vom Boot weg. Es tat  
Alexander weh, ihre  
Verzweiflung mit ansehen zu  
müssen, denn er wusste, dass  
es nun keinen Ausweg mehr

gab. Sein Vater bestimmte die Regeln, er schob sie beide ganz nach seinem Willen auf dem Spielbrett herum.

Markus Rosin trat auf seinen Sohn zu und sah mit einem unpassenden Lächeln auf ihn herab. «Steig ruhig ein, Alexander.

Das Boot wird dich zurück nach Guernsey bringen. Von dort kannst du nach Rom fliegen, um den Smaragd zu

holen. Elena kann dich nicht begleiten. Sie ist noch nicht fertig mit ihrer Buße. Dieser Fluchtversuch ist der beste Beweis.»

Erst jetzt erfasste Alexander die ganze Perfidität des Plans.

Nachdem er schon mit Elena vereint und fast mit ihr in Freiheit gewesen war, traf es ihn umso härter, sie in den Fängen des Ordens

zurücklassen zu müssen. In dem Wissen, dass sie tagsüber bis zum Umfallen schuften und sich abends bis aufs Blut geißeln würde. Das sollte ihn anspornen, die *Wahre Ähnlichkeit Christi* möglichst schnell zu beschaffen.

Langsam erhob er sich. Er versuchte, seiner Stimme einen möglichst festen Klang zu geben, und sagte: «Ich

weigere mich, die Insel ohne Elena zu verlassen!»

Markus Rosin drehte sich um und gab seinen Leuten einen Wink. Der Mann mit dem gekerbten Kinn zog seine Automatik und presste die Mündung gegen Elenas linke Hand, deren Gelenk er umklammerte.

Markus Rosin wandte sich wieder seinem Sohn zu. «Wenn Sandro abdrückt,

bleibt von der Hand nichts übrig. Noch hast du die Möglichkeit, deine Elena unversehrt zurückzuerhalten.»

Seine Stimme nahm einen drohenden Unterton an. «Aber du musst allmählich zu einer Entscheidung kommen!»

Alexander konnte auf Brecqhou nichts weiter tun. Zögernd stieg er in das Boot,



das zwei Ordensmänner ein Stück ins Wasser schoben.

Er hatte schon nach einem Paddel gegriffen, da wandte er sich noch einmal um und rief: «Ich werde dir den verfluchten Smaragd übergeben, Vater, aber in Rom. Du musst selbst hinkommen. Und du wirst Elena mitbringen!»

*Sonnabend, 23. Mai*

«Ich weiß selbst nicht genau, warum ich das zur Bedingung gemacht habe», sagte Alexander nachdenklich. «Sicher auch, weil Elena den Leuten auf Brecqhou so vollkommen ausgeliefert ist. Ich bezweifle, dass der General sie von der Insel lässt, selbst wenn ich ihm

den Smaragd dort übergeben sollte.

Hier habe ich wenigstens Unterstützung. Außerdem gehört das Geheimnis der *Wahren Ähnlichkeit Christi* zu Rom. In dieser Stadt wurde der Knoten vor Jahrhunderten geknüpft, hier muss er durchschlagen werden. Mich erstaunt allerdings, dass er sich darauf eingelassen hat.»

«Er» – das war sein Vater. Aber Alexander nannte ihn nicht länger so, für ihn war er nur noch «Markus Rosin» oder «der General».

Geistesabwesend griff er zu seinem Wasserglas, trank einen Schluck und starrte durch das vergitterte Fenster hinaus in den Park, der Professor Orlandis Privatklinik umgab. Rom lag noch immer unter dicken

Wolken, die wie  
festzementiert am Himmel  
hingen. Entsprechend düster  
wirkten Gebüsch und  
Skulpturen, besonders jetzt,  
da der Tag zu weichen  
begann. Feste Formen lösten  
sich auf, Unverrückbares  
geriet in Bewegung, vom  
Tagesschlaf erwachende  
Bäume reckten kraftvoll ihr  
Geäst, und eben noch toter  
Stein atmete geheimnisvolles  
Leben.

Er fühlte sich hin- und hergerissen wie der zwischen Tag und Nacht schwankende Abend. Einerseits konnte er noch nicht richtig glauben, dass er wieder in Rom war. Andererseits kam ihm das Abenteuer auf Brecqhou vollkommen unreal vor, wie der flüchtige Traum eines unruhigen Schlafs.

Kein einziges Mal hatte Alexander sich umgesehen,

als er die Insel in der *Saints Bay* hinter sich zurückließ. Die Boues und die Strömung, die alles tat, um sein Boot gegen die verhängnisvollen Felsen zu schleudern, hatten seine ganze Aufmerksamkeit verlangt. Und er hatte durch einen Blick zurück auf Elena, die er ihren Qualen überließ, nicht dasselbe Unheil heraufbeschwören wollen wie einst Orpheus, als er sich zu Eurydike umdrehte.

Auch war Alexander sich nicht sicher gewesen, ob er den Anblick ertragen würde. Er war sich wie ein feiger Verräter vorgekommen, als er Brecqhou ohne Elena verließ. Sie noch einmal inmitten ihrer Peiniger zu sehen hätte ihn vielleicht zur Umkehr bewogen. Aber er wusste, dass er ihr dadurch bloß geschadet hätte.

Nur kurz hatte er in St. Peter



Port mit dem Gedanken  
gespielt, zur Polizei zu  
gehen. Man hätte ihm seine  
Geschichte kaum geglaubt,  
ihn vielleicht sogar für  
verrückt erklärt und  
eingesperrt. Außerdem hatten  
die Behörden keinerlei  
Befugnis auf Brecqhou. Die  
Insel von Totus Tuus war auf  
ihre Weise ein ebenso  
unabhängiger Staat wie der  
Vatikan, nur dass ihre  
Existenz der Öffentlichkeit

kaum bekannt war. Sie unterhielt keine diplomatischen Beziehungen zu anderen Staaten und brauchte sie auch nicht. Weltweit vertraten Ordensangehörige in Politik und Wirtschaft die Interessen ihrer Vereinigung im Geheimen und dadurch umso wirkungsvoller.

Alexander war klar gewesen, dass er Elena am besten

helfen konnte, indem er sofort nach Rom zurückkehrte. Er hatte den nächsten Flug nach Heathrow gebucht und war von dort nach kurzem Aufenthalt nach Rom weitergeflogen. Am späten Donnerstagabend war er in der Ewigen Stadt eingetroffen und hatte mit Commissario Donati Kontakt aufgenommen –

nachdem er sich vergewissert

hatte, dass er nicht von Totus-Tuus-Angehörigen verfolgt wurde.

Nun saßen ihm Donati, Solbelli, Orlandi und Papst Custos gegenüber, um ein letztes Mal den Plan für jenes Ereignis zu besprechen, das alles entscheiden würde: das Zusammentreffen der Auserwählten mit Totus Tuus – des Papstes mit dem Ordensgeneral.

«Markus Rosin will die Entscheidung erzwingen, genauso wie wir», nahm der Heilige Vater den Faden auf. «Wäre er auf seiner Insel geblieben, hätte der Besitz d e r *Wahren Ähnlichkeit Christi* für ihn nur einen Teilsieg bedeutet. Zwar hätten die möglichen Vorgehensweisen zu meiner Entmachtung, die er Ihnen skizziert hat, sicher Aussicht auf Erfolg, aber noch

verlockender dürfte es für ihn sein, mich mitsamt dem Smaragd in die Hand zu bekommen. Er ist ein alter Soldat und schätzt es, dem Feind ins Auge zu blicken. So hat er sich ausgedrückt, als ich ihm vorschlug, ihm den Smaragd persönlich zu übergeben.»

«Sie ... haben selbst mit ihm gesprochen, Heiligkeit?», fragte Alexander verblüfft.

«Wie?»

Der Papst lächelte. «Auch auf Brecqhou gibt es Telefon. Die Nummer erhält man allerdings nicht bei der Auskunft.»

Die aufgeräumte Art des Heiligen Vaters setzte Alexander in Erstaunen. Man merkte nichts mehr davon, dass der Papst noch vor einer Woche mit dem Tod gerungen hatte. Er schien

vollkommen  
wiederhergestellt, und  
Alexander bezweifelte nicht,  
dass es so war. Ob  
wissenschaftlich erklärbare  
Spontanremission oder ein  
göttliches Wunder, ihm war  
es gleich. Er war einfach  
froh, dass Ovasius Shafqat  
und die anderen ihr Leben  
nicht vergebens geopfert  
hatten. Denn hier, wo er die  
warmherzige Ausstrahlung  
Seiner Heiligkeit spürte, war



er ganz sicher, nicht dem  
Antichrist  
gegenüberzusitzen, sondern  
dem Mann, der das  
Christentum auf den rechten  
Weg zurückführen wollte –  
dem Engelspapst.

Erstaunlich war aber auch,  
dass der Papst mit dem  
bevorstehenden Unternehmen  
sein Leben aufs Spiel setzte  
und damit die  
Verwirklichung des selbst

gesteckten Ziels. Zwar gab es andere Auserwählte, doch war fraglich, ob jemals wieder einer von ihnen den Heiligen Stuhl einnehmen würde. Totus Tuus und der Zirkel der Zwölf würden alles tun, um das zu verhindern. Und gerade deshalb bot Custos sich selbst als Lockvogel an. Er war ein Köder, nach dem Markus Rosin mit Sicherheit schnappen würde.

Alexander merkte, dass die Augen des Papstes auf ihm ruhten.

Es war ein eigenartiger Blick, der sich nicht auf sein Äußeres richtete, sondern tief in seine Seele drang. Doch das war ihm nicht unangenehm. Im Gegenteil, in Custos' Gesicht standen Verständnis und Anteilnahme geschrieben.

«Sie müssen sich nicht

fürchten, Alexander, nicht um meinetwillen. Der Herr hat schon einmal seine schützende Hand über mich gehalten. Wäre er gegen mich, hätte er meiner Mission längst ein Ende gesetzt.»

Zweifelnd sah Alexander den Papst an. «Es gibt so viele Unwägbarkeiten in diesem Plan. Ich frage mich, ob ich den Smaragd nicht doch nach

Brecqhou hätte bringen  
sollen. Dann wären  
wenigstens Sie nicht in  
Gefahr geraten, Heiligkeit.»

«Dann wäre ich in eine viel  
größere Gefahr geraten»,  
erwiderte Custos  
kopfschüttelnd. «Eine  
Gefahr, die vielleicht nicht  
mein Leben bedroht hätte,  
dafür aber den Fortbestand  
der Christenheit.»

«Glaubt man Markus Rosin,

dann ist die Christenheit gerade durch Ihr Pontifikat bedroht», seufzte Alexander und sah den Papst erschrocken an, als ihm bewusst wurde, was er gerade gesagt hatte. «Verzeihen Sie, Heiliger Vater! Bitte glauben Sie nicht, ich würde Ihnen misstrauen.»

Der Papst lächelte. «Ich weiß, wie schwer es ist, in diesem Labyrinth aus Lügen,

Anschuldigungen und  
Theorien das Licht der  
Wahrheit zu erspähen.  
Markus Rosin mag sogar  
glauben, was er sagt. Die  
Auserwählten und ich aber  
wissen, dass er im Unrecht  
ist. Warum ist die Kirche  
denn ein Schiff mit  
schwankendem Kurs, ein  
Schiff vor allen Dingen, von  
dem immer mehr Menschen  
desertieren? Nur wahrer  
Glaube kann auf Dauer

festigen. Das Netz falscher Dogmen, so fein es auch gesponnen sein mag, wird mit der Zeit brüchig und reißt. Die Kirche hat ihr Netz zweitausend Jahre lang zusammengehalten, aber jetzt lösen die Knoten sich auf. Wir müssen es ganz neu knüpfen, diesmal zum Wohle aller Menschen und nicht nur einiger Herrschender.»

Alexander spürte, wusste,



dass Custos die Wahrheit sprach.

Markus Rosin war es beinahe gelungen, ihn zu überreden.

Custos aber musste ihn nicht überreden, er überzeugte ihn. Der Blick des Heiligen Vaters war offen, seine Worte kamen aus dem Herzen. Mit diesen Worten konnte es ihm gelingen, die Christenheit für einen neuen Kurs zu gewinnen.

«Unser Freund sorgt sich nicht nur um Bruder Gardien, sondern auch um Elena Vida», sagte Remigio Solbelli, während er einen winzigen Zigarettensstummel im Aschenbecher zerdrückte. «Und das ehrt ihn. Auch ich mache mir große Sorgen um die junge Frau. Wir können Bruder Gardien schützen, zumindest weitgehend, aber an Elena müssen wir erst mal herankommen.»

«Falls sie überhaupt Schutz  
nötig hat.»

Das kam von Stelvio Donati  
und jedes Wort traf  
Alexander wie eine  
persönliche Beleidigung.

«Was wollen Sie damit  
sagen?», fuhr er auf.

«Elena Vidas Rolle in diesem  
Spiel erscheint mir ziemlich  
undurchsichtig», antwortete  
der Commissario gelassen.

«Immer taucht sie an den Brennpunkten auf, ist meistens an Ihrer Seite.»

«Sie hat ein ernst zu nehmendes Motiv, Bruder Donati, sie hasst Totus Tuus», meinte Solbelli.

«Vielleicht», sagte Donati in einem Ton, der seine Zweifel überdeutlich machte.

«Vielleicht hat sie aber auch ein ganz anderes Motiv. Signor Rosin sprach davon,

dass Elena Vida auf  
Brecqhou einer  
Gehirnwäsche unterzogen  
wird. Möglicherweise hat  
diese Gehirnwäsche schon  
viel früher stattgefunden. Ihr  
Motiv, sich mit Alexander  
Rosin zusammenzutun,  
könnte gewesen sein, Totus  
Tuus zu schützen, nicht, den  
Orden aufliegen zu lassen.»

«Das ist doch völlig aus der  
Luft gegriffen!», schrie

Alexander.

«Keineswegs. Als Polizist bin ich gewöhnt, mich an die Fakten zu halten. Ist es nicht seltsam, dass ausgerechnet Elena nach dem Attentat entführt wurde? Hatte der Attentäter mit seiner Flucht nicht genug zu tun?»

«Auf Brecqhou wollte sie mir helfen zu entkommen», wandte Alexander ein.

«Wollte sie das wirklich? Die Flucht ist gründlich danebengegangen. Ihr Vater hat am Strand schon auf Sie gewartet. Und wie seltsam, dass Sie unterwegs kaum auf Wachen gestoßen sind. Nicht weniger seltsam ist, dass Elena Vida ihre Nachschlüssel behalten konnte, wohingegen man Sie peinlich genau gefilzt hat, Signor Rosin.»

«Vielleicht gehörte es zum Plan des Ordensgenerals, Elena genauso in Sicherheit zu wiegen wie mich.»

Er konnte nicht glauben, dass Donati mit seiner Verdächtigung Recht hatte, wollte noch nicht einmal die Möglichkeit in Betracht ziehen. Sicher, er kannte Elena erst seit kurzem, doch in den wenigen Tagen war sie ihm wichtiger geworden als



jeder andere Mensch. Sein Vater war nur eine Erinnerung, zudem eine trügerische, wie er schmerzhaft erfahren hatte. Juliette hatte ihm Wärme und Leidenschaft geschenkt, auch Liebe, aber ihnen beiden war immer klar gewesen, dass es kein gemeinsames Leben für sie gab, keine Zukunft, nur ein paar Stunden pro Woche, die sie in einem Kälte und Leere betäubenden Rausch

zusammen verbrachten. Im Zusammensein mit Elena hatte er zum ersten Mal gespürt, dass es einen Weg aus der Einsamkeit gab, die sein ganzes Leben bestimmt hatte. Die Vorstellung, dass alles, was ihn mit Elena verband, auf einer Täuschung beruhte, auf einer weiteren Perfidität Markus Rosins, war geeignet, ihn um den Verstand zu bringen – oder ihm das Herz zu brechen.

«Ein Streit um des Kaisers Bart», mischte Orlandi sich ein. «In wenigen Stunden werden wir wissen, auf welcher Seite Elena Vida steht. Und selbst wenn wir es jetzt schon wüssten, könnte das nichts an unserem Plan ändern. Wir sollten uns lieber daran begeben, die E-Mail zu formulieren.» Der Professor sah Alexander an. «Sagen Sie, Signor Rosin, sind wirklich so viele Gardisten

im Internet?»

«Nicht weniger als andere Menschen auch. Nur weil wir der Kirche dienen, leben wir nicht hinterm Mond.»

«Vielen Dank», sagte der Papst mit einem ironischen Unterton.

«Aber was ist, wenn heute Nacht keiner der Gardisten online geht?», fragte Donati.

«Das wäre höchst

ungewöhnlich», antwortete Alexander. «Ab Mitternacht hat jeder Gardist in der Kaserne zu sein. Eigentlich müssten alle, die keine Wache haben, sogar im Bett liegen, aber daran halten sich die wenigsten. Fernsehen wäre auffällig, online zu gehen dagegen kaum. Außerdem ist das Surfen um diese Zeit sehr billig. Und wenn nur zwei oder drei meine Mail rechtzeitig lesen,

werden sie die Kameraden mit Sicherheit informieren.»

«Aber auch jemand vom Zirkel der Zwölf oder ein Gardist, der mit Totus Tuus sympathisiert, könnte die Mail lesen», gab der Commissario zu bedenken.

«Sie werden in der Minderzahl sein», sagte Custos. «Das hoffen wir zumindest, denn darauf basiert unser Plan. Nur dann

können wir Totus Tuus und den Zirkel aufhalten.»

Der Mut und die Entschlossenheit des Papstes beeindruckten Alexander. In seiner weißen Soutane war er ein weithin sichtbares Ziel. Custos hatte auf dem Gewand bestanden, um jedem zu zeigen, dass er der rechtmäßige Pontifex war. Obwohl es zur Abmachung gehörte, dass beide Parteien

unbewaffnet kamen, traute Alexander der Zusage von Totus Tuus nicht.

Donati, ebenso skeptisch wie er, hatte den Papst mit Mühe und Not dazu gebracht, unter der Soutane eine schusssichere Kevlarweste zu tragen.

«Gott wird mich beschützen», hatte Custos abgewehrt.



«Gott beschützt Ihre Seele, die Weste Ihren Leib», hatte Donati geantwortet.

Ein höchst fragwürdiger Schutz, fand Alexander, als er sah, wie deutlich das Papstgewand sich gegen die Dunkelheit abzeichnete.

Gegen eine Handgranate oder einen Kopfschuss half auch das stärkste Kevlargewebe nicht.

Der Papst, Donati, Alexander und die drei erprobten Helfer, die sie schon acht Tage zuvor zum Largo di Torre Argentina begleitet hatten – Silvio, Dario und Leone –, stiegen die Treppe zu dem Ruinenfeld hinab. Der Kleintransporter, den Dario gefahren hatte, blieb verlassen am Straßenrand zurück. Jeder Mann konnte wichtig sein, und mehr als sechs durfte keine Partei

mitbringen. So lautete die Abmachung. Custos hatte angeordnet, die Abmachung einzuhalten, um Elenas Leben nicht zu gefährden.

Silvio, Dario und Leone schirmten ihn ab, so gut es ging. Der Heilige Vater murrte, als sie ihn in ihre Mitte nahmen und beinahe erdrückten. Er trug den Holzkasten mit der *Wahren Ähnlichkeit Christi* selbst.

Alexander und Donati, der mit seinem steifen Bein auf der engen Treppe nur schwer zurechtkam, bildeten den Abschluss.

Aus der unterirdischen Wohnung der Katzennärrin fiel Lichtschein nach draußen, aber nichts rührte sich, nicht einmal eine Katze huschte an den sechs Männern vorbei. Oben rauschte der auch kurz vor

Mitternacht noch starke Verkehr, hier unten schienen die Tempelruinen in der Zeit eingefroren zu sein.

Erst als auch Donati den unteren Treppenabsatz erreichte, wuchsen ein paar dunkle Gestalten aus dem Ruinenfeld. Als sie vorsichtig näher traten und über den Absperrzaun kletterten, erkannte Alexander Riccardo Parada,

Roland Schnyder, Anton von Gunten und Markus Rosin. Alle vier trugen sie dunkle Kleidung, als wollten sie sich die Nacht zur Verbündeten machen. Waffen waren nicht zu erkennen, konnten aber sehr wohl unter den Jacken verborgen sein.

Alexander trat vor den Ordensgeneral und fragte: «Wo ist Elena?»

«Wo ist der Smaragd?»

«Hier.» Custos hob den Kasten hoch.

Markus Rosin blickte den Papst finster an. «Ich sehe nur ein Stück Holz.»

«Und wir sehen keine Gegenleistung», entgegnete der Papst.

Der General streckte wie zum Angriffsbefehl die geballte Faust nach oben. Drei weitere Gestalten traten aus den

Schatten der Ruinen, die Gardisten Utz Rasser und Kurt Mäder und zwischen ihnen Elena, die sie festhielten. Sie leistete keine Gegenwehr, schien die Männer vielmehr willenlos zu begleiten.

Ihre Augen blickten seltsam starr.

«Was ist mit ihr?», rief Alexander und wollte hinlaufen, aber von Gunten



und Schnyder versperrten ihm den Weg.

«Wir haben ihr nur ein kleines Beruhigungsmittel gegeben, damit sie uns keine Schwierigkeiten macht», sagte Markus Rosin. «Sobald wir den Smaragd haben, kannst du deine Geliebte in die Arme schließen.»

«In der Kapelle», sagte Custos und zeigte auf die ins Erdreich geschlagene

Wohnung der Katzennärrin.  
«Dort findet der Austausch  
statt.»

«Davon war nicht die Rede!»,  
stieß der Ordensgeneral  
hervor.

«Der Glaube muss nicht noch  
mehr entweiht werden»,  
erwiderte der Papst. «Ich  
weigere mich, die *Wahre  
Ähnlichkeit Christi* in dieser  
heidnischen Kulisse zu  
übergeben. Außerdem habe

ich zu Gott gebetet, er möge die Irregeleiteten zur Vernunft bringen. Vielleicht geschieht das an einem zur Andacht einladenden Ort wie der Edelsteinkapelle.»

«Sollte mich freuen, wenn Sie dort Vernunft annehmen, *Heiligkeit*», versetzte Markus Rosin spöttisch. «Also gut, bringen wir es hinter uns. In der Kapelle sind wir ungestört.»

Die Katzennärrin öffnete die Tür ihrer Wohnung. Tiger kauerte auf ihrer Schulter und blickte wachsam in die Nacht.

Während der vergangenen Tage hatten die Auserwählten ein schützendes Auge auf Signora del Grosso geworfen. Es war ihr mitgeteilt worden, dass es in dieser Nacht zu einer bedeutenden, aber auch gefährlichen Begegnung

kommen würde und dass man dafür durch ihre Wohnung müsste. Sie hatte es abgelehnt, den Zufluchtsort ihrer geliebten Katzen auch nur für ein paar Stunden zu verlassen.

Beim Anblick des Heiligen Vaters wollte sie auf die Knie fallen. Fast wäre sie dabei umgeknickt, und Leone sprang ihr helfend zur Seite. Als er die Signora an der

Schulter packte, stieß Tiger ein wütendes Fauchen aus. Die alte Frau küsste den Fischerring des Papstes und wich ehrerbietig zur Seite.

In den engen Gängen, die zur Edelsteinkapelle führten, versuchte Alexander, in Elenas Nähe zu gelangen. Er machte sich so große Sorgen um sie und konnte sie doch nicht fragen, wie es ihr ging. Sie schien kaum in der Lage,

ihm zu antworten, außerdem war sie noch immer zwischen Rasser und Mäder eingekeilt. Mehrmals begegnete sein Blick dem Rassers, aber keiner von ihnen sagte ein Wort.

In der Edelsteinkapelle wies Markus Rosin Oberleutnant Schnyder an, die Kerzen anzuzünden, «damit wir zur Andacht kommen», wie er mit einem anzüglichen

Lächeln hinzufügte.

«Und jetzt will ich endlich den Inhalt des Kastens sehen!»

Der Papst klappte den Deckel hoch und Alexander blickte verstohlen auf die Uhr. Gleich war es eins. Pünktlich um Mitternacht sollte Professor Orlandi die E-Mail abgeschickt haben, die Alexander geschrieben hatte. Der Weg vom Vatikan in die



Kapelle war viel kürzer als von der Wohnung der Katzennärrin. Aber in dem Gang, der zur vatikanischen Tiefgarage führte, blieb alles still.

Markus Rosin nahm den Smaragd aus dem Kasten und drehte ihn, damit er beide Gesichter sehen konnte. Der Stein warf das Licht der Kerzen mit einem intensiven grünen Leuchten zurück.

«Sind Sie überzeugt?», fragte der Papst.

«Es ist der echte Stein», bestätigte Markus Rosin.

Custos lächelte verhalten.  
«Der Stein, der die Wahrheit verkündet, nicht wahr?»

«Was soll die Bemerkung?», fragte Markus Rosin. «Wir wissen beide, dass dieser Smaragd seinen Namen zu Recht trägt.»

«Sie geben also zu, dass die kirchliche Lehre auf falschen Dogmen beruht», stellte Custos fest.

«Die Dogmen sind richtig, nur gehen sie nicht auf Jesus zurück. Aber das ist vollkommen unwichtig. Was zählt, ist, dass die heilige Kirche und ihre Wertordnung Bestand haben. Dafür haben wir ...»

Heftiger Lärm brachte

Markus Rosin zum  
Schweigen. Aus dem  
Durchgang zum Vatikan kam  
ein Mann in blaugrauer  
Gardeuniform gelaufen,  
Adjutant Walter  
Stückelberger. Sein Gesicht  
war noch blasser als  
gewöhnlich. Er gehörte dem  
Zwölferzirkel an – hatte er  
den unterirdischen Gang  
bewacht?

Wahrscheinlich, dachte

Alexander, als Stückelberger hastig seine Meldung herunterspulte.

«Die Gardisten kommen!»

«Welche Gardisten?», fragte von Gunten.

«Alle möglichen», keuchte Stückelberger. «Männer aus allen drei Geschwadern stürmen den Gang.»

Wenige Sekunden später erschienen an die fünfzig

Schweizer, viele in Zivil, andere in Uniform. Nicht alle passten in die kleine Kapelle, einige mussten im Gang bleiben. Verwirrt blickten sie sich um. Der unterirdische Raum mit dem Edelsteinschmuck war allein schon erstaunlich genug. Den verschwundenen Papst nun Seite an Seite mit dem als Attentäter und Kidnapper gesuchten Alexander Rosin zu sehen, war noch viel

verblüffender. Am  
irritierendsten aber musste  
der Anblick des  
totgeglaubten  
Gardekommandanten Markus  
Rosin sein – einige der  
Männer hatten immerhin  
noch unter ihm gedient.

Dass nicht tausend Fragen  
gestellt wurden, war  
hauptsächlich Alexanders E-  
Mail zu verdanken. Er hatte  
in kurzen Zügen dargelegt,

was sich in den vergangenen Wochen ereignet hatte.

Er hatte seine Kameraden auf das, was sie hier unten vorfinden würden, vorbereitet und ihnen den Weg durch die Tiefgarage beschrieben. Und er hatte sie im Namen Seiner Heiligkeit aufgefordert, schnellstmöglich zu erscheinen.

Papst Custos zeigte den



Männern den Edelstein und erklärte ihnen, was die zwei eingeschliffenen Gesichter bedeuteten. Als er sich als Nachfahre Jeschuas, des historischen Jesus, zu erkennen gab, stießen viele der Gardisten ungläubige Rufe aus.

Andere verrieten ihre Zweifel durch konsternierte Mienen.

Markus Rosin nutzte die Gelegenheit und rief:

«Glaubt ihm nicht, Männer! Gardien ist ein Lügner und Scharlatan, der sich auf den Stuhl Petri geschwindelt hat. Durch faulen Zauber will er die Kirche zu Fall bringen, der zu dienen wir geschworen haben.»

Alexander streckte die rechte Hand aus und zeigte auf den General. «Dieser Mann, mein Vater, ist der Lügner und Verschwörer. Er hat seinen

Tod vorgetäuscht, um zum  
Anführer des geheimen  
Ordens Totus Tuus  
aufzusteigen. Er hat das  
Attentat auf Papst Custos  
befohlen, den wir,  
Kameraden, mit unserem  
Leben zu schützen  
geschworen haben. Nicht der  
Kirche gilt unser Eid,  
sondern dem Papst, und das  
ist Custos!»

Als aus den Reihen der

Gardisten zustimmende Rufe  
laut wurden, bellte  
Oberstleutnant von Gunten:  
«Ruhe, Männer! Als euer  
Kommandant befehle ich  
euch zu schweigen. Gardien  
hat die Kirche verraten, er ist  
nicht mehr der rechtmäßige  
Papst.

Euer Eid bindet euch nicht an  
ihn.»

«Das zu entscheiden steht  
nicht in Ihrer Befugnis, Herr

Oberstleutnant», widersprach Alexander. «Niemand kann den Papst absetzen und nur er selbst kann die Garde von ihrem Eid entbinden.»

Custos hob die Arme und erklärte: «Ich verlange keinen blinden Gehorsam von euch, meine Schweizer. Hört auf die Stimme eures Herzens, auf euren Glauben, prüft euch. Erkennt, was richtig ist, und dann

handelt!»

«Auch wir hören auf die Stimme unseres Glaubens», rief Markus Rosin.

«Das allein spricht noch nicht für Ihren Orden», sagte der Papst. «Wie auch immer der Teufel beschaffen sein mag, er ist bestimmt kein Atheist.»

Markus Rosin wandte sich an die Gardisten. «Ihr könnt

euch nicht auf euren Glauben berufen und gleichzeitig die Dogmen der Kirche für ungültig erklären. Gerade das würde gegen den Glauben verstoßen!»

«Nur gegen den falschen Glauben, der blindem Gehorsam gleicht», erwiderte Custos augenblicklich. «Gott hat uns den Verstand nicht gegeben, damit wir uns seinen Gebrauch untersagen

lassen. Wer von uns verlangt, dass wir um des Glaubens willen aufhören zu denken, beleidigt den Schöpfer.

Denken und Glauben sind keine Gegensätze, sie müssen sich ergänzen!»

«Das ist Ketzerei!», ereiferte sich Markus Rosin. «Dieser angebliche Papst ist ein Ungläubiger!»

Custos bedachte ihn mit



einem ernsten Blick und sagte vollkommen ruhig: «Ob ich gläubig oder ungläubig bin, vermag allein Gott zu entscheiden.»

«Geht in eure Quartiere zurück!», rief von Gunten den Schweizern zu. «Ich kümmere mich um den Papst und nehme ihn in Gewahrsam. Die Kurienkardinäle werden über sein Schicksal befinden.» Als

die Gardisten keine Anstalten machten, die Kapelle zu verlassen, setzte er nach: «Führt den Befehl sofort aus, verlasst diesen Ort!»

Alexander sagte: «Von Gunten, Sie vergessen, dass der Heilige Vater unser oberster Befehlshaber ist.»

«Das stimmt, er hat Recht!», rief ein Gardist aus den hinteren Reihen. Andere schlossen sich an: «Niemand

kann den Heiligen Vater absetzen!» – «Wir dienen dem Papst und beschützen ihn, so lautet unser Eid!»

Einer nach dem anderen traten die Schweizer vor, um einen schützenden Kreis um Custos zu bilden, da ließ das Krachen eines Schusses – in der kleinen Kapelle so laut wie eine Kanone

– alle erstarren. Gestein rieselte von der Decke, wo

die Kugel abgeprallt war. Der Querschläger traf einen Gardisten aus dem Romandgeschwader ins Bein. Aufstöhnend ging der Verletzte zu Boden.

Riccardo Parada hielt eine Beretta-Automatik in der Hand.

Nun zogen auch die anderen Verschwörer Handfeuerwaffen unter ihrer Kleidung hervor. Sie hatten

sich nicht an die Abmachung gehalten, natürlich nicht!

Wut stieg in Alexander hoch. Er und seine Begleiter waren unbewaffnet gekommen – wenn auch nicht aus Ehrlichkeit, wie er zugeben musste. Sie hatten Elena nicht gefährden wollen.

Nachdem der Schuss gefallen war, ging alles blitzschnell. Die Verschwörer drängten die Gardisten zurück und

versuchten, den Papst aus der Kapelle zu zerren, in den Gang, der zu Signora del Grossos Wohnung führte.

Markus Rosin und Utz Rasser hatten die Kapelle mit ihrem Gefangenen bereits verlassen, als sich die Gardisten, wie auf einen geheimen Befehl, auf die übrigen Verschwörer stürzten.

Zwar hatten die Schweizer

keine Feuerwaffen, aber ihre Überzahl sicherte ihnen einen schnellen Sieg. Parada, von Gunten, Schnyder, Mäder und Stückelberger lagen bald entwaffnet am Boden, hatten allerdings noch einigen Gardisten Schusswunden beigebracht.

Das alles bekam Alexander nur beiläufig mit. Nach einem letzten Blick auf Elena, die von Silvio gestützt

wurde, folgte er Markus Rosin, Utz Rasser und dem Heiligen Vater. Seine Schritte hallten in dem unterirdischen Gang laut wider. Weiter vorn leuchtete unerklärlicherweise ein Licht. So sah Alexander, dass Rasser zu ihm herumfuhr, um zwei Schüsse abzugeben.

Nur weil Alexander sich geistesgegenwärtig zu Boden warf, pfiffen die Projektile



über ihn hinweg.

Als er auf dem Boden lag, bekam seine Rechte einen faustgroßen Stein zu fassen und umklammerte ihn. Gleichzeitig entdeckte er die Lichtquelle, eine gebückte Gestalt mit einer Taschenlampe. Die Katzennärrin. Es gab nur eine Erklärung für ihr Erscheinen: Sie hatte es vor Neugier nicht mehr ausgehalten.

Markus Rosin feuerte und die alte Frau brach vor ihm zusammen. Die

Taschenlampe entglitt ihrer Hand, rollte über den Boden. Der Lichtstrahl tanzte über die Felswände wie ein verirrter Kugelblitz.

Als die Lampe liegen blieb, fiel das Licht auf Rasser, der mit schussbereiter Pistole suchend in Alexanders Richtung starrte.

Alexander sprang auf, schleuderte den Stein und ließ sich sofort wieder fallen.

Rassers Aufstöhnen ging in der Detonation des Schusses unter.

Die Kugel klatschte zwei, drei Meter hinter Alexander gegen den Fels.

Er stieß sich vom Boden ab und sprintete auf Rasser zu, der die linke Hand gegen die

blutende Stirn presste. Rasser riss die Automatik herum und wollte erneut abdrücken. Alexander war schneller, er packte den rechten Arm seines einstigen Freundes und hielt ihn fest. Die Wucht seines Ansturms riss sie beide zu Boden. Sie rangen um die Kontrolle über die Waffe, die noch immer in Rassers Hand lag.

«Diesmal werde ich dich

nicht schonen, Verräter!»,  
keuchte Rasser. «Ich hätte  
schon damals in der  
Waffenkammer Schluss mit  
dir machen sollen!»

«Ich halte einen anderen von  
uns für den Verräter»,  
brachte Alexander im  
stoßweisen Rhythmus seines  
heftigen Atmens hervor,  
während er zu verhindern  
suchte, dass der kräftige  
Gardist, der über größere

Körperkraft verfügte als er,  
die Waffe auf ihn richtete.  
«Du warst der Einbrecher?»

«Natürlich. Wenn das  
Waffenausgabebuch als  
gestohlen galt, konnte auf  
mich kein Verdacht fallen.  
Mit dir habe ich nicht  
gerechnet, dachte, du wärest  
längst in dein Zimmer  
gegangen.

Fehlanzeige! Als ich dich  
kommen sah, habe ich mich

zwischen den Stahlschränken versteckt. Den Rest kennst du.»

«Nicht ganz. Wer hat mir den Hieb verpasst?»

«Der FvD natürlich, Mäder. Der Idiot sollte Schmiere stehen, hat dich aber nicht bemerkt. Erst der Lärm unseres Kampfes hat ihn stutzig gemacht. Er hätte fester zuschlagen sollen, aber das hole ich jetzt nach!»

Rasser glaubte, die Oberhand zu gewinnen, als Alexanders Druck auf seinen Waffenarm nachließ. Alexander hatte absichtlich nachgegeben, um ihn in falscher Sicherheit zu wiegen, getreu den Worten Meister Funakoshis: *Das Nachgeben hat nur Sinn, wenn die Kraft des Gegners gegen ihn verwendet, wenn er durch seine Kraft besiegt wird.*



Als Rasser die Waffe auf Alexanders Brust richtete, packte dieser den Unterarm des Gegners mit neuer Kraft und drehte ihn herum. Der Schuss löste sich und traf Rasser mitten ins Herz.

Alexander spürte kein Bedauern. Er hatte den Freund längst verloren.

Hastig rappelte er sich auf, um nach den anderen zu sehen.

Infernalischer Lärm erfüllte den Gang: Kreischen, Schreien und Fauchen, in das sich die schnellen Schritte der Gardisten mischten, die aus der Kapelle herankamen. In dem engen, dunklen, ihnen unbekannten Stollen mussten sie sich erst zurechtfinden, was Zeit kostete.

Alexander hob die Taschenlampe auf und beleuchtete die am Boden

kauernde Gestalt des Papstes.  
Ein Schreck durchfuhr ihn.

War der Heilige Vater  
verwundet?

Dann aber sah er, dass Custos  
sich um die Katzennärrin  
kümmerte. Sie blutete aus  
einer Wunde am Kopf. Hätte  
die Kugel sie nicht nur  
gestreift, hätten wohl selbst  
die heilenden Kräfte des  
Papstes ihr nicht mehr helfen  
können. Custos wirkte

vollkommen konzentriert;  
vorsichtig strich er mit der  
Hand über die Stirnwunde.  
Die Signora lag mit  
geschlossenen Augen in  
seinem Schoß.

Alexander ließ den  
Lichtkegel weiterwandern zu  
einem Knäuel miteinander  
ringender Leiber. Markus  
Rosin wälzte sich am Boden  
hin und her und versuchte,  
etliche Katzen von seinem

Körper zu schütteln. Immer wieder sprangen die Tiere ihn an und schlugen ihre scharfen Krallen in sein Fleisch. Kein Zweifel, sie verteidigten ihre Herrin – oder rächten sie. Tiger bearbeitete das Gesicht des Generals, der sich mit fahrigem Bewegungen wehrte. Die Waffe war ihm entfallen.

Alexander nahm die Automatik auf und vertrieb die Katzen mit ein paar

Fußtritten. Markus Rosins Abwehrbewegungen erlahmten, als die Tiere ihn nicht mehr bedrängten, aber er schien nicht aufstehen zu wollen. Jetzt erkannte Alexander, warum er sich so unbeholfen gegen die Katzen verteidigt hatte: Tiger hatte ganze Arbeit geleistet und ihm beide Augen ausgekratzt.

Alexander richtete die Waffe auf die Stirn des laut

stöhnenden Mannes, genau zwischen die beiden blutigen Augenhöhlen. Er erinnerte sich gut an seinen Schwur, seinen Vater zu töten, aber er drückte nicht ab. Er hatte keinen Vater mehr, den er hätte bestrafen können. Vielleicht hatte er nie einen richtigen Vater gehabt, sondern immer nur ein flüchtiges Trugbild. Und selbst das war schon vor zehn Jahren erloschen. Seitdem

gab es nur noch den Ordensgeneral Markus Rosin, und über den würden andere richten.

Gardisten umringten sie, und mit ihnen kam Donati angehumpelt. Alexander übergab ihm die Waffe und wandte sich dem Papst zu, auf dessen Stirn dicke Schweißperlen glänzten.

«Wird die Signora durchkommen?»



Custos nickte und erhob sich schwankend. «Der Herr ist mit ihr.»

Alexander übergab die Lampe einem Kameraden und lief zurück zur Edelsteinkapelle. Zu Elena.

# *Epilog*

«Elena geht es bald besser», verkündete einige Stunden später Professor Orlandi, als er aus ihrem Krankenzimmer trat. «Sie muss ein paar Stunden schlafen, dann wird das Gift in ihrem Körper weitgehend abgebaut sein. Ich habe auch ihren Rücken behandelt, damit die Wunden schneller verheilen.»

«Kann ich zu ihr?», fragte Alexander.

«Wenn Sie sie schlafen lassen, ja.»

Orlandi ging ins Nebenzimmer, wo Signora del Grosso lag.

Alexander weckte Elena nicht. Es genügte ihm, an ihrem Bett zu sitzen, sie anzuschauen und zu wissen, dass sie beide es überstanden

hatten. Nach allem, was hinter ihm lag, hätte er erschöpft sein müssen, leer, ausgebrannt. Aber es war nicht so.

Elena und er hatten die Vergangenheit abgeschüttelt. Ihr Leben wurde nicht länger von fremden Kräften gelenkt. Was die Zukunft auch für sie beide bereithalten mochte, es lag bei ihnen, ihre Chancen zu nutzen.

Länger als eine Stunde blieb er bei ihr und sah sie einfach nur an. Dann ging er in den Salon, in dem einige der Auserwählten, darunter Orlandi, Solbelli und ihr Verbündeter Donati, die Sondersendung im Fernsehen verfolgten. Egal, welchen Sender man an diesem Sonntag einschaltete, jeder hatte sein Programm für die Berichterstattung aus dem Vatikan gekippt, sogar die

Sportkanäle.

Donati trat auf Alexander zu und sagte: «Was Elena betrifft, muss ich mich wohl bei Ihnen entschuldigen. Vermutlich ist das Verdächtigen bei mir eine Berufskrankheit.»

«Was Sie heute Nacht getan haben, auch für Elena, bedeutet tausendmal mehr als jede Entschuldigung, Commissario.»

Alexander reichte ihm die Hand. «Ich danke Ihnen, für alles.»

Donati ergriff seine Hand und schüttelte sie. «Gleichfalls, Signor Rosin.»

Ein Fernsehsprecher berichtete von nächtlichen Kämpfen in unterirdischen Gängen unter dem Vatikan, über die noch nichts Genaues bekannt sei. Alexanders Gedanken kehrten zur letzten

Nacht zurück.

Mit den sich überstürzenden Ereignissen in der Edelsteinkapelle waren die Aufregungen noch nicht beendet gewesen. Die Gardisten hatten die gefangenen Verschwörer durch den Geheimgang in den Vatikan gebracht. Auch Alexander war dabei gewesen. Der Papst brauchte in dieser Stunde jeden



Getreuen.

Die Schweizer holten ihre Schusswaffen aus der Waffenkammer und setzten alle ihnen bekannten Verschwörer, die sich im Vatikan aufhielten, fest: die Kardinäle Musolino und Tamberlani, Monsignore Wetter-Dietz, Gardekaplan Imhoof sowie einige ihrer Mitarbeiter.

Anfangs erschien ungewiss,

auf welche Seite die  
Vigilanza sich schlagen  
würde. Erst als die  
Gendarmen sich für Papst  
Custos entschieden, hatte  
festgestanden, dass dem  
Vatikan eine bewaffnete  
Auseinandersetzung erspart  
bleiben würde.

Commissario Donati war zu  
diesem Zeitpunkt schon im  
Präsidium gewesen, um die  
Polizeiführung über die Lage

zu informieren. Falls die  
Vigilanza sich gegen die  
Schweizergarde gestellt  
hätte, hätte Papst Custos  
römische Ordnungskräfte zur  
Verstärkung anfordern  
müssen.

Aber auch so hatten  
Stadtpolizei und Carabinieri  
alle Hände voll damit zu tun,  
den Vatikan abzuriegeln. Die  
Nachricht von der ominösen  
Rückkehr des Papstes in den

Kirchenstaat, von seiner  
völligen Genesung und dem  
geplanten Putsch einiger  
Kurienkardinäle lockte  
Heerscharen von  
Neugierigen, Gläubigen und  
Journalisten zum Vatikan.  
Rom glich einem  
Hexenkessel.

Als reichten all diese  
Neuigkeiten noch nicht aus,  
um die Welt in helle  
Aufregung zu versetzen,

wartete Papst Custos mit der  
nächsten Sensation auf. Der  
Heilige Vater  
höchstpersönlich erschien zur  
Presseerklärung im  
Konferenzraum des  
vaticanischen Pressesaals.  
Und als die Kameraleute und  
Fotografen sich  
einigermaßen gefangen  
hatten, waren es seine Worte,  
die für den nächsten Aufruhr  
sorgten.

Seine Heiligkeit präsentierte der Öffentlichkeit die *Wahre Ähnlichkeit Christi* und berichtete von der Bedeutung des Smaragds. «Wird die Menschheit diese Botschaft verkraften?», fragte Elena am Abend, als sie sich mit Alexander eine Aufzeichnung der Pressekonferenz ansah. «Werden die Christen zusammenfinden oder sich noch weiter spalten? Werden die Fundamentalisten im

Islam eine Chance wittern,  
den Heiligen Krieg gegen  
alle Ungläubigen  
auszurufen?»

Sie waren zu Elenas  
Wohnung gefahren. Elena  
hatte darum gebeten, als sie  
erwacht war; sie hatte mit  
ihm allein sein wollen.

«Der Heilige Vater hat  
gewusst, was er tat»,  
erwiderte Alexander, der sich  
den ganzen Tag über

dieselben Fragen gestellt hatte. «Natürlich haben ihn die Umstände dazu gedrängt, Hals über Kopf an die Öffentlichkeit zu gehen. Wie sonst sollte er die Festnahme hochrangiger Kardinäle, des Vatikansprechers, des kommissarischen Gardekommandanten, des Gardekaplans und des Generalinspektors der Vigilanza erklären? Vielleicht ist es gut so. Ein



heilsamer Schock kann zuweilen mehr bewirken als ein quälend langsamer Prozess. Er wird die Menschen überzeugen. Wenn es einen Engelspapst gibt, dann ist es Custos!»

Elena griff zur Fernbedienung, schaltete den Fernseher aus und sah Alexander an. «Hast du auch einen heilsamen Schock erlebt?»

«Ja», sagte er nachdenklich. «Ich weiß jetzt, dass ich keinem Vater und keiner Vergangenheit nachtrauern muss. Was mit Markus Rosin auch geschehen mag, für mich wird es das Schicksal eines Fremden sein.»

Sie sah ihn prüfend an. «Das klingt verbittert.»

«Nein, nicht verbittert.» Er lächelte und es war ein offenes, ehrliches Lächeln.

«Verbittert war ich, als wir die Zusammenkunft des Zirkels belauscht haben und ich erkennen musste, wer das Haupt der Zwölf war. Da habe ich mich von meinem Vater verraten gefühlt. Inzwischen weiß ich, dass dieser Mann schon lange nicht mehr mein Vater war. In gewisser Hinsicht bin ich froh über die Erkenntnis. Ich wünschte nur, es hätten nicht so viele Menschen dafür ihr

Leben gelassen.»

«Nach allem, was du für den Papst getan hast, ist dein Aufstieg an die Spitze der Schweizergarde sicher, Alexander.

Du wirst Gelegenheit haben, den Namen Rosin rein zu waschen.»

Er schüttelte den Kopf. «Das habe ich bereits getan, mehr als genug, denke ich. Im

nächsten Jahr hätte ich meine Dienstzeit verlängern müssen, was ich jedoch nicht tun werde. Mehr noch, ich werde Seine Heiligkeit um vorzeitige Entlassung bitten. Zu viele ungute Erinnerungen sind mit dem Namen Rosin verbunden, ich werde die Familientradition beenden.»

«Und dann? Was hast du vor?»

«Ich denke, ich werde mich

dem Journalismus zuwenden.

Bevor ich nach Rom kam, habe ich zwei Semester Journalistik studiert. Mit meinem Hintergrundwissen als Exgardist könnte ich doch einen passablen Vatikanisten abgeben. Natürlich muss ich den Job von der Pike auf lernen, am besten bei einer Meisterin des Fachs. Du brauchst jetzt ja wohl einen neuen Rechercheur, Elena.»

Sie blickte ihn ungläubig an.  
«Du willst mich verkohlen,  
oder?»

«Ganz im Gegenteil, ich habe  
es noch nie so ernst  
gemeint.»

Er nahm sie in die Arme und  
küsste sie, und das Schicksal  
der Menschheit erschien auf  
einmal vollkommen  
unbedeutend.

Die ganze Nacht über lagen

sie sich in den Armen und  
hielten einander einfach nur  
fest. Und jeder von ihnen  
wusste, dass er in dieser  
kleinen Ewigkeit alles hatte,  
was er brauchte, was er sich  
wünschte. Wäre es möglich  
gewesen, hätten sie die Zeit  
angehalten. Aber das  
Tageslicht, das die  
Dachwohnung irgendwann  
durchflutete, schwemmte die  
Illusion eines  
abgeschlossenen



Mikrokosmos hinweg.

Nur widerwillig löste Alexander sich aus der Umarmung und ging zum Fenster. Das Erste, was ihm auffiel, war der strahlend blaue Himmel, an dem nicht die kleinste Wolke zu sehen war.

Die Sonne lachte, als wollte sie die vielen trüben Wochen, die Rom gesehen hatte, an einem Tag vergessen

machen. Er blickte den Hügel hinunter auf die Stadt, sah Autos, Busse und einen Milchauslieferer, dessen kleiner Transporter den Gianicolo heraufzuckelte.

«Und?», fragte Elena zaghaft, als er zu ihr zurückkam. Sie sah ihn an wie den Engel des Jüngsten Gerichts.

Er schloss sie wieder in die Arme und sagte lächelnd: «Rom lebt!»



# *Nachbemerkung des Autors*

Die Schweizergarde der Päpste, heute gerade mal hundert Mann stark, ist eine Kompanie im Rang eines Regiments. Daraus resultiert ein auf den ersten Blick verwirrend anmutender Unterschied zwischen Funktion und Dienstrang der Gardisten.

Die siebenzig Hellebardiere, die das Gros der Einheit stellen, stehen im Rang eines Wachtmeisters. Zehn Vizekorporale haben den Rang eines Feldweibels, der bei den Schweizern noch so heißt wie der Feldwebel zu Landsknechtszeiten. Auf der nächsthöheren Stufe stehen zehn Korporale im Rang eines Adjutanten (wie auch Alexander Rosin). Darauf folgen vier Wachtmeister im

Rang eines Leutnants. Einem Feldweibel, der die Funktion eines Adjutanten erfüllt, kommt der Rang eines Oberleutnants zu. Zwei Leutnants schließen sich an, von denen der eine im Rang eines Hauptmanns und der andere in dem eines Majors steht. Ein Oberleutnant als stellvertretender Kommandant und der Gardekaplan haben jeweils den Rang eines

Oberstleutnants inne. Der  
Kommandierende  
Hauptmann als  
Gardekommandant steht im  
Rang eines Obersten.

«Der Engelspapst» ist ein  
Roman, eine Fiktion. Reale  
Personen und Begebenheiten  
mögen als Vorlage gedient  
haben, sollen aber hier nicht  
porträtiert werden. Natürlich  
gab der im Mai 1998 verübte  
Mord am Kommandanten der

Schweizergarde und seiner Frau eine wesentliche Anregung zu dieser Geschichte. Den Presseberichten zufolge hat der Vatikan die Akten so schnell geschlossen, dass mehr unaufgeklärt blieb, als aufgeklärt wurde. Die Hintergründe der realen Mordtat liegen im Verborgenen, die der fiktiven entspringen meiner Fantasie.



Dasselbe gilt für die mysteriösen Umtriebe auf der winzigen Kanalinsel Brecqhou. Dort wurde tatsächlich vor wenigen Jahren unter strengster Geheimhaltung ein Schloss im gotischen Stil erbaut, und Spekulationen ranken sich um das, was seine Besitzer auf dem öden Eiland tun. Was auch immer die wirklichen Schlossherren auf Brecqhou veranstalten, es

steht in keiner Beziehung zu den von mir geschilderten Vorgängen, die, wie der Orden Totus Tuus, frei erfunden sind. Die geheimnisvolle Insel war so verführerisch, dass ich sie mir einfach ausleihen musste.

Ähnlich verhält es sich mit dem Vatikan. Zwar habe ich den Kirchenstaat besucht und hatte auch Gelegenheit, an

einer Audienz des Papstes teilzunehmen, doch sind die kurialen Personen und Machenschaften in diesem Roman sämtlich Produkt meiner Fantasie. Was nicht heißen soll, dass es im kleinsten Staat der Welt keine Intrigen gäbe.

Berichte über einen Zwillingbruder Jesu existieren tatsächlich. Und es hat einen Smaragd mit der

Profilansicht eines Mannes  
gegeben, der als *Wahre  
Ähnlichkeit Christi*  
bezeichnet wurde und seit  
dem Sacco di Roma als  
verschollen gilt. Wie es auch  
immer wieder Legenden über  
den das Christentum  
reinigenden Engelspapst  
gegeben hat.

Ebenfalls belegt ist, was in  
diesem Roman über die  
Schließung der römischen

Fuggerniederlassung kurz  
nach dem Sacco di Roma  
berichtet wird. Die  
Unterlagen der Niederlassung  
sind tatsächlich  
verschwunden. Und  
tatsächlich traten damals  
zwölf Schweizer nach der  
Auflösung ihrer Garde in die  
neue Leibwache des Papstes  
ein. Einer von ihnen war  
Albert Rosin aus Zürich.

Die Hand des heiligen John

Kemble wird in der Kirche  
St.

Francis Xavier in Hereford  
als Reliquie verehrt. Die  
mysteriöse Bombardierung  
des Vatikans im Zweiten  
Weltkrieg hat ebenso  
stattgefunden wie der  
Bombenangriff auf das  
Mailänder Kloster Santa  
Maria delle Grazie. Auch  
dass es den Plan «Rabat-  
Föhn»

zur Entführung von Papst Pius XII. gegeben hat, ist belegt.

Aus all diesen und anderen Bausteinen entstand meine Geschichte, die keine Wahrheit sein will, jedenfalls nicht mehr als jede andere Geschichte. Denn wahr sein kann nur das, was jeder für sich selbst feststellt.

Jörg Kastner

# ***Glossar***

*Apostolische Kammer:*  
vatikanisches Ministerium  
zur Verwaltung der  
weltlichen Angelegenheiten  
des Heiligen Stuhls

*Apostolische Signatur:*  
oberster Gerichtshof im  
Vatikan, zuständig für die  
Gerichtsbarkeit in der ganzen  
Kirche *Bidenhänder:* auch  
Beidhänder; Schwert mit sehr  
langer und breiter Klinge, das



im Kampf mit beiden Händen  
geführt wird *Camerlengo*:  
Kämmerer

*Carabinieri*: paramilitärische  
Polizeitruppe, deren  
Aufgaben sich im täglichen  
Einsatz mit denen der  
Stadtpolizei, der

«Policia Municipale»,  
überschneiden

*Feldschlange*: Geschütz mit  
sehr langem Rohr zum

Verschie-

ßen kleinerer Eisenkugeln

*Haufnitze:* Kurzrohrgeschütz  
auf Lafette für Stein- und  
Hagel-beschuss

*Hauptbüchse:*                   schweres  
Geschütz           ohne       Lafette  
(Legestück)                   zum  
Verschießen       von       großen  
Steinen       und       Eisenkugeln

*Kake-Phase:*           im       Judo  
abschließende       Kampfphase,

in der die Kampftechnik  
ausgeführt wird

*Kartdune:* Geschütz zum  
Verschießen von Eisenkugeln  
auf Lafette

*Katzbalger:* Kurzschwert mit  
breiter Klinge *Kongregation:*  
regelmäßig tagendes  
Komitee von  
Kurienkardinälen und  
anderen Mitgliedern zur  
Erörterung eines bestimmten  
Sachgebiets, ähnlich dem

«Rat»;  
Bezeichnung für eine  
ordensähnliche  
Gemeinschaft, die keine  
feierlichen Gelübde kennt

*Konklave:* Bezeichnung für  
die Papstwahlversammlung  
der Kardinäle und für die  
Räume, in denen die Wahl  
stattfindet *Konsistorium:*  
Bezeichnung für die  
Versammlung der Kardinäle  
unter dem Vorsitz des

Papstes wie auch für den  
Versammlungsraum

*Kuzushi-Phase:* im Judo  
Kampfphase, in der man den  
Gegner aus dem  
Gleichgewicht bringt, häufig  
durch Nachgeben

*Monsignore:* «mein Herr»;  
Ehrentitel für Priester, die  
fünf Jahre lang für den  
Vatikan arbeiten

*Reisige:* berittener Krieger

*Reisläufer*: besonders bei Schweizern üblicher Begriff für Söldner

*Serenissima*: «die Allergnädigste» oder «die Durchlauchtigste»; in der Renaissance Bezeichnung für Venedig  
*Tsukuri-Phase*: im Judo zwischen *Kuzushi*- und *Kake-Phase* die mittlere Phase, in der die Kampftechnik angesetzt wird; die drei in der Theorie

getrennten Phasen gehen  
beim Kampf nahtlos  
ineinander über

# *Wichtige Daten zur Geschichte der Schweizergarde und des Vatikans*

*1506*

Hauptmann Kaspar von  
Silenen zieht mit 150  
Schweizern in den Vatikan  
ein - Beginn der offiziellen  
Geschichte der  
Schweizergarde der Päpste.



1510

Matthäus Schiner, Bischof von Sitten und Kardinal, vermittelt einen Beistandspakt zwischen der Schweiz und dem Vatikan.

1512

Julius II. verleiht den Schweizergardisten durch päpstliche Bulle den Titel *Defensores Ecclesiae Libertatis* (Hüter der Freiheit)

der Kirche).

1526

Da die Eroberungspolitik Kaiser Karls V. in den Augen von Papst Clemens VII. eine Gefahr für den Kirchenstaat darstellt, schließt der Papst sich mit dem französischen König Franz I., dem Herzog von Mailand, der Republik Venedig und Florenz am 22. Mai zur Heiligen Liga von Cognac zusammen. Die dem

Papst feindlich gesinnten Colonna, ein römisches Adelsgeschlecht, nutzen die politischen und militärischen Wirren, indem sie am 20. September mit 5000 Mann Rom überfallen und plündern. Clemens VII. flieht in die Engelsburg. Ein aus der Lombardei anrückendes Heer von 7000 Mann, unter denen sich auch 2000 Schweizer befinden, befreit den Papst.

Am 6. Mai stürmt das kaiserliche Heer, von Karl V. ohne Sold gelassen und seit der schweren Erkrankung des berühmten Söldnerführers Georg von Frundsberg ohne straffe Führung, Rom. Als *Sacco di Roma* geht die anschließende Plünderung der Stadt in die Geschichte ein. Von 189 Schweizern lassen 147, darunter Hauptmann Kaspar von Silenen, ihr Leben, um Papst

Clemens die Flucht in die Engelsburg zu ermöglichen. Die Engelsburg wird wacker verteidigt, unter anderem von dem Goldschmied und Bildhauer Benvenuto Cellini, der sich erfolgreich als Bombardier betätigt. In den Verhandlungen mit den Belagerern lässt der Papst sich auf die Abschaffung der Schweizergarde ein. Nur zwölf Schweizer bleiben bei ihm, darunter Albert Rosin

aus Zürich. Am 7. Dezember flieht Clemens aus Rom nach Orvieto.

*1528*

Der von Orvieto nach Viterbo weitergezogene Papst Clemens erhält im Oktober von Karl V. die Erlaubnis, nach Rom zurückzukehren.

*1529*

Karl V. und Clemens VII. schließen am 29. Juni den

Vertrag von Barcelona mit gegenseitigen Zugeständnissen. Clemens sichert dadurch die weltliche Macht des Kirchenstaates, den Karl als Schutzwall gegen die Protestanten benötigt. Am 3.

August schließen Karl und Franz I. den Frieden von Cambrai, worin Franz auf seine italienischen Ansprüche verzichtet.

1548

Papst Paul III. schließt mit der Schweiz einen Vertrag über die Neuauftellung der Schweizergarde. Hauptmann Jost von Meggen rückt mit 231 weiteren Gardisten in den Vatikan ein.

1798

Napoleons Truppen besetzen Rom und auch die Schweiz, was zur Auflösung der alten



Eidgenossenschaft und zur  
Gründung der Schweizer  
Republik führt.  
Gardekommandant Alois  
Pfyffer erhält aus Luzern den  
Befehl zur Auflösung der  
Schweizergarde.

Nur fünf Unteroffiziere und  
36 Hellebardiere bleiben in  
Rom.

*1801*

Neugründung der

Schweizergarde unter dem Kommandanten Karl Pfyffer von Altishofen.

*1808*

Neuerliche Besetzung Roms durch Napoleons Truppen. Papst Pius VII. flieht in den Quirinal und gibt der Schweizergarde schließlich den Befehl, die Waffen zu strecken. Die Garde wird erneut aufgelöst.

*1814*

Nach Napoleons Abdankung kehrt der nach Fontainebleau verbannte Pius VII. nach Rom zurück und beauftragt Karl Pfyffer von Altishofen mit der Reorganisation der Schweizergarde.

*1870*

Die Truppen des Königreichs Italien erobern Rom. Der Kirchenstaat als weltlicher

Territorialstaat hört auf zu existieren.

Papst Pius IX. entlässt die päpstlichen Truppen mit Ausnahme der Schweizergarde.

*1929*

Die zwischen dem Heiligen Stuhl und dem italienischen Staat geschlossenen Lateranverträge geben dem Heiligen Stuhl das Recht auf

politische und juristische  
Selbstverwaltung. Der  
autonome Kirchenstaat im  
Herzen Roms ist geboren.  
Der schweizerische  
Gesamtbundesrat genehmigt  
das Fortbestehen der  
Schweizergarde als  
Wachtruppe des  
Kirchenstaats.

*1979*

Papst Johannes Paul II. legt  
die Sollstärke der

Schweizergarde auf 100  
Mann fest.

*1998*

Eine Bluttat erschüttert  
Anfang Mai die  
Schweizergarde: Der frisch  
ernannte Kommandant Alois  
Estermann und seine Frau  
werden ermordet. Der  
mutmaßliche Täter, der  
Gardist Cedric Tornay, wird  
tot am Tatort aufgefunden;  
angeblich hat er sich selbst

gerichtet. Sein vorgebliches  
Motiv: dienstliche  
Differenzen mit dem  
Vorgesetzten.

**Dieses E-Book ist nicht zum  
Verkauf bestimmt!!!**

# Document Outline

- Cover





